Halirsch

eleg. g
553 a (1

Skizzen,

von

Ludwig Halirsch.

Erster Band.

Bei Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Conditorei des Jokus

oder

scherzhafte Bonbons, Früchte und Confituren

für

spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler.

Eine Auswahl

jokoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele

aus dem

„Berliner Courier"

und der

„Berliner Schnellpost,"

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Sauber brochirt. Preis 1½ Rthlr. oder 2 Gulden 24 Kr. rheinl.

Saphir ist als Humorist und Satyriker zu bekannt und beliebt, als daß diese Auswahl noch einer besondern Empfehlung und Anpreisung bedürfte. — Den zahlreichen Freunden seiner Muse wird sie gewiß sehr willkommen sein.

Dramaturgische

Skizzen,

von

Ludwig Halirsch.

Erster Band.

Leipzig, 1829.
Verlag von Carl Rode.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Dem

Dichter der „Todtenkränze“

Freiherrn J. Chr. von Zedlitz

als Zeichen der aufrichtigen Hochachtung

des Verfassers.

Inhalt.

Einleitung.

I. Ueber Grillparzer's neueste Trauerspiele.

1) König Ottokars Glück und Ende.
2) Ein treuer Diener seines Herrn.

II. Ueber einige Darstellungen der königlich preuß. Schauspielerin Mad. Stich 1826.

III. Dramaturgische Ungeheuer.

IV. Einzelne Beurtheilungen.

1) Belisar, Trauerspiel von E. von Schenk.
2) Ernst von Schwaben, Trauerspiel von Ludwig Uhland.

Einleitung.

Die hier gesammelt erscheinenden Skizzen beschäftigen sich hauptsächlich mit den neuesten Productionen der deutschen Bühnendichter und Bühnenkünstler, welche ich durch oftmalige Anschauung auf einem unserer ersten deutschen Theater — dem k. k. Hofburgtheater zu Wien — kennen lernte, und über die ich hiermit meine auf ein anhaltendes und eifriges Studium dieses Theils der Kunst gegründeten Ansichten mittheile.

Der eben angeführte Umstand, daß diese Bemerkungen von einer Anstalt ausgehen, welche zu den bedeutendsten ihrer Art gehört, und de-

ren Leistungen wohl auch auf ein bleibenderes und allgemeineres Interesse Anspruch machen dürfen, als ihnen die flüchtige und oft auch nichtige Journalistik zu gewähren vermag, wird zuerst ein Unternehmen entschuldigen, das bei so Vielem, was schon über dieses Fach geschrieben wurde, und bei so Vielen, die noch darüber schreiben, beim ersten Anblick leicht als überflüssig, nutzlos und unersprießlich erscheinen könnte. Aber es gibt noch andere Gründe, die mich zur Herausgabe dieses Werkes bewegen.

Ich habe in dem Buche selbst oft Gelegenheit gefunden und genommen, meine Ansichten über Theaterrecensionen und Theaterrecensenten, wie selbe in der Regel in unsern Zeitschriften gefunden werden, auszusprechen. Die Klage hierüber ist jedoch zu alt und kommt zu oft, als daß hier wieder damit begonnen werden sollte, um auf der nächsten Seite vielleicht zu neuen Variationen über dasselbe Thema die Veranlassung zu geben; diejenigen, die sie am heftigsten anstimmen, sind ohnehin meistens auch diejeni-

gen, die sich selbst damit getroffen fühlen, und die sich selbst beschuldigen, um sich selbst zu entschuldigen, wie es mißgestaltete Menschen gibt, die ihre Mißgestalt am ersten besprechen, und sich darüber belustigen, um nicht Andere darüber reden und sich belustigen zu hören.

Dagegen hoffe ich, daß man den nachfolgenden Aufsätzen, wie mangelhaft sie auch übrigens sein mögen, wenigstens in Einer Hinsicht, nämlich in der Liebe und in dem heiligen Ernst für die Kunst — und wahrlich, keinem andern Princip verdanken sie ihre Entstehung! — den Vorzug vor den ephemeren und aphoristischen Bemerkungen in hergebrachten Phrasen geben werde, die uns Tag für Tag von so vielen Zeitungen aufgetischt werden. Ich hoffe dies um so mehr, als die Kritik und das Publicum diese Liebe und diesen Ernst bereits in meinen frühern Werken, die dem Leben der Kunst und nicht ihrer Theorie angehörten, theilnehmend und mit Aufmunterung anerkannt haben.

Aber auch in einer zweiten Beziehung dürfte

sich diese Sammlung nicht allein von der gewöhnlichen Theaterjournalistik, sondern von den meisten Werken ähnlicher Art unterscheiden. Es war nämlich meine Hauptbestrebung, und es ist die eigentliche Tendenz in diesen Kritiken, nur die nationelle, die deutsche Kunst im Auge zu behalten, dem Leser durch eine Uebersicht dessen, was sie in der neuesten Zeit zu Tage gefördert hat, den Standpunkt, wo nicht zu bestimmen, doch anzudeuten, auf welchem sie sich gegenwärtig befindet, und alles Fremde oder nur Angeeignete, was in dieser Uebersicht stören könnte, streng entfernt zu halten. Die hier betrachteten Dichtungen für die Bühne gehören alle — Raupach's „Tochter der Luft" ausgenommen, welche man aber, auch auf das schärfste beurtheilt, doch unmöglich weder für eine bloße Uebersetzung, noch für eine dürre Bearbeitung erkennen wird — ganz und gar ihren deutschen Dichtern an; es sind Blüthen und Früchte, unmittelbar unserem heimischen Grund und Boden entwachsen, nicht ver-

pflanzt und von keiner fremden Sonne gereift.

Keine Einseitigkeit und kein Vorurtheil hat mich zu dieser Auswahl bestimmt. So sehr mir die Dutzend Fabricate aus und nach dem Französischen, diese leichten, nichtssagenden Krämereien und Nürnberger Arbeiten, die ein Heer von hungerigen Kleinhändlern zu Markte bringt, verhaßt sind; das wahrhaft Gute, das uns von unsern westlichen Nachbarn kommt und gekommen ist, hab' ich doch stets anerkannt, von den oft großartigen Ideen und stets edlen Formen der ältern Tragiker, von Moliere's hinreißendem Witze und Rameau's Humor bis auf die gefälligen Scherze Scribe's und Delavigne's dichterischen Ernst. Noch weniger konnte mir der Einfluß entgehen, den das englische Theater auf das deutsche genommen hat, welches uns weit näher steht, als das französische; — ich wußte noch nichts von Copernicus und Tycho de Brahe, nichts von Ellipsen und Keplerschen Gesetzen, als mich beim Anblick des Sternenhimmels zum

ersten Male die Ahnung der Unendlichkeit durchschauerte — und als ich zum ersten Male mit fliegenden Pulsen und klopfendem Herzen von heiliger Begeisterung durchschauert den „Lear" und „Romeo und Julie" las, kannte ich weder Ben Johnson noch Hunt, weder Ludwig Tieck noch Franz Horn! — doch mir haben meine deutschen Landsleute oft erzählt, daß sie in der fernen Fremde, und sei es auch in der seligsten Frühlingsnacht, durchträumt am Golf von Neapel, im Angesicht des ruhigen, durchsichtigen Meeres und des glühenden Vesuvs — daß sie durch das einfachste deutsche Lied, das neben ihnen erklang, zu Thränen gerührt wurden, daß sie alles Andere, selbst die Natur und Kunst um sich her vergaßen, wenn sie der wohlbekannte vaterländische Klang an die Heimath erinnerte. Ein so reinmenschliches Gefühl läßt sich nicht unterdrücken; es dringt durch, im Großen, wie im Kleinen — selbst in Sachen des Verstandes, und der deutsche Kunst- oder Literaturfreund gleicht, wie die Dinge jetzt stehn,

wahrhaftig dem Wanderer in der Fremde; er ist im Theater und im Buchladen im Auslande, und in dem Gesurre von Stimmen aller Nationen, das ihn umgibt, kann er die Eine, die ihm die theuerste sein soll, kaum mehr vernehmen, wenn sie auch hier und da noch laut wird. Ob er es unter diesen Umständen demjenigen nicht Dank wissen werde, der ihn aus solcher Verwirrung plötzlich in einen kleinen, aber auserwählten Kreis von Landsleuten führt, von denen er die Mehrzahl bereits kennt, achtet und liebt — dies bleibe seinem deutschen Herzen zur Entscheidung überlassen.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird das Ganze sich als ein Beitrag zur Geschichte der nationellen dramatischen Kunst darstellen, welcher mit Rücksicht auf die Gegenwart und die Zeit, der die besprochenen Schöpfungen angehören, nur das Vorzüglichste oder doch dasjenige in Erwähnung bringt, was durch sein Erscheinen jene mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregte, welche auch die Aufmerksamkeit

der Kritik nach sich zieht. Der Vergangenheit wurde dabei nur in so fern gedacht, als ihr Zusammenhang und Einfluß unverkennbar hervor trat und nachgewiesen werden mußte; sonst aber habe ich mich wohl gehütet, ihre Schatten zu erwecken, und die heilige Ruhe von Gräbern zu stören, die uns unverletzbar sein sollten, und denen die dankbare Nachwelt bereits unvergängliche Denkmäler errichtet hat. Das Beispiel so Mancher, welchen diese Ehrfurcht fremd ist, und welche als kritische Todtengräber diese Monumente zerschlagen, diese Gräber durchwühlen, die Skelette der großen Begrabenen hervor ziehen und der Welt mit triumphirender Freude vorhalten, um ihr zu zeigen, was sie ohnehin weiß — daß auch diese die Schuld alles Staubes bezahlten — dieses Beispiel allein würde genügt haben, mich von einem so zweckwidrigen Verfahren abzuhalten, wenn dies nicht die eigene innerste Ueberzeugung vermocht hätte, daß solche große Todte nicht in ihren Leichnamen, sondern in ihren Thaten betrach-

tet sein wollen, und in den letztern fortleben.

Wer nur immer zurück blickt, nicht um sich, nicht vorwärts, der geht auch am Ende zurück, oder er betrachtet und genießet Alles erst dann, wenn es ihm schon in ein weites, fremdes Vogelperspectiv verschwindet, da er es doch ganz in der Nähe, nur zum Ergreifen, zum Erlangen hatte, und so weit bequemer und auch weit wirksamer auffassen konnte; — er gleicht jenem Sonderlinge, der weder seinem Freunde, noch seiner Geliebten in's Auge schauen wollte, sondern erst, als Beide längst von ihm getrennt waren, und er sie längst verloren hatte, ihre Portraits zierlich und kostbar fassen ließ, um sie nun, Tage lang über den Verlust weinend, unaufhörlich zu betrachten. Es ist merkwürdig, daß dieser Pedantismus, der sonst nur einer gewissen Classe von Gelehrten anklebte, und sich nur auf das streng Wissenschaftliche erstreckte, nun auch im Leben, in Sachen der Phantasie und des Gefühls, in der Kunst einzureißen be-

ginnt. Das Erstere führt uns junge Greise vor, die noch gar keine Vergangenheit haben, und doch, wie ihre Großväter, von den guten alten Tagen ernsthaft erzählen, die Hände müßig träumend in den Schooß legen, statt mit ihrer frischen Jugendkraft zu ringen, zu wirken, und so in einer möglichst verbreiteten vielseitigen Thätigkeit erst die Gegenwart erfassen zu lernen. In der Kunst beginnt man auch schon, nur dasjenige für gut zu halten, was geschehen ist, und das mitleidig wegwerfend zu übersehen, was geschieht. Kaum gelten noch einzelne Ausnahmen, und selbst diese begleitet ein mitleidiges Achselzucken.

Das Alte entflieht uns nicht mehr, und trägt es den Keim der Unsterblichkeit einmal in sich, so bleibt es auch für die Unsterblichkeit; ist es aber vergänglicher Natur, so mag es immer zur Ruine werden, auch Ruinen haben ihre Schönheit, oft größere, als das einstige Ganze — sie aber verzieren, ausschmücken, herstellen, übertünchen wollen, heißt — sie lächerlich ma-

chen. Ueberhaupt sollte man Alles, was einmal abgeschlossen und fertig dasteht, unberührt lassen, es hat ohne unser Zuthun seine Bestimmung erreicht, und wird sie auch fernerhin ohne unser Zuthun erreichen. Für uns jedoch gibt es noch Näheres, und noch mehr zu betrachten und zu schaffen; die Thätigkeit des Menschen kann eben so wenig rasten, als jene der Natur — diese hat auch ihre Gletscher, ihre Sonnen und Sterne, ihren für die Ewigkeit gewölbten Himmel, ihre weiten, unermessenen Meere — steht sie aber deßwegen still?! So wird auch der Mensch nie aufhören zu streben, und wenn er das Höchste erstrebt hat, findet er ein noch Höheres, was wieder zu erstreben ist, und dies geht in's Unendliche. Die Idee der Vollkommenheit ist noch nie erreicht worden, immer blieb die That, das Werk zurück, immer die Sehnsucht nach etwas noch Vollkommnerem. Und eben diese Sehnsucht, diese rastlose, niemals ruhende, mit dem Strome und dem Sturme fliehende, mit den Wolken eilende, nach Oben empor stre-

bende Sehnsucht, diese Ahnung, dieses Fühlen einer Erhabenheit in und außer uns, welche sich wechselsweise zu vereinen trachten, ist uns der ewig thätige Mahner, daß das Ziel noch fern sei, und daß wir Alle, Jeder nach seinen besten Kräften, dahin ringen sollen. Athen in seiner Blüthe unter Perikles — Rom unter August — Beide schon auf jener Höhe des Lebens, der Kunst und des Wissens, wo sich alle Drei die Hände reichen, um die Menschen zu erfreuen, zu begeistern und zu veredeln — — gab es noch eine höhere Stufe zu erreichen? Und dennoch sind Jahrtausende seitdem entschwunden, und was haben diese Jahrtausende entwickelt, was werden die kommenden noch entwickeln, da dieser Proceß niemals still steht, sondern immer mit der Zeit fortschreitet, sich nach allen Richtungen ausbreitend und mannigfaltig kund gebend!

Auch in diesem Bezuge mögen daher kritische Entwickelungen zeitgemäß sein, welche die Mitwelt für die Mitwelt, die Gegenwart für die

Gegenwart auffassen, welche die Anforderungen, die der eine Theil macht, eben so genau erwägen, als die Art, in der der andere denselben zu genügen bemüht ist, welche sich endlich eben deßwegen nur mit dem beschäftigen, was uns die neueste Zeit und Kunst geboten hat, und was entweder wenig, oder doch nicht ausführlich genug beurtheilt und zur Kenntniß des Lesers gebracht ist. Die Stücke, die hier besprochen werden, sind in der Mehrzahl noch Theatermanuscripte, nicht Theaterbücher — wenigstens in dem Augenblicke, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden — ihr Leben gehört also noch immer mehr der Bühne, als der Literatur, und es dürfte bei manchen derselben lange währen, bis sie in die letztere eingeführt werden. Denn die kurzen Anzeigen, die Journalreferate, womit die Redacteurs, wie die Zimmermaler mit ihren Patronen, ihre Blätter alle nach einem Dessein auszieren, und deren Inhalt sich gewöhnlich um die große Wahrheit dreht: „Heute wurde zum ersten Male

gegeben —" können doch hier unmöglich in Betracht gezogen werden. Es ist so weit gekommen, daß man sie eben so wenig berücksichtiget, als Buchhändleranzeigen und Kataloge.

Die Gegenwart, die nun einmal ihre Aufmerksamkeit gerade auf diesen Theil der Kunst gerichtet hat, und sich mehr und angelegentlicher damit beschäftigt, als mit irgend einem andern — diese Gegenwart, die zugleich, kein Verständiger kann das läugnen, in ihrer Bildung weit fortgeschritten ist und immer weiter fortschreitet — kommt auch vieles Halbe noch dabei vor — die daher das Beschaute und Gehörte auch beurtheilt wissen und selbst beurtheilen will, verlangt mehr als solche kahle Ankündigungen, und kann sich damit, je weiter sie schon im Denkvermögen vorgerückt und selbst schlußfähig geworden ist, nicht zufrieden stellen. Daher das allgemein gefühlte und oft genug laut ausgesprochene Bedürfniß nach einer tiefern und wissenschaftlichern Kritik, als jene ist, die in den Tagszeitungen spukt, und sich um Inhaltsan-

zeigen, stereotype Formeln und leeres Correspondentengeschwätz, wie die Derwische des Märchens, in ewig gleichförmigen Kreisen herum dreht; daher der Wunsch so mancher Geistreichen und ihre redlichen Bemühungen, dem Unfug ein Ende zu machen, und sich ihm mit vereinten Kräften entgegen zu stemmen. Ich erinnere hier nur an dasjenige, was Müllner, was Tieck, was F. Förster, Will. Alexis und Gubitz in Berlin, was Gustav Schwab und Wolfgang Menzel in Stuttgard, was der zu früh verstorbene Math. von Collin, C. A. West und Zedlitz in Wien, was Immermann und Heine in der neuesten Zeit zum Theil darüber geäußert, zum Theil auch schon dagegen gewirkt haben.

Konnte dies auch bei der Unzahl von Journalen und Journalisten, die sich in einem entgegen gesetzten Streben gefallen, weil es ihnen weit bequemer und vortheilhafter ist, ohne ihren Geist, voraus gesetzt, daß sie überhaupt welchen haben, in große Unkosten zu setzen — nicht so

durchgreifen, als es zu wünschen wäre, so ist damit doch immer ein bedeutender Schritt vorwärts gethan; die Zukunft aber wird das Weitere thun — jene literarischen Kleinhändler, bei denen ohnehin Alles auf Speculation geht, werden sich aus Speculation wechselsweise selbst vernichten; was noch übrig bleibt, der Bodensatz, wird nicht mehr beachtet werden, und nur dazu dienen, einen desto reineren Wein abzusetzen, den zu trüben es dem Niederschlag an Kraft gebricht. So läßt sich hoffen, daß auch ohne Oppositionen, die nicht zu wünschen sind, weil es keine würdigen Gegner gibt, und ein ehrloser Kämpfer schon durch den Streit immer gewinnt, wenigstens das Ansehen, daß man ihm des Kampfes werth gehalten hat — es läßt sich hoffen, daß es den vereinten Kräften der Besserwollenden gelingen werde, dem Uebel nach und nach durch eigene Thatkraft und durch eigenes Schaffen zu steuern, und auf diese Weise für die gute Sache auch zu wirken, nicht blos gegen die schlechte zu Felde zu ziehen.

Ob und in wie fern übrigens auch meine Bemühungen in diesem edlern Sinne genommen werden können, dies wird das Urtheil des Publicums am besten entscheiden, für das sie zunächst bestimmt sind. Mir lag nur daran, gleich im Anfange die Idee bestimmt auszusprechen, welche jedem dieser einzelnen Aufsätze, so wie der ganzen Sammlung zu Grunde liegt, und der sie ihre Entstehung zu danken haben. Möchte man zum Mindesten den guten Willen und den eifrigen Wunsch nicht verkennen, in der Förderung des Schönen, in der Verbreitung und Verlebendigung wahrer Kunstphilosophie, und in der Läuterung des Geschmackes nach besten Kräften thätig zu sein!

So viel im Allgemeinen; nun noch Einiges über die einzelnen Theile, um jedem Mißverständnisse im Voraus zu begegnen.

Es wird beim ersten Anblicke auffallen, daß sich diese Skizzen weniger mit der darstellenden Kunst beschäftigen, und daß die Mehrzahl derselben nur die Schöpfung des Dichters im

Auge behält. Zwecklos wäre es, hier einen Rang bestimmen oder einen Vorzug geben zu wollen. Der Einfluß der Dichtkunst auf die Schauspielkunst, so wie im Gegentheil der letztern auf die erstere, ist durch die Erfahrung bewährt und so entschieden, daß ihr Wechselverhältniß und Einklang nicht ohne Schaden beider gestört werden kann. Der Dichter gewinnt durch den Schauspieler, und der Schauspieler durch den Dichter — Ersterer durch die Anschauung dramatisches Leben, Letzterer durch die Idee poetische Empfänglichkeit. Die glänzendste Periode des deutschen Theaters fällt mit der glänzendsten Wirksamkeit Schiller's und Göthe's — Iffland's und Kotzebue's zusammen. Von Hamburg und Mannheim aus hatte sich ein Geist verbreitet, der, Natur und Wahrheit als höchstes Ziel festsetzend, gewiß der einzige und rechte genannt werden kann, von welchem die wahrhaft künstlerische Darstellung eines Kunstwerkes zu erwarten steht. Lessing's Lehren gingen damals erst in's Leben,

in Fleisch und Blut über, und wirkten auf das Heilsamste fort und fort. In Weimar hatte Göthe seine Schule aufgeschlagen, und saß als Kunstrichter im Publicum, das seine Ansichten leiteten, die das große Verdienst hatten, auch entschieden auf die Form einzuwirken, und das Wahre durch das Schöne zu adeln, was der Zweck aller Kunst ist. Nun Schiller in seiner kräftigsten Thätigkeit, und so der Einfluß echter Poesie in seinen Werken auf allen Theatern; dann Iffland und Kotzebue, Beide gleich rüstig, Beide, vorzüglich in ihren ersten Producten glücklich, oft sogar dichterisch; der Eine selbst Bühnendirector, der Andere im engsten Verhältnisse zu allen Bühnen Deutschlands — Beide also zugleich auch ganz die Männer, um mit Einsicht und Kenntniß für das Theater thätig zu sein, und den darstellenden Künstlern erfolgreich an die Hand zu gehen. So waren die Letztern immer beschäftigt; das Alte schon Vorhandene diente zum guten Vorbilde; das Neue und Entstehende erhielt sie in steter

Bewegung, erfreute sie durch den Erfolg, und entwickelte alle Kräfte, die dadurch fortwährend geübt wurden.

Hierzu kommt noch der Reiz der Neuheit, der in einem menschlichen Vermögen, nämlich in der Phantasie begründet, dem Menschen eigen ist, und dessen Wirksamkeit überall sichtbar wird, vorzüglich aber in Kunstsachen, die ohnehin die Einbildungskraft zuerst und hauptsächlich in Anspruch nehmen. So verlangt der Wein, selbst der beste und feurigste, immer frischen Nachguß, wenn er gleich gut und feurig bleiben soll: so verlangt auch der Künstler immer neue Studien, neue Aufregung, um nicht zu vertrocknen und zu versauern.

Wer aber vermag dies zu gewähren, als der Dichter — und wer verdient daher, wenn von der Entstehung, von der Entwickelung eines dramatischen Kunstwerkes die Rede ist, unsere erste Aufmerksamkeit — der Dichter! Er ist immer der Lebenskeim, das eigentliche Schöpfungsprincip des Ganzen, das freilich erst durch die Darstellung

ein Ganzes wird, und sich vollkommen ausbildet.

Hierzu kommt noch, daß für die Schauspieler, nämlich für diejenigen, welche dies als rechte Künstler in der That verdienen, ohnehin redlich gesorgt wird, um ihren Ruhm und ihre Wirksamkeit zu verbreiten und bekannt zu machen. Nicht allein die Menge sorgt dafür, welche sie fast täglich vor Augen hat, während sie ein neues Stück in der Regel nur einmal sieht, und der sie daher immer als die Einheiten gelten, welche der Null des Dichters erst den eigentlichen Werth geben, — sondern auch jeder Theaterrecensent, und wäre es der allergewöhnlichste, kennt seine Pflicht und sorgt dafür, daß der „gefeierte A., welcher, wie gewöhnlich, den Preis des Abends davon trug" — oder: „die vortreffliche B., die heute wieder einen wahren Triumph ihrer Kunst bewirkte," nicht vergessen werde, und wenn er auch sonst über den „Gefeierten" und die „Vortreffliche" nichts zu bemerken weiß, weil damit seine Ur-

theilskraft auch schon zu Ende geht, so ist doch wenigstens dieselbe Phrase, wenn auch nicht alle Tage, doch gewiß alle Wochen zu lesen, und pflanzt sich fort, wie die Weisheit auf der Gasse im Sprichworte. Damit können nun freilich wahrhaftig großartige und verdiente Künstler eben so wenig zufrieden gestellt sein, als diejenigen, die sie zu erfassen vermögen; doch wie wenige solcher Künstler besitzt Deutschland — diese Wenigen aber sind schon eben ihrer geringen Anzahl wegen von allen Zungen genannt, in allen Ländern bekannt, und von den ersten und bedeutendsten Kunstkennern beurtheilt und gewürdiget; sie sind, so zu sagen, ein Gemeingut geworden, dessen Preis in jedem Munde lebt, über das Jeder etwas zu sagen, an dem Jeder etwas zu loben weiß, während die gleich bedeutenden und verdienten Dichter, wenn sie auch die Literatur-Geschichte achtet und ihre nächste Umgebung kennt, doch noch lange nicht jene Popularität erreicht haben, zu der es sogar ein nur mittelmäßiges Schauspielertalent weit eher bringt.

Die ausführlichen Bemerkungen über Madame Auguste Stich-Crelinger, welche im Jahre 1826, und über Herrn Devrient, welche im Jahre 1828 bei Gelegenheit ihrer Darstellungen auf dem k. k. Hofburgtheater in Wien entstanden sind, werden übrigens beweisen, wie sehr ich solche außerordentliche Talente zu schätzen weiß, und wie hoch ich ihre Kunstwirksamkeit stelle, die, wie keine andere, unmittelbar in's Leben eingreift und darin fest wurzelt. Diesem herrlichen Künstlerpaare, so wie dem sehr würdigen Koch, Eckhof, der gewaltigen Schröder, der phantasievollen Sophie Müller, dem kräftigen Anschütz und dem grandiosen Eßlair, verdanke ich nicht allein manche der reinsten und zur wahren Begeisterung erhobenen Genüsse, sondern auch nach jeder neuen Anschauung eine neue Ansicht, Erfahrung und Erweiterung meiner Ideen über ihre Kunst, welche eben in dieser Aufregung und Förderung die ihr inwohnende Kraft am deutlichsten und lebhaftesten bewährt.

Die Dichter und ihre Werke, denen der größte Theil dieser Blätter eingeräumt ist, wird man weder sklavisch angebetet, noch gemein mißhandelt finden. Wer an dem erstickenden Lobequalm der einen, und an den bequemen auf Persönlichkeiten gegründeten scurilen Späßen der andern Partei Wohlgefallen hat, thut am besten, wenn er dieses Buch gar nicht zur Hand nimmt, und seine Lust dort büßt, wo er es am wohlfeilsten vermag — in Journalgesellschaften und Lesebibliotheken. Uebrigens ist der wahre Dichter ohnehin sein eigner strengster Richter, und es konnte daher nicht meine Absicht sein, diesen auf irgend eine Art über sein eigenes Werk belehren zu wollen, sondern es galt mir nur, dem Publicum eine unparteiische und begründete Ansicht darüber zu geben.

Die Bemerkungen über „König Ottokars Glück und Ende" verdanken einem Freunde ihre Entstehung, welcher dieselben auf meine Veranlassung und Aufmunterung niederschrieb, und ich nahm um so weniger Anstand,

sie hier mitzutheilen, als sie im Ganzen genommen mit meiner Ansicht über diese in der Idee und Charakteristik so großartige Dichtung vollkommen übereinstimmen, der die Nachwelt gewiß ein parteiloseres und unbefangeneres Urtheil schenken wird, als bisher die Mitwelt. Auch hängt dieser Aufsatz mit jenem über den „treuen Diener seines Herrn" zu eng zusammen, als daß sie ohne Schaden hätten getrennt werden können. Beide vereint geben erst den vollen Ueberblick auf die gegenwärtige Wirksamkeit eines Dichters, der ein zu entschiedenes Talent dargethan hat, um selbes nicht in seinem weitern Fortschreiten und in allen Wendungen, die es nimmt, auf das Genaueste zu beobachten.

Raupach's gegenwärtiger Standpunkt zu allen deutschen Bühnen, und seine nach allen Seiten verbreitete Thätigkeit verdiente gleichfalls die vollste Aufmerksamkeit, die ihr denn auch zu Theil geworden ist. Man findet hier der Reihe nach seine neuesten Erzeugnisse, wie sie seit „Isidor und Olga" rasch auf einander

folgten, und wie sie das Repertoir in Berlin und Wien bildeten und noch bilden, vielleicht nicht ganz mit dem Enthusiasmus erwähnt, welchen jene verlangen werden, die über diesen culminirenden Stern an unserm Theaterhimmel alle übrigen vergessen haben oder vergessen zu haben scheinen, aber so ruhig umfassend und unparteiisch, als es der Gegenstand verlangt, und in der Macht des Verfassers lag.

Was sich über zwei der neueren Producte des berühmten komischen Schauspielers Raimund bei der Leopoldstädter Volksbühne in Wien angedeutet findet, wird manchen ausländischen Lesern vielleicht nicht ganz klar werden, obschon ich mich bemühte, durch die genaue Exposition dieser Märchen, und durch Hinweisung auf ihre eigentliche Tendenz, hiervon einen so viel als möglich deutlichen Begriff zu geben. Wer jedoch den Geist und das eigentliche Leben dieses Volkstheaters, seiner Stücke und seiner Schauspieler nicht durch eigene Anschauung erfaßt hat, dem wird immer noch Vieles dabei

fremd bleiben. Holtei hat versucht, mehrere der Leopoldstadter Possen auf das Königsstädter Theater zu Berlin zu verpflanzen, es ist ihm aber, so viel ich mich entsinne, nur mit dem musikalischen Theile gerathen, dem er, wie z. B. bei den „Wienern in Berlin" einen andern Text unterlegen mußte, um das Ganze zugänglicher zu machen. Ein eigener, und ich möchte sagen, wahrhaft poetischer Geist kommt in diese Stücke dadurch, daß sie, wie dies Hoffmann in einigen seiner Novellen so meisterhaft bewirkt hat, das Phantastische einer märchenhaften Feenwelt unmittelbar mit dem Leben der nächsten Umgebung und Gegenwart verbinden. Die neuesten Ereignisse der Zeit und des Tages kommen da mit den buntesten und zauberhaftesten Erscheinungen in Ein Gemälde und unter Einen Rahmen; — letztere sind freilich meistens nur des Farbenspiels und der Decorationen wegen vorhanden, aber sie haben doch öfters auch einen ernsten, allegorischen Hintergrund, man findet eine Idee darin, und sogar einen Anflug von Hu-

mer, der in dieser Art ganz eigenthümlich und von drastischer Wirkung ist. Namentlich gilt dies von den Stücken Raimund's, welche dieser seit einigen Jahren in schneller Folge geliefert hat, und die in einem solchen Grade beliebt, ja, wahrhaft populär geworden sind, daß sie nicht allein fast ausschließlich das Repertoir des Leopoldstädter Theaters bilden, sondern ganz und gar in's Leben übergegangen, beinahe sprichwörtlich geworden sind.

Raimund ist unter den darstellenden Künstlern, die ich kenne, unstreitig derjenige, welcher mit der lebhaftesten Phantasie begabt ist, die sich auch durch das lebhafteste Spiel kund gibt. Eine solche Phantasie nun, verbunden mit einer so durchgreifenden Wirksamkeit, wie sie gerade ihm eingeräumt ist, begnügt sich natürlich nicht mehr mit der Reproduction, sie will selbst schaffen, selbst thätig sein. So kam es, daß sich Raimund zuerst einzelne Rollen selbst ausarbeitete, wenigstens mit seinem Witze und seiner Einbildungskraft belebte, dann, auch hiermit nicht zufrieden, immer weiter schritt, bis er endlich mit seinem „Diamant des Geisterkö-

nigs" — unstreitig das Beste, was er bisher geleistet — zum Erstaunen von ganz Wien eine Schöpfung brachte, die so voll echter und gesunder Komik, so voll Leben, Scherz und Laune, und dabei auch so ganz eigenthümlich in der Ausführung ist, daß sie im Fluge Alles überbot, was in diesem Fache seither vorkam, und den Künstler, der bis nun als Schauspieler der Liebling des Volkes gewesen, jetzt auch zu seinem Liebling als Dichter erhob. — Seitdem hat Raimund noch fünf oder sechs neue Producte geliefert, deren jedes einen eigenen Werth besitzt, die aber in der letztern Zeit, und als die falschen Enthusiasten, deren Eifer überall, am meisten aber hier, schadet, dazwischen traten, eine Richtung nahmen, welche ich nicht billigen kann, weil sie nicht mehr die gerade und offene ist, nach der ihn seine ganze Stellung und Ausbildung hinweiset, sondern eine erkünstelte und manierirte, die keine gesunden, nahrhaften Früchte, sondern Treibhausgewächse erzeugt, welche einen andern Grund und Boden, eine andere Luft und andere Sonne verlangen. So viel einstweilen hier, als Einleitung, darüber, und um

in den nachfolgenden Urtheilen über zwei von Raimund's neueren Schöpfungen nicht mißverstanden zu werden, die nur eine Meinung aussprechen, auf deren Wahrheit der von mir sehr geachtete Künstler seiner Zeit, und wenn das Gesurre so vieler ihn verwirrenden Stimmen verschollen ist, zurück kommen wird.

Die übrigen Aufsätze vermischten Inhalts, welche aber sämmtlich immer auch die Bühne im Auge behalten, mögen jeder für sich selbst sprechen, und brauchen keine weitere Erörterung. Das Paradoxe in den Bemerkungen über die lyrische Poesie der Deutschen im Verhältnisse zu der dramatischen räume ich im Voraus ein, besonders im Vergleich mit dem ganzen Werke, das sich gerade ausschließlich mit einer Kunstthätigkeit beschäftigt, deren Erfolg jene Bemerkungen in Zweifel stellen; jedoch findet sich auch wieder Manches in jenem Aufsatze, was recht eigentlich hierher gehört, und was mich zu seiner Mittheilung bewog.

Wien, im März 1829.

I.

Ueber

Grillparzer's neueste Trauerspiele.

1.

König Ottokars Glück und Ende.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1825.

Wenigen Stücken mag eine so gespannte Erwartung vorausgegangen sein, wie diesem. Viele lobende Urtheile hatten sich im Voraus davon verbreitet, ja es fehlte unter den Wenigen, welche das Manuscript kannten, vor der Aufführung und Drucklegung, nicht an eifrigen Bewunderern. Dazu kam noch, daß man sich von der Weise, womit der Dichter in dieser Sphäre sich bewegen würde, nicht wohl im Voraus eine Vorstellung machen konnte, da er bei jeder neuen Production sich mehr oder minder auf einem neuen Gebiete ergangen, und dort gerade am gewandtesten gezeigt hatte, wo es galt, über die wei-

ten Felder der romantischen Phantasie in losgebundenem Uebermuth hinzueilen, oder die Idyllscenen der Liebe auszumalen. So hatte er sich anfänglich den Spaniern, dann einer Verschmelzung von Franzosenthum und Griechheit hingeneigt. Nun galt es eine Epochenzeit der neuen Geschichte hinzustellen, einen Ottokar, der in der Mitte seiner mannkräftigen Böhmen als ein Riese hervorragt, selbst über die gewaltigen Männer jenes eisernen Jahrhunderts, wo die Nothwendigkeit in der anarchischen Zeit sich selber zu helfen, die natürlich ungemeinen Kräfte zum Außerordentlichen gesteigert und geübt hatte. So wurde die Erwartung durchaus auf's Höchste getrieben. Diese Erwartung und die Bedeutung des Stückes, das zu einem mehr und mehr bestimmten Urtheile über Grillparzer gar sehr beiträgt, machen es zur Pflicht, die Dichtung weitläuftiger zu besprechen, als die meisten neueren Erscheinungen. Ich will erst den Plan ganz vorlegen, und seinen Werth bemerken, dann aber die Charakteristik und Durchführung untersuchen.

1. Der Plan und dessen Werth.

Der erste Act versetzt uns in das königliche Schloß zu Prag, wo Alles unruhig durch einander läuft, besorgt für die Königin Margaretha, die Witwe Heinrichs von Hohenstaufen, welche dem Könige die Herzogthümer Steiermark und Oesterreich zugebracht, und von der er sich nun zu scheiden beschlossen hat. Der junge Merenberg, ein steirischer Ritter, dem Ottokar das Ideal jedes adeligen Waltens gewesen ist, muß, was er dem Könige nie zutrauen mochte, seinem alten Vater glauben, und erhält von diesem den Auftrag, einen Brief an den Erzbischof von Mainz zu bestellen, damit das Reich sich der gemißhandelten Fürstin annehme, deren Edelmuth ihr selbst Schutz zu suchen verbeut. Die drei Rosenberge und Bertha von Rosenberg, deren Vater sich schmeichelte, dereinst die Krone auf seines Kindes Haupt zu erblicken, führen die Exposition weiter, und man erfährt, daß Belas, Königs von Ungarn, Tochter, Kunigunde von Massovien, die künftige Gemahlin Ottokars sei. Die Rosenberge brüten Rache, Bertha stürzt außer sich in das Gemach der Königin zu ihren Füßen, von wo sie bald ohnmächtig weggetragen wird, indeß Margaretha

liebevoll für sie sorgt. Diese erscheint mit dem Grafen Rudolf von Habsburg, der, vom Kreuzzuge heimgekehrt, des Königs Schlachten gegen die Ungarn mitgefochten, und nun wird uns eröffnet, wie Ottokar Margarethen nur um der Kronen, die sie ihm mitgebracht, erwählt, jetzt aber unter dem Vorwande, sie sei alt und kinderlos, im vierten Grad ihm verwandt, und habe nach ihres Gemahls Heinrichs Tode zu Trier das Gelübde gethan, sich nie wieder zu vermählen, sie verstoße. Demüthig nimmt sie hin, was der König beschließt. Die veränderte Scene zeigt den Thronsaal, worin die Edlen von Böhmen, und eine Gesandtschaft des Tartarchans, welcher des Königs Freundschaft sucht, seiner Ankunft harren. Ottokar erscheint, noch voll von seinen kühnen Siegen über die Ungarn, worin Habsburg ihm trefflich mitgefochten, voll Plane zur Verschönerung Prags und höherer Ausbildung seiner Böhmen, die er zum Theil schon wirklich ausgeführt, zum Theil des Widerstandes nicht achtend, mit energischer Kraft durchsetzt:

Mit Cöln und Wien, mit Lunden und Paris
Soll Euer Prag hier steh'n in einer Reihe.
Die Länder, die Euch herrisch sonst gehöhnt,

Ich habe sie bezwungen mit dem Schwert.
Der Ungar flieht, der Baierfürst hält Ruh,
und Oesterreich, die wackre Steiermark,
und Portenau und Krain und Deutschlands Eger,
Ich habe sie vereinigt meinem Reich.
In alle Fernen trug ich Böhmens Namen.
Aus allen Fernen tönt zurück sein Ruhm.
Wie meine Väter konnt' ich ruhig schlafen,
Euch lassen schlafen, so wie Eure Väter!
Für wen hab' ich's gethan? Für Euch.
Doch sollt Ihr wach, daß geb' ich Euch mein Wort!
Hin auf des Berges Mitte stellt ich Euch,
und nun klimmt weiter oder brecht den Hals!

Er erklärt, um seine erworbene Größe für die Zukunft auch kräftig zusammen zu halten und zu nutzen, habe er sich verlobt mit Kunigunden, und scheide sich von Margarethen. Während dieses feierlichen Actes, worin letztere die Schenkung ihrer Länder wiederholt, bringen die Gesandten von Oesterreich und Steier, das er neuerdings den Ungarn abgerungen, Krone und Huldigung, und kärnthnische Gesandte bringen Krone und Huldigung von Kärnthen, das durch den Tod seines Oheims Ottokarn anheim fällt. Zugleich mit König Bela von Ungarn treten Gesandte des deutschen Reichs ein, die

Ottokarn die Kaiſerkrone zu bieten kommen. So überſchüttet vom Glück ruft er aus:

Nun, Erde, ſteh' mir feſt,
Du haſt noch keinen Gröſeren getragen!

und empfängt Kunigunden, ſeine Braut, die im ungariſchen Reiter-Talpak eingetreten, dieſen weggeworfen, ſo frei und ſchön in weiblicher Kleidung daſteht, daß Zawiſch von Roſenberg entzückt ausruft: O, ſchöner Krieger! — Margaretha, das Weib vor ſich erblickend, um derentwillen ſie verſtoßen iſt, hält ſich mit Mühe, und verlangt fortgebracht zu werden, was Ottokar roh verbietet, Habsburg aber ſich nicht verbieten läßt.

Als freier Krieger focht ich Eure Schlachten,
Um Lohn nicht — und den Dank ſelbſt ſchenk' ich
Euch! —

Ich bin nicht Euer Mann.

Ihn unterſtützt der deutſche Abgeſandte, des Mainzer Biſchofs Kanzellar, derſelbe, dem Rudolf vordem ſein Pferd geſpendet, dem Kranken das Abendmahl zu bringen. Dieſer fordert freien Weg in des deutſchen Reiches Namen für die Reichsfürſtin Margaretha von Oeſtreich.

Bin ich Euer Kaiſer ſollt Ihr anders ſprechen'

fährt Ottokar auf, und vertagt übermüthig die Reichsgesandten:

Ich bin ein reicher Fürst von Böhmen. Gott verhüte,
Daß ich ein armer Kaiser wollte sein.
Doch mögt Ihr harren, eh es uns gefällt,
Vielleicht auch günst'gre Antwort zu ertheilen.

Ein Leberuf, der Ottokarn als König von Böhmen, Herzog von Steier, Kärnthen, Krain, ja schon als deutschen Kaiser begrüßt, schließt. —

Der zweite Act beginnt in einem Gartensaal, wo Zawisch von Rosenberg in einem kurzen Monologe seine Liebe zu Kunigunden, der stolzen Ungarin mit dem schwarzen Blick, dem wilden, reiterscheuen Füllen, kund gibt, und wie seit Margarethens Abzug die Oesterreicher sich heimlich davon machen, und Alle nach Frankfurt zur Kaiserwahl:

Sie legen dort wohl die Gesuche nieder,
Daß man doch ja den Ottokar erwähle.

Milotta von Rosenberg bringt Seifried von Merenberg als Gefangenen, den er festgehalten und das Schreiben, das er nach Frankfurt bestellen sollte, ihm abgenommen. Zawisch aber, dessen Klugheit Milotta gänzlich vertraut, überlegt:

Der Brief kann viel enthalten — oder wenig.
Ein Tröpflein Gift vielleicht — — ein Meer von Argwohn!

und somit läßt er Seifrieden frei und treibt auch Milotta fort, den köstlichsten Moment nicht zu verlieren, denn er sieht die Königin allein mit einem Kammerfräulein nahen. Nun legt er so, daß sie es sehen muß, ein Briefchen unter den Fuß einer Venusstatue, und eilt betroffen fort, da Kunigunde erscheint. Sie läßt ihn zurückrufen, und verweist ihm in hochfahrendem Stolz, durch den aber Neigung durchblitzt, seine Frechheit. Zawisch sinkt mit dem Zettel, der ein Liebeslied enthält — dem Kammerfräulein zu Füßen, erklärt sie für die Dame seines Herzens, und entfernt sich schnell. Das facht in Kunigunden, so gewiß sie auch seiner Liebe ist, die Gluth heftig an. Das Turnier ist geendet; mit seinen Großen erscheint Ottokar, dem Milotta berichtet, wie die Oesterreicher und Steirer, Einer nach dem Andern nach Frankfurt fliehen, und Seifried von Merenberg, wie man sicher wisse, mit Briefen an den Erzbischof von Mainz dahin abgegangen sei.

Ottokar.

Hätt' ich den Brief, so kennt' ich die Verräther,
Und meine Ferse setzt' ich auf die Beut.
Nun aber wird ein Jeder mir verdächtig,
Und Alle muß ich hüten, Alle, Alle.

Er befiehlt, alle nicht böhmische Herren als Geißel in enge Haft zu nehmen. Indeß empfängt Zawisch, der Sieger im Turnier, den Preis von der Königin, der er seine Liebe auf mancherlei Weise erklärt, und welche die ihrige eben so wenig verhüllen kann. Während sie ihm die Schärpe umhängt, erobert Zawisch eine Schleife; durch das Alles dauert die Preisvertheilung so lange, daß Ottokar, der den alten Merenberg als Hochverräther von seinem Schlosse zu bringen befohlen, aufmerksam wird. Er bemerkt den Mangel der Schleife, und da Zawisch sich zum Suchen bückt, gibt er ihm einen Ring mit den Worten:

Laßt das nur, Herr Zawisch!
Wenn die Versammlung fort ist, macht sich's leichter;
Allein bis Abend hoff' ich sie zu sehen.
Dem aber, der sie fand, gebt diesen Ring,
Im Namen meiner Gattin, seiner Frau —

Denn Königinnen ſchenken Diamanten,
Doch Buſenſchleifen nicht
— — — —
Vergeſt das nicht, und richtet's aus dem Finder!

Die Königin aber verſetzt:

In meinem Namen, Ritter, aber ſagt ihm,
Er möge das behalten, was er fand.
Denn was ich ſchenke, Schleife, Diamant,
Indem ich's ſchenke, ändert's die Natur,
Und iſt nur noch der Königin Geſchenk.
Auch mög' er ſehen, daß ich Herrin bin,
Zu ſchenken, was ich will, und wenn es mehr
Als Schleife wäre, mehr als Diamant!

Beleidigt entfernt ſie ſich, und kehrt auch auf des Königs Befehl nicht zurück in die Verſammlung. Die Geſandten des Reichs, nochmals um Antwort bittend, werden wieder hochmüthig vertagt:

Euch Herrn gefiele wohl mit meiner Habe
Zu helfen Eurer dringend bittern Noth
— — — —
Indeß verſchmäh' ich nicht, die höchſte Macht
Vielleicht zu krönen mit der hochſten Würde.
Auf Carl des Großen Thron, ein zweiter Carl
Zu ſitzen in des Reiches Vollgewalt.
Doch ſoll man mir die Kron' erſt ſelber bringen,

Und auf das Kissen legen dort vor mir,
Bevor ich mich entscheide, was geschieht.
— — — —
Die deutschen Fürsten wagen's nicht,
Dem Stirnenrunzeln Ottokars zu stehn.
Die Kron' ist mein, das heißt, wenn ich sie mag.
Doch laßt sie hier erst sein, dann will ich sprechen.

Während er noch der vielen Veränderungen erwähnt, die er im Reich vorzunehmen gedenkt, erscheint sein Kanzler mit dem Reichsherolde von Frankfurt: Rudolf ist Kaiser! Ottokar wirft im Zorn dem Kanzler den Handschuh in's Gesicht, und fährt den Herold, den Nürnberger Burggrafen, an:

Ich glaube, Herr, das Reich will meiner spotten,
Hier stehn noch die Gesandten, die die Krone
Mir anzubieten kamen, und Ihr wählt
Eh' ich entschieden, einen Andern!

erhält aber die Antwort:

Wir suchten einen Herrn, gerecht und gnädig,
Als einem Solchen bot man Euch den Thron.
Da kam der Ruf, da kamen selber Zeugen,
Die laut es riefen in der Fürsten Ohr,
Wie Ihr gethan an Königin Margrethen,
Die Eure Gattin war, die Ihr verstießt;
Wie Ihr die Rechte schmälert jener Lande,

Die rechtlos vorenthalten Ihr dem Reich:
Wie Eure Ungnad ſchon ein Halsverbrechen,
Und Strafe trifft, wo noch kein Urtheil traf.
Das ſind wir nicht gewohnt in Schwaben und beim Rhein.

Wir müſſen einen gnäd'gen Fürſten haben;
Vor Allem aber ſoll er ſein gerecht.

Lichtenſtein tritt ein, und warnt alle Herren vor den böhmiſchen Häſchern, die am Eingang Alles fangen, was nicht böhmiſch. Doch Ottokar fordert ſelbſt ſein und der Andern Schwerter, und ſie werden als Geißel abgeführt. Der Reichsherold fährt fort:

Der Auftritt hier erſpart mir die Erklärung,
Warum die Fürſten, Herr, nicht Euch gewählt.

und fordert im Namen des Kaiſers, daß Ottokar zu Nürnberg ſeines Schenkenamtes walte, und Oeſterreich, Steier, Kärnthen, Krain, Eger, Portenau und die windiſche Mark zu Handen des Kaiſers zurückſtelle:

Als böslich vorenthalten von dem Reich.

der König erwiedert:

Geht nur zurück und ſagt dem deutſchen Reich —
Denn einen deutſchen Kaiſer kenn' ich nicht —

Manch Geier ſoll noch Aaſes werden ſatt,
Bis ſie gewinnen, was des Böhmen iſt;

ladet die Herren auf die Jagd und entfernt ſich. Kunigunde kommt und verſinkt bei den herübertönenden Liedern Zawiſch's in Träume.

Im dritten Act finden wir uns auf dem Schloſſe des alten Merenbergs, der Gott für die hergeſtellte Ruhe dankt. Ottokars Ritter nehmen ihn als Hochverräther gefangen, obwohl Kaiſerliche in Steiermark ſtreifen, ja ſogar Grätz genommen und Milotta gefangen iſt. Nun ſehen wir Ottokarn in ſeinem Lager an der Donau und den Kanzler bemüht, ihn, da Baiern ſein Wort gebrochen, der Schwabenbund zerſtreut, im Heer Krankheit und Mangel, den Antrag Rudolfs zu einer Unterredung auf der Inſel Kaumberg anzunehmen. Zawiſch ſucht ihn abzuhalten; doch Ottokar nimmt den Vorſchlag an, bedenkend:

Im Grunde waren ſie's, die nur den Antrag
thaten.

— — — —

Die Schwäche macht verſöhnlich

— — — —

und wahrlich, Zawiſch, ſehen möcht' ich ihn,
Wie er ſich nimmt dem Ottokar gen über,

Den armen Habsburg in dem Kaiserkleid.
Was er entgegnet, wenn im selben Ton,
Mit dem ich ihm bei Kroissenbrunn befahl:
„Herr Graf, greift an!“ ich, Oesterreich und Steier,
Und all' die Lehen vom Reich begehre?
Das hieße siegen, ohne Heer, allein!

Veränderte Scene. Die Insel Kaumberg. Das Volk drängt sich, Rudolfen zu sehen, der seine Blechhaube ausbessert, dem jungen Merenberg verspricht, im Gespräch mit dem Böhmenkönig seines Vaters zu gedenken, Kinder liebkos't, die Bittenden tröstet, seinen Schweizern platt erklärt, er könne sie jetzt noch nicht bezahlen, weil er kein Geld habe, aber auch hinzufügt:

Wenn Ihr nicht bleiben wollt, so geht!
Doch wer sich nicht begnügt mit Lagerzehrung,
Und mir die Hand legt an des Landmanns Gut,
Der hängt und wär's der Beste!

Ottokar von Horneck, Dienstmann Otto's von Lichtenstein, der Geschichtschreiber, bittet für seinen Herrn und die übrigen in Prag ohne Urtheil und Recht festgehaltenen Landherren. Der Kaiser hängt ihm seine eigene Kette um:

Dem Wissen sei sein Lohn und dem Vollbringen!

Da tritt Ottokar auf, die Krone auf dem Haupt:

Ich ſuche nun ſchon lange rechts und links;
Wo habt Ihr Euren Kaiſer, edle Herrn!
— — — —
Nun, wo iſt Rudolf? Ah! Gott grüß Euch, Habsburg!

Rudolf wendet ſich zu den Umſtehenden:

Warum ſteht Ihr entblößten Hauptes da?
Kommt Ottokar zu Habsburg, Menſch zum Menſchen,
So mag auch Hinz und Kunz ſein Haupt bedecken,
Iſt er doch ihres Gleichen — Menſch! — Bedeckt Euch!
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
Der Böhmen pflicht'ger Fürſt zu Deutſchlands Kaiſer,
Dann weh dem, der die Ehrfurcht mir verletzt!

Das hatte der König nicht erwartet. Noch mehr erſtaunt er, da Rudolf feſt und entſchieden ihn zur Rede ſtellt, warum er auf drei Ladungen nicht erſchienen, die Lehen nicht genommen, das Fremde dem Reich nicht zurückgeſtellt, und dem Salzburger Biſchof in's Land gebrochen ſei.

Ich hab's geſchworen,
Geſchworen meinem großen, gnäd'gen Gott,

Daß Recht ſoll herrſchen und Gerechtigkeit
Im deutſchen Land — und ſo ſoll's ſein und bleiben.

Feſt erklärt er nun dem ſtolzen König:

Sprech' ich nur ein Wort, ſeid Ihr verloren.

Ottokar.

Verloren?

Rudolf.

Ja, von Böhmen abgeſchnitten.

Ottokar.

Indeß Ihr Wien belagert, mach' ich's frei.

Rudolf.

Herr! Wien iſt über.

Ottokar.

Nein!

Da überreicht der Bürgermeiſter von Wien Rudolfen die Schlüſſel der Stadt.

Ottokar.

Verdammt! O Wiener! leicht beweglich Volk!
Haſt du für deinen leckern Gaum gezittert?
Doch ſoll's dich reu'n! Die Zufuhr ſperr' ich dir
Aus Kloſterneuburg, meiner ſtarken Veſte.

Rudolf.

Auch Klosterneuburg ist in meiner Hand
Und nichts mehr Dein am rechten Donauufer,
Herr Friedrich Pettau, kommt.

Ottokar.

— Ich weiß, daß ich verrathen bin,
Doch triumphire nicht! doch spott' ich Dein!
Aus Steiermark naht mir ein stattlich Heer,
Mit Milotta, dem treu erprobten Führer;
Im Rücken faßt er Deine Miethlingsschar,
Indeß wie Donnerwolken Ottokar
Von vorne her die schwachen Halme knickt,
Und kein Entrinnen bleibt, als in die Donau.

Milotta, den die Herren von Steier in Fesseln gebracht, wird vorgeführt. Das erschüttert den König, und tief rührt ihn Rudolfs mildes Wort:

Ihr wart ein mächt'ger Fürst, ein großer König,
— — — —
Ihr werdet's bleiben, mächtig, reich und groß,
Wenn auch verloren, was nicht halten konnte.
Denn Gott verhüte, daß ich einen Finger
Ausstrecke nach dem Gut, das Euch gehört.
Auch könnt' ich's nicht. Euch bleibt ein mächtig Heer,
Zu aller Art des Streites wohl gerüstet,

und zweifelhaft iſt aller Schlachten Glück.

— — — —

O Ottokar, es war 'ne ſchöne Zeit,
Als wir aus Preußen rückgekommen ſaßen
Im Söller Eures Schloſſes am Hradſchin,

er mahnt ihn an den milden Friedensengel Margaretha, mit dem das Glück von ihm wich und die Ruhe ſeines Hauſes. Da will der König zurückgeben, was ohnehin verloren, und nehmen die Lehen von Böhmen und Mähren.

Rudolf.

So kommt in's Zelt.

— — — —

Das Zelt verbirgt uns jedem Auge.
Dort ſollt Ihr knien vor Gott und vor dem Reich,
Vor keinem, der ein Sterblicher, wie wir.

Ottokar folgt ihm. Zawiſch kommt, hört, daß Ottokar knieend die Lehen empfängt, haut die Zeltſchnüre entzwei:

Das müſſen Alle ſeh'n, die treuen Herzens ſind,

und ruft laut: Der König kniet! Ottokar ſpringt wüthend auf, muß ſich aber vor dem ihm mit der mähriſchen Fahne folgenden Rudolf noch einmal auf's Knie niederlaſſen, die Belehnung mit Mähren

zu empfangen. Der Kaiſer nach Wien abziehend, ladet ihn ein, ihm zu folgen. Bittend wirft ſich der junge Merenberg zu ſeinen Füßen. Er fährt wie aus einem Traum grimmig auf, reißt Mantel und Krone herab, und ſtürzt fort.

Der vierte Act beginnt vor der Burg zu Prag. Der König mit einem einzigen Knappen, in ſchwarzem Mantel, durchirrt einſam und menſchenſcheu ſeine Lande, man will ihn auf dem Wege nach Prag geſehen haben. Milotta, froh der tiefen Selbſterniedrigung Ottokars, läßt den Kanzler bitten, den Forderungen des Reichsherolds raſch zu genügen, der gekommen iſt, auf den Vollzug des Friedens zu dringen. Nachdem ſich die Herren entfernt, erſcheint der König tief verhüllt, ſendet nach dem Kanzler und ſetzt ſich auf die Pförtnerbank ſeines eigenen Hauſes, das er nicht betreten will, das nie ein Entehrter betreten. Der Bürgermeiſter eilt geſchäftig über den Platz zu Rathe,

Ein Herold von des Kaiſers Majeſtät
Iſt angelangt, da darf man nicht ſäumen —

nicht ohne bittere Bemerkungen über Ottokars gezüchtigten Hochmuth. Aber der bloße Anblick des Königs macht den vorlauten Redner zittern; der

ob seinem Unglücke blödsinnig gewordene Rosenberg mit seiner Tochter, die in stillem Wahnsinn seit Jahresfrist wortlos hinbrütet, kommen an die frische Luft, und Bertha's Anblick, und des blöden Greises Worte werfen dem still da sitzenden König sein Unrecht vor. Die Königin, mit Zawisch auftretend, entfernt alle Zeugen, und wendet sich mit bitterem Hohn an Ottokarn.

Sieh hin, da sitzt der Stolze, Uebermächtige,
Dem sonst die Welt zu klein für seine Größe;
Da sitzt er wie ein Bettler vor der Thür.
Und holt ein: Helf euch Gott sich und Verachtung.
— — — —
Auf unsern Steppen ist ein Thier, heißt Maulthier,
Wenn das den Wolf von weitem kommen sieht,
So rennt es laut, schlägt aus nach allen Seiten;
Die Erde wirft's in weiten Wirbeln auf;
Doch naht der Wolf, da bleibt es zitternd stehn,
Und läßt sich ohne Widerstand erwürgen.
So fast hat dieser König auch gethan!
— — — —
Er hat vor seinem Feinde,
Vor jenem Mann gekniet, den er verachtet,
Der einst ihm dienstlich war, und wenn er sprach:
Komm her! so kam er, und sprach er: Geh hin!
So ging er und beeilte sich gar sehr!

Zawisch läßt es an schmählichen Worten nach seiner Art auch nicht fehlen, Ottokar will ihn mit seinem eigenen Schwert durchstoßen, doch sich besinnend, läßt er ihn verachtend fliehen, und zieht sich verhüllt zurück, da der Kanzler mit dem Reichsherold und den Geißeln, worunter der alte Merenberg, auftritt. Der Kanzler will, ehe dem König Alles gemeldet, nichts gestatten, der Herold fordert den Friedensvollzug, sich auf seine Urkunde berufend. Da tritt Ottokar in ihre Mitte, und bestätigt die Reichsforderung. Alles stürzt dem Herold nach. Beim König bleibt nur der Kanzler:

Bist Du mein ganzer Hof! Ha, Ottokar!
Verachtet von dem letzten meiner Diener,
Verhöhnt von meinem Weib!
— — — —
Ich kann's nicht tragen, kann nicht leben so.

Der laute Ausruf des Herolds durch die Straßen von Prag: Im Namen des Kaisers! rüttelt ihn empor. Er läßt ihn rufen:

Für's erste merkt, daß in Niemands Namen,
Als in dem meinigen man Ausruf thut
In meiner Pragerstadt.

Dann nimmt er von den Geißeln Merenberg aus,

als Hochverräther zur Zeit, da dieſer noch ſein Unterthan, der mit dem böſen Beiſpiel vorangegangen, und verurtheilt ihn, und da der Herold ſich auf den Vertrag beruft, fährt er auf:

Herr, ſaget Eurem deutſchen Kaiſer,
Er ſoll in Deutſchland herrſchen nach Geluſt.
Was ich verſprach, ich hab' es ihm gehalten,
Obgleich verrathen, überliſtet, hintergangen.
Ich hab's gehalten, weil ich es verſprach.
Doch ſagt ihm: Hier im Buſen pocht ein Mahner,
Der immer zuruft: Nimm, was man dir ſtahl.
Des Königs Ehre rett'! Die Ehre eines Königs
Steht nicht zu tauſend Menſchenleben feil.
— — — —
Willſt Du mit Briefen mich und Worten meiſtern!
Noch hab' ich Schwerter, noch iſt mir ein Heer,
Das unbeſiegt, Du ſiegteſt nur mit Ränken!
Und reißen will ich dieſe Ränke, wie ich
Den Brief zerreiße, den Du Dir erſchlichſt.

Er ergreift den Brief, und läßt Kunigunden rufen.

Vor aller Welt ward Ottokar beſchimpft,
Vor aller Welt muß er auch rein ſich waſchen.
Sie hat den gift'gen Stachel mir geſenkt
In meine Bruſt, ſie mag zugegen ſein,
Wenn ich ihn ausziehʼ oder im Bemüh'n
Ihn drücke in das Innerſte des Lebens.

Zwar raf't dann auf's Neue der Teufel Krieg; aber mit dem Brief iſt das Band, das ihn an den Kaiſer bindet, entzwei, und ſo zerreißt er ihn vor Kunigunden.

Was draus erfolgt, wir wollen's Beide tragen.

Geſtachelt von der Erinnerung ihres giftigen Empfangs, treibt er ſie fort, läßt Merenberg in den Thurm werfen, nimmt, zu den Großen Böhmens gewandt, das Verſprechen ihrer Treue, beſchenkt ſie im Voraus, und will die nöthigen Befehle ertheilen. Doch ſein durch zweitägiges Wachen und Faſten wüſter Kopf verlangt Ruhe. Er legt ſich auf die Bank vor ſeiner Thür. Die Königin verweigert ihm ihre Gegenwart, und ſo entſchläft er auf dem Schooße ſeines alten Kanzlers, dem man die Nachricht bringt, Merenberg ſei ſo hart in den Thurm hinabgeſtoßen, daß er es nicht überleben werde. Ottokar richtet ſich empor

He! Merenberg, biſt Du's!

Kanzler.

Er iſt nicht hier.

Ottokar.

Mir war's, als ſtänd' er da. Nu, ſchlafen! ſchlafen.

Im fünften Act finden wir den König mit seinen Kriegern auf dem Kirchhofe von Götzendorf. Die Feldherren murren über sein Zaudern. Der frühere rasche Geist scheint ganz von ihm gewichen. Böse Nachrichten verhehlt ihm Milotta's Bosheit. Ein Bote meldet, wie die Ungarn im Rücken des Heeres, wo Milotta's Scharen liegen, Dröhning angezündet. Da wacht Ottokar aus seiner lethargischen Ruhe auf:

Wie kommen Ungarn mir nach Dröhning? Gottes Feuer!
Wer deß die Schuld trägt, hängt.

Die einzige Höhe, von der man sich umsehen kann, ist der Glockenthurm, in welchen der Küster keinen hinein lassen will, weil die Königin von Böhmen darin sei. Ottokar, der Kunigunden zu finden glaubt, die indeß mit Zawisch entflohen ist, stürzt selbst hinein. Man sieht des Küsters Kammer. Der König kommt, reißt den Vorhang im Hintergrund entzwei, und erblickt — Margarethens Leiche, die aus ihrem Sitze zu Krems von böhmischen Streifern vertrieben, zum Kaiser gewollt hatte, und „am gebrochnen Herzen," gestorben war. Ottokar befiehlt, ihr seinen Ring in's Grab zu geben, und läßt sich durch den

begonnenen Kampf nicht abhalten, an ihrem Sarge betend zu knieen.

So bist Du todt? und hast mir nicht verziehn?
Bist hingegangen, treue, fromme Seele,
Mit dem Gefühl des Unrechts in der Brust,
Und stehst wohl jetzt vor Gottes Richterstuhl,
Und klagst mich an? Rufst Rache über mich!
O thu' es nicht, Margaretha, thu' es nicht!
Du bist gerächt! Um was ich Dich und Alles gab,
Gefallen ist's von mir, wie Laub im Herbst,
Was ich gesammelt, ist im Wind zerstoben,
Der Segen fort, der fruchtend kommt von oben,
Und einsam steh' ich da vom Leid gebeugt,
Und Niemand tröstet mich und hört mich.

Veränderte Scene. Platz vor dem Haus, wie zu Anfang des Actes. Ein Bote Zawisch's mahnt Milotta zur Klugheit. Der Kampf ist los, die böhmische Vorhut zurückgedrängt. Die wieder veränderte Scene zeigt eine freie Gegend an der March. Rudolf mit seinen Söhnen und Gefolge tritt auf, gibt dem ältesten Sohne die Fahne zum Kampf auf Oesterreichs Boden, den dieser zum ersten Mal betritt, und ordnet Alles zur Schlacht:

Trefft den, der kämpft und schonet den, der flieht!
— — — —

Chriſtus ſei der Schlachtruf!
So wie er ſtarb für uns am blut'gen Holz,
So wollen wir auch ſterben für das Recht,
Ob auch das Unrecht Güter bot' und Leben.
Ehrwürd'ger Herr von Baſel, geht voran,
Stimmt uns das Schlachtlied an: Maria, reine Maid!

Kunigunde und Zawiſch ſuchen Schutz bei dem erſtaunten Kaiſer, der ihr auf ihre Bitte erwiedert:

Frauen kenn' ich, ſonſt wohl hohen Muths,
Die aber lieber todt von Gattenhand,
Als daß ſie flöh'n zu denen, die ihn tödten,

und dem Zawiſch, der ſich entſchuldigt, der König habe ihn ſchwer beleidigt, antwortet:

Beleidigt, Herr, und deß gedenkt Ihr jetzt,
Wo er vielleicht dem Tod entgegen geht?
Dankt Gott, Herr, daß Ihr nicht mein Unterthan.
Ich wollt Euch das Capitel ſonſt erklären.

Doch nimmt er Beide in ſeinen Schutz, und da er vernommen, daß Viele ſich zuſammen verbinden, den Ottokar zu tödten, unterſagt er Jedem, Hand an den König zu legen.

„Den einz'gen Fall der Nothwehr ausgenommen!"

Während er ſo für des Feindes Leben ſorgt, bricht

der Kampf los, und ein böhmiſcher Ritter greift ihn perſönlich an, den er zurückdrängt. — Ein anderer Theil des Schlachtfeldes. Ottokar, durch einen Sturz vom Pferd am Bein verwundet, kommt auf einen Knecht geſtützt mit Milotta.

Herr Milotta, Eu'r Hauſe greift nicht an,
Wo bleiben Eure Mähren! Tod und Teufel!
Ich fürcht', Ihr ſeid ein Schurk, Herr Milotta.

Die Schlacht ſteht ſchlecht, die Böhmen werden zurückgedrängt, während der König ein Pferd erwartet, verſinkt er in Betrachtungen über ſein Leben:

Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehauſt,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren;
Du aber biſt's allein, der ſtürmen kann,
Denn du allein kannſt heilen, großer Gott.
Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich Wurm, daß ich mich unterwand,
Dem Herrn der Welten frevelnd nachzuſpielen,
Durch's Böſe ſuchend einen Weg zum Guten!
— — — —
Haſt du beſchloſſen,
Zu gehen in's Gericht mit Ottokar,
So triff mich, aber ſchone meines Volks,
Geblendet war ich, ſo hab' ich gefehlt,

Mit Willen hab' ich Unrecht nicht gethan.
Doch einmal, ja! — und noch einmal! — O Gott!
Ich hab' mit Willen Unrecht auch gethan.
Es iſt nicht Todesfurcht, was ſo mich reden heißt,
Der du die Herzen Aller kennſt,
Du weißt, ob dieſes Herz die Furcht bewegt,
Doch, wenn dich eines Mannes Reu' erfreut,
Den nicht die Strafe, den ſein Unrecht ſchreckt,
So ſieh mich hier vor Deinem Antlitz knien,
Und hör' mich beten, wie ich jetzo bete:
Geh als ein Gott der Gnade in's Gericht!

Während er das Haupt in den Staub beugt, kommt der junge Merenberg, ſeinen ermordeten Vater zu rächen. Ottokar will dem Kampf ausweichen. Seifried hält ihn zurück.

Du warſt mir Lehrer, warſt mir Muſter, Beiſpiel,
Ich habe Dich geehrt, wie Niemand ſonſt,
Der Erde Ruhm ging mir in Dir zu Grabe,
Der Erde Glück in meines Vaters Haupt —
Gib das Vertrauen mir auf Menſchen wieder!

Endlich faßt Ottokar zum Schwert:

So ſei's! He, Milotta, hilf Deinem König!

Doch dieſer verläßt ihn nun offenbar:

Mein Bruder Beneſch Diedit läßt Euch grüßen.

Er iſt geſtorben als ein Sinnberaubter,
Und Muhme Bertha raſ't an ſeinem Sarg.

Da tritt Ottokar hart auf ſeinen wunden Fuß.

Frage Fuß,
Jetzt iſt nicht Zeit zu ſchmerzen!

Der Oeſterreicher Siegesgeſchrei tönt, der König will zu den Seinen durchbrechen, Merenberg haut ihn nieder, Rudolf tritt auf und donnert dem Mörder zu:

Flieh, wie der erſte Mörder,
Und laß Dich nimmer ſeh'n vor meinem Blick!

Man bringt den Sarg Margarethens und ſetzt ihn zu Ottokars Haupte, Kunigunde ſinkt, von der Todesnachricht betroffen, in die Knie, die wahnſinnige Bertha lehnt ſich auf den Sarg Margarethens. Rudolf breitet ſeinen Kaiſermantel über die Leiche,

Daß als ein Kaiſer Du begraben werdeſt! —

Alle beten, und dann belehnt Rudolf im Angeſicht des Todten, der ein König war, ſeinen Sohn mit Oeſterreich.

Dies ist der Plan des Werkes in seiner ganzen Gliederung, wie er in dem gedruckten Buche sich findet, und auch bei der ersten Aufführung zur Anschauung kam. Bevor ich aber meine Meinung über den Werth dieser Composition vorlege, scheint es nöthig, um jeden Verdacht abzulehnen, als gedächte ich im anmaßenden Dünkel meine Ansicht als die allein wahre aufzustellen, eine Bemerkung vorauszuschicken, die sich eigentlich ohnehin versteht. Es ist nämlich in der Natur der Sache gegründet, daß auch eine gelungene Beurtheilung, so gewiß der Beurtheiler ein individueller Mensch ist, gewissermaßen zugleich wahr und einseitig sein muß; wahr, in so fern sie aus der allgemein und rein menschlichen Natur des Beurtheilers hervor geht, einseitig aber, in so fern im Begriffe des Individuums schon die Beschränkung liegt, und kein Einzelner seinen Gegenstand aus allen Standpunkten betrachten kann. Das absolut wahre Urtheil wäre aber eben das schlechthin aus allen Punkten gefaßte. So kommt es denn, daß Ansicht neben Ansicht, mitunter gar sehr abweichende, neben einander wohl bestehen können.

Einer der anziehendsten und wichtigsten Punkte

in den Geſchichten Oeſterreichs iſt der Kampf Ottokars und Habsburg's. Er hat entſchieden für beide Theile, und die Wirkung dauert fort. Die großartigſten Naturen jener großartigen Zeit lagen mit einander im Kampfe. Es war eine Welttragödie im Leben, deren Anſchauung Jeden ergreifen muß, die dem Oeſterreicher aber noch weit bedeutungsvoller, weit eingreifender zum Herzen ſpricht. Der Stoff, zur Nationaltragödie geeignet, wie wenige, ließ eine doppelte Behandlung zu. Es konnte der Sturm jener anarchiſchen Zeit zur Darſtellung kommen, deren empörte Wogen vor der gläubigen Kraft ſich zum friedlichen Spiegel ebnen, obgleich die Gewalt ſelbſt rieſig in die Schranken getreten war; und dann waren die großen Länder- und Völkerverhältniſſe das rechte Weſen des Werkes, ſein Gipfel Rudolf; denn von Hauptperſonen wäre da nicht wohl die Rede, und alles Einzelne gälte nur im Ganzen. Es konnten aber auch beſonders heraus gehoben werden die Männer, die auf jenem Schauplatze über die Andern alle hinaus ragend, den Streit der Zeit durchfochten, wo im und am Einzelnen das Ganze hervor tritt, und dann war Ottokar der Held des Stückes. Schon der Titel gibt Kunde, welche von beiden Be-

handlungsweisen Grillparzer ergriffen, und mit Recht! Denn jene erste in Raum und Zeit ungeheuer ausgreifend ist die natürliche und einzige des Epos (nicht des Heldengedichtes; wo ein Held besungen wird, ist kein Epos mehr), aber ihre Größe läßt sich nicht einkeilen in die Coulissenwelt. Bei einem weit beschränktern Gegenstand scheiterte selbst Schiller an der Klippe dieser innern Unmöglichkeit, und seine epische Tragödie „Tell," mit der höchsten Genialität gedacht, und größtentheils mit einer classischen Ruhe durchgeführt, wie sie ihm sonst eben nicht eigen, schwankt zwischen Epos und Drama hin und her, und befriedigt nicht, was schon der fünfte Act beweis't, nur angesetzt, dem Epos und der Idee zu einem Ende zu verhelfen, da das Drama schon aus ist. Jene epischen Weltmassen lassen sich noch minder in die Coulissen zwingen, als die Gletscher der Schweiz zwischen Podium und Souffiten Raum finden. — Fragt man zuvörderst nach der Idee, so findet sich selbe in so hoher Reinheit und Klarheit gefaßt, daß man in diesem Bezuge die Dichtung einen wahren Vorschritt des Verfassers nennen mag, und es ist erfreulich, zu bemerken, wie er aus der verworrensten Unklarheit seiner „Ahn-

frau" bis zu dieser Helle sich erhoben. Es ist die gleichwägende Nemesis, die mit der Macht und den Schauern einer andern Welt hingeht durch das leidenschaftliche Treiben und die blinden Gewalten dieser Welt, sie, die am Ende den Frieden bringt in den Sturm, für den Einen im Grabe, für den Andern auf dem Throne: aber beruhigt werden sie Alle. Diese Idee, die Grundidee jeder Tragödie ohne Ausnahme, die allein das Recht gibt, Trauerspiele zu schreiben, was ohne sie frivoler Dünkel wäre, seine eigene Verworrenheit in trübseligen Räthseln vor einer Nation hinzustellen, der als Nation Ehrfurcht gebührt; oder entschiedene Gotteslästerung. Diese Idee steht in Grillparzer's Dichtung rein da, ohne mit irgend einer andern zu theilen, was sonst das Wesen der Tragödie gar wohl zuläßt, wie denn in den Eumeniden des Aeschylos noch die Idee Athens, der Gottgegründeten, in Göthe's „Iphigenia" die Apotheose der Wahrheit, als reinster, durchsichtiger Lauterkeit der Seele, in „Romeo und Julie," die Idee der Liebe, erscheint. Im Ottokar ist die „Gerechtigkeit" unvermischt und allein der Geist und das Leben der Dichtung. Ein Riese an innerem und äußerem Reichthume, innerer und äu-

ferer Macht und Gewalt, fällt seinem eigenen Uebermuthe zum Opfer, ein Koloß bricht zusammen, weil sein Unrecht den Boden unterwühlt, auf dem er trotzig fußt, indeß die gläubig schlichte Besonnenheit, dem Stürzenden gegenüber sich immer höher erhebt, und ihren Stuhl für die künftige Zeit festsetzt auf dem ewigen Fundament aller Macht, der Gerechtigkeit. Daß es diese Idee und nur sie war, die der Dichter durchführen wollte, liegt klar da. Mit allen goldenen Gaben des Glückes überschüttet, erscheint Ottokar; bis in ferne Welttheile ist der Ruhm seines Namens, der Ruf seiner Macht gedrungen; auf den Haufen der Kronen, die er sich selber errungen, wirft das Glück freigebig neue; die höchste Würde in der Christenheit wird ihm geboten, und die Geber finden für nöthig, erst anzufragen bei dem Gewaltigen, ob sie ihn reizen könne. Doch der Wurm, der den üppig wuchernden Baum seines Glückes von innen heraus anfrißt und endlich fällen muß, erscheint zugleich mit ihm, ja schon vor ihm. Er hat durch Margarethen, was er wollte, und ihre Güte mag ihm das nicht mißgönnen. So stößt er sie von sich, im Rausche der erweiterten Macht nach außen das Glück suchend, das er aus seinem

Hause austreibt. Wie das Mädchen eine Puppe, die sie einige Stunden geliebt, wie ein zerbrochenes Spielzeug wirft er Bertha von Rosenberg von sich, um die glühende ungarische Königsnichte in den Arm zu nehmen, und reizt dadurch den stets wachen Verdruß, den immer bereiten Zorn der böhmischen Großen. Aber auch Bertha verdient ihr Schicksal; denn im eitlen hochfahrenden Stolze hatte sie den Gedanken am Herzen getragen, an Margarethens Stelle, die erst mußte hinaus geworfen werden, sich im Glanze der Kronjuwelen zu bespiegeln. Mit Kunigunden nimmt Ottokar den Rachegeist in sein Haus; ihr gilt nicht der Mann und seine Größe, sondern Jugend und Anmuth, nicht Weib genug ist sie, um die Würde der stolzen Demuth im Besitze solch eines Mannes zu fühlen. Neben dem geborenen Herrscher möchte sie kindisch auch eine Herrscherin spielen. Sie ist zu klein, ihn zu fassen, und ihre Liebe sieht sich nach Andern um, wirft ihn und seine Würde frivol weg, und so hat Ottokar den Stachel der Eifersucht sich in's Herz gedrückt, und für die liebende Sorgfalt unzufriedene Kälte eingetauscht. Nun spielen die Fäden des Unglücks, die er unklug angeknüpft, in einander, [illegible]

durch die Hinterliſt der Beleidigten, und die Armuth der gedrückten Lande zu neuem Unrechte, wodurch er Beleidigung und Druck häuft.

So geht in ſicherem Uebermuthe ihm die Kaiſerkrone verloren, gehen die Lande verloren, die er noch dem Kaiſer entgegen erhalten möchte. Die verächtliche Demüthigung, die er Rudolfen zugedacht, fällt ihm hart auf's eigene Haupt, unter der Krone fühlt er ſich gebeugt vor des Kaiſers grauem Röcklein und ſeinen Stolz im Innerſten zerriſſen. Nun braucht er Menſchen, Liebe, Klarheit der Tugend, die ihn halte, tröſte, heile, und findet boshafte Herzloſigkeit, Haß, Hohn, und leidenſchaftliche Gemeinheit; er braucht ein mildes, groß und tieffühlendes Weib, an deren Buſen er ruhen könnte, und eine Schlange ziſcht ihn an, die er ſelber an's Herz genommen. Im tiefſten Mark empört, unfähig, ſo einen Zuſtand zu tragen, drückt er die Empfindungen des Unrechts gewaltſam hinab, die bittend und warnend herauf ſteigen. Recht gilt ihm nichts; umſchlagen will er die Kugel des Glücks, es gelte, was es wolle, und bis er ſie umgeſchlagen hat, ſoll Arbeit und Gefahr ihn zerſtreuen. So zerreißt er den Vertragsbrief, und läßt den Krieg wieder los

über die armen Lande. Aber mit dem Rechte der Sache iſt das Glück des Krieges von ihm gewichen, mit der freudigen Kraft der raſche ſichere Ueberblick, das kühne Wagen. Wie die Ganzheit ſeines Weſens durch Schlag auf Schlag niederſchmetterndes Unglück innerer Kämpfe, Schwanken zwiſchen Gefühl und Stolz, Gut und Bös zerriſſen und aus einander geſchlagen iſt, zieht er mit einem ihm unnatürlichen, vorſichtigen Zaudern das Unheil immer furchtbarer gegen ſich hervor. Kunigunde hat ihn offen verlaſſen; heimlich Viele, auf die er baut, ihn verrathen. Am Schlachttage erſcheint ihm die Leiche Margarethens als eine furchtbare Mahnung an die andere Welt; der Verrath weiſt ihm offen die freche Stirn, und der Jüngling, dem er das Ideal jedes adeligen Waltens geweſen, rächt in ſeinem Blute den Tod des Vaters. Doch ſeine Größe findet im Feinde ſelbſt anerkennende Bewunderung. — So rollt ſich die Idee raſch vor uns auf; in unaufhaltſamem Schritte geht die Rache an ihr Geſchäft; jeder Streich des Unrechts ſchlägt, wie jener Ritter im Herrenwald *), tiefe Wunden dem, der ihn führt,

*) Müllner's Schuld.

wie eine Riesenschlange packt und umschlingt ihn die Strafe in immer engerem Knaule, und zerdrückt und zermalmt ihn.

Das war es, was der Dichter wollte, was er im Ganzen genommen auch hingestellt. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß Manches etwas zu schwach angedeutet erscheint, Manches ganz vergriffen, zum Theil wieder vernichtet, was er anderswo aufgebaut. Dahin gehört erstlich die Stellung Margarethens zu Ottokar. Höchst lobenswerth ist es, daß auch sie nicht völlig schuldlos leidet, da sie ihr Gelübde gebrochen hat, das sie zu Trier gethan, ihrem verstorbenen Gatten treu, die Lippe nicht einmal einem weiblichen Kusse mehr zu leihen. Denn feierlich abgelegt oder nicht, das ändert nur die Form, nicht die Sache. Gelübde ist Gelübde, und wenn die Königin selbst bekennt:

Ich bin kinderlos,
Und ohne Hoffnung, je ein Kind zu säugen,

so bedeutet das in der That wenig gegen die Forderung des Throns, der einen Erben heischt, welcher zusammen halte die gewaltige Ländermasse, und die Größe des Reichs, die, wie auch jede Erfahrung ausweist, unter solchen Umständen fast nothwendig

aus einander fallen muß. In den Adern des Regenten, sagt Grillparzer selbst bei einer andern Gelegenheit, soll nicht der Puls des einzelnen Menschen schlagen, sondern des Reiches, und der höhern Pflicht muß die geringere weichen. Unrecht war es unter solchen Umständen, daß Ottokar Margarethen freite; man bedauert sie, aber man findet es nicht nur natürlich, sondern nothwendig, daß der kräftige Mann von ihr, der Alternden, geschieden, eine Ehe löse, die eigentlich nicht eine Ehe war. Da der Dichter auf solche Weise der einen Rechtsverletzung, die Ottokar von vorn herein der Rache verfehmt selbst den Stachel genommen hat, so vermißt man um so unangenehmer die genügende Ausführung der zweiten: seines Verhältnisses mit Bertha; ob mit oder ohne Schuld des Dichters, bleibt ungewiß, aber gewiß ist es, daß jene Schmach des Mädchens, die um so mehr hätte heraus gehoben werden sollen, je mehr Ottokars Schuld gegen Margarethen gemildert ward, sich beinahe verliert unter die Masse der darauf folgenden Dinge, und nur in ihren Wirkungen dem noch sichtbar erscheint, der sie anfangs lebendig genug ergriffen hat, was bei dieser Stellung schwerlich immer der Fall sein dürfte.

Selbſt ihre zweite Erſcheinung im vierten Aufzuge iſt ſo kurz und leicht gehalten, und zwiſchen die bedeutendſten Dinge, man weiß ſelbſt nicht genau, wie, hinein geſchoben, daß dadurch im Ganzen wenig gebeſſert wird. — Auch der harte Druck der Lande unter dem eigenwilligen, ſtolzen Eroberer kommt erſt als Andeutung bei der Gefangennehmung der öſterreichiſchen und ſteiriſchen Herren hinterher zur Anſchauung, nachdem die meiſten ſchon, darüber empört, nach Frankfurt geflohen ſind, der Wahl Ottokars entgegen zu arbeiten; — ſonſt hört man höchſtens gelegentlich, und das nicht zu oft, daran erinnern, immer aber zu ſpät. Auch der Tod Merenberg's, freilich ohne rechtsförmliche Unterſuchung, trifft weit mehr Milotta, als den König, und dadurch verliert die Scene Ottokars mit dem jungen Seifried gar ſehr; denn in ſolcher Zeit und ſolcher Lage, nach zweitägigem Faſten und Wachen iſt ein raſch ausgeſprochenes Wort gegen den Mann, den er für einen Hochverräther hält, wohl zu entſchuldigen, um ſo mehr, da der Befehl, ihn ſanft zu halten, gleich nachfolgt; freilich zu ſpät, weil die Bosheit jenes entfallene Wort ſchnell aufgehoben hatte. „Allwiſſend iſt nur Gott," ſagt der König

irgendwo. Daß auch die Reinheit Rudolfs befleckt ist, das mildert nicht die Schuld Ottokars, den sein eigenes Unrecht niederwirft. Aber das ist nicht zu läugnen: das Ganze der Tragödie wäre besser berathen gewesen, wenn dem sinkenden Könige gegenüber eine untadelhafte Größe sich erhoben hätte, was sowohl der Geschichte, als der Psychologie gemäß hätte geschehen können. Denn Rudolfs ganze Lage ist nicht so gestellt, daß eine gänzliche Makellosigkeit über das menschliche Vermögen hinauswachsend, uns ihn entfremdet und eben darum kalt gelassen hätte, was wohl bei manchen Stücken der Fall ist, wo personificirte Ideen in hohlen Masken umher schreiten, und glänzen und erkalten, wie sonnige Gletscher.

Weil die Handlung eines Drama's einzig der darzustellenden Idee wegen da ist, hat man bei Tragödien, deren Handlung sehr einfach, die Composition überhaupt untersucht, wenn man die Gruppirung der Massen in ihrer Stellung zur Idee betrachtet hat, z. B. beim „Aeschylos." Nicht ganz so verhält es sich mit Dichtungen, die einen äußerlich reichen, Vielerlei umfassenden Stoff behandeln, wo die (ehemals sogenannte) Fabel des Stückes ein Ganzes für sich bildet, so daß ihre Tota-

lität, bei manchen Unvollkommenheiten des Organismus, die Idee abspiegeln mag, und wieder seine volle Trefflichkeit ohne abgesonderte Betrachtung nicht ganz erhellt. Wie zweckmäßig in gegenwärtigem Falle Grillparzer die Theile seines großen Gebäudes gefugt, ging der Hauptsache nach aus dem Bisherigen hervor. Faßt man aber die Handlung, abgesehen von ihrer Bedeutung, blos als ein symmetrisches Ganze noch besonders in's Auge, so überrascht die Besonnenheit und Kunst, der es gelang, die reichhaltigen Ergebnisse so vieler Jahre in so klarer Einfachheit rasch zu entwickeln, daß der lange Zeitraum der Geschichte durchaus nirgends störend einwirkt. Die Handlung könnte in eben so viel Monaten vor sich gehen, als sie Jahre erfüllt, äußert sich darüber der Recensent in dem höchst geistreichen und vielfach belehrenden Aufsatze, den das „Archiv" des Freiherrn von Hormayr mittheilt, und dies Lob ist weit eher zu bescheiden gefaßt, als übertrieben zu nennen. Mit solcher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sind die großen und weit aus einander gerückten Partien zum schnellen und sicheren Ueberblick sich nahe gestellt, daß man zur Untersuchung veranlaßt wird, wie das überhaupt möglich gewesen,

was geleistet vor uns steht. Doch scheint es bequemer erst an einige Vorzüge und Mängel, die wir zu bemerken glauben, im Einzelnen zu erinnern, bevor wir uns über den Grund jener schönen Einfachheit im Ganzen, der uns unmittelbar zur Betrachtung der Charaktere führt, äußern, und den daraus entstehenden Gewinn und Nachtheil andeuten. — Wenn ein Kritiker *) gefordert hat, die Handlung solle mit Rudolfs Kaiserwahl beginnen, so bewies er dadurch nur, daß er nicht allein die, wie wir gesehn, das ganze Stück durchgreifende und zusammen haltende Idee nicht erkannte, sondern auch, daß er die Handlung nicht verstand. Es war eben so klug, die Reichstheilungsscene im „Lear" wegzuschneiden, als hier die Begebenheiten des ersten Acts. Beides heißt der Bildsäule den Kopf abschlagen. Weder die Idee wurde klar, noch wäre die Handlung vollständig, erschiene nicht Ottokar anfangs auf dem Scheitelpunkt seiner Macht, berechtigt zu noch höheren, ja, den höchsten Erwartungen, in verblendetem Uebermuthe selbst das Beil an den Baum seines Glückes legend. Sonst ginge

*) In der „Wiener Modenzeitung."

die Tiefe von Ottokars Fall der Anſchauung verlo-
ren, und die Handlung würde des einzig mögli-
chen Anfangs ermangeln, wenn ſie blos mit den
Wirkungen von des Königs Schuld begönne, mit
dem wirklichen Beginne ſeines Sinkens, ohne uns
die Urſache zuvor zu veranſchaulichen; darin liegt
eben eine große Schönheit des Stückes, daß der
Dichter in Handlung und Wort auf das Folgende
fortwährend vorbereitend hinweiſt, daß die Glieder
der Kette nicht nur feſt in einander greifen, ſondern,
daß dieſes Einfugen immer hervor gehoben, jetzt und
künftig immer andeutend verbunden wird, wie man
von einem ſoliden Gebäude fordert, daß es nicht nur
feſt ſei, ſondern auch ſcheine. So mahnt Mar-
garetha ſchon an die unausbleibliche Vergeltung
jeder Schuld, ſo erſcheint Rudolf in ſeiner unterge-
ordneten Stellung an Ottokars Hofe (wodurch der
Contraſt ſeines ſteigenden Sterns mit des Königs
ſinkendem gewaltiger vortritt) ſchon als der Freund
der Gedrückten, und als ein freier, ſchützender
Mann, wenn es die Gelegenheit gibt. So deutet
die Verwechslung der Schilder, indem der Reichsge-
ſandte, der Sage erwähnend: „im Neſte des Löwen
werde der Adler Ruhe finden," Habsburg's ro-

then Löwen, ſtatt den böhmiſchen weißen ergreift, auf das Folgende hin. So geht dem Könige, da er im vierten Acte den Kampf erneuert, die Ahnung der unſeligen Kriegsentſcheidung dunkel auf. Doch finden ſich auch hier einige Blößen, z. B. daß wie alle Reichsverhältniſſe, ſo auch das zu den Tataren kaum angedeutet iſt. Man weiß von ihnen nichts, und erfährt nichts, als daß ſie da ſind. Sie ſcheinen beinahe mehr zu theatraliſchem Schmuck und Effect vorhanden. Dann hat die Scene, wo Rudolf, Ottokars Verbot nicht achtend, Margarethen den Arm reicht, und der Geſandte der Kurfürſten im Namen des Reichs Durchzug für die Reichsfürſtin, aus einem Zimmer in's andere! fordert, etwas unläugbar Komiſches, und dieſe Demüthigung Ottokars, der noch mitten in der Glorie ſeiner Machtvollkommenheit ſteht, iſt weder hier ſchon nothwendig, noch überhaupt wahrſcheinlich. Von der Zerhauung der Zeltſchnur iſt billig ſpäter die Rede, da dieſer Moment durch ſeine Wirkung auf den Charakter Ottokars zum Wendepunkte des Stücks wird. Wie aber Bertha auf einmal nach des Königs Tode im Lager erſcheint, iſt weder irgendwo angegeben, noch leicht zu erra-

then. Nun, zum Schluſſe dieſer Bemerkungen über die Compoſition, noch ein Wort über die Art und Weiſe, wie jene lobenswerthe einfache Zuſammendrängung des erdrückenden Stoffes möglich geworden. Man hat ſo oft die Freude des Deutſchen am Eintheilen beſpöttelt; aber hat er nicht Recht? Iſt doch Klarheit des Menſchen höchſter Vorzug, worin ſeine geiſtige Vollkommenheit einzig und allein liegt, und kann Klarheit ſein ohne leichte, richtige Ueberſicht, die nur Theilungen möglich machen? Darum erlaube man uns zu unſerem Behufe eine alte Eintheilung in ihr Licht zu ſetzen. Die Tragödie will die Idee des Weltganges offenbaren und die Größe der menſchlichen Natur. Das mag aber auf zwei ganz verſchiedenen Wegen erreicht werden. Entweder der Stoff und ſeine Compoſition will nichts Anderes ſein, als das naſſe Gewand der Idee, das ſelbſt wenig den Blick in Anſpruch nehmend, nur ſie zeigt; da wird jedes Einzelne unmittelbar auf ſie bezogen, alles nicht unmittelbar auf ſie Gehende fällt weg; von Epiſoden iſt keine Rede, die höchſte Einfachheit Grundbedingung. Das Allgemeine herrſcht, und jedes Beſondere gilt nur, in ſo fern es jenes in ſich trägt, jede Beſonderheit

ist Unvollkommenheit an sich. — Die andere Weise der Tragödie thut gerade das Gegentheil, sie will das Besondere als das Besonderste zeigen, es soll für sich und um sein selbst willen zu existiren scheinen. Aber die mannigfaltigen Reibungen des gespaltenen Lebens in und durch einander bringen, geleitet von der Hand des Schicksals, das unsichtbar die von der Freiheit angelegten Fäden webt, am Ende Wirkungen hervor, die jene Gewalt imposant vor das Auge der Welt hinstellen. Hier ist Vielheit am Platze, eine Menge abgerissener Einzelnheiten und Episoden flechten und schlingen sich billig in einander, und bilden das kolossale Mosaikbild. Dort war es im Wesen der Tragödie bedingt, daß kein ausgeführter Charakter uns abziehe von der Totalität des Werkes, das nur im Ganzen wirken will; hier ist die schärfste, bis in's kleinste Detail gehende Charakterisirung nothwendig. Volk, Zeit, Klima, Individuum, Alles fordert Berücksichtigung und Ausdruck. Dort geht Alles in der Idee rein auf, hier bleibt noch viel Selbstständiges übrig. — Jenes ist das Wesen der alten Tragödie, Sophokles hat das Höchste geleistet, was die vollendete Kunst darin leisten kann, und jener

Vollendung zur Seite ſteht Uhland's „Ernſt von Schwaben," der, Göthe's „Iphigenia" überragend, das einzige durchaus göttliche Werk der Art in der neuern Kunſt iſt. Shakeſpear hat das Höchſte geleiſtet, was in der andern Gattung bis jetzt geleiſtet worden; und hätte er erkannt, wie ohne Vollendung der Form Vollendung der Kunſt unmöglich ſei, er hätte ohne Zweifel die überhaupt höchſte Vortrefflichkeit erreicht. Dieſe ſcheinbare Abſchweifung war nicht überflüſſig; denn wenden wir uns auf das vorliegende Werk, ſo finden wir, daß Grillparzer einen Mittelweg eingeſchlagen, indem er die Begebenheit als eine Handlung darſtellt, das heißt nicht ihrem vollen Reichthume im Einzelnen, wo Leidenſchaft und Beſonderheit auf Leidenſchaft und Beſonderheit im Kleinen und Großen, und hier und dort wirkt, ſondern als den unter gegebenen Umſtänden zur That gewordenen Willen einiger Perſonen; alles Andere tritt zurück. Dadurch ward jene klare Ueberſicht möglich, weil die ganze Tragödie, eigentlich ein Charakterbild Ottokars, blos auf ihm ruht. Daher finden wir nirgends eine Epiſode, die uns abzöge;

denn jede Nebenſcene reiht ſich ſogleich an Ottokar an und an die Idee.

Indem der Dichter von beiden Gattungen tragiſcher Kunſt etwas aufnimmt, macht er ſich auch einigermaßen des Gewinnes beider theilhaftig; aber nothwendig verliert er die volle Wirkung, die jede, von ihnen rein durchgeführt, hervor bringen kann. Doch ſcheint dieſe Vermiſchung uns Deutſchen natürlich. Wenigſtens zeigt ſie ſich in ſehr vielen, ja den meiſten unſerer Tragödien, und bei Schillern ſchlägt ſie überall durch, ſo oft er ſich auch auf die eine oder andere Seite neigen mag. Geht nun die neuere Tragödie durchaus überall auf ſtrenge Charakteriſirung, ſo machte die Aufgabe, wie ſie ſich Grillparzer ſtellte, ſie noch weit nothwendiger, weil nicht nur die Begebenheit als Handlung aus den Charakteren hervor geht, ſondern auch nur ſehr wenige Mithandelnde vorkommen, des langen Perſonalverzeichniſſes ungeachtet, an und in welchen denn alles Uebrige zur Anſchauung kommen mußte.

2. Die Charakteriſtik.

Eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit des Dichters fordert die Charakteriſtik; denn auf ſie iſt, wie wir geſehn, Alles verwieſen. Darum mußten die Charaktere nicht nur bedeutend und in ſich conſequent ſich entwickeln, ſondern zugleich im Reflex die dem Anblicke ferner gehaltenen Weltverhältniſſe zurück werfen. Daß ſie in jeder Kleinigkeit dem Mittelalter, wie aus dem Spiegel geſtohlen, ſich als Genoſſen jener Jahrzahl legitimiren, fordert der Kunſtzweck eben ſo wenig, als daß jede Falte des Coſtümes ſtreng mittelalterlich böhmiſch, ſteiriſch u. ſ. w. ſei. Vielmehr verlangt die höhere Kunſttreue oft eine kleine oder größere Untreue in hiſtoriſchen Dingen. Aber allerdings muß bei einem Werke der Art die Totalität der Perſonen wurzeln und ſtammen in ihrer Zeit. Wir dürfen daher die Charaktere, wie früher die Compoſition, blos in ihrem innern Weſen betrachten, und in ihrer Stellung zum Ganzen, und unter einander; denn jene Freiheit des Dichters, in der Poeſie begründet, war praktiſch feſtgeſtellt, ſeit dem Beginne der Kunſt; und die Unterſuchung, wie die Tragödie ſich zur Geſchichte verhalte, und ob, was ſie geboten, geſteigert und vollſtändig

benutzt worden sei, bleibe Anderen überlassen, welche die Quellen kennen, aus denen allein ein historischer Charakter in seiner vollen historischen Wahrheit innerlich lebendig geschöpft werden mag.

Ottokar, die rechte Spindel der ganzen Dichtung, tritt vor Allen heraus, mit solcher Lebendigkeit gedacht, mit solcher Liebe und Freigebigkeit durchgeführt, daß seine Entwickelung im Ganzen, und ihre Nachweisung im Einzelnen nicht leicht ist. Eine ungewöhnliche Geistes- und Körperkraft, gemacht, das Ungeheuere zu umfassen, kühne Plane zu ersinnen und mit irdischem Nachdrucke hinaus zu führen, ausdauernd in der Fülle des Genusses und in der Fülle der Arbeit und Entbehrung, gewaltige Leidenschaften, herrisch auffahrender, Alles vor sich niederschlagender Stolz, dabei Gutmüthigkeit und Roh heit, Tiefe des Gefühls, die aber nicht recht aufkommen kann, weil der Mann, immer beschäftigt, kaum Zeit hat für die ruhigere Empfindung: dies sind ungefähr die Grundzüge von Ottokars Charakter; er ist so ganz König von Böhmen, daß er und sein Land in seinen Gedanken immer Eins sind, und er schwerlich angeben könnte, ob Egoismus oder die Liebe für sein Volk ihn treibe. Groß und mächtig nach außen, gefürchtet bis in die

entlegenſten Gegenden ſoll ſein Böhmen an Kunſtfertigkeit und innerer commerzieller Rührigkeit keinem Lande nachſtehn. Prag ſoll genannt ſein neben den Hauptſtädten der Welt, und Er, der Schöpfer dieſer Größe, der Gründer dieſer Macht, der Herr eines ſolchen Volks, das, ob es ſich anfangs ſträubte, doch endlich erkennen muß, was es ihm dankt: das iſt das Herz ſeiner liebſten und einzigen Gedanken und Plane; und ſo hat ſein ganzes Dichten und Thun Einen Guß. Wie er erreiche, was er will, kümmert ihn weniger, wenn es nur erreicht wird. Sein Zweck iſt gut, und ſomit ſoll gut ſein, was dahin führt. So als König unbedingt beherrſcht von dem Ideal, das er ſeiner Regierung zum Ziel geſteckt hat, nimmt er es im Leben bei der Gluth ſeiner Leidenſchaften auch nicht mit dem Rechte allzu genau; eine gewiſſe rohe Willkür ſpringt überall hervor, und ſeine Zeitgenoſſen weit überragend, hat er, von Jugend auf zu herrſchen gewohnt, die Menſchen im Einzelnen nicht eben achten gelernt, und ſein Stolz verſchmäht es, ſich irgend zu vermänteln. Gleich ſein erſter Auftritt, wie er, die Tataren erblickend, mit geübtem Auge im Moment bemerkt, was bei ſolcher Tracht und Bewaffnung nützt und

ſchadet, zeigt den Feldherrn, der gewandt auch die kleinſten Dinge des Kriegs im Einzelnen ſicher zu beurtheilen weiß, ſo gut, wie eine Schlacht zu ordnen. Die raſtloſe Thätigkeit des Königs tritt lebendig hervor, wenn man aus ſeinem Geſpräche mit dem Bürgermeiſter erſieht, wie er auch in ſeiner Abweſenheit Alles durch einander treibt zur Emporbringung des Landes; die Art, wie er die Scheidung mit Margarethen behandelt:

Allein wozu noch lange eins und zwei:
Denn erſtens, zweitens, drittens, 's bleibt dabei.

Die Worte:

Nur unter Königen
Iſt Ottokar der König nicht allein,

und zu den ſteiriſchen Geſandten:

Ich hab' Eu'r Land den Ungarn abgeſtritten,
Und werd' es wahren gegen Jedermann,
Auch gegen Euch, wenn's irgend etwa noth,
Stellt Euch nur hin, und wartet ruhig ab,
Im Uebrigen betrachtet mich genau,
Damit ein andermal Ihr gleich am Eingang wißt,
Vor wem Ihr habt zu knie'n.

All' dieſe und eine Menge anderer Züge umreißen im erſten Acte ſehr gut die ganze Perſönlichkeit. Ob

aber zugleich seine Rohheit nicht auf eine zu gemeine Art unnöthig schroff sich äußert, möchte man wohl fragen. Mag es in so einem Charakter liegen, jede Ehrerbietung von Andern fordernd, sich selbst von jeder Förmlichkeit frei zu sprechen, so scheint doch dieses Wesen genugsam ausgesprochen, wenn er im Thronsaale in voller Versammlung sich auf den ersten besten Stuhl hingeworfen, aus- und anziehn läßt; und zwecklos und unangenehm berührt es, wenn er den Bürgermeister der Residenz auffordert, ihm die Beinschienen abzuschnallen; noch unangenehmer wirkt die Rohheit, wenn er zu Margarethen, die ihn liebevoll vor dem Abfalle der Oesterreicher warnt, wenn er sie verstieße, sagt:

Seid Ihr 'ne Bäckersfrau,
Die ihren Altknecht freit auf ihr Gewerb',
Und fürchtet Ihr, sie kommen aus der Stadt
Und nehmen mir's, sobald die Herrin fort?

oder nach der Nachricht vom Tode seines Oheims, der ihm Kärnthen hinterläßt:

„Betrauern mag ihn, wer sein Land nicht erbt!" —

Hierher gehört auch, daß er dem Kanzler im zweiten Acte den Handschuh in's Gesicht wirft, weil Rudolf zum Kaiser gewählt ward, und nicht Er. Daß

er Margarethen, die bei Kunigundens Anblick ſich kaum erhält, zu unterſtützen verbietet, iſt früher gerügt worden. Die Art, wie Ottokar im zweiten Acte ſich benimmt, als Zawiſch Kunigundens Schleife entwendet, und die Sache ſehr bemerklich wird, iſt, da er einmal nicht ganz an ſich halten kann, wenigſtens ſo klug und fein, daß man ſie ihm kaum zutraute. Doch iſt es durchaus nichts Ungewöhnliches, in großen Gemüthern, die aller äußern Feinheit ermangeln, die innere zuweilen ſehr ſichtbar hervortreten zu ſehen, welches nichts Anderes iſt, als Wohlwollen gegen die Menſchen und das klare Bewußtſein eigener Würde. In welcher Form ſich dieſes ausſpreche, immer thut es die Wirkung, welche die Formen der Convention, wenn jener Geiſt, für den ſie Ausdruck ſind, ſie nicht beſeelt, vergebens nachäffen; es gibt das Vornehme. Als der ſchlichte Franklin in dem übergebildeten Paris erſchien, und man ſchon längſt ſich auf ſeine linkiſche Erſcheinung gefreut hatte, erregte die Bildung in ſeinem Benehmen Bewunderung; doch ließe ſich in dem gegebenen Falle wohl Einiges dagegen einwenden, aber ſchwerlich der Dichter geradezu tadeln.

Wir kommen nun zu dem Moment, wo der Charakter mit einem Male umschlägt, zu der Scene, wo Zawisch die Zeltschnur zerhaut und die Heere Ottokar knieen sehn vor seinem Feinde. Es ist keineswegs zu tadeln, daß Grillparzer diesen halbhistorischen Zug in sein Gemälde aufgenommen; aber wie er ihm dieses Gewicht geben konnte, begreift sich schwer. Das Knieen beim Empfange der Lehen war etwas so Unumgängliches, so Heiliges, daß durchaus keine Schmach auf den Knieenden fiel und fallen konnte. Aus der Masse von hierher gehörigen Beispielen nur Eines auszuwählen: Kniete nicht Eduard III. von England vor Philipp, um die Belehnung mit seinen französischen Besitzungen zu empfangen; und ward er etwa minder geachtet von Einem der Seinigen, weil er vor einem Manne gekniet hatte, der gleichfalls nicht mehr war, als ein König, und blieb Eduard nicht nach wie vor der allbewunderte Spiegel der Ritterschaft! und dort kniete der König vor einem Könige, hier der König vor dem Kaiser, der höchsten weltlichen Gewalt der Christenheit, wie der Papst die geistliche. Freilich ist der Fall hier einigermaßen anders gestellt; denn das rasche Ab-

ſchneiden der Zeltſchnüre hatte völlig das Anſehen der Hinterliſt. Jedermann wußte, daß der König vor dem Kaiſer kniee; aber dies plötzliche Zeigen ſah aus, wie ſpöttiſcher Uebermuth, doch iſt damit immer nicht viel gebeſſert. Denn das Knieen eben wird von Ottokar und den Uebrigen immer ſchmachvoll heraus gehoben; und dann: iſt es wahrſcheinlich, daß Zawiſch die unerhörte Frechheit hat, das Zelt des Kaiſers in dem Augenblicke umzureißen, wo dieſer in der vollen Ausübung ſeiner römiſch-kaiſerlichen Majeſtät und Gewalt begriffen iſt? Iſt es wahrſcheinlich, daß Ottokar, wenn er die Schmach ſo tief empfindet, im Angeſicht des Volks noch einmal hinknie vor den Mann, der ihn, wie er glauben muß, verächtlich mit all ſeiner Herrlichkeit zur Folie ſeiner eigenen, ſchlicht ausſehenden, aber um ſo hoffärtigeren Macht machen will? Iſt es wahrſcheinlich, daß Rudolf, ſo naiv, als wäre nichts vorgefallen, ihm mit der Fahne von Mähren folgt, und ihn fragt, ob er nicht auch das andere Lehn nehmen wolle? Er, der vor wenig Augenblicken geſagt hatte:

„Weh' dem, der die Ehrfurcht mir verletzt!“

Wir geben zu, das Letzte ſei nur von dem Dichter

übersehen worden. Aber so ein Uebersehen wirft ganz unnöthiger Weise ein abscheuliches Licht auf Rudolf, und es läßt sich durchaus nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, mit einigen Zeilen vergüten. Denn mit einer Verwunderung über das, was Niemand erwartete; mit einer Nachfrage kann so ein Frevel nicht abgemacht sein. Er muß gestraft werden. Die Strafe aber muß erstlich Zawischens Verhältnisse zu Kunigunden ganz anders stellen, und dann vernichtet sie wieder völlig, was etwa für Ottokarn bei jener Gelegenheit schmachvoll gewesen, und das Knieen bei der Belehnung ist wieder der heilige, keineswegs entehrende Act. So greift denn diese verfehlte Scene durch das ganze folgende Stück. —

Die Sachen genommen, wie der Dichter sie gibt, ist der Charakter Ottokars im vierten Acte mit wahrer Virtuosität hindurchgeführt. Man hat Ottokarn getadelt, daß er die gemeinen Schimpfworte Kunigundens duldet; aber eben dadurch ist er gerechtfertigt. Dem großen König sind sie zu gemein, sie müssen ihn anekeln, statt ihn aufzubringen. Darum läßt er auch den elenden Zawisch laufen, statt ihn niederzustoßen. Die Verachtung muß

seinen Zorn kühlen. Daß er gleichwohl Kunigunden herbeiruft und ihr gleichsam anheimstellt, ob der Krieg aufs Neue rasen soll u. dgl., ist sehr psychologisch begründet in dem durch Schmerz, Fasten, Wachen, den Anblick früherer Schuld u. s. w. zerrütteten König, der die Schuld des künftigen Jammers nicht allein tragen möchte; schwerlich aber ist darin auch begründet, daß er Zawischen nach solchen Beleidigungen so freundlich begrüßt:

Sieh da, Herr Rosenberg! Ei, Gott zum Gruß!
Ich denk', Ihr folgt uns doch wohl auch in's Feld?
Ihr seid der Ersten einer meines Reichs,
Auf den ich vor gar vielen Andern zähle;

ein Zug, der sich schwerlich auf irgend eine Art in des Königs Wesen künstlich hinein erklären läßt. Sehr schön ist das Milderwerden Ottokars entwickelt. Gleich anfangs blizt unter vieler Rohheit etwas Gutmüthigkeit durch; Rudolfs schlichte Größe, und die Erinnerung an Margarethen, und das Gefühl, daß Gewalt nicht Liebe erzwingt, in der allein das Glück ruht, machen ihn weich und geben seinem Gemüthe Raum zu wirken; das Unglück, in dem er sich befangen sieht, und die dunkle Ahnung, daß Unrecht den Thäter verderben muß, ist

im Kampfe mit ſeinem erregten Ehrgeize, der ſich rein waſchen will, und gält es tauſend Menſchenleben, mit Wahrheit geſchildert, und bereitet das Folgende vor, wo er ſich zwar wieder zum Könige zuſammengerafft hat, aber eben durch das ihm ſonſt fremde Vordringen des Gefühls (der Glückswechſel hat ihm gelehrt, daß auch er ein Menſch ſei) an der vollen Wirkung ſeiner Kraft gehindert wird. Endlich an Margarethens Sarge erwacht ſelbſt Frömmigkeit in ſeinem Herzen, und ſo iſt es begreiflich, wie er im Monolog vor ſeinem Tode zur Erkenntniß deſſen kommen kann, was ihn von innen heraus geſtürzt:

Wer war ich Wurm, daß ich mich unterwand,
Dem Herrn der Welten frevelnd nachzuſpielen,
Durch's Böſe ſuchend einen Weg zum Guten!

Aber erklärt wird dadurch nicht die ſeltſame Antwort, die er Selfrieden von Merenberg auf die Frage: „Wo haſt Du meinen Vater?“ gibt.

Als Gott den Kain fragte, ſagte der:
Mir haſt Du ihn zu hüten nicht gegeben!

Groß klingt dieſe Stelle, die pſychologiſch falſch iſt, und die ſpäter folgende Antwort:

„Er büßte, wie Verräther!“

wäre beſſer gleich am Platze. Denn für einen Verräther hält ihn der König noch immer, und wenn er es thut, was heißt jene Antwort? vorzüglich im Munde eines Mannes, für deſſen Willen Tauſende gefallen waren.

Sollte noch am Ganzen des Ottokar etwas zu tadeln ſein, ſo wäre es das beſtändige Reden von ſeiner Größe und in der dritten Perſon. Jemand, der ſeiner Größe ſich ſo innig bewußt iſt, bei dem die Beweiſe ſeiner Macht ſo offenkundig und unbezweifelt vorliegen, wird ſich ihrer nicht beſtändig berühmen, und das immer wiederholte Sprechen von ſich ſelbſt in der dritten Perſon hat etwas Kleines. Wenn Cäſar oder Friedrich II. Commentare ſchreibt, da mag es bei dem Geſchichtſchreiber gelten, aber im Leben fühlt der Held in dem Namen, den die Welt verehrt, gewiß ſein Ich ſo lebendig, daß es ihm nicht einfallen kann, den Mantel ſtatt der Perſon, den Namen ſtatt des Weſens zu nennen. Mit dem Ich wird das Kind ſelbſtſtändig. Es haben die Unterſchriften der engliſchen und ſpaniſchen Könige etwas Impoſantes, wo es heißt: Ich, der König. Der Name vermindert hier den Eindruck, den der Dichter vermuthlich herausheben wollte.

Ueber Rudolf von Habsburg's Charakter wurde ſchon im Verlaufe des Bisherigen ſo Manches angedeutet, daß hier nur erübriget, die letzten Striche zu ziehen. Die Rede des Kaiſers im Geſpräche mit dem Könige, wo er entwickelt, wie die leidenſchaftlich die Schranken überſpringende Kraft nach und nach und gänzlich erſt mit ſeiner Kaiſerwahl von der klaren Einſicht gebändgt worden ſei, iſt eben ſo charakteriſtiſch als pſychologiſch treffend. Aber das wirklich in ſchlichter Hoheit daſtehende Bild wird gar ſehr, und ohne irgend einen Grund geſchmäht durch jenes Betragen im Zelte gegen Ottokar, und durch eine Stelle im Munde des Reichsherolds, der an den Böhmen geſandt, den Friedensvollzug zu begehren auf des Kanzlers Einwurf

Der Kaiſer ſeinerſeits hat auch noch nicht
In Allem dem Vertrag genug gethan.
In Mähren ſtehn noch kaiſerliche Völker;
— — — —
Warum ſoll Böhmen denn zuerſt erfüllen!

antwortet:

Beglückt, wer hat, das iſt ein alt Geſetz.

Kanzler.

So nennt Ihr das Geſetz? Das iſt Gewalt.

Herold.

Nennt's, wie Ihr wollt; nur handelt, wie Ihr mußt.

Aus eigener Machtvollkommenheit kann der Herold wohl dergleichen Reden nicht führen; und könnte er es, so kann der Dichter sie ihm nicht in den Mund legen, ohne zu wollen, daß ihr Sinn nicht auf den Kaiser zurückfalle. Und ist dazu irgend ein Grund hier? Die Idee leidet, aber die Handlung gewinnt nichts, der Charakter verliert.

Sehr originell ist Kunigunde gedacht, und wenigstens anfangs echt nationelles Leben in ihr nicht zu verkennen. Auch dieser Charakter ist schon früher bezeichnet worden. Das schöne und leidenschaftliche, stolze und herrschsüchtige Weib, welchem die geistige Tiefe der Liebe, so wie des Lebens innere Höhe fremd ist, macht einen treffichen Gegensatz mit der gut durchgeführten, frommen und demüthigen Margarethe, die über der stillen Einheit des inneren Lebens die Forderungen des äußeren wohl übersieht. Am anschaulichsten zeigt sich Kunigunde im zweiten Acte, besonders in dem Selbstgespräche nach der Unterredung mit Zawisch, wo sie sich hinaus sehnt aus dem beherrschten Böhmen nach der ungebundene-

ren Freiheit ihrer Steppen. Wäre ſie ſo durchgeführt, der Idee wäre genügt. Doch das Intereſſe für ſie verliert ſich immer mehr und mehr, wie ſie zurücktritt, und ſolch einen König um ſolch einen Höfling vertauſcht, ja, das Gefühl wird völlig verletzt, wenn ſie den zermalmten König, in dem Moment, wo er ein Herz braucht, dringender als je in ſeinem Leben, „ein Maulthier" zu nennen wagt. Das empört, ohne irgend einen Kunſtzweck zu fördern, und iſt ſo unwahrſcheinlich, daß wir aus aller Illuſion herausgeworfen werden. Im Ganzen wäre Kunigunde ſogleich gehoben, wenn Zawiſch ſich nur einigermaßen anders bewieſe; wenn ſeine Perſönlichkeit es nur begreiflich machte, es könne ein nicht völlig gemeines Weib ſich von einem Ottokar zu ihm hingeriſſen fühlen. Aber hier ſtoßen wir überhaupt auf die ſchwächſte Seite des Trauerſpiels, die auf keinerlei Weiſe eine Entſchuldigung zu leiden ſcheint. Auf den Charakteren ruht das Werk, das einen welthiſtoriſchen Stoff vorzuführen beſtimmt iſt, wo alſo die Weltverhältniſſe auf irgend eine Weiſe zur klaren Anſchauung kommen müſſen. Iſt es im Plane ſchon ein Mangel, daß bei dem Zuſammendrängen aller Handlung

auf Ottokarn den übrigen Charakteren so wenig Raum bleibt, die doch als Repräsentanten ihrer Länder und ihrer Zeit um so bedeutender auftreten sollten, so ergibt sich bei näherer Betrachtung noch, daß sie den Raum, der ihnen blieb, nicht einmal benutzen. Bela und die Tataren sind bloße Schaustücke. Von all den Herren machen sich nebst den Rosenbergen, dem Kanzler und Merenberg nur Füllenstein und Lichtenstein bemerklich. Aber wie? Die Forderung eines inhaltreichen Gegensatzes böhmischer, ungarischer, österreichischer und steirischer Nationalität ist unumgänglich, und doch scheint der Dichter nicht daran gedacht zu haben. Auf das Haus der Rosenberge hat die böhmische Sagenpoesie die ihre reichen Blüthengewinde immer an historische Stämme schlingt, Alles niedergelegt, was nur Schönes und Erhebendes sein mag in des Glückes zufälligen Gütern. Mit immer neuer Liebe kehrt sie zu ihnen zurück. Schönheit und Macht und ein in's Fabelhafte hinein getriebener Reichthum, dazu die Freigebigkeit und edle Vornehmheit, die der Araber an einem Barmeciden zu preisen nie ermüdet, ein in die Römerzeit zurück sich verlierender Adel, Alles, Alles ist aufgeboten, diese Familie zu verherrlichen,

die durch Zawisch's Vermählung mit der Königswitwe Kunigunde, und nach deren Tode mit der ungariſchen Judith jenem Throne doppelt verbunden in die Verwandtſchaft der Regentenfamilien eintrat, und durch Wilhelm von Roſenberg, den erſten Oberſtburggrafen des Reichs, welchen polniſche Staroſten der Krone werth achteten, eine Prinzeſſin aus dem Kurhauſe Brandenburg, und eine Tochter des herzoglichen Hauſes Braunſchweig unter die Ihrigen zählen durfte. Freilich fällt manche Verherrlichung dieſer vielgeprieſenen Roſenberge in weit ſpätere Zeit; aber der ſpätere Glanz fällt auch auf die frühern Ahnen und an des Glückes Gütern und Adel und Macht ſtanden ſie ſchon damals Keinem nach, wie denn der Hiſtoriker dieſen Zawiſch kennt, als einen Götterjüngling an Schönheit, einen Achilles der Romantik, einen ſtolzen und kräftigen Helden, den Erſten des Reichs, als einen Mann, deſſen Leben ſelber den Stoff einer Tragödie gäbe, der mit gleicher Sicherheit Fürſten kühn entgegnete, und ſiegend Liebe ſiſtirte, das Schwert führte und die Zither ſchlug; deſſen im Kerker des weißen Thurmes gedichtete Lieder noch lange, lange hinklangen durch die Gaue ſeines Vaterlandes. Und wie erſcheint Er, wie er-

ſcheinen die Roſenberge überhaupt in Grillparzer's Ottokar? Wahr iſt es, das Kammerfräulein ſagt von Zawiſch:

Im ganzen Böhmerland
Iſt Keiner, der dem Zawiſch ſich vergleicht;
Von Roſenberg. Den edlen Gang, die Haltung,
Des Körpers mannigfache edle Gaben,
Ihr ſahtſie, Königin, ſo gut, wie ich;
Doch auch an Heldenmuth, an Tapferkeit
Steht er vor Allen, die ſich Ritter nennen.
In Padua hat er Jahre lang ſtudirt;
Auch macht er Reim' und ſingt ſie zu der Zither.

Aber wie ſoll man dies im Vergleiche mit ſeiner poetiſch-hiſtoriſchen Herrlichkeit immer noch matte Lob glauben, wenn er ſelbſt ſich als einen ganz Anderen präſentirt? Dies ewige Gelächter, die vollſtändige Unbedeutenheit hinſichtlich alles Einfluſſes, die Frivolität ſeiner Erſcheinung, die nicht etwa von genialer Natur, wie im Fiesko einem geiſtreichen und elaſtiſch kräftigen Manne als zeitweiliger Mantel dienen mag, ſondern von ganz gewöhnlicher Art nichts mehr, als etwas höchſt Mittelmäßiges vermuthen läßt (wie ſich denn auch durchaus nichts Anderes zeigt), wird ſich ſchwerlich Jemand für Humor oder auch nur für Laune einreden laſſen. Wahr

iſt es, ſeine frivole Keckheit und das völlige Vertrauen ſeiner Verwandten auf ihn bekunden eine gewiſſe Ueberlegenheit, die aber nur durch das Weſen ſeiner Umgebungen glaublich werden kann. Wofür hält er den König, der denn doch beim Himmel ein Feldherr iſt, und nicht nur heißt, wenn er, ihn von der Unterredung mit Rudolf abzuhalten, ſagt:

„Die Feinde ſtehn im Nachtheil, das iſt klar.“

Woher nimmt er die jedes Maß überſchreitende Frechheit beim Zerhauen der Zeltſchnüre? Und die anderen Roſenberge! „Der Geifrer Beneſch,“ der nur mit dem „vierſchrötigen Miletta“ im Vorzimmer Rache ſchreit, und dann erſt blödſinnig wieder zum Vorſchein kommt, ohne daß man bis dahin etwas weiter von ihm vernimmt, und Miletta, den Ottokar ſo charakteriſirt:

Kein Kopf, doch eine Fauſt von Stahl,
Der ſchlägt Euch zwanzig Mal auf einen Fleck,
und fragt nicht, wie's gethan.

Sind das die in der Hiſtorie und Sagenpoeſie gefeierten Roſenberge, auf welchen der Blick des Volkes ruht, wenn er in des Lebens reicher, goldener Herrlichkeit ſchwelgen will; die Männer, die auch auf

Ottokars Geschick einen so gewaltigen Einfluß geäußert? Schon ihre historische Stellung zu Ottokar schützt vor der Mißdeutung, als tadelte ich an ihnen die verrätherische Rachsucht, an Zawisch die Doppelheit des Wesens, die ihnen der Dichter ließ; die Art aber, wie das Alles behandelt wurde, mußte dem historisch-poetischen Charakter der Familie entsprechen, die hier als repräsentirend die böhmische Nation doppelt und dreifach hervortreten sollte. Wenn sich dem Zawisch kein böhmischer Herr vergleichen darf, was soll man von den Andern denken, die denn auch gar nicht zur Sprache kommen? Eben so unbedeutend ist Lichtenstein, der einzige Genannte unter den Oesterreichern, und Füllenstein gleichfalls, von dem man nicht weiß, was man denken soll, wenn er, mit noch einem Genossen gesandt, den Meerenberg in Haft zu nehmen, sich ohne zu reden erst mit zu Tische setzt, und endlich, da er zum Trinken genöthigt wird, herausplatzt mit dem Auftrage, als hätt' er sich erst Muth machen müssen. Der Kanzler Braun erscheint in der Geschichte weit tüchtiger, als in der Tragödie. Meerenberg allein könnte zur Noth die steirischen Herren repräsentiren. So kommt es denn, daß Ottokar ganz vereinzelt dasteht, nicht

der gewaltige König unter den Gewaltigen ſeines Hofs und Lagers, die ſeine überlegene Kraft angezogen, geweckt, geleitet, oder auch abgeſtoßen und verletzt hat, ſondern beinahe ein König ohne Leute. Zwiſchen ihm und ſeinen Thaten fehlen alle Mittelglieder. Es iſt unbegreiflich, wie er allein das Alles zu Stande bringen konnte; denn er hat keinen einzigen bedeutenden Mann um ſich. Dadurch wird das ohnehin unangenehme Selbſtberühmen Ottokars noch ſtörender, weil es an dieſen Mangel in jedem Augenblicke erinnert, und es entſteht etwas dem Aehnliches, was man in der Schauſpielkunſt Couliſſenreißen nennt.

Dagegen iſt die Ausführung faſt durchaus höchſt lobenswerth und trefflich. Die einfache Sprache iſt frei von dem läppiſchen Klingklange, von der langweilig breiten Flickwörterei, die nachgerade anfängt, für eine nothwendige Würze der freilich in der Regel immer fader werdenden Dramen zu gelten. Alles iſt dramatiſch und der lyriſche inepte Titelkranz vermieden. Das Lob Oeſterreichs im Munde Ottokars von Hornek, freilich hier leider nichts weniger, als am Platze, iſt an ſich betrachtet ein echt poetiſcher, köſtlicher Erguß eines warmen Vaterlandsge-

fühls, und man weiß nicht, wie Jemandem einfallen kann, ſich zu ärgern, daß ein Steirer Oeſterreich lobt. Als ob die beiden Völker ſich nicht ſo nahe verwandt wären! Und abgeſehen davon, warum in aller Welt ſoll denn kein Fremder das Schöne und Herzliche anerkennen in Oeſterreich? Iſt ſo ein Lob aus fremdem Munde nicht ein dreifach höheres Lob? Im Einzelnen finden ſich Stellen, die Shakeſpear's würdig wären, z. B. wo der König im ſchwarzen Mantel ganz niedergemalmt, ſeinen Schatten erblickt:

Iſt das mein Schatten? — Nun zwei Könige!

Uebrigens konnten in dem bisher Geſagten keineswegs „alle Beziehungen," die Lob und Tadel verdienen, gefunden und richtig gewürdigt werden. Vielmehr müßte ſich Beides noch ganz anders geſtalten, wenn man das Werk an die Geſchichte haltend, das Ideal zu ermitteln ſuchte, das die Tragödie in dem gegebenen Falle anzuſtreben hat, und dann das vorliegende Stück damit vergliche, um zu ſehen, ob der Dichter das Höchſte gewollt, was die Geſchichte geſtattet, und in wie weit er ihm näher gekommen ſei. So ließen ſich auch noch manche andere Geſichtspunkte auffinden. Aber redlich glaube ich

meinerseits wenigstens verfahren zu sein, indem ich, so viel möglich, stets in Erinnerung brachte, worüber ich sprach, um dem Leser das eigene Urtheil frei zu lassen. Wenige bedeutende Schönheiten dürften ganz unangedeutet geblieben sein. Ich lobte offen und tadelte ohne Rückhalt, wo Beides mir angemessen schien, freilich vielleicht: oft „gegen die Forderung der kritischen Leselwelt" verstoßend, aber wie ich meine, ihr Bedürfniß immer im Auge. Bei den gewöhnlichen Alltagsdichtereien, von denen man nur Namen, Tag der Aufführung, und ob das Publicum gelacht oder geweint habe, anmerkt, mag man, vorhinein auf eine ästhetische Null gefaßt, sich an den periodischen Decimalbrüchen des Guten delectirend, weil man auch sie nicht erwartete, den Mantel christlicher Liebe über ihre Blößen decken, um jene Flachheit nicht noch einmal in sich zur langweiligen Existenz zu bringen; anders verhält es sich bei einem Werke, wie das vorliegende, das, mancher Mängel ungeachtet, alle Tragödien, welche die letzten Jahre uns brachten, in mancher Rücksicht weit überbietet. Die Würde Grillparzer's, welchem die Kunst heiliger Ernst ist, und nicht lebenslustiger Zeitvertreib, forderte es, einen be-

deutendern Maßstab an sein Werk zu legen, forderte auf, nach tieferer Erkenntniß seiner Vorzüge und Mängel zu streben; um so mehr, da er diesmal seinen poetischen Genius der Heimath zugewandt, in die Reihe der trefflichen Männer trat, die seit einer Reihe von Jahren glücklich bemüht sind, in Stein, Farbe und Wort für die Nationalität der Kunst zu wirken, in welcher allein ihr wahres Heil liegt. Anerkennend das Treffliche dieses Strebens, aufrichtig bewundernd das Ungemeine und Außerordentliche, welches im Einzelnen wirklich geleistet ist, bin ich doch weit entfernt, gleich den Machtspruch zur Hand zu nehmen, es wäre nun schon erreicht, was die Kunst fordern muß. Im Einzelnen ist es zum Theil. Aber wo es noch nicht ist, thut es noth, aufmerksam zu machen, wo es fehlt, und warum es fehlt, auf daß werde, was noch nicht ist. Das mitleidige Lächeln der Armuth, das Kopfschütteln borniter Köpfe, die nur im hergebrachten Schlendrian und ewiger Copiererei des Fremden das Heil sahen, ist durch das, was wirklich vor uns steht, Gott sei Dank! zu Ende. Die Kritik braucht vor der Ermunterung nicht mehr zu verstummen, ja sie darf es nicht mehr,

am wenigſten, wo von der Schöpfung eines ſo reichen Talents, ſo ernſter Kunſtbegeiſterung die Rede iſt, wie ſie Deutſchland an Grillparzer achtet. Hier wäre dergleichen unverzeihliche Beleidigung. — Das Reſultat des Bisherigen zuſammengefaßt, um mit der Offenheit zu ſchließen, welche die Achtung für den Dichter heiſcht, ſo ſcheint es, daß bei einer Fülle echter Poeſie und talentvoller Auffaſſungen, der Verfaſſer dennoch der Laſt ſeines Stoffes nicht zur freieſten Schaltung mächtig geworden ſei. Klar, wie der Mittag, iſt die Idee hingeſtellt, mit bewundernswerther Beſonnenheit, ihrer Blößen ungeachtet, iſt die Compoſition zu einer vollen leicht überſehlichen Einheit gefügt, Ottokar, reich charakteriſirt, aber manche Züge übertrieben, manche, beſonders in der Mitte, wo der Charakter ſich bricht, nicht deutlich genug hervorgehoben. Die übrige Charakteriſtik macht, wie bemerkt, den mißlungenſten Theil der Dichtung, wodurch ſie auch aus ihrer Weltverkettung herausgeriſſen wird. Darf aber Ottokar auch unſern Meiſterwerken nicht an der Seite ſtehen, ſo thut die Kraft, welche hier und da aus dem Ganzen hervorleuchtet, doch ſehr wohl in einer Zeit, wo die Poeſie größtentheils toll geworden iſt, und Reime auf Reime,

wie Rossinische Melodien zu bedeutungslosem Ohrenkitzel klingen und klingen; wo nur zu oft auf einer Seite eine verbrannte Phantasie Dinge gebiert, in denen der Wahnsinn noch am meisten Realität hat, und auf der andern Seite der Schlamm der Gemeinheit, der in der Sonne freilich auch in sieben Farben schillert, unzählige Eintagsinsecten ausheckt, und Männerbibliotheken *) mit dem Könige dieser Misere beginnen; wo der Gegensatz aller Kunst, gezierte Empfindelei und hoffärtige Schwäche sich selbst vergötternd an den Mann bringen möchte, und die Poesie nicht mehr als die dem Menschen von Ewigkeit her anvermählte Braut erscheint, aus deren Vermählung die göttliche That stammt, sondern als eine sich selbst vernichtende Buhlerin.

---

*) Ein Wiener Nachdruck, der unter diesem Titel Glauren's Werke verfährt.

2.

Ein treuer Diener seines Herrn.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1828.

Das Stück beginnt im Hause des ungarischen Großkanzlers Banchanus, der sich eben rüsten läßt, um bei seinem König zu erscheinen. Musik und Gesang schallt draußen, doch nicht auf ehrende und erfreuliche Weise für den Herrn des Hauses; denn es ist, wie wir erfahren, der Schwager des Königs, der junge, zügellose Herzog Otto von Meran, welcher mit diesen muthwilligen Tönen nur die Kränkung des ehrwürdigen Mannes beabsichtiget. Seine jugendliche, schöne Gemahlin, ein frisches, grünes Blatt an dem schon herbstlichen Baum, kommt nun dazu, und Alles deutet auf ein Verhältniß zwischen ihr und dem Herzoge hin, das für die Ruhe Banchanus fürchten ließe, wenn nicht eben diese Ruhe

selbst, die sich gleich vom Anfange als ein Hauptzug seines Charakters darstellt, Bürge wäre, daß sie durch keine Leidenschaft gestört werden könne. — Die Scene verwandelt sich nun, und der Prinz selbst kommt mit seinen leichtfertigen Gesellen auf der Straße zum Vorschein, wo sie den forteilenden Gegner noch festzuhalten und zu reizen suchen, was ihnen aber durchaus nicht gelingen kann, und was eben deßwegen den Groll des reizbaren Herzogs noch glühender anfacht, dessen ganzes Bestreben, wie er zu erkennen gibt, nur darin besteht, den Gleichmuth des friedlichen Banchanus zu stören, der ihm bei seiner eigenen Unstättigkeit lästig wird. — Nach dieser kräftigen und markirten Einleitung führt uns der Dichter in den Pallast des Königs Andreas, der die Großen und Räthe seines Reiches zusammenberufen hat, um Abschied von ihnen zu nehmen, und Einen aus ihrer Mitte, während seiner Entfernung, die das Wohl des Landes erheischt, zum Beschützer desselben und seiner Familie zu wählen. Mit der Beredtsamkeit der leidenschaftlichsten Liebe sucht die Königin diese Wahl auf ihren Bruder zu leiten, aber Andreas zeigt sich nicht geneigt dazu, er kennt den wilden unbändigen Sinn seines Schwagers, und

mißtrauet ihm; den dringendſten Bitten und Vorſtellungen der geliebten Gattin wäre es indeſſen vielleicht doch noch gelungen, ihn zur Erfüllung ihres Wunſches zu überreden, wenn nicht Otto ſelbſt mit ſeinem Ungeſtüm Alles, was ſie zum Guten vorbereitet, wieder ſchlecht machte. Lärmend und muthwillig tritt er nämlich während der Rede des Königs in die ehrwürdige Verſammlung; die natürliche Folge iſt, daß der weiſe Monarch der Stimme der Vernunft und dem Rathe der Erfahrung folgend, ſeinen jugendlichen Schwager übergeht, und den Schirm des Reiches und der Seinen dem geprüften, bewährten, treuergebenſten Banchanus übergibt.

Die traurige Wirkung dieſer Wahl zeigt ſich im zweiten Acte. Der Groll des Herzogs iſt durch die vermeinte Kränkung zum Haß geſteigert, den er nunmehr auf keine Weiſe verhehlt, und auf jede Art kund gibt. Hülfreich ſteht ihm hierin Getrude mit der Gewalt der Königin und mit der Liebe der Schweſter bei; dieſe ſchweſterliche Liebe iſt es, welche dem ſonſt ſchroffen, und mehr männlichen Charakter die ganze Schwäche ſeines Geſchlechtes beigeſellt. Ein Feſt iſt bereitet, der ganze Hof verſammelt, und während ſich Alles den lauten Freuden der Geſelig-

keit hingibt, lebt nur Vanchanus der ſtrengen Erfüllung ſeiner Pflicht; er hält öffentliches Gericht, beſcheidet die Bittenden, vernimmt die Klagenden, und jeder Zug und jedes Wort, ſein ganzes Thun und Laſſen entwickelt den ſchönen Charakter des abgeſchloſſenen ernſten Mannes bis zur Vollendung. Störung weiſet er beſtimmt ab; Neckereien erträgt er mit dem Lächeln des Klugen, und alle Anſchläge zügelloſer Leidenſchaft vereitelt er mit der Gelaſſenheit und Würde des beſonnenen Verſtandes. Selbſt die Nachricht, welche ihm ſein weniger ruhiger Bruder und ſein jugendlich ungeſtümer Schwager aus dem Feſtſaale bringen, daß der Herzog dort ſeine Gemahlin mit entehrenden Anträgen verfolge, und dieſer Verfolgung eine Oeffentlichkeit gebe, die ihrem Rufe höchſt nachtheilig werden müſſe, bringt ihn nicht aus der ernſten Faſſung. Nur der lärmende Streit, welcher ſich plötzlich zwiſchen ſeinen und den Leuten des Prinzen erhebt, kann ihn bewegen, ſeine Geſchäfte aufzugeben, um die Friedensſtörer zurecht zu weiſen. Dieſen Streit hat aber der Herzog angeſtiftet, der nun die Gemahlin des Verhaßten durch ſeine kühne und offene Zudringlichkeit ſo weit bringt, daß ſie ihm, nur um ſeiner los zu werden, eine

heimliche Zuſammenkunft bewilligt, und die Stunde derſelben ſchriftlich bekannt zu geben verſpricht. Schon hat ſie nach einem heftigen Kampf das Blatt ergriffen, das dieſe Nachricht aufnehmen ſoll, als ſie die Rückkunft ihres Gemahls unterbricht. Es iſt ein eben ſo tiefer, als in der Lage und dem Charakter begründeter Zug, daß ſie nun das Papier, auf welchem noch nichts geſchrieben ſteht, zu verbergen ſucht, und endlich rathlos, ihre Schuld eingeſtehend, dem Erſtaunten hinweiſt: „Gott hat es geleſen!“ ruft ſie aus, und dies führt ein rührendes, zart und poetiſch dargeſtelltes, wechſelſeitiges Bekenntniß und Geſtändniß des ungleichen Ehepaars herbei, das ſich zu einer in ihrer Art einzigen Scene geſtaltet, deren Schönheit aber nicht anatomirt werden darf. Genug, es entwickelt ſich darin ein viel angenehmeres und anmuthigeres Verhältniß, als man nach dem Anfange zwiſchen Beiden vermuthen ſollte, und ein neuer Zug geſellt ſich dem herrlichen Charakter Banebanus bei — jener der liebenswürdigſten Herzlichkeit, die um ſo wohlthätiger wirkt, je unangenehmer dagegen die liebloſe Rohheit des Prinzen das zart empfindende Gemüth treffen muß, die ſich gleich hierauf wieder beim Abſchied der

Gäſte, vor Allen auf das Verletzendſte gegen Erny kund gibt, und die in die leidenſchaftlichſte Wuth ausbricht, als ihm dieſe, dadurch zum Aeußerſten gebracht, gleichfalls öffentlich ihre Verachtung zu erkennen gibt. —

Im dritten Acte zeigt ſich, daß die ſchnöde Behandlung, welche dem Herzog zu Theil geworden iſt, dieſem, der trotz ſeiner Stärke doch ſo ſchwach erſcheint, aufs Krankenlager geworfen habe. Die Gemahlin des Banchanus kommt, um von der Königin Abſchied zu nehmen, da ſie ſich nach dem heftigen und offenkundigen Auftritte zwiſchen ihr und Otto auf ihre Güter zurückziehen will. Von der Schweſter des gekränkten Bruders feindſelig empfangen, hält ſie das Gebot der Gebieterin zurück; ſie muß gehorchen, muß auch gehorchen, als ſie bald darauf der Befehl der Königin wieder zu ihr beſcheidet, und als man ſie in das Zimmer des Prinzen bringt. Denn ſo viel Macht übt der Letztere über ſeine nur gegen ihn nachgiebige Schweſter aus, daß er durch die Drohung, ſie zu verlaſſen, Alles von ihr erlangt: die Zuſammenkunft mit Erny; die Verletzung der Sitten und des Anſtandes, welche dadurch herbeigeführt wird; den Anſchein von Ge-

meinheit, der dabei die ſonſt eben ſo ſtolze als edle Frau treffen muß — der es, wie gleich erhellen wird, keineswegs an Seelengröße fehlt — blos aus thörichter Nachgiebigkeit gegen einen thörichten und thöricht angebeteten Bruder. Erny gehorcht dem Rufe der Herrſcherin, erblickt ſich mit Schrecken in die Gewalt ihres Verfolgers gegeben, bezwingt jedoch kräftig jede Aeußerung der Furcht, hört die Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft, die alle Töne des Affectes vom ſanfteſten bis zum wildeſten anſchlagen, mit ruhiger Würde an, und ihre Antwort trifft endlich ſo ziemlich gleichlautend mit dem herben Ausſpruche zuſammen, der den Herzog am Schluſſe des zweiten Actes ſchon getroffen, und der ihn, verbunden mit der Erinnerung an die frühere Schmach, ſo weit bringt, daß er ihr mit Gewalt begegnen will. Aber ihr Entſchluß iſt eben ſo ſchnell gefaßt, und den Tod der Schmach vorziehend, ſtößt ſie ſich einen Dolch durch's Herz. In demſelben Augenblicke wird die verriegelte Thür von ihren Anverwandten erbrochen, die ihr plötzliches Verſchwinden unruhig und argwöhniſch gemacht hat — ſie treffen auf den Leichnam der Geliebten — Verderben drohet dem Mörder — doch die Schweſter, die Königin, wacht, ſie ſtürzt

herein, sie stellt sich schützend vor den theuren Bruder, und — erklärt sich selbst als die Thäterin, die nur von Einem, von dem Könige, gerichtet werden kann.

Empörung ist die Folge der blutigen That, und beginnt im vierten Acte. Der Bruder des Banchanus und sein Schwager haben sich mit ihren Anhängern verbunden, das Geschehene zu rächen. Umsonst tritt ihnen in der Gestalt desjenigen, der dadurch den größten Verlust erlitten, in der Gestalt des tiefgebeugten Banchanus selbst, welcher von der Leiche seiner Gemahlin zurückkehrt, der Warner und Ermahner entgegen. Sie hören nicht auf die Stimme der Vernunft und Rechtlichkeit, die ihre Willkür zurück — und ihre Rache auf das Gesetz und seinen Vollstrecker, den gerechten König, verweiset; der Herzog soll sterben, so haben sie es beschlossen, und eilen fort, ihren Willen zu vollführen, den von Stürmen aller Art zu Boden gedrückten greisen Mann allein und sich selbst überlassend. Aber, obgleich sein Leib erliegt, sein Geist und Herz bleiben noch immer gleich stark, die Bahn mit unerschütterlicher Kraft und Einheit verfolgend, die sie einmal als Recht erkannt haben. So faßt auch er schnell

ſeinen Entſchluß, und eilt dieſen zu vollführen. — Ein trauriges Schauſpiel eröffnet ſich nun im königlichen Pallaſte, über welchem mit ernſter Miene die ewige Nemeſis ſchwebt. Der junge, lebensluſtige, tollkühne Otto iſt in einen frühgealterten, kranken und feigherzigen Schwächling verwandelt, nach dem das Bewußtſein der Schuld in der Geſtalt des Wahnſinnes die Arme ausſtreckt. Ihm blieb nur die Furcht vor der Gefahr, Kraft und Muth in der Gefahr ſind gewichen; er ſitzt mit gezücktem Schwerte in einem Armſtuhl und ſchläft, während ſeine Feinde ſeine Auslieferung verlangen — er jammert und zittert zuſammen, als er ihr wildes immer näher kommendes Rachegeſchrei vernimmt — ja er ſucht endlich ſogar Schutz bei einem Kinde, da er ihn ſonſt nirgend mehr zu finden hofft. In dieſem Augenblicke der höchſten Noth tritt der treue Banchanus ein, er hat alle Anſtalt zur Rettung derjenigen getroffen, die er einmal in ſeinen Schutz genommen, und fordert daher die Königin auf, ihm mit ihrem Knaben zu folgen. Doch ein Dritter, deſſen Leben eigentlich in der größten Gefahr ſchwebt, und deſſen Leben Getruden noch immer höher gilt, als das ihre, ſelbſt höher als das ihres Kindes, muß auch gerettet

werden — ohne ihn kann und will sie nicht flüchten. Nach einem kurzen Kampfe iſt Banchanus entſchloſſen: „Die Königin ſoll nur eilen, er wolle nicht ſehen, wer ſonſt noch folgt.“ Schon haben die Unglücklichen den Ausgang des unterirdiſchen Gewölbes erreicht, der ſie in's Freie und zu der Fähre führt, jenſeits welcher ſie wenigſtens für den Augenblick geſichert ſind. Doch ein neues Hinderniß tritt ihnen jetzt entgegen, der Kahn, der ſie hinüber bringen ſoll, hat ſammt dem Fuhrmann nur immer für Eins Raum; die Königin beſteht darauf, daß ihr Bruder, als der am meiſten bedrohte, zuerſt geſichert werden ſolle, und — Banchanus muß nach fruchtloſen Gegenvorſtellungen einwilligen. Otto wird hinübergeſchifft; da ereilen die Rebellen, welche einſtweilen ſeine Flucht entdeckt haben, ihre Opfer; von Nacht und Rachedurſt getäuſcht, halten ſie die flüchtende Königin für den Herzog, ein Dolch wird ihr nachgeſchleudert und trifft ſie nur zu gut. Otto's Gefolge ſtürzt nun zu ſpät herbei, ſeinen Herrn zu beſchützen; in dem allgemeinen Handgemenge legt Banchanus den kleinen Prinzen unter ſeinen Mantel, und entzieht ihn ſo der dringendſten Gefahr.

Im fünften Acte erſcheint der alte Mann mit

dem Mörder seines Friedens, der blöde und stumm im Gefühle seiner Nichtigkeit jetzt Knechtesdienste übt, und den kleinen Bela auf seinen Armen trägt, noch immer auf der Flucht. Der Augenblick ist nun gekommen, wo sich Banckanus von dem Geretteten trennen zu dürfen glaubt, um seine zweite Pflicht zu erfüllen, die Rebellen zur Ruhe zurückzuweisen. Er befiehlt deßwegen dem Herzoge, dessen gänzliche Sinnesänderung ihm nicht entgangen ist, sich mit dem Kinde in den nahen Wald zu begeben, in dessen Schutze er warten solle, bis er weitere Botschaft erhalten werde. Otto gehorcht, und mit der Kraft seiner Würde und seines Rechtes tritt nun der Greis den Verblendeten entgegen, sie in die Schranken des Gesetzes zurückweisend, welche sie so sträflich übergangen. Auch dies gelingt ihm, und der zurückkehrende bekümmerte König erblickt zu seinen Füßen ein reuevolles, um Vergebung flehendes Volk, an seiner Spitze den treuen Diener, der noch schmerzlicher gekränkt als er, ihm doch die Treue im höchsten Schmerz bewahrt hat, und jetzt das gerettete Königskind in seine Arme legt. Der Gründer alles Unheils, der Herzog, trägt die Strafe im eigenen Busen und nimmt ein Leben mit sich fort, das ihn herber trifft, als der

Tod. Banchanus aber findet den ſchönſten Lohn für ſeine Treue darin, daß er den kleinen geretteten Prinzen an ſein Herz ziehen und ihn ſegnen kann. Die begeiſterten Worte, welche er dabei ſpricht, müſſen als eben ſo fruchtbare Keime wurzeln in der jugendlichen Bruſt, und verſprechen für ein glückliches Volk einſt die erfreulichſte Saat.

Man muß nach dieſer Expoſition geſtehen: daß der Dichter ſich einen eben ſo poetiſchen als theatraliſchen Stoff zur Aufgabe geſtellt habe, ja, daß ſeine Wahl in dieſem Bezug diesmal vielleicht die gelungenſte war, die er je getroffen hat. Zwiſchen der Geſchichte und Sage ſtehend, verbindet er mit dem hiſtoriſchen Intereſſe den Reiz der Phantaſie, und läßt der letztern alle Freiheit, ſich zu entwickeln, was bei rein geſchichtlichen Thatſachen immer ſchwer bleibt. Es iſt daher auch keine nähere Unterſuchung nothwendig, in wie fern der Dichter der hiſtoriſchen Ueberlieferung treu geblieben iſt, was er davon benützt, was hinweggelaſſen habe, ſondern man mag ſich rein an ſeiner dichteriſchen Production erfreuen, die ſo reich an mannigfaltigen Schönheiten iſt, daß ſie zu dem Beſten gezählt werden kann, was er uns bisher geliefert hat. Es iſt hier nicht allein die Kraft der

Phantaſie und Lebendigkeit des Ausdruckes, die uns in der „Ahnfrau" ſo mächtig feſſelt; nicht allein die Anmuth der Form und die Sinnigkeit der Anordnung, die der „Sappho" ſo viele Freunde erworben hat, nicht allein die tragiſche Würde und der erhabene Ernſt, welche mit einer erhabenen Reflexion verbunden, im „goldenen Vließe" und namentlich in der „Medea" das Gemüth ergreifen und den Verſtand beſchäftigen — es iſt endlich auch nicht allein das Großartige der Idee und die Gediegenheit der Compoſition, die den „Ottokar" vorzugsweiſe auszeichnen — ſondern es ſind vielmehr alle dieſe wirkſamen Einzelnheiten zu einem Ganzen vereinigt, in einem Kunſtwerke niedergelegt, welche demſelben nicht allein die entſchiedenſte Wirkſamkeit von der Bühne herab, ſondern auch eine bleibende Dauer für die Zukunft ſichern.

Die Dichtung zeigt uns von jeder Seite der Betrachtung einen Vorzug, den nur wenige der neueſten Zeit mit ihr theilen dürften. Zuerſt die Handlung ſelbſt; einfach in ihren Grundzügen und voll künſtleriſcher Erfindung in ihrer Verwicklung; nichts Kleinliches, Beſchränktes und Einſeitiges, keine drückenden und alltäglichen Verhältniſſe, denen der Poet im Schweiße ſeines Angeſichtes ein Tröpflein Poeſie

auszupreſſen bemüht iſt, ſondern lauter großartige und reinmenſchliche Intereſſen, die von ſelbſt Funken geben und zünden. Die Spannung, welche durch das ganze Stück, bis zum Schluſſe erhalten wird, entſpringt nicht aus leerer Neugier, ſondern aus der tiefſten Theilnahme an den handelnden Perſonen, die mit jeder Scene genährt und geſteigert wird. Selbſt der Anflug vom Melodramatiſchen — man weiß ja, was darunter zu verſtehen iſt — den die Intrigue hier und da, beſonders im dritten Aufzuge gewinnt, thut dem Werth und der Würde des Ganzen keinen Eintrag, indem die Situationen unmittelbar aus der erregteſten und bewegteſten Leidenſchaft, nicht aber aus erzwungener und leerer Effecthaſcherei beſtehen, die den zuſammengeflickten Bettlermantel ihrer nothdürftigen Erfindung hier und da mit einem friſchen und grellen Lappen aufzuputzen bemüht iſt. Stücke der letztern Gattung ſind es, die ſeit einiger Zeit das meiſte Glück auf den deutſchen Bühnen gemacht haben; ein Glück, nach dem ſelbſt Begabtere und mit würdigern Kräften Ausgerüſtete ſich zu ringen nicht ſcheuten, das aber große und wahrhafte Talente, denen um die Sache ſelbſt zu thun iſt, und denen nichts an jenen ſpärlichen Broſamen gelegen

iſt, die dabei karg genug für ſie abfallen, nur abſchrecken konnte. „Dies verdanken wir Frankreich, von daher kommt das Uebel!“ — Doch warum das alte Klagelied hier aufwärmen? ungeachtet Gelegenheit dazu bei dem neueſten Werke eines Dichters vorhanden wäre, über welchen die Recenſenten-Gilde von ſeiner „Ahnfrau“ bis zu ſeinem „Ottokar,“ die widerſprechendſten und abenteuerlichſten Urtheile laut werden ließ! —

Geht man von der Handlung zu der tragiſchen Idee über, welche dieſelbe belebt, ſo findet ſich auch in dieſer Hinſicht nur Befriedigendes. Der Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft iſt ſo alt als der Menſch; jedes Blatt der Geſchichte weiſet ihn auf, und jeder Schritt der Gegenwart bringt ihn mit ſich, er iſt der Grundton des Lebens, der in ewig wechſelnden Schwingungen die Welt durchzittert, und ohne ihn — man darf dieſe Behauptung aufſtellen — gäb' es gar keine Poeſie. Jedoch kommt natürlich Vieles, wenn nicht Alles, auf die Art an, wie der Poet dieſen Kampf auffaßt, darſtellt und durchführt. Hier iſt es das ruhige Bewußtſein des Rechts, das ſich in dem „treuen Diener ſeines Herrn“ repräſentirt und gegen die wilde Zügelloſigkeit und den ungeregelten Jugendmuth ſtellt, der ſelbſt nicht weiß,

was er will; der Sieg ist entscheidend; tragisch durch das Opfer, das er kostet; erhaben durch die Festigkeit und Unerschütterlichkeit edler Gesinnung, die sich in ihm kund gibt, und die durch kein äußeres Hinderniß aus ihrer Bahn gebracht werden kann; begeisternd endlich durch die wahrhaft dichterische Wendung am Schlusse, wo mit der Ermahnung des Banchanus an den Königssohn und künftigen Herrscher sich das Interesse eines ganzen Volkes und Landes verbindet, und das Hinweisen auf eine große Zukunft, jedes Verhältniß der Gegenwart und des Einzelnen vergessen machen. In diesem Augenblicke gewinnt eigentlich das Ganze erst einen historischen Standpunkt, aber so entscheidend, daß er auch in der Hinsicht mit den besten dieser Gattung verglichen werden kann. Uebrigens läßt sich bei dieser Gelegenheit bemerken, wie interessant es sei, zu vergleichen, wie hier ein deutscher dramatischer Dichter in der Idee der Treue für König und Gesetz (Loyalität) mit dem berühmten englischen Epiker — soll ich ihn noch nennen?! — zusammentrifft. Derselbe Grundgedanke nämlich, der Grillparzer's Trauerspiel belebt, herrscht auch in Walter Scott's „Cavalier" (Schloß Woodstock) vor, und es dürfte sich wohl der Mühe loh-

nen, eine Parallele zu ziehen, wie hier der Novelliſt und der Tragiker eine und dieſelbe Aufgabe gelöſet haben. Auch Raupach, Grillparzer's würdiger Nebenbuhler, hat etwas Aehnliches in ſeiner neueſten Dichtung: „der Nibelungenhort" *) bezweckt, und ſein „Hagen" ſcheint bis auf den niedern Meuchelmord Sigurds, der aber in der Zeit und ihrer Anſicht begründet ſein mag, an Geſinnung und Thatkraft mit dem Bancbanus würdig zu wetteifern.

Was die Charakteriſtik betrifft, ſo iſt das Werk, wenn man irgend einer Einzelnheit aus dem Ganzen den Vorzug geben will, gerade in dieſer Hinſicht als höchſt gelungen zu erklären. Es iſt nicht allein die Eigenthümlichkeit, welche dabei eben ſo anzieht, denn dieſe könnte gemacht ſein, und iſt es auch nur zu häufig, weil ſich die neueſten Poeten nur zu gern auf den Kopf ſtellen, um ihre Originalität zu beweiſen — wohl aber iſt es die Kraft, Conſequenz, Wahrheit und Lebendigkeit, die ſich keineswegs blos auf die Hauptperſonen, ſondern auch auf die untergeordneten, wie z. B. auf den Schwager

*) Das Weitere hierüber im zweiten Band dieſer Skizzen.

des Banchanus, erſtreckt. Mit welcher Sicherheit, Schärfe und Klarheit der Dichter ſeinen Haupthelden hingeſtellt, bedarf nach der Expoſition wohl kaum mehr einer Verſicherung, und es würde zu weit führen, alle die großen und kleinen Züge und Nüancen hier aufzählen zu wollen, in denen er ſich von Scene zu Scene entwickelt; die vorzüglichſten Momente wurden bereits herausgehoben und auf die übrigen ſei daher nur im Allgemeinen hingedeutet; jeder Leſer wird ohne Zweifel das Seine, und das was ihm am nächſten ſteht, davon heraus finden. — Herzog Otto bildet den vollſtändigſten Gegenſatz zu dem männlichen und abgeſchloſſenen Charakter Banchanus. Jung an Erfahrung und Bildung, erſcheint er wie ein verzärteltes Kind, das die ſchwache Schweſter durch volle Nachgiebigkeit in alle ſeine Launen verdorben hat, und das in Allem ſeinen Willen haben muß, wenn es nicht boshaft werden ſoll. Dadurch iſt er hochmüthig, herrſchſüchtig, höhniſch und lüſtern geworden. Aus dieſem Geſichtspunkt ſtellt ſich auch ſein Verhältniß zu der Gemahlin des Banchanus dar, dem man eher jeden andern Namen, als den der Liebe geben kann. Nachdem er ſie früher als unbedeutend überſehen, wird durch einige Zufällig-

keiten ſeine Eitelkeit aufgeregt, er glaubt eine heimliche Leidenſchaft für ſich entdeckt zu haben, und es würde ihm vielleicht Luſt machen, dieſe Leidenſchaft zu nähren und ſie dann zu verſpotten, aber eben, weil er ſich in dieſem Triumphe getäuſcht und ſelbſt verſpottet ſieht, wendet er Alles an, und verſchmäht ſelbſt die roheſte Gewaltthat nicht, um zu einem Ziele zu gelangen, deſſen Geringfügigkeit er ſelbſt eingeſteht. Aber er muß einſehen lernen, daß es noch eine höhere Gewalt gibt, als die irdiſche, und indem er dieſer weichen muß, bricht auch ſeine ganze eingebildete Kraftu nd Stärke zuſammen. Es iſt in der Erfahrung und Natur begründet, daß derlei Menſchen von einem Extreme zum andern übergehen, und der Vorwurf iſt daher ungerecht, welchen man dem Dichter hier und da wegen dieſer plötzlichen Veränderung des Herzogs gemacht hat; im Gegentheile muß man es anerkennen, wie ſchön eben dadurch die poetiſche Gerechtigkeit gehandhabt wird, daß Otto den eigenen Rachgeiſtern verfällt. Für den Dichter aber bleiben derlei Charaktere immer die ſchwierigſten und dabei undankbarſten Aufgaben; das Publicum iſt nur zu geneigt, auf ſeine Rechnung zu ſchreiben, was doch nur auf Rechnung des Charakters kommen ſollte,

und man ist die herkömmliche unnatürliche Gestaltung, womit gewisse Affecte und Leidenschaften seit Jahren auf unsern Bühnen repräsentirt werden, so gewohnt, daß man jede Abweichung von der Regel und Maske, in welcher z. B. der Intrigant erscheinen muß, als unstatthaft verwirft. Auf der andern Seite widerstrebt solchen kühnen und freien Zeichnungen noch immer die hohle Sentimentalität, dieses Zehrfieber der Zeit, der vor jeder Kraftanstrengung angst und bange wird, die Vapeurs bekommt, und mit gefühlvoller Verschämtheit den Fächer vor die Augen hält, wenn sie einen Menschen erblickt, wie ihn die Natur geschaffen, nicht ein poetischer Flickschneider nach Maß und Elle! —

Es ist schon öfters zum Lobe Grillparzer's bemerkt worden, wie ganz vorzüglich er sich auf das weibliche Herz verstehe, und wie meisterhaft er die geheimsten Seiten desselben zu entwickeln vermöge. Die beiden weiblichen Charaktere, die er hier auftreten läßt, rechtfertigen dieses Lob neuerdings, wenn auch nicht in so hohem Grade, als jener der Bertha, Creusa und Margaretha. — Betrachten wir zuerst die Königin Getrude. Sie besitzt einen entschlossenen und männlichen Stolz, der sie beim ersten An-

blicke vielleicht als herzlos erſcheinen ließe, wenn ſich nicht eben dieſes Herz in all den mannigfachen Aeußerungen, die uns ſonſt an ihrem Geſchlechte ſo ſehr entzücken, nur gegen ihren Bruder kund gäbe, und weil es ſich nur gegen dieſen, alſo nur in ſeiner Schwäche kund gibt, vermag es auch wenig zu rühren. Wie wahr und ſchön aber iſt eben dieſer Zug; der Dichter verſchmäht es, auf Koſten des Charakters wirkſam zu werden, ſonſt hätte er wohl Gelegenheit genug gefunden, ihm ähnliche Aeußerungen auch dort in den Mund zu legen, wo der Erfolg noch viel entſchiedener geweſen wäre, wenn auch auf Koſten der Wahrheit und Natur. Aber deſto poetiſcher und ergreifender ſtehen eben darum jene Momente da, wo das Eis, das dieſe edle Bruſt umgibt, vor dem milden Sonnenſchein eines, wenn gleich irre geleiteten, doch tiefen und wahren Gefühls ſchmilzt! So das erſte Erſcheinen Getrudens, und ihre Vorbitte bei dem Könige für den wüſten Bruder, dann die kurze Scene im dritten Acte mit dem Arzte, wo durch die angenommene Gleichgültigkeit in einer wahrhaft poetiſchen Farbenbrechung der Strahl inniger Theilnahme und Beſorgniß dringt; der Beſuch bei dem kranken Otto, wo dieſe Theilnahme

und Besorgniß in's Leidenschaftliche übergehen, und endlich der Schlußmoment dieses Actes, der an äußerer Wirksamkeit alle andern übertreffen hat, wo sie sich für die Mörderin Erny's erklärt. — In dieser letztern hat der Dichter einen eben so wahren, als dem Zwecke des Ganzen angemessenen Charakter geschildert, der weniger durch Gewalt und Tiefe, als durch Richtigkeit und Lebendigkeit der Zeichnung anzieht. Es ist unstreitig die unerfahrene, noch nicht herausgebildete Jugend, die aber reiche und schöne Keime besitzt, um unter der sorgvollen Pflege des verständigen Mannes sich völlig zu entwickeln, und sich deßwegen an dem letzten auch mit wahrhaft kindlichem Vertrauen fest hält. Am anschaulichsten wird dies in dem bereits erwähnten Zusammentreffen mit dem Banchanus, nach der Erklärung des Prinzen. Ueber das eigentliche Verhältniß zwischen dem Letzten und ihr, hat der Dichter nicht ohne Grund die Zuschauer in Zweifel gelassen; Beweise von Neigung, welche Otto früher erhalten zu haben vergibt, und auf die er seine dreisten Ansprüche gründet, lassen sich sowohl auf Rechnung seiner Eigenliebe, als auf die leichtsinnige Unerfahrenheit eines jugendlichen und von dem angebornen Fehler ihres Geschlechts keines-

wegs freien Geſchöpfes zählen. Ungemein ſchön iſt aber der Gedanke, dieſe Knospe durch den Andrang heftiger Noth, in welcher ſich alle ihre innern Kräfte mit einem Male entwickeln, zur Reife zu bringen — die raſche That ſelbſt iſt der Ungewöhnlichkeit der ganzen Erſcheinung angemeſſen, und ſchließt den Charakter vollends ab. — Der König iſt durchaus mild, ernſt und würdig gehalten, ein Repräſentant des Rechts und der ruhigen Weisheit. Die alten und neuen Tragiker führen häufig ſolche große und edle Geſtalten vor, in welchen ſich gleichſam ein höheres Princip, die ſittliche Weltregierung offenbart, für die der Held kämpft und ſiegt. — Den Nebenfiguren fehlt es, wie geſagt, keineswegs an Fleiſch und Blut; namentlich iſt der Graf Peter, Emy's Bruder, nicht zu überſehen, in welchem der Dichter mit einigen kräftigen Strichen den Kampf zwiſchen erregter Leidenſchaft und unentſchiedener Halbheit mit einem angeſtammten ſittlichen und edlen Gemüthe darſtellt.

Was nun endlich die Ausführung und Anordnung, den eigenthümlichen Bau des Ganzen betrifft, ſo zeigt ſich auch hier der einſichtsvoll ordnende Künſtlergeiſt, der mit Verſtand, Umſicht, Kenntniß und

Geschmack dabei zu Werke ging. Die strenge Beachtung der Form und sogar des eigentlichen Theatralischen verdient an Grillparzer besonders und um so mehr gelobt zu werden, als manche sonst höchst ausgezeichnet Talente neuerer Zeit eine Art von Vorzug im Entgegengesetzten finden wollen, und sichtlich darauf hinaus gehen, formlos und unheatralisch zu erscheinen. Ein Streben, das jedenfalls nur auf Scheingründe sich stützt, und also unstatthaft bleibt, wenn es nicht etwa gar — bei Manchem gewiß — eine Maske ist, hinter welcher sich die Schwäche verbirgt, die mit Anstand resigniren will, weil sie denn doch einmal resigniren muß. Die Gebrechen unserer Bühneneinrichtungen, welche dabei gewöhnlich vorgeschützt werden, können schwerlich als begründete Entschuldigungen gelten; denn es heißt ja eben diesen Bühneneinrichtungen das Wort führen, wenn man ihnen Werke liefert, die mit dem besten Willen nicht dargestellt werden können, und wer vermag es ihnen dann zu verargen, wenn sie zu dem Mittelguten und den Uebersetzungen ihre Zuflucht nehmen, welche doch immer den eigentlichen Zweck eines solchen Unternehmens im Auge behalten; ihr Werth sei sonst so gering, als man will. Ueberhaupt scheint

es wünschenswerth, daß diese ewigen Klagen und Anklagen endlich zum Schlusse gelangten, und daß die Laien und Dilettanten, die dabei gewöhnlich das lauteste Wort führen, es den Dichtern überließen, ihre Angelegenheiten durchzufechten. Die letztern haben es uns ja schon bewiesen, und beweisen es uns noch immer, wie sehr sie dies vermögen, wenn sie dabei von einem wahrhaften Talente unterstützt werden. Dieses bricht sich seine Bahn durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten; es findet seine Anerkennung, seine Aufmunterung, sein Publicum, und auch seine darstellenden Künstler, die es würdig, mit Geist und Einsicht, zu reproduciren vermögen; dies fanden einst Schiller und Göthe, dies fanden und finden noch jetzt Kleist, Müllner, Grillparzer, Raupach, und dies werden alle Andere finden, die mit gleich reichen Kräften ausgerüstet in die Schranken des edlen Wettkampfes treten; denn noch gilt das alte heilige Recht des Schönen, und wird gelten, so lange Sonnen auf- und niedergehen, und Felsen wurzeln, und Wälder rauschen, und Herzen schlagen.

Mag das Zwergengeschlecht doch rütteln an diesem Giganten,
Lächelnd sieht er ihm zu, lächelnd auch schüttelt er's ab;
Stark, wie Atlas, doch mild, wie Atlas den Nacken gebeuget,
Schlingt er den kräftigen Arm um die unendliche Welt! —

Ein so dankbarer Stoff, wie der besprochene, trägt übrigens die Form schon in sich, in welcher er sich am zweckmäßigsten darstellen läßt, und nur die leidige Nachahmungssucht und das Schulwesen kann in der Wahl dieser Form zu einem Mißgriffe verleitet werden; ein freischaffendes Talent wird und kann hierin nie irre gehen. Die Handlung bietet ihre Ruhepunkte von selbst dar, und in den wirksamsten Momenten; besonders lobenswerth ist es, daß sich das eigentliche Interesse und die tragische Wendung durch eine zweckmäßige Steigerung im dritten Acte concentriren. Indem so die Spannung und Theilnahme in den vierten Aufzug hinüber geht, ist dadurch die gefährliche Klippe für die meisten fünfactigen Trauerspiele geschickt vermieden, und die alte

Lehre des Ariſtoteles neuerdings bewährt worden. Eine ganz beſondere Erwähnung verdient in der Eintheilung auch der Umſtand, daß die Expoſition in der Handlung ſelbſt liegt, und daß dieſe ſogleich mit der Sache ſelbſt beginnt. Bei den vielen poetiſchen Vorreden, durch welche wir von manchen neuern und ältern Dramatikern ordentlich ſyſtematiſch gemartert werden, iſt dies eine wahre Wohlthat und Erquickung für den Zuſchauer, abgeſehen von dem Vortheile, der durch ein ſo raſches und kräftiges Fortſchreiten dem ganzen Werke zu Theil wird.

Die Sprache, oder wenn man lieber will, die Diction — belebt derſelbe dichteriſche Geiſt, der uns mit gleicher Kraft aus der Handlung, der Idee und den Charakteren friſch und eigenthümlich entgegen weht; und hierin liegt das ganze Geheimniß dieſer oft beſprochenen und beſtrittenen Angelegenheit; der Stoff allein macht noch nicht den dramatiſchen Dichter, aber auch die Form allein macht ihn nicht, ſondern nur da, wo beide harmoniſch verſchmelzen, gibt es einen guten Klang. Dies iſt eine alte Wahrheit, aber dennoch gibt es junge und — auch alte Leute, die ſie noch nicht erkannt haben,

und die das Wort, mit dem Kunſtbegriffe verwechſelnd, gegen erſteres zu Felde ziehen, wie Don Quixote gegen die Windmühlen, und darauf herumreiten, wie Sancho Panſa auf ſeinem gutmüthigen Thiere — aber ſie werden herabgeworfen, ſo ſchwach iſt ihr Schluß! Ein Bettler kann keine Goldſtücke auswerfen, doch ein reicher und kluger Mann wird ſeinen Schatz nicht vermodern laſſen, ſondern anzuwenden wiſſen — dies gilt insbeſondere von den ſogenannten „ſchönen Stellen" — auch ein Sprichwort des eben erwähnten kritiſchen Sancho Panſa's, das ſie nicht minder lächerlich verwechſeln, als ihr tapferer Bruder; — Gleichniſſe, Bilder, Sentenzen ſind noch nicht der eigentliche Duft des Kunſtwerkes, aber ſie erhöhen und erfriſchen ſeine Farbe, wenn ſie neu, friſch und kernig ſind; aus eben dem Grunde iſt uns die rothe Roſe lieber, als die weiße; eine ſchöne Frau noch ſchöner in ihrem Putze, als in ihrem Morgenanzuge — mit Erlaubniß der Sentimentalen im Lande! — aus eben dem Grunde endlich hat Schiller, bei ſonſt gleichen Kräften, eine ungleich größere Popularität, als Göthe erlangt. — Auch von

dieſer Seite bewirkt Grillparzer's Dichtung einen wohlthätigen und erfreulichen Eindruck, der um ſo wohlthätiger und erfreulicher iſt, je gedrängter, markiger und überraſchender er die Fülle ſeiner Gedanken mittheilt.

II.

Ueber

einige Darstellungen

der

königl. preußischen Schauspielerin Mad. Stich.

1826.

Es gewährt, wenn man den Reiz der Neuheit hinwegnehmen will, immer mehr Vergnügen, eine geistreiche Bekanntschaft zu erneuern, als solche erst zu knüpfen. Wie bereitwillig und gern man sich im letztern Falle auch von beiden Seiten entgegen kommen möchte, ein gewisses Etwas wird sich doch bis auf eine gewisse Zeit immer hemmend dazwischen stellen. Man sucht noch den rechten Standpunkt, von welchem aus der eine Theil ganz zu geben, der andere ganz zu empfangen vermag, und so lange dieser Standpunkt nicht gefunden ist, wird eine innere Verlegenheit vorhanden sein, die sich in äußerer Gewandtheit verbergen will, und eben durch dieses Versteckte jede freiere Mittheilung hemmt. Sind aber die ersten Hindernisse einmal entfernt, weiß man bestimmt, was man empfangen wird, und was man daher fordern darf, so darf man auch mit mehr Of-

ſenheit zu Werke gehn, und nichts ſteht dem wechſelſeitigen freundlichen Verkehr entgegen. Gilt dies im geſellſchaftlichen Leben überhaupt, ſo findet es insbeſondere auch ſeine Anwendung in den Verhältniſſen zwiſchen Künſtler und Publicum. Das erſte Erſcheinen eines noch ſo geehrten und erwünſchten Gaſtes wird von dem Letztern zwar freudig bewillkommt werden, aber es iſt noch durchaus nicht im Stande, ſeine Leiſtung auch zu genießen, und es wird ſich daher entweder in leerer Bewunderung oder im unbegründeten Tadel übereilen. Erſt wenn durch wiederholte Anſchauung alles Fremdartige entfernt iſt, wenn ſich die Kräfte nach und nach entwickelt haben, die uns bewegen ſollen, findet ſich das nothwendige Erkennen und Einverſtändniß. Dies iſt genau mit Mad. Stich der Fall. Wie erfreulich mir auch ihre erſte Bekanntſchaft war, die ich vor ſechs Jahren machte, noch erfreulicher iſt es mir jetzt, dieſe Bekanntſchaft zu erneuern. Man weiß es bereits, daß es nicht blos der leere Ruf ſei, der in ihr eine Künſtlerin des erſten Ranges kund gibt; die Zuſchauer haben ſich von ihrem ungewöhnlichen und reichen Talente überzeugt; ſie kennen die Gewalt ihrer Phantaſie, die Tiefe ihres Gemüthes, die Schärfe

ihres Verstandes — um deſto unbeſorgter und ungetrübter laſſen ſich daher auch ihre Leiſtungen betrachten.

Mad. Stich erſchien zum erſten Male in der Rolle der Phädra. Da die Künſtlerin keiner Schule angehört, ſondern immer mit ſchöner Eigenthümlichkeit aus ſich ſelbſt *) ſchöpft, ſo ließ ſich von ihr auch eine andere Geſtaltung, als die gewöhnliche dieſes Charakters erwarten, welche meiſtens auf das hinaus geht, was die Schauſpielerin hier und da vom antiken Style geleſen, gehört oder geſehen hat. So wird denn jede Leidenſchaft ſo lange gedreht und gewendet, bis ſie ganz und gar verſteint zu Tage kommt, jede Haltung und jeder Faltenwurf ſo lange ſtudirt, bis alle Freiheit und Wahrheit total verloren geht — von einer folgerechten Entwickelung, be-

*) Zwar wollen Einige franzöſiſche Manieren an ihr bemerkt haben, vermuthlich, weil Mad. Stich in Paris geweſen, allein man weiß ſchon, was man in der Regel von dieſer Bemerkungen zu halten hat, die am Ende nur da ſind, um überhaupt etwas zu bemerken, und es wird ſich in der Folge Gelegenheit finden, zu beweiſen, wie echt deutſch die Kunſt dieſer Künſtlerin ſei.

stimmter Zeichnung und innerer Thätigkeit, wonach sich erst die äußere heraus bilden kann, ist natürlich kein Gedanke und keine Rede. Mad. Stich hat es bewiesen, wie verständig sie in allen ihren Darstellungen die Mitte zwischen jenen beiden gefährlichen Extremen zu halten verstehe, in welche die Schauspielkunst so leicht zerfließt, sie läßt sich eben so wenig von den wechselnden Affecten hinreißen, als es ihr einfällt, etwa gar nach Tact und Regel leidenschaftlich zu sein, und den Affect mit Maß und Elle zu bekleiden. Auch dieselben Gefühle gestalten sich in verschiedenen Individuen verschiedenartig, und wie der Dichter mit vier Buchstaben noch unendlich mehrere Veränderungen hervor bringen kann, als der Rechenmeister mit vier Zahlen, so wird dasselbe bei dem darstellenden Künstler der Fall sein, wenn er auch nur vier Worte zu sprechen hat. Aus der Nummer 1234 lassen sich z. B., wenn man die Ziffern theils einzeln nimmt, theils zwei, drei oder vier neben einander stellt, acht und sechzig verschiedene Summen ziehen, und es ist gewiß, Mad. Stich vermag aus den Worten Phädra's: „Ihn sah ich überall," eben so viele verschiedenartige Empfindungen zu bilden. —

Daher iſt aber auch bei der trefflichen Künſtlerin nichts von jenen leeren Allgemeinheiten, von jenem Formenweſen zu finden, das überall hinpaßt und ohne Gehalt und Geſtalt immer in's Blaue hineinſpielt. Ihre Phädra war ganz die Phädra Racine's, ſie hielt ſich ſtreng nach dem Dichter, und vergab dabei doch nichts ihrer künſtleriſchen Productivität. So erſchien ſie im erſten Aufzuge erſchöpft und leidend, überwältigt von der Gewalt ihrer unglücklichen Liebe. Ton und Haltung verriethen jene innere Unruhe, die reif zum Ausbruche iſt, und mit den Worten:

Du nanntest ihn, nicht ich!

wirklich ausbricht. Wie kräftig, wie erſchütternd wurden dieſe Worte ausgeſprochen, wie bezeichnend und mitſprechend war dabei die Stellung, die Bewegung und der Ausdruck des ganzen Geſichtes! Nun kam die Erzählung — ein Muſter dieſer Art des Vortrages, der wie ein Spiegel jede einzelne Empfindung klar reflectirte, und ſich mit ſchöner Steigerung bis zu dem Ausrufe: Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn! erhob, wo dann das allmählige Sinken der Stimme, ja, der ganzen Geſtalt, die ſich während der leidenſchaftlichen Schilde-

rung gewaltsam aufgerichtet, im schönen Uebergange zur vorigen Passivität zurück führte. Ausgezeichnet war das mimische Spiel bei der Nachricht vom Tode des Gemahls. Auch hier muß wieder der feine Tact gelobt werden, der die Künstlerin von aller Uebertreibung entfernt hält, und sie den richtigsten Ausdruck für diesen Moment wählen ließ. Indem der Dichter Phädra von hier an bis zum Schlusse des Actes schweigen läßt, bleibt es die Sache der Schauspielerin, an seine Stelle zu treten und für ihn thätig zu werden. Wie wohl überlegt aber diese Thätigkeit sein will, wie leicht auf die eine oder die andere Art zu weit gegangen werden könne, erhellt schon daraus, daß es Racine eben so wenig als Schiller wagte, den Gefühlen Worte zu geben, die in einem so wichtigen Augenblicke Phädra's Brust wechselnd bestürmen müssen. Mad. Stich traf, wie gesagt, den zweckmäßigsten Ausweg durch eine geistreiche Wendung, welche diese Gefühle mehr ahnen ließ, als entschieden bezeichnete; denn entschieden erscheinen sie erst im zweiten Aufzuge. Hier aber zeigte sich auch die Künstlerin in ihrer ganzen Kraft. Die lang verhaltene Leidenschaft goß sich aus in vollen, rauschenden Strömen, eine schöne Rasende stand

vor uns, ein Opfer der furchtbaren Gewalt der Venus. Die Künſtlerin ging mit meiſterhafter Wahrheit durch alle Töne des Affectes; vom ſüßen Schmelz der rührendſten Liebe, welche ſie in der Beſchreibung des Geliebten:

Ich ſeh' ihn treu, ich ſeh' ihn ſtolz, ja ſelbſt
Ein wenig ſcheu — u. ſ. w.

in allen Abſtufungen ausſpricht, und mit der höchſten Begeiſterung:

In's Labyrinth ſtieg ich hinab mit Dir,
Mit Dir war ich gerettet oder verloren —

ſchließt, bis zu dem Ausbruche der ungezähmteſten Gluth von den Worten an:

So lerne Phädra kennen
und ihre ganze Raſerei —

kam jeder einzelne Gedanke des Dichters lebendig und verkörpert zur Anſchauung. Hätte er ſelbſt dieſer Darſtellung beiwohnen können, ſo mußte ſein Gefühl dem des Pygmalions gleich kommen, der ſein geliebtes Bild die Augen öffnen, athmen und empfinden ſieht!

Im dritten und vierten Aufzuge nehmen vorzüglich zwei Momente die Aufmerkſamkeit in Anſpruch,

jener, wo mit der Rückkehr des Gemahls das ganze Bewußtsein ihrer Schuld in Phädra's Bruſt erwacht, und jener, wo ſich zu den Verirrungen der Unglücklichen noch die wilde Eiferſucht geſellt. Beide wurden von Mad. Stich gleich großartig aufgefaßt und durchgeführt, beſonders aber gelang im letzten der Ausdruck des höchſten Schmerzes, der ſich bis zur bittern Ironie ſteigert. Das feine und richtige Gefühl der Künſtlerin fand hier abermals die rechte Farbe, die, mit den übrigen ſanft zuſammenſchmelzend, nicht mit unangenehmer Grelle dem Auge weh that. Wie meiſterhaft ward die eiferſüchtige Unruhe in den geſteigerten Fragen:

Wie ſahn ſie ſich? Seit wann? An welchem Ort? —
Sah man ſie oft ſich ſprechen und ſich ſuchen? —
Der dunkle Wald verbarg ſie!

geſchildert! Blick, Miene, Stellung, Bewegung, Alles fragte und forſchte dabei mit. Und nun der Uebergang von dieſer feindſeligen Wallung zu dem ſchmerzlichen Gefühle der eigenen Unwürdigkeit! Jede dieſer oft entgegengeſetzten Einzelnheiten wußte die ſeltne Darſtellungskunſt zu einem geiſtreichen Ganzen zu verbinden, und ſo ſtand am Schluſſe des fünften Actes mit dem ſchönen Bilde der ſterbenden

Phädra auch das vollendete Gemälde der Lebenden und Leidenden bis auf die kleinſten Züge mit Wahrheit und Kraft vor unſern Augen.

Uebrigens fanden ſich bei Mad. Stich all' die reichen Gaben wieder, durch welche ſie von jeher ausgezeichnet war. Ihr Organ, obgleich abſichtlich etwas tiefer gehalten, beſitzt noch immer dieſelbe Wirkſamkeit, dieſelbe Geſchmeidigkeit im Steigen und Fallen, denſelben Wohllaut in den Mitteltönen. Freilich, wer ſtatt Sprache Geſang will, der wird den Letztern vermiſſen, aber wir waren ja in keiner Oper, und die tragiſche Kunſt verlangt etwas mehr, als eine von der Natur gut bedachte Kehle! Die Künſtlerin entwickelte ferner auch in den einzelnen Stellungen, im Tragen des Körpers, in der Haltung des Kopfes, ganz beſonders aber in den Bewegungen der Arme jenen tiefen Sinn für das Schöne, der ſich in der äußern Erſcheinung abſpiegelt, und dieſer oft einen ſo eigenthümlichen Reiz verleiht, daß der Eindruck bleibend wird; ein Erfolg, deſſen ſich die Kunſt des Schauſpielers, wie Iffland klagte, ſo ſelten zu erfreuen hat. —

Ich habe eben die Meiſterſchaft der Künſtlerin in Uebergängen bewundert. Einen kühnern Uebergang

mag es wohl kaum mehr geben, als den vom Racine zu Shakespear, von der Phädra zu Julie. Er gleicht dem Schrei empörter Leidenschaft, der sich in das stille Geflister herzinniger Liebe verliert. Die Darstellerin, die ihn wagt, muß ihrer Sache sehr gewiß sein, sie muß ihre Kräfte genau kennen, beinahe möchte ich sagen, sie muß alle Zweige ihrer Kunst umfassen; denn es sind gerade die beiden Hauptäste, in welche der ganze Baum sich theilt, die hier in Betracht kommen, Alles, was dazwischen liegt, gehört entweder dem Einen oder dem Andern zu.

Man hat es an Mad. Stich als Julie getadelt, daß sie in ihrem Spiele hier und da noch eine Naivetät zeigte, die, obwohl echt an sich selbst, Juliens Höhe nicht vollkommen erreichte. Indem der Beurtheiler diese Ansicht aussprach, scheint er sich selbst so hoch gestellt zu haben, daß ihn schwindelte, und seine Gedanken in eine Verwirrung geriethen, die selbst das Nächstliegende in eine dunkle, ungewisse Ferne rückten. Wie, um des Himmels willen, konnte er sonst darauf verfallen, das zu bekritteln, was in der Dichtung selbst bedingt, als nothwendig und unerläßlich erscheint. Er nehme das, was er Naivetät zu nennen beliebt, die jugendlich frische Unschuld und Hei-

terkeit, die lächelnde Lebhaftigkeit, welche Mad. Stich so unübertrefflich wieder zu geben versteht, aus Juliens Charakter, und sehe dann zu, mit was er sie ersetzen will — weder sein eigner noch irgend ein fremder Fond dürfte reich genug zu einem solchen Ersatze sein. Juliens Höhe ist nur die Höhe der ersten jugendlichen, und warum sollten wir nicht auch sagen, glücklichen Liebe — eine andere läßt sich nicht denken, am wenigsten eine moderne-sentimentale, die Shakespear höchstens lächerlich machen konnte. Dies liegt so nahe, daß es keines weitern Beweises bedarf. Aber die vielen Ausleger des Shakespear's werden uns am Ende den Shakespear selbst nehmen, und der große Dichter kommt uns in dieser Gesellschaft vor, wie ein geistreicher Mann in einer andern, die sich um ihn versammelt hat, nicht um sein Licht, sondern um das ihre leuchten zu lassen, und die dabei so viele Worte verschwendet, daß er selbst nicht zum Worte kommt.

Noch einmal: jene reizende Freundlichkeit und kindliche Unbefangenheit, die sich an Mad. Stich nicht genug bewundern läßt, ist vorzüglich im Anfange des Spiels Julien durchaus nothwendig. Begründet die letztere doch allein die berühmte Balcon-

ſcene und die ſüße mädchenhafte Hingebung, welche in derſelben vorherrſcht. Von dieſer Balkonſcene ſelbſt ſchweige ich; Neues läßt ſich nichts darüber ſagen, auch die mittelmäßige Schauſpielerin wird Alles anwenden, um die hinreißende Gluth des Dichters, wo nicht wiederzugeben, doch wenigſtens ſo viel als möglich in ſich aufzunehmen, und nach dem Verhältniſſe ihrer Kräfte mitzutheilen — um wie viel mehr läßt ſich von einer Künſtlerin, wie Mad. Stich, erwarten. Ueberhaupt iſt dieſe Scene auch ein Paradepferd der Kritiker, das Jeder beſteigt und von dem Keiner mehr herabkommt; da wurde ſchon jeder Satz haarklein zergliedert, jedes Wort herausgehoben, ja, dieſes Zerſtückeln und Herausreißen aus dem Ganzen iſt ſo weit gekommen, daß uns der ruhige Genuß dadurch längſt verleidet worden wäre, wenn ihn überhaupt etwas verleiden könnte. — Dagegen will ich lieber jenen Moment erwähnen, wo Julie den Geliebten zum erſten Male erblickt. Es iſt unbegreiflich, daß dieſer ſo entſcheidende Augenblick von den Meiſten überſehen wird — liegt doch in dieſem Blicke die ganze Tragödie, und Mad. Stich verſteht es, ihren Augen einen ſolchen Ausdruck zu geben, daß man ſie auch darin leſen kann. Höchſt

anmuthig ward in der hierauf folgenden Scene der Kampf zwischen jungfräulicher Schüchternheit und der bereits in ihrer ganzen Gewalt erwachten Liebe geschildert. Die geistreiche Künstlerin weiß solchen Situationen durch eigenthümliche Züge eine hinreißende Wahrheit und das höchste Leben zu geben. — Das Größte im Ganzen und als einzelne Kunstleistung betrachtet, bleibt aber immer der Monolog am Ende des vierten Aufzuges. Der Redestrom fließt hier mit einem Wohllaut und dabei mit einer Kraft, für welche es keinen Ausdruck gibt — die Pausen werden von einem mimischen Spiele belebt, das ein vollkommenes Verstehen des Dichters voraussetzt und, so zu sagen, seine Gedanken erräth und wieder gibt — eine Behauptung, die, wenn von Shakespear die Rede ist, freilich nur bei einer Stich und wenigen Andern gewagt werden darf. Die einzelnen Stellungen, die Bewegungen des Gesichtes, das Heben und Senken der Augen gestalten sich zu eben so vielen sprechenden Gemälden der tiefsten Gemüthsbewegungen im erschütterndsten Wechsel. — Es bleibt noch der Moment des Erwachens und der hierauf unmittelbar folgende Selbstmord zu erwähnen; Aufgaben, die um so schwieriger sind, je un-

vorbereiteter und ſchneller ſie kommen, und je weniger Zeit der Darſtellerin zu ihrer vollkommenen Entwickelung gegönnt iſt. Aber auch hier bewährte ſich wieder das ſeltene Talent auf die glänzendſte Art. Mit einfachen Mitteln große Effecte hervor zu bringen, dies galt von jeher als eine Forderung und als ein Zeichen der Kunſt, aber nicht ſo entſchieden war man in der Wahl dieſer Mittel; denn die Erfahrung bewies, wie leicht es ſei, in einen entgegengeſetzten Fehler zu verfallen, der in eine eben ſo unerträgliche Manier ausartete, als die Ueberladung. Mad. Stich läßt ſich auch hierin nichts zu Schulden kommen, und indem ſie dort, wo die Nothwendigkeit zur Sparſamkeit drängt, allen Anſchein von Noth zu entfernen weiß, vermeidet ſie im Gegentheile da, wo ſie ihren ganzen Schmuck und Reichthum zur Schau tragen könnte, allen unnützen und ſtörenden Prunk.

Es folgte nun „Donna Diana.“ Wenn es im Allgemeinen als ein Zeichen des Talentes gelten darf, daß es ſeine Kräfte gern an dem Schwierigſten und Würdigſten verſucht, ſo läßt ſich leicht erklären, warum dieſe Rolle, wie es ſcheint, zu jenen Leiſtungen gehört, in welchen ſich Madame Stich

mit einer gewiſſen Vorliebe zeigt. Es gibt wohl auch noch andere Gründe, aus welchen dieſe Vorliebe abgeleitet werden könnte, allein der nächſte iſt diesmal gewiß auch der beſte. Die Art, mit welcher ſich dieſer Charakter und in ihm die ſiegreiche Gewalt einer Leidenſchaft entwickelt, die ſo alt als die Welt, doch immer neue Erſcheinungen herbeiführt; die heitere Phantaſie, welche das Ganze belebt und zur werthvollen Dichtung erhebt, die ſich in einem edlern Kreiſe, als in dem des gewöhnlichen Spaßes bewegt, weiſen der geiſtreichen Künſtlerin hier einen höhern und erfreulichern Standpunkt an, eröffnen ihr eine wünſchenswerthere Wirkſamkeit, als alle jene Dutzende und Duodezſtückchen insgeſammt, die man unbillig genug als Luſtſpiele einführen will.

Man hat an Mad. Stich in dieſer Rolle vorzüglich die Natur bewundert, mit welcher ſie ſelbe in allen ihren Theilen durchführt. Ich dagegen bewundere ihre Kunſt. Eine nähere Erörterung über dieſe beiden ſo häufig gemißbrauchten Ausdrücke dürfte hier nicht am unrechten Platze ſein. Was nennt man Natur auf der Bühne? Nach dem Urtheile, das ein praktiſcher Kenner, Beil, irgendwo aus-

ſprach, iſt Natur „die Kunſt, in dargeſtellten Charakteren das Innere des Menſchen mit allen Gemüthsbewegungen und dem dazu ſchicklichen Temperament ſich anfühlend zu machen, dieſen in ſich zuſammengeſetzten Menſchen mit genauem Coſtüme auf die Bühne hinzuſtellen und auf den Seelenkundigſten mit ſolch einem Grade von Illuſion zu wirken, daß er glaubt, den angenommenen Menſchen wirklich in dem Schauſpieler zu ſehen. Alſo iſt das Wort Natur bei den wirklichen Schauſpielern hohe — hohe Kunſt! Die allergenaueſte Kenntniß ihrer eigenen Seelenbewegungen — leiſes Achthaben auf den Blutumlauf bei denſelben — und die Macht, mit einem gewiſſen Maße Athemzuges dieſe oder jene Empfindung in ſich rege zu machen, kurz, das ſchwere Studium, aus ſich Leidenſchaften und Launen mit natürlicher Harmonie ſpielen zu können. Da alſo nur verwandeltes Spiel auf der Bühne Statt findet, und der Schauſpieler niemals die Leidenſchaft oder Laune ſelbſt ſein darf und kann, ſondern nur reine Nachahmung derſelben, damit beim heftigſten Ausbruche eines Affectes und bei den ſchnellſten Uebergängen von dem einen in den andern die ſchicklichſten Bewegungen zum Vorſchein kommen, ſo iſt der

Natur ihre Grenze zu bestimmen.“ Und hier ist der Punkt, von welchem aus Mad. Stich als ganz vollendete Künstlerin erscheint. Nur Wenige dürfen gleich ihr diese Grenze mit so feinem und richtigem Tacte zu bestimmen wissen, nur Wenige die Gabe besitzen, ihr Spiel auch zugleich in der edelsten Form zu entwickeln, und nicht dann und wann auf Kosten dieser Form hinzureißen, wodurch der Zuschauer zwar häufig überrascht wird, was er aber am Ende, sobald der ruhiger prüfende Verstand die Oberhand gewinnt, doch als unschön verwirft.

Das Beispiel liegt nahe. Donna Diana wird besonders im ersten Aufzuge, wo sie der Dichter noch ganz in ihrer muthwilligen Freiheit schildert, leicht als Coquette erscheinen und ihre Sprödigkeit als Verstellung, wenn die Darstellerin nicht Phantasie genug besitzt, sich aus dem Kreise des gewöhnlichen Conversationstons auf den höhern Standpunkt der Dichtung zu schwingen. Gelingt ihr aber auch das Letztere, wie es bei Mad. Stich wirklich der Fall war, weiß sie in der That die Worte uns glaublich zu machen, mit denen sie selbst ihren Charakter schildert:

Diana nennt man mich, und eine Fürstin
Bin ich geboren. Werth des Namens, und

Des fürſtlichen Berufs, deß ich mich rühme,
Will ich mich zeigen, fremd iſt mir die Liebe —

ſo muß ſie ſich auch auf jenem Standpunkte mit Ungezwungenheit bewegen, ſie darf nicht in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, ſie darf den Stolz nicht in Hochmuth *) verwandeln, oder, um auf den vorigen Ausdruck zurück zu kommen, ſie darf die Natur nicht zu natürlich ſchildern.

Ein zweites nicht minder wichtiges Erforderniß zur gelungenen Löſung dieſer Aufgabe im Allgemeinen — von Einzelnheiten kann hier die Rede nicht ſein — iſt die ſtufenweiſe und allmählige Entwickelung des ſcherzhaften Kampfes bis zum endlichen Erliegen. Wird gleich vom Anfange zu viel nachgegeben, ſo vermindert ſich die Kraft ſowohl als das Intereſſe, und die Darſtellerin kann ſich nur mit Noth vor Einförmigkeit retten. Ihr Spiel darf da-

*) Einer Dame warf man vor, ſie ſei hochmüthig. „Ich bin," antwortete ſie, „ſtolz, nicht hochmüthig." — „Welchen Unterſchied machen Sie zwiſchen Stolz und Hochmuth?" — „Der Hochmuth iſt beleidigend — der Stolz aber vertheidigend."

her nie als ganz verloren erſcheinen, ſie muß immer noch zur rechten Zeit, wenn auch nur ſcheinbar, die Oberhand gewinnen, und ſelbſt am Schluſſe möcht' ich ſie lieber patt als matt ſehen. Auch hierin hat Mad. Stich Alles geleiſtet, was eine aufmerkſame Kritik nur immer verlangen darf. In ſchöner und richtiger Steigerung führte ſie den Charakter durch alle ſeine Uebergänge — nichts ward dabei vernachläſſigt — ſelbſt die Pauſen nicht, in welchen die Streitenden ſtille ſtehen, um friſchen Athem zu ſchöpfen, und ſo ging Eines aus dem Andern in der entſprechenden Reihenfolge hervor, die man leicht und im Ganzen überſehen konnte, ohne in der Beſchauung durch Bruchſtücke, oder durch einen Stillſtand gehemmt zu werden. —

Auch als Jungfrau von Orleans ſah ich Mad. Stich. Eine von jenen Leiſtungen, in welchen ſie bereits allgemein bekannt und beliebt geworden iſt, und die ſie nach den Wünſchen ihrer Verehrer nicht oft genug wiederholen kann. Es iſt natürlich, daß eine ſo bedeutende Aufgabe nicht immer auf gleiche Weiſe gelöſ't werden könne, ja, es läßt ſich beinahe behaupten, es ſei dies eben das Kennzeichen eines productiven darſtellenden Talentes, daß es ſich

in den Wiederholungen einer und derſelben Rolle nicht ganz gleich bleibe, ſondern hier etwas auslaſſe, dort etwas hinzufüge, nachdem ein weiteres Nachdenken und ein tieferes Eindringen das Eine oder das Andere verlangt. Nichts iſt unkünſtleriſcher und verräth mehr Leerheit des Geiſtes, als jenes ewig unveränderte Spiel, bei dem ein fleißiger Theaterbeſucher ſchon im Voraus weiß, was kommen wird: nun erſcheint dieſe Stellung, nun jene Bewegung, nun wird dieſe Rede mit beſonderer Betonung herausgehoben, nun jene halb verſchluckt; am Ende erſcheint Alles ſo mechaniſch, daß man die Räder genau entdecken kann, welche ewig ein und dieſelbe Melodie herableiern. Die Zeit iſt unſer Aller Lehrerin; auch das Genie bleibt nicht ſtehen, ſondern geht mit ihr vorwärts. „Wenn die Poeſie einmal über die Bühne geht, ſo möchte ich auch, daß die Proſa, ſowohl von den Bretern, als an den Menſchen darauf verſchwände," — ſagt der geiſtreiche Müllner, und das iſt der wahre Standpunkt, von welchem aus eine Schauſpielerin die in Rede ſtehende Rolle aufzufaſſen hat. Iſt doch die ganze Dichtung ſchon auf eine Höhe geſtellt, die Alles an die Alltäglichkeit und Nüchternheit Erinnernde weit

entfernt hält; selbst das ländliche Vorspiel und die darin handelnden Personen sind, die letztern auch in ihrem spätern Erscheinen, auf eine Art geschildert, die das Hergebrachte, das Gewöhnliche streng entfernt hält. Der hohe Beruf der Jungfrau läßt nichts Niederes in ihrer Umgebung emporwuchern und darum muß sie auch so viel Begeisterung und Kraft besitzen, um diese Umgebung zu sich zu erheben. Vor Allem wird es nothwendig sein, den Charakter gleich im Vorspiele, so entschieden zu entwickeln, als es der Dichter selbst augenscheinlich verlangt, und als erforderlich ist, das Ueberirdische von dem Irdischen, oder, wenn man will, das Religiöse von dem blos Heroischen genau zu unterscheiden. „Es geschehen noch Wunder" — dies ist's, was uns die Schauspielerin anschaulich zu machen hat, nicht sie wirkt diese Wunder, nicht das arme Hirtenmädchen, nicht die schwache Jungfrau, sondern der, der sie zu seinem Werkzeug auserkoren. Ich gebe im Voraus die Schwierigkeit zu, eine solche Anforderung überhaupt zu befriedigen, und zähle die Aufgabe zu denjenigen, deren Lösung um so weniger genüget, je öfter man sie versuchen sieht, und je deutlicher das Ideal wird, das uns davon vor-

ſchwebt. Daß jedoch die Möglichkeit vorhanden ſei, dieſes Ideal zu erreichen und in's Leben zu ſtellen, davon gab Mad. Stich den deutlichſten Beweis. Gleich die erſten Worte „gebt mir den Helm," und der darauf folgende geſteigerte Ausruf: „Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu," bewieſen, daß die Künſtlerin vom richtigſten Geſichts- oder eigentlich Gefühlspunkte ausgehe. Dieſe Worte werden von den meiſten Darſtellerinnen mit einem übertriebenen Kraftaufwande ausgeſtoßen, der deßwegen nicht am rechten Platze iſt, weil er in keinem Gleichgewichte zu dem Nachfolgenden ſteht, wo er erſt erforderlich wird.

„Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!"

Dies bis zum Schluſſe des Monologs iſt der Moment, in welchem alle Begeiſterung zu concentriren kommt, er wirft ſeine Strahlen auf die ganze Dichtung, und je glänzender er gehalten wird, je lichter wird ſich das Uebrige geſtalten. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Mad. Stich hierin meine Meinung theilte; die ganze Scene riß durch Reichthum der Phantaſie und des Gefühls, ſo wie durch die Gewalt des Vortrages unwiderſtehlich hin. Nur Eins blieb noch zu wünſchen, daß nämlich Johanna

weniger zu Bertrand und Thibaut, als vor ſich hin, gleichſam zu einem Dritten, nur ihr ſichtbaren, geſprochen hätte. Einer ſo feinſinnigen Künſtlerin brauche ich den Grund dieſes Wunſches wohl nicht näher anzugeben, deßwegen bemerke ich blos, daß der Dichter etwas Aehnliches gedacht zu haben ſcheint, da er die Jungfrau in ihrer Viſion durch die Einreden ihrer Umgebung durchaus nicht ſtören läßt. Der Monolog: „Lebt wohl, ihr Berge,“ geht unmittelbar aus dieſem erſten Ausbruch der klar gewordenen Beſtimmung hervor, und muß damit im ſtrengſten Zuſammenhange ſein. Leider iſt er ſchon längſt zu einem Declamationsſtück, und ſo oft aus dem Ganzen herausgeriſſen worden, daß man ihn auch nur als ſolches zu behandeln und zu empfangen gewohnt wird, was freilich diesmal nicht der Fall war. Wie dieſer Monolog aus der innigſten Begeiſterung für das Himmliſche, ſo entſpringt der zweite nicht minder bekannt gewordene: „Die Waffen ruh'n,“ aus der tiefſten Bekümmerniß über das Irdiſche, das bei Lionels Anblick im Herzen der Jungfrau erwacht. Und hier wird ſich am erſten die wahre Künſtlerin zeigen, wenn ſie uns dieſen

Unterſchied recht klar zu machen verſteht. Dies kann aber nur durch die volle Erkenntniß des ganzen Charakters, durch das deutlichſte Eindringen in die Idee des Dichters Statt finden, ſonſt bekommt man immer mehr oder weniger eine bloße Declamation zu hören. Beſonders ſchwierig iſt der Vortrag des zweiten Monologs, wegen ſeiner Länge, die leicht ermüden dürfte, wenn nicht alle Uebergänge gehörig markirt, alle Pauſen zweckmäßig ausgefüllt werden. Man darf ſagen, Mad. Stich hat die geheimſten Seiten dieſes mehr lyriſchen als dramatiſchen Moments in den wechſelnden Bildern und Tönen ihrer reichen Darſtellungskunſt wiedergegeben.

Es bleibt noch der Vortrag des Gebetes im fünften Aufzug zu erwähnen übrig; auch eine von jenen Stellen, welche die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers vorzüglich auf ſich ziehen. — Jenes Gebet: „Höre mich, Gott" — von der Jungfrau in ihrer höchſten Noth, in der Bedrängniß des geliebten Vaterlandes zum Himmel geſendet, wollten Einige ſo langſam ausgeſprochen wiſſen, daß „die Zuhörer ſich überreden, ſie ſei im Stande, mit ihren Wunderworten ganze Heere im drohenden Anmarſche auf-

zuhalten.“ Diese Meinung verräth wenigstens einen dichterischen Kopf, aber leider stößt ein solcher, wenn er nicht eben so gut zu denken als zu dichten versteht, im Felde der Kritik überall an, und dies möchte hier der Fall gewesen sein. Mad. Stich folgt nicht allein der Vorschrift des Dichters, die sie erinnert, diese Worte mit „gewaltsam heftiger Stimme“ wiederzugeben, sondern auch der ungezwungensten und richtigsten Ansicht, die sich Jedem von selbst aufdringt, und die ihre Rede bestätigt — daß hier nämlich nicht viel Zeit mehr zum Reden, sondern nur zum Handeln sei. Spräche sie die Rede mit jener „intensiven Festigkeit,“ will sagen, langsamen Betonung, wie sie ihr Tadler verlangte, so erscheint das Ganze weit eher, als ein vorbereiteter Schlageffect, als Manier, ja es trägt sogar den Keim des Lächerlichen in sich, und muß auf jede Weise den schönen Eindruck des Nachfolgenden schwächen. Diesen Eindruck aber, den köstlichsten von allen, der recht zum Schlusse aufbewahrt bleibt, und in welchem die Künstlerin den ganzen Zauber ihrer Kunst wirken läßt, wer wollte sich ihn durch spitzfindige Grübelei verkümmern lassen!

Ein Hauptmangel in der Schauſpielkunſt, über welchen ſich die Kritik ſchon oft beklagt hat, iſt: daß jene Schauſpieler, welche ſich hauptſächlich für das Converſationsſtück herausgebildet haben, den leichten und formellen Ton deſſelben mit in das höhere Drama hinübernehmen, und daß, umgekehrt, die tragiſchen Künſtler ſich wieder nicht in die gefälligern und gewandtern Bewegungen des geſellſchaftlichen Lebens zu fügen verſtehen. Es iſt dies übrigens eine Einſeitigkeit, die meiſtens aus der Individualität entſpringt, und die man im Grunde dem Darſteller nicht übel nehmen kann, wenn er nur ſonſt brauchbar iſt. Traurig bleibt die Sache aber immer, da keine Bühne ſo reich ausgeſtattet ſein kann, um für jede dieſer beiden Gattungen eigene Künſtler zu beſolden, und da hierdurch nur zu oft jene Lücken ſichtbar werden, die bei vielen gelungenen Einzelnheiten doch kein rechtes Ganzes gedeihen laſſen; eine Klage, die ſo ziemlich überall laut geworden iſt. Um ſo mehr verdienen aber jene ſeltenen Talente geſchätzt zu werden, die von der Natur ſchon reich genug ausgeſtattet, mit Hülfe ihrer Kunſt einen Standpunkt erreicht haben, von welchem aus ſie

nach allen Richtungen hin ihre Kräfte zu entwickeln vermögen. Daß unter ihnen der Künſtlerin, von welcher gegenwärtig die Rede iſt, in dieſer Vielſeitigkeit einer der erſten Plätze gebühre, das würde ſie — wenn ſich auch hierüber nicht alle Stimmen vereinigt hätten — durch die Rolle der Madame „Danville" in der „Schule der Alten" auf das ſiegreichſte bewieſen haben. Es iſt unmöglich, dem Leſer, der dieſe Leiſtung nicht ſelbſt geſehen, einen deutlichen Begriff von der Feinheit, Gewandtheit, Wahrheit und Charakteriſtik zu geben, mit welcher Mad. Stich eine Aufgabe löſ't, welche zu den ſchwierigſten ihrer Art gehört. Da iſt durchaus nichts Gezwungenes, nichts Angelerntes, keine Bühnen- und Couliſſencoquetterie, die ſich ſo gern als Converſationston einzuſchleichen pflegt, wohl aber dieſer Converſationston ſelbſt, den Kreiſen und dem Leben, in welchen er herrſcht, abgelauſcht, und in allen ſeinen mannigfaltigen, oft nur dem Auge des ſorgfältigſten Beobachters ſichtbaren Nüancen wiedergegeben. Nicht allein die junge, lebensluſtige, in den höhern Sphären herausgebildete Dame, die ſich dort mit dem Leichtſinn ihres Alters bewegt, und

endlich ſiegreich aus den ihr gelegten Schlingen hervortritt — nicht allein dieſe ſtellt die geiſtreiche Künſtlerin dar, auch die Franzöſin, die Pariſerin in aller ihrer Unruhe, ihrem Flatterſinn und Muthwillen. Ich ſah nie etwas Anmuthigeres, als die Scene, wo ſie Danville wegen des Balles zuſpricht — man zürnt ordentlich mit ihm, daß er nicht ſogleich bei den erſten Worten, bei dem bittenden Blicke, bei der erſten vertraulichen Stellung nachgibt, wo ſie, die Hand auf ſeine Schulter gelegt, ſich ſchmeichelnd an ihn anſchmiegt, und mit nichts hat man unter dieſen Umſtänden mehr Nachſicht, als mit ſeiner Schwäche. Mit gleicher Vortrefflichkeit wurden aber auch die leidenſchaftlichen Partien dargeſtellt, von den kleinen häuslichen Streitigkeiten an, die mit Schmollen beginnen und mit Verſöhnung enden, bis zu jenem ergreifenderen Momente, wo mit des Grafen Erklärung zum erſten Male das Gefühl des Unrechts in der jungen Frau erwacht, und wo ſich mit dem hierauf folgenden Erſcheinen Danvilles, mit ſeiner bittern Zurückweiſung des Decretes dieſes Gefühl bis zur ſchmerzlichen Erkenntniß ſteigert. Ohne die feinſte Grenzlinie des

Anſtandes in irgend etwas zu verletzen, wußte Mad. Stich doch alle dieſe wechſelnden Affecte mit der höchſten Wahrheit und ergreifender Lebendigkeit durchzuführen.

Ich komme nun auf Lady Milford in „Cabale und Liebe.“ — Es muß jeden wahren Deutſchen im tiefſten Herzen kränken, wenn er ſieht, wie die wenigen tüchtigen Köpfe, welche ſeine Nation noch im Fache der Kritik beſitzt — man kann ſie zählen — ſich mit einer unbegreiflichen Lauheit und Gleichgültigkeit gegen alles Vaterländiſche nach dem Auslande wenden, und dort ihre Talente und Kräfte an Werken geltend machen, über die ſie, wie groß und herrlich ſelbe auch immer ſein mögen, doch jene nicht vergeſſen ſollten, welche ihnen näher liegen und die heiligſten Rechte an ſie haben. Wir beſitzen zahlloſe Abhandlungen über den Shakeſpear und Calderon, über Racine und Voltaire, über das engliſche und franzöſiſche Theater — die ſcharfſinnigſten Kunſtrichter ermüden nicht daran, dieſe Autoren von allen Seiten zu betrachten, ihre Worte bis in die kleinſten Details zu zergliedern, ja ſelbſt die einzelnen Charaktere aus denſelben herauszuheben,

und ſie zum Gegenſtande ihrer ſorgfältigſten Prüfung zu machen. Wie viel iſt nicht, um nur Ein Beiſpiel aus ſo vielen anzuführen, über „Hamlet" gedacht, geſchrieben, geſtritten und gemeint worden, ja, zu welchen mannigfachen Erörterungen führte nicht der einzige berühmte Monolog: „Sein oder nicht ſein?" — Und was, fragen wir, iſt dagegen für unſern Schiller und Göthe geſchehen? Commentirt und citirt hat man ſie wohl auch, aber nicht um ſie ihrer Nation näher zu bringen, nein, um ſie ihr ferner zu rücken, oder gar in ein falſches und zweideutiges Licht zu ſetzen. Dieſelben Männer, die mit einer nicht ſelten übertriebenen Anbetung vor fremden Götzen knieen, ſcheuen ſich nicht, den Altären unſerer vaterländiſchen Kunſt den Rücken zuzukehren, und wo auch auf keine andere Art, doch durch ein feines ſarkaſtiſches Lächeln ihre Nichtachtung zu erkennen zu geben. Oder wäre ein „Wallenſtein," ein „Don Carlos," ein „Egmont," ein „Götz," und wie ſie Alle heißen, die herrlichen Kunſtwerke, welche wir mit Stolz als unſer Eigenthum der Fremdliteratur entgegenhalten dürfen — wären ſie nicht derſelben Mühe und deſſelben Fleißes würdig,

die man an einen „Macbeth," einen „Lear" u. ſ. w. verwendet? Ließen ſich die Helden dieſer Stücke, und ſo manche andere darein verflochtene treffliche Charaktere nicht als eben ſo große Aufgaben für die Schauſpielkunſt behandeln und aus einander ſetzen! Wie wenig iſt dafür noch geſchehen! — Dieſe Lady Milford z. B., dieſe ſchöne Sünderin mit ihrem großen reichausgeſtatteten Herzen, mit ihrer wahrhaft edlen Geſinnung, mit ihrer reinmenſchlichen Schwäche, die ſie nicht verhehlt — wie erhaben erſcheint ſie nicht in ihrer Erniederung, wie verzeihlich in ihren Fehlern, eine wunderbare Frau, zu der ſich der Gott wie zu der Bajadere herabläßt, um ſie in ſeinen Himmel zu entführen. Wahrlich, man möchte ſagen, die Rolle allein nehme die ganze Darſtellungskunſt, alle ihre mannigfaltigen Mittel und Kräfte in Anſpruch, wenn die Darſtellerin die ſchöne Idee des Dichters damit vollſtändig wiedergeben will. Darum war ſie aber auch von jeher das Studium der geiſtreichſten Künſtlerinnen, ſie nahm die ganze Aufmerkſamkeit der denkenden Zuſchauer in Anſpruch, und das Genie, dem es gelang, alle die verſchiedenartigen Anforderungen zu befriedi-

gen, die ſich in ihr vereinen, bereitete ſich den herrlichſten Triumph. Einen ſolchen Triumph aber feierte auch Mad. Stich. Zug für Zug trat das bezaubernde Bild in der vollendetſten Form, in der reichſten Farbengebung vor die Augen, voll Leben, voll Ausdruck, voll Wärme und Kraft, in den Licht- und Schattenpartien gleich ſorgſam bedacht. In der That, ich ſah nie etwas Schöneres, vorzüglich was die vielfachen Uebergänge und ihre Motivirung in der Scene mit Ferdinand anbelangt. Noch bewundert man die feine Grazie und Liebenswürdigkeit, den ungezwungenen Anſtand, mit welchem ſie dem Eintretenden entgegenkommt, da erhebt ſchon die tiefe Seelengröße, der wahrhaft edle Stolz, mit welchem ſie ſeine Schmähungen empfängt, da erwecket der Ausdruck des gefühlteſten und größten Schmerzes, ſich von dem verachtet zu ſehen, den man über Alles achtet, das höchſte Mitleid, da erfüllt die nun folgende Selbſtvertheidigung — keineswegs durch einen plötzlichen Anlauf von dem Uebrigen herausgeriſſen, ſondern im ſchönen Zuſammenhange aus Dieſem hervorgehend — mit hoher Achtung, [illegible] Achtung wächſt in ſchöner Steige-

rung, je deutlicher nicht nur Worte, sondern mehr noch, Blick, Geberde, Haltung, Betonung, das Steigen und Fallen der Stimme, einzeln trefflich ausgefüllte Pausen, in welchen das bewegte Innere gleichsam überströmt, das ganze traurige Schicksal der Unglücklichen erkennen lassen, die mit so seltenen Anlagen, mit so gültigen Ansprüchen auf eine Stufe gestellt ist, wo sie vor sich selbst erschrecken muß. — Hier reicht kein Lob aus, und dann ist das Geschäft des Kritikers das undankbarste. Nichts daher von der Scene mit Louise, in welcher sich das Herbe und Milde so rein menschlich vereinigte, daß es, nach Schiller, allerdings einen guten Klang gab, der jedes Herz ergriff — nichts von der großartigen Ausbildung und Durchführung des nachherigen Entschlusses — nichts von so vielen Einzelnheiten, die als eben so viele schöne Gedanken zu der Rolle hinzugeschrieben werden sollten!

Mad. Stich brachte den Wienern aus Berlin auch ein Trauerspiel: „Alexander und Darius," von Herrn von Uechtritz mit, in welchem sie selbst die Rolle der Statira gab. — Das Stück wurde zuerst aus der Vaterstadt des Verfassers mit vielen

Lobsprüchen angerühmt, es kam dann in Dresden und mehreren Orten zur Aufführung, von woher sich theils billigende, theils mißbilligende Stimmen vernehmen ließen, auf die man, trotz ihrer Anstrengung, wohl kaum etwas geachtet hätte, wenn nicht Eine darunter erklungen wäre, die man in Sachen des Geschmackes als entscheidend gelten lassen will. Ludwig Tieck nämlich, der, außer über Heinrich von Kleist, über keinen unserer neueren Dichter noch ein anerkennendes Wort gesprochen hat, versichert in seinen dramaturgischen Blättern: „unter so manchen eingesendeten Schauspielen habe ihm seit lange keins eine so reine Freude gewährt, als das Trauerspiel des Herrn von Uechtritz.“ Das Uebrige, was weiters zum Lobe des Ganzen dort angeführt wird, mag der Leser selbst nachschlagen, wenn er es noch nicht kennen sollte; ich hielt es nur für Pflicht, im Voraus darauf aufmerksam zu machen, daß mir ein Ausspruch nicht fremd sei, der so sehr zu Gunsten dieses Werkes klingt. — Der Verfasser stellt den Sturz des persischen Kolosses und seines Repräsentanten Darius durch den macedonischen Heldenjüngling Alexander dar. Er hat

dazu den entscheidendsten Moment', die Schlacht bei Arbela, gewählt. Das Stück beginnt mit Statira's Rückkehr aus der Gefangenschaft: Darius will dem Alexander an Großmuth nicht nachstehen, und obschon der Vortheil gegenwärtig auf seiner Seite ist, sendet er doch eine Gesandtschaft an den Macedonier, welche ihm Frieden und die Länder bis zum Euphrat anbieten soll. Ende des ersten Actes. Alexander empfängt die Gesandtschaft, und weist sie trotz Parmenio's Warnung und Hephästions Bitten, nach der bekannten Schilderung des Curtius ab. Dem Letztern eröffnet Alexander nun den Zweck seines Strebens: „Jupiter Ammon hat mich zur Verherrlichung der Griechen gezeugt!" — Ende des zweiten Actes. — Darius vernimmt die abschlägige und hochmüthige Antwort seines Feindes; er scheidet von der schmerzlich bewegten Statira, und beginnt die Schlacht. Die Muse unsers Dichters scheut sich vor dem tobenden Kriegsgetümmel, und hält uns einstweilen lieber im Frauengemache fest. Statira's Freundinnen und Dienerinnen versammeln sich um die Betrübte, sie bringen Blumen und winden sie zu Kränzen für die Sieger; denn keine zweifelt

daran, daß die Ihren nur als ſolche zurückkehren könnten. Auch ſcheint ſich dieſe Zuverſicht zu beſtätigen, und Statira läßt ſich nun auf das köſtlichſte ſchmücken, um ihren königlichen Darius würdig zu empfangen. Während dieſer Beſchäftigung bildet ihre aufgeregte Phantaſie die Schlacht mit dem mannigfaltigſten Glückswechſel in prophetiſcher Verzückung aus. Sie ſieht ihre Hoffnung getäuſcht, ſieht den Darius:

Fortgeriſſen von ſchäumenden Roſſen
Auf gold'nen Wagen,
Sein weites Gewand nachflatternd im Winde,
Seine Hände krampfhaft
An den Rand des Wagens geklammert,
Zurückſtarrend ſein verſteinender Blick —
Von ſeinem Haupte weg die Tiara!

Jetzt nahen Schritte; gewaltſam entreißt ſie ſich dieſen dunkeln Träumen, und eilt dem Kommenden entgegen, der ja kein Anderer ſein kann, als ihr geliebter Gemahl. Doch es iſt Alexander, der ſiegreiche, gewaltige Alexander, deſſen Gefangene ſie zum zweiten Male werden ſoll. Aber zu erſchütternd iſt dieſer Wechſel für das zarte Weib — ein ſchneller

Tod befreit sie von aller Haft. — Ende des dritten Actes. — Persepolis hat die Griechen aufgenommen, dem heißen Kampfe folgen schwelgerische Feste. Schmausend und zechend, blumengeschmückt liegen sie um die wohlbesetzte Tafel, der muth- und sieggetrunkene Alexander an ihrer Spitze. Immer höher steigt die Lust der jugendlichen Kraft und des üppigen Lebens. Tänzerinnen erscheinen; Thais, ihre Anführerin, verlangt eine Fackel; in dithyrambischer Gluth spricht sie zu Alexander; sie fordert ihn auf, die Schmach der Griechen, welche sie von Xerxes erlitten, zu rächen — verwirrender und lockender werden ihre Worte — wie trunkene Mänaden stürzen ihre Gefährtinnen durch den Saal — der Macedonier kann nicht länger widerstehen, er selbst hilft der Wahnsinnigen bei ihrem tollkühnen Unternehmen, und bald stürzt das uralte Haus der persischen Könige, auf welches eine schöne Allegorie die Macht des Reiches gegründet, in Flammen zusammen. — Ende des vierten Actes. — Der flüchtige Darius hat sich einstweilen wieder ermuthigt, er sammelte die Seinen zum neuen Kampfe, in welchem er Statira's Tod und die Vernichtung von Persepolis

furchtbar zu rächen gedenkt. Zu spät! Seine treulosen Statthalter ergreifen und binden ihn, um sich mit diesem Schatz des gefürchteten Alexanders Gnade zu erkaufen. Aber so weit soll die Schmach des unglücklichen Fürsten nicht reichen — die ewige Gerechtigkeit hat ihm ein milderes Ende bestimmt. An dem Wagen, der ihn fortbringen soll, werden die Rosse scheu, und zu Tode verwundet, stirbt er in den Armen eines Macedoniers. Nun erscheint Alexander; der Held weint beim Anblicke seines so furchtbar gedemüthigten Feindes; er deckt ihn mit seinem Mantel zu, und endet mit einer Betrachtung über die Nichtigkeit aller Menschengröße, die aber von dem Siegesmarsch der Seinen unterbrochen wird, der ihn vorwärts ruft nach dem Ziel seines muthigen Strebens.

Ich kann in die übertriebenen Lobeserhebungen, welche dieser Dichtung von andern Seiten her zu Theil wurden, nicht einstimmen, ich kann sie aber auch nicht geradezu verwerfen, wie dies von der Mehrzahl des Wiener Publicums geschehen, im Gegentheile sind die bittern Urtheile, welche hier und da laut geworden sind, für voreilig und unverdient

zu erklären. Im Ganzen, so wie im Einzelnen, läßt sich nämlich der Wille, etwas Tüchtiges zu liefern, nicht verkennen; auch die Mittel dazu sind vorhanden, nur erscheinen beide noch nicht im vollen Einklange, und weil der erstere zu groß, so wurden die letztern zu schwach. Meines Erachtens ist der Dichter keineswegs schon so vollkommen mit sich Eins, und so abgeschlossen, um eine siegreiche Opposition gegen das zu bilden, was er auf der Bühne vielleicht unterdrückt sehen möchte. Daher der Vorwurf, den man ihm mit Unrecht machte, daß man etwas Fremdartiges in dieser Tragödie finde, welches man mehr für eine Sucht, originell zu scheinen, als für wirkliche Originalität halten wollte. Das Fremdartige ist nur die Eigenthümlichkeit des Dichters, wie sie sich bereits in einigen frühern Stücken, die er herausgab, z. B. im „Spartakus" gezeigt; allein diese Eigenthümlichkeit scheint, wie gesagt, noch nicht so herausgebildet, um sich dem Gewohnten und Hergebrachten mit Erfolg entgegen stellen zu können. Hr. v. Uechtritz besitzt unstreitig ein reiches lyrisches Talent, und indem er dasselbe in einzelnen Momenten allzu üppig hervorquellen läßt, wird die

Armuth im andern um so auffallender, wo er wahrscheinlich mit Bedacht einfach sein wollte, jedoch nicht den ausgleichenden Mittelweg einzuschlagen verstand. Eben wegen dieser Uneinigkeit, wegen dieses offenbaren Mangels, seine Kräfte zweckmäßig und in einer wohlthätigen Harmonie zu gebrauchen, läßt sich für jetzt auch sein Beruf zum dramatischen Dichter noch nicht entscheiden. Die Anordnung ist in den meisten Theilen mangelhaft und verfehlt; sie entbehrt vor Allem jener innigen und verschmelzenden Verbindung, aus der nichts zu scharf hervor- und zu unbestimmt zurücktreten, sondern Alles sich leicht und gefällig als nothwendiges Ganzes übersehen lassen soll.

Hierher gehören einige Nebenpersonen — z. B. der Liebhaber der Thais — welche Miene machen, als ob sie bedeutender hervortreten wollten, und dennoch die Bedeutung nicht zu gewinnen vermögen, die der Dichter gewiß von ihnen verlangt. — Was die Charaktere anbelangt, so sind die beiden Hauptheldeu allerdings mit entschiedenen Zügen hingestellt — aber das Interesse spaltet sich, und man gewinnt kaum die rechte Zeit, Antheil an ihnen zu nehmen, so schnell und wechselnd ziehen sie vorüber. Es sind

mehr Umriſſe, mit kühner Hand entworfen. Doch die Mitteltinten, die das Gemälde füllen ſollten, fehlen. Manche Situationen, denen man für ſich und einzeln betrachtet, Tiefe nicht abſprechen kann, ſtehen verwaiſ't und abgeſchnitten da. Der Dichter führte ſie ohne Zweifel herbei, um ſeinen Helden Gelegenheit zu geben, ſich darin zu entwickeln; doch greifen ſie zu wenig in die Haupthandlung ein, als daß ſie dies vollſtändig bewirken und ein mehr als flüchtiges Intereſſe erwecken könnten. Statira iſt einem ſchönen Ideal von Weiblichkeit nachgebildet; ſchade nur, daß Hr. v. Uechtritz dieſen Charakter mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit nach dem wahren Colorit in eine Fülle orientaliſchen Schmuckes geſtellt, aus der man mit Mühe die eigentlichen und beſtimmten Züge hervorſuchen muß. Dieſer Aufwand leuchtet beſonders in der, was die Erfindung anbelangt, allerdings neuen und an Schönheit der Gedanken unſtreitig ſehr reichen Scene vor, wo ſie Alles zum Empfange ihres, wie ſie überzeugt iſt, ſiegreichen Gemahls vorbereitet. Mit mehr Einfachheit hätte hier ungleich mehr bewirkt werden können, und da ſich Hr. v. Uechtritz doch ſonſt der Kürze

befleißigt und mit Wenigem viel zu erreichen bemüht ist — herrlich war in dieser Hinsicht die Zusammenstellung Alexanders mit dem Gesandten des Darius im zweiten Aufzuge — so fällt die unstreitig absichtliche Breite dieser Scene um so mehr auf. Im fünften Acte kommt die Verschwörung des Narbazanes und Bessus zu schnell, zu unvorbereitet, als daß sie den Eindruck nicht stören sollte, besonders da der ziemlich tollkühne Verrath vor den Augen des Darius sogleich mit einigen Worten beschlossen und abgethan wird. — Dessen ungeachtet hat diese Dichtung, wie schon gesagt, viel Treffliches für sich, und bedenkt man all die Schwierigkeiten, die sich bei einem so gewaltigen Stoffe dem Bearbeiter entgegenstellten, so muß man immer den frischen Muth und die Tüchtigkeit bewundern, mit der er sich dessen ungeachtet daran wagte. Schon dies allein gibt den Beweis, daß hier wahrer Beruf und ein unverkennbares Talent vorhanden sei, die alle Aufmunterung verdienen, wenn es gleich bis jetzt noch scheint, als ob sie sich in andern Bahnen der Kunst mit mehr Gewißheit des Erfolges bewegen dürften, als in dieser. Wo sich ein Funke zeigt, ist es billig, daß

man ihn anfache und nicht verlösche, sonst wird's am Ende ganz Nacht; und hier ist wirklich ein solcher Funke, der Wärme und Gluth verspricht, und sich auch jetzt schon durch Wärme und Gluth von den flüchtigen Irrwischen unterscheidet, die mit blassem dunstigem Lichte um unsern Parnaß herumtanzen, und wenn man ihnen näher tritt, in Sumpf verschwinden. — Die Sprache ist durchaus markhaft und kernig, weit entfernt von der süßlichen Vornehmthuerei so mancher neuen Tagspoeten, die umsonst mit fremdem Stückwerk ihre eigene Blöße zu bedecken suchen, und immer nach der neuesten Mode gehen wollen, d. h. nach jenem Dichter, der eben den Geschmack beherrscht. Auch an einzelnen schönen Gedanken und Bildern fehlt es nicht — Tieck hat bereits einige der trefflichsten angeführt.

Mad. Stich bewies als Statira neuerdings, wie ganz und vollständig sie immer in die Idee ihrer Rolle einzugehen und selbe nach außen zu entwickeln verstehe. Glücklich ist der Dichter zu preisen, dem es so gut wird, das Kind seiner Phantasie in solchen Händen zu wissen, er darf im Voraus überzeugt sein, daß es in nichts verkürzt, ja viel-

leicht noch reichlicher bedacht wird, als er es ſelbſt zu bedenken vermochte. Vorzüglich lebhaft drang ſich mir dieſer Gedanke in der äußerſt ſchwierigen Schlußſcene des dritten Actes auf. Der wechſelnden Leidenſchaften ſind hier ſo viele, die ganze Stimmung iſt ſo lyriſch, und die daraus entſpringende Viſion verlangt einen ſo anſchaulichen Vortrag, daß dieſer Moment als eine ſchwer zu löſende Aufgabe für die Darſtellungskunſt erſcheint. Die hinreißende Kraft der Künſtlerin wurde jedoch ſeiner vollkommen Meiſter.

Noch einmal ſah ich Mad. Stich in einem Converſationsſtücke, nämlich als Baroneſſe Waldhüll im „letzten Mittel.“ In den Grundzügen hat dieſer Charakter mit jenem der Mad. Danville zu viel Aehnlichkeit, als daß man nicht unwillkürlich daran erinnert werden ſollte. Dieſelbe Leichtfertigkeit, derſelbe Anflug von Coquetterie, dieſelbe Vergnügungsſucht bei demſelben guten und empfänglichen Herzen. Der Hauptunterſchied liegt in der verſchiedenen Nationalität und in der entgegengeſetzten Stellung, Mad. Danville einem ſchon alternden und ihren Launen ſich fügenden Gatten, die Baroneſſe einem feurigen und argwöhniſchen Liebhaber gegenüber.

Die schwierigere Partie bleibt inzwischen immer die erstere schon deßwegen, weil sie nicht so leidenschaftlich gehalten ist, und von einer Künstlerin, welche diese mit solcher Vollkommenheit darzustellen versteht, wie Mad. Stich, läßt sich wohl eine gleiche Vollkommenheit in der andern erwarten. Inzwischen gehört auch die letztere Aufgabe nicht zu den leichtesten, und die Anwendung des letzten Mittels verlangt so viel Zartheit und feinen Tact, als man diesmal gewahr wurde, um die Rückkehr des argwöhnischen Grafen glauben zu machen. Hätte ich von Mad. Stich nicht auch im Tragischen schon so viel Herrliches gesehen, ich wäre diesmal, besonders durch ihr unnachahmliches Spiel in der zweiten Hälfte des Stückes bewogen worden, dem Ausspruche *) jenes witzigen Schriftstellers beizutreten, der da meint, in eigentlich poetischen Dramen ergötze schon der Dichter, und man könnte daher mit dem Schauspieler allenfalls zufrieden sein, wenn er nur gut spricht und mit angemessener Würde

*) Siehe Müllner's vermischte Schriften Bd. I. S. 114.

ſich bewegt, wozu nun ſelbſt Leute von mittelmäßigem Talente leicht abzurichten ſeien; in Converſationsſtücken dagegen ſei es der Schauſpieler, der uns vergnüge, und ein ſolches Stück ſei ohne das Talent der Spieler eine Oper ohne Muſik. Offenbar räumt der Dichter hier dem Dichter zu viel ein, ja, er ſelbſt würde ſich gewiß ſträuben, auch ſeine gelungenſte Dichtung von mittelmäßigen Talenten dargeſtellt zu wiſſen, ſo viel aber iſt ſicher, daß ein hoher Grad von Bildung, viel Erfahrung und ein angeſtrengtes Studium dazu gehören, um — wenn man dieſes Gleichniß erlaubt — den Menſchen im Schlafrocke eben ſo intereſſant zu machen, als im vollen glänzenden Schmucke des Coſtüms. Bildung, Erfahrung und Studium aber bei einer Künſtlerin erſt anerkennen zu wollen, die die Kritik ſchon als Muſter für Viele aufgeſtellt hat, wäre überflüſſig.

Nun zum Beſchluſſe dieſer Bemerkungen noch Einiges im Allgemeinen, was ſich mir, während ich dieſelben niederſchrieb, aufgedrungen, und was hier am beſten nachgetragen werden kann. Man wollte finden, daß die Künſtlerin von der franzöſiſchen Ma-

nier angezogen habe. Ich versprach eine Widerlegung dieser Behauptung; hier folgt sie. Die Nichtigkeit und Grundlosigkeit derselben erhellt zum Theil schon daraus, daß man diese Manier eben nur in einem französischen Stücke (in der „Phädra") und nicht auch in spätern Leistungen fand, wo sie eben so deutlich werden mußte, wenn sie überhaupt vorhanden gewesen wäre. Es scheint also, als ob die Rolle selbst mit der Darstellung verwechselt, und die Manier, welche in der ersten herrscht, auch auf die letztere übertragen worden sei. Allein, abgesehen hiervon, wenn in der Schauspielkunst überhaupt Schulen angenommen werden, so muß es Kennzeichen geben, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Der Deutsche, gediegen und besonnen in Allem, was er beginnt, verlangt diese Gediegenheit und Besonnenheit auch auf seinem Theater — er verlangt Wahrscheinlichkeit und strenge Charakteristik, er begnügt sich nicht blos mit Bruchstücken, er will ein vom Anfange bis zum Ende mit Consequenz durchgeführtes Ganze, das seinen Zweck, ihn zu täuschen, auch erreicht. Der Franzose dagegen, flüchtiger und weniger gründlich, sieht mehr auf einzelne Eindrücke,

er will augenblicklich erregt werden, und iſt daher mit Allem zufrieden, was ihn erſchüttert, ſei es auch auf Koſten der Natur. Seine Schauſpieler ſind daher meiſtens nur in Einzelnheiten groß, ſie gehen in Extreme über, ohne dieſe Uebergänge zu motiviren, ſtarre Ruhe und erſchreckende Leidenſchaftlichkeit grenzen dicht zuſammen, und die eintönigen Recitationen unterbricht plötzlich heftiges Aufſchreien, die gleichförmige Action ſtürmiſche Geſticulation. Wenn aber nun — und Alle ſtimmen hierin überein — die Vortrefflichkeit der Mad. Stich, gerade in jener, nur den Deutſchen eigenen und den Franzoſen fremden Conſequenz des Spieles, in der Herſtellung eines in allen Theilen übereinſtimmenden Ganzen beſteht, wenn ſie niemals auf Koſten der Wahrheit wirkſam werden will, ja, wenn ſie im Gegentheile oft auf Koſten der Wirkſamkeit wahr bleibt — bei Gelegenheit ihrer Leiſtung als Jungfrau von Orleans wurde hierauf hingedeutet — wie kann man ihr franzöſiſche Manier andichten?! — Eher wollt' ich etwas Aehnliches im Luſtſpiele gelten laſſen, und als Mad. Danville mag der Künſtlerin allerdings ein großes Muſterbild vorgeſchwebt ſein — allein hier konnte nur das Gelungene, nicht das Verfehlte nachgeahmt

werden, und da wir die Meisterschaft in diesem Fache noch immer unsern westlichen Nachbarn zuerkennen müssen, so ist es auch nur zu billigen, wenn unsere deutschen Künstlerinnen ihnen nachstreben.

So wäre denn Mad. Stich von dieser Seite gerechtfertigt. Andere Punkte, die noch hier und da zur Sprache kamen, brauche ich wohl kaum zu berühren, sie drehen sich durchaus um die große Entdeckung, daß die Künstlerin seit sechs Jahren auch um sechs Jahre älter geworden sei. Leider ist dies ein Uebel, welches Alle mit ihr theilen, aber nur Wenige werden sich dabei, wie sie, eine noch immer jugendliche Begeisterung und den regen Sinn für das Schöne erhalten haben.

Dies sind übrigens nur einzelne Stimmen, welche die Gesammtmeinung des ganzen Publicums, die hier allein gelten kann, schnell genug schweigend gemacht hat. Diese Einzelnen, die sich so wichtig und bedeutend in ihrem Urtheile dünken, sollten doch in dem vorliegenden Falle, wie in jedem andern, wo es etwas zu besprechen gilt, was der Oeffentlichkeit angehört, bedenken, wie klein der Kreis sei, in welchem man sie hört, und wie groß, wie unermeßlich

dagegen jener, wo man von ihrer Exiſtenz nichts weiß, ihre Worte nicht vernimmt und ſich nur an die eigene Einſicht hält. Das wahrhaft Gute wird von der Mehrzahl immer anerkannt werden, ſie hat nur Eine Anſicht, und dieſe bleibt immer die echte; denn ſie hält ſich einzig an die Sache ſelbſt. —

III.

Dramatische Ungeheuer.

Seit einiger Zeit — diese Zeit läßt sich allenfalls auch genau nachweisen — begegnet man in der neuesten dramatischen Literatur Erscheinungen von so seltsamer und verzerrter Art, daß man ihnen keinen bezeichnenderen Titel geben kann, als den obigen. Diese Erscheinungen sind zu merkwürdig, als daß man sich mit einer bloßen flüchtigen Anzeige darüber begnügen sollte, und ich fühle mich schon deßwegen zu einer nähern Erörterung derselben aufgeregt — einstweilen zwar nur im Allgemeinen — weil dies nothwendig auf den Grund und die Ursache zurückführen muß, welchen so manche Erzeugnisse dieser Art, welche in den jüngsten Tagen den wahren Kunstfreund eben so sehr erstaunt, als erschreckt haben, ihre Entstehung verdanken, und weil dieses Zurückführen wieder so manches Andere zur Sprache

bringen wird, was endlich auch einmal beſprochen werden muß.

Dieſe Producte, durch welche ſich das Große, Wilde und Unnatürliche, recht als Gegenſatz zu Göthe's rothem Faden, wie eine ungeheuere Rieſenſchlange vom Anfange bis zum Ende fortwälzt, liefern einen neuen Beweis, wie wenig Hoffnung wir für die Ausbildung des deutſchen Drama's faſſen dürfen, und wie ſehr die Franzoſen und Engländer Recht haben, wenn ſie uns noch immer — Ausnahmen geben auch ſie zu — Geſchmackloſigkeit, Rohheit und auf den Kopf geſtellte Genialität vorwerfen.

Viele, ohne Zweifel bedeutende, Talente gehen in dieſem abſichtlichen Streben nach dem Planloſen, Grotesken und Bizarren unter, und nichts vermag ſie zu entſchuldigen oder zu retten, man müßte denn annehmen, wie es neuerlichſt häufig Mode geworden iſt, um den Unſinn zu entſchuldigen, alle die Bände und Bändchen, welche uns Meſſe auf Meſſe von dieſer Art bringt, ſeien „ungeheuere Ironie," und die Verfaſſer wollten damit ſich ſelbſt und jene wunderlichen formloſen Auswüchſe überhaupt parodiren, in denen ſich eine plötzlich aufgeſchoſſene poetiſche Schule ſo ſehr gefällt, daß ſie der Spiegel nicht ge-

nug finden kann, um sich darin zu bekebäugeln. In der That erhält diese Vermuthung durch die hier und da laut werdenden theoretischen Ansichten dieser Verfasser große Wahrscheinlichkeit, weil selbe den Proben ihrer Praxis geradezu widersprechen; sie verwerfen mit den erstern geradezu, was sie in der letztern ausüben, und dies führt allerdings die Vernichtung und Verneinung herbei, die das Princip des Komischen und vorzugsweise des Parodistischen ist. Man muß die Verirrung von solchen Talenten bedauern, die unter andern Umständen und bei einer gesunden Richtung und Ausbildung, vielleicht den entschiedenen Einfluß des Genies über ihre Kunst- und Zeitgenossen erlangt hätten, da sich die letztern gegenwärtig nur lächelnd oder gar unwillig von ihnen abwenden können.

Merkwürdig ist es, daß dieselben Autoren immer mit geharnischten Ausfällen auf die übrigen Dramatiker, auf das Publicum, die Kritik, die Schauspieler und die Directionen bei der Hand sind, und mit Waffen aller Art, groben und feinen, scharfen und stumpfen, in Masse gegen den gemeinsamen Feind zu Felde ziehn. Ein Ironist würde zu diesem Kampfe mancherlei Vergleiche finden, und es sollte mich wun-

dern, wenn ihm nicht dabei vor Allen der wackere Don Quixote einfiele, der zwiſchen den Windmühlen und zwiſchen Fallſtaff's auserleſener Compagnie ſein tapferes Schwert herumtreibt. Wir aber möchten die meiſten dieſer Herren ernſthaft erinnern, ſich doch zuvörderſt an die eigene Bruſt zu fühlen, bevor ſie ſelbe kriegeriſch panzern. Was z. B. gewinnen die ſo arg hergenommenen Theaterdirectionen mit ſolchen dramatiſchen Popanzen, wie ſie uns jetzt häufig zu Geſichte kommen? Müſſen ſie nicht die elendeſte Tagesſchreiberei eines Tagesüberſetzers dieſen allzu üppigen Auswüchſen der ärgſten Manier, die es geben kann, der Genialitätsmanier vorziehen? Ich erinnere hier einen jener Manieriſten — Herrn Grabbe, deſſen dramatiſche Dichtungen erſt unlängſt in zwei Bänden in der Herrmannſchen Buchhandlung zu Frankfurt erſchienen ſind — an ſeine eigenen Worte: „Du mußt verrücktes Zeug ſprechen, dann denken ſie: Donnerwetter! der muß etwas Tiefſinniges geſagt haben; denn wir, die wir ſonſt Alles verſtehen, verſtehen es nicht!“

In dieſer Hinſicht, aber nicht in der Beziehung, in der er es meint, hat Tieck Recht, wenn er bemerkt: daß das Grauſamſte, Unmenſchlichſte und

völlig Ueberspannte noch Milde, Humanität, Wahrheit und Natur gegen diese phantastischen Mißgeburten sei, daß aus ihnen alle poetische Scham und Scheu entwichen sei, die den Menschen zum Menschen macht, und ihn an das Gute und Edle in ihm bindet — ja, daß nicht einmal Witz und Lachen den gesunden Sinnen eine solche Erscheinung erträglich machen können; denn hier kommt man vor Erschrecken nicht gleich zur Ueberzeugung von der Nichtigkeit und Verstandeslosigkeit dessen, was uns erschreckt.

Dies Urtheil klingt streng, vielleicht allzu streng, wenn man es gegen das unverkennbare und glänzende Talent hält, das aus einzelnen dieser Producte hervorblitzt und das sich eben auch in großartigen Momenten und Einzelnheiten kund gibt; aber nichts empört mehr, als die ursprüngliche Schönheit durch rohe Willkür, Eigenmächtigkeit und, so zu sagen, mit Fleiß verstellt zu sehen, um damit auf eine neue originelle Art zu interessiren. Dies ist ein Mißbrauch des Großen, eine Entwürdigung der eigenen und der ganzen Menschheit, in der die trostloseste Aussicht für die Zukunft liegt — ein Betteln mit selbstverstümmelten Gliedern nach einer traurigen

Gabe, weil der Bettler nicht gesund und kräftig sein will, um auf eine würdigere Art einzunehmen.

Der Widerspruch gegen alle Anforderungen der Kritik, von Aristoteles an bis auf die neuesten Zeiten herab, der bei diesen Dramatikern so häufig vorkommt, gehört zu den merkwürdigsten literarischen Erscheinungen. Er liegt nicht in einer verfehlten theatralischen Construction, in einem durchaus undramatischen Bau, nicht in dem, daß keine von den hundert Bühnen Deutschlands mit Hülfe ihrer tausend Bearbeiter im Stande wäre, ein solches Werk mit Erfolg zur Darstellung einrichten zu können — sie können dies auch bei den Griechischen, theilweise selbst bei den Shakespearschen und Calderonschen Tragödien nicht — sondern in dem unmittelbaren Ankämpfen gegen alles das, was dichterische und philosophische Köpfe Jahrhunderte hindurch als wahr anerkannt haben, ja, in der Vernichtung des eigentlichen Kunstprincips, in dem gewaltsamen Zerreißen der immer nothwendigen Lebensfäden, die das Schöne bilden, in dem Hinaussetzen über jede Regel, nicht blos der Form, was man allenfalls noch übersehen könnte, sondern auch über die unumstoßbare der Idee

einer sittlichen Weltregierung und Weltanschauung, auf welche jedes Kunstwerk zurückgeführt werden muß.

So weit haben wir es mit unserer in's Feinste sublimirten Aesthetik gebracht, dies sind die Früchte der ungeheuern Bestrebungen in der Philosophie, auf welche wir uns so viel zu Gute thun! Deutschland hört nicht auf, sich selbst zu bewundern über die geistigen Fortschritte, die es binnen einem halben Jahrhunderte gemacht hat, und die es so gern Riesenschritte nennen möchte — über die reißend schnelle Entwickelung aller seiner geistigen Kräfte in jedem Zweige des Wissens, der Kunst und der Literatur, die es schon fertig abgerundet und vollendet meint. Aber wenn wir bei dem einzigen unbedeutenden schlanken Aste der Poesie stehen bleiben, der freilich wieder mit allen übrigen verschlungen und aus Einer Wurzel entsprossen ist — was erscheint dann als das Resultat all der großen Anstrengungen und Bemühungen, als Frucht dieses überschnellen Gedeihens?! — Das Genie eines Schiller und Göthe hat sich Bahn gebrochen mit der allmächtigen Uebergewalt, welche das Außerordentliche selbst über das Verjährte und Herkömmliche ausübt; die

Schranken, die bis dahin Kunſt, Philoſophie und Leben auf eine ſeltſame Weiſe von einander geſchieden hatten, fielen; das Fremdländiſche ſank; die Poeſie erhielt einen beſtimmten in der Nationalität begründeten Charakter, und die geiſtige Entwickelung begann endlich, nach ſo langen Abirrungen, aus der Nation ſelbſt, aus ihrer Geſchichte und ihrem Sein, um ſich auch der Theilnahme der Nation zu erfreuen. In der Fülle ſeiner reichen Kräfte, mitten in der ſchönſten und erfreulichſten Wirkſamkeit, ward uns der Eine hinweggeriſſen, und vereinzelt ſtand und ſteht nun der Andere da! — Wie Manches wäre anders geworden, hätten dieſe beiden gewaltigen Geiſter im herrlichen Vereine ihres Wiſſens und ihres Talentes zuſammen fortwirken dürfen, wie ſie in der ſchönſten Periode von Deutſchlands Literatur, in jener ihres wechſelſeitigen Annäherns und Erkennens, wirkten. Schiller in einem ſo geſunden und thätigen Alter als Göthe — die beiden Greiſe Hand in Hand ſtehend auf den Höhen der Kunſt — welch' ein großer, herzerhebender Gedanke — aber leider nur ein Gedanke, eine Votivtafel auf das Grab des edlen Entſchlafenen! Dies aber dürfen wir mit Beſtimmtheit ſagen, wenn er

noch wachte, so wäre uns sein Angedenken nicht befleckt worden; jene undeutschen, mit ihrem Geiste nur coquettirenden und sich in ihren fremden Götzen nur selbst verehrenden Grübler, die jetzt den Meisterstuhl breit sitzen, hätten es dann gewiß nicht gewagt, ihre Anerkennung — denn anerkennen müssen sie ihn doch — mit dem süßlichen mitleidigen Lächeln zu entstellen, das „Humor" oder „ungeheuere Ironie" sein soll, und mit dem traurigen Achselzucken, mit dem Flickworte „aber" zu bedingen, das ein Merkzeichen der literarischen Alltäglichkeit ist, eine längst verbrauchte Finte, wo man unter der Maske der strengsten Unparteilichkeit schiefe Gesichter zieht, und mit süßlichem Lobe beginnt, um Kindern und Thoren die bittere Nachkost mundgerechter zu machen! Dann jedoch — und diesen Schluß darf man mit gleicher Bestimmtheit ziehen, dann wären auch so trefflich ausgerüstete Talente, wie z. B. Carl Immermann, H. Heine, Grabbe (seine dramatischen Dichtungen gehören zu dem Merkwürdigsten, was in der Art producirt wurde), Graf Platen, dann so manche Andere, mehr oder weniger zu dieser neuesten Schule gehörig, nicht irre geführt worden — hell und funkelnd wäre der milde,

ſittliche und adelige Genius des großen Dichters ihr Leitſtern geblieben, und die nach oben gerichteten Blicke — denn nur von o b e n ſtammt die Kunſt — hätten den leeren Irrwiſch überſehen, der nun ihre heilige Wallfahrt zum Tempel des Schönen im trüben Sumpfe der Rohheit endet!

Und hier iſt die Gelegenheit, mit wenigen ernſten Worten das Uebel und ſeinen Grund zu berühren, das, ſeit Kurzem eingeriſſen, ſo ſchnell um ſich gegriffen hat, daß es jeden wahren deutſchen Kunſtfreund mit trüber Bangigkeit für die Zukunft erfüllen muß, weil es mit roher Fauſt die edlen Bemühungen der vortrefflichſten Geiſter unſers Vaterlandes wieder zertrümmert, und mit Rieſenſchritten in das Zeitalter roher Barbarei zurückführt, indem es die deutſche Kunſt, deren ſicherſtes Merkmal ruhige Tiefe, einfache Größe und heitere Klarheit bleibt, zum verzerrten Fratzenbilde verwandelt, das wohl entſetzt und abſtößt, aber nie die Idee des Göttlichen in uns zu wecken und zu erhalten vermag.

Es iſt ein krankhafter, unnatürlicher Zuſtand in Kunſt und Wiſſenſchaft eingetreten, der eben ſo wenig den ruhigen Genuß einer heitern Freude an ir-

gend einer Schöpfung, als die ruhige und heitere Production derſelben aufkommen läßt. Der alte Mythos vom Saturn, der ſeine Kinder ſelbſt verſchlingt, hat ſich auf eine traurige Weiſe erneuert. Polemik iſt an der Tagesordnung; „Krieg!“ heißt das literariſche Feldgeſchrei, und der ſchriftſtelleriſche Embryo ſpitzt ſich die erſte Feder, die er ſchneidet, eben ſo ſcharf zur Lanze, als der gelehrte Veteran ſeinen abgeſtumpften Kiel. Die zahlloſen Journale und das Parteichen, das jedes derſelben für ſich bildet, ſind hierzu die willkommenſten Tummelplätze, und ſo iſt ein wechſelſeitiges Vernichtungsſyſtem eingetreten, das kein Ende nimmt. Der Witz, oder eigentlich der Spaß auf Koſten Anderer, — nicht nur ihrer Werke, ſondern ſogar ihrer Perſönlichkeit — wurde zum Tone des Tages, weil er das leichteſte Handwerk iſt, und die Menge, die ſich immer gern dort verſammelt, und vergnügt zuſieht, wo Zwei ſich in den Haaren liegen, theilt dieſe Geſinnung mit ihren Stimmführern, ja, ſie hetzt ſie wohl gar noch auf. Jedes Parterre, jede Leſegeſellſchaft, jeder äſthetiſche Thee — oder Kaffee hat ſeine Spaßvögel par excellence, die es ſich zum wichtigſten Geſchäfte machen, mit Einfällen, welche ſie zu-

erſt ſelbſt belachen, nicht allein das Unwürdige, ſondern auch das Würdige, den Freund und Feind anzugreifen und zu verhöhnen — wird ihnen doch, wie ſie recht gut wiſſen, Gleiches mit Gleichem vergolten, und ſie werden bezahlt, indem ſie bezahlen. Unbefangene und rein Genießende oder Verwerfende gehören ſchon zu den Seltenheiten; ſie ſchämen ſich vor ihren Nachbarn zu weinen oder zu lachen, und ſpielen daher die Gleichgültigen, um ſich am beſten aus dem Spiele zu ziehen.

Alles dies konnte den traurigſten Einfluß auf Kunſt und Künſtler nicht verfehlen; es mußte die Letztern abſchrecken, mußte aber auch nach und nach jene Bitterkeit in ihnen aufregen, die immer da eintritt, wo die Achtung — vor ſich ſelbſt und Andern — verſchwindet, und es iſt nichts erklärbarer, als daß dieſe Bitterkeit auch in die künſtleriſchen Werke ſelbſt übergeht. Namentlich gilt dies von dem poetiſchen, oder eigentlich unpoetiſchen Ingrimme und der Ironie, die ſich Luft machen will, ohne zu bedenken, daß ſich der Zürnende eben ſo ſcharf treffe, als Andere, daß er das Uebel nicht beſſer, ſondern nur ſchlimmer mache. Je talentvoller und geiſtreicher der Producirende iſt, je weniger

kann er ſich's verhehlen, wie troſtlos unter ſolchen Umſtänden die Ausſichten für ihn ſeien; das, woran er ſich erheben und tröſten könnte, ſieht er in Stücke geſchlagen; er fühlt die Kraft zu etwas Beſſerem, zu dem Beſten in ſich, aber er zweifelt daran, ſie auf dem rechten Wege geltend zu machen, und ſo ſchlägt er den verkehrten ein, dichtet mit dem Unmuthe im Herzen, wie Kinder aus Furcht im Finſtern ſingen; der harmloſe Scherz wird zum rohen Cynismus, die Begeiſterung gleicht dem wilden Rauſche, den ſich ein Unglücklicher antrinkt, um ſein Unglück zu vergeſſen, und das Gefühl, dieſer Dolmetſcher des Dichters, der ſeinen ſchönſten Empfindungen die Sprache gibt, die alle Welt verſteht, geht zu Grunde im rohen, barbariſchen Gelächter, das nichts, als ein Krampf des brennenden, innern Schmerzes iſt.

Bei dem dramatiſchen Dichter insbeſondere kommt hierzu noch die zweifelhafte, ungewiſſe und geſpannte Stellung zu den Theatern und ihren Directionen, in denen ſie, wie der Magiſter Lämmermeier in jedem Buchhändler, ihren natürlichen Feind erblicken. Nur Wenige von den neueſten Autoren in dieſem Fache haben das Glück, wenn

man will, ihre Erzeugniſſe der eigentlichen Beſtimmung, nämlich der Aufführung auf irgend einer guten Bühne zuführen zu können, und ſelbſt dieſe Wenigen werden durch Hinderniſſe aller Art, die ſich ihnen dabei entgegenthürmen, durch die mannigfaltigſten Kränkungen und Demüthigungen — Kränkungen ſind es, wenn man ſie Jahre lang warten, Demüthigungen, wenn man ihnen gar keine Entſcheidung zukommen läßt, oder ſie, wie den Lampenputzer, in den Hintergrund ſtellt — eben ſo ſehr, als durch den, wenn es hoch kommt, immer nur halben Erfolg abgeſchreckt, der ihren Bemühungen zu Theil wird; von einem ganzen haben wir ſeit Müllner und Grillparzer kein Beiſpiel mehr; denn ſelbſt jener Houwald's und Raupach's iſt ſchon getheilt. — Die Theaterkritik, dieſer komiſche Popanz, der mit dem einen Fuße dem Kinde ein Bein unterſchlägt, und mit dem andern es ſo hoch zu heben verſucht, als der Kritikus ſelbſt iſt, kann hier keinen Ausſchlag mehr geben; ſie zwingt durch ihre wunderlichen Capriolen den Zuſchauer zum Lachen, und ihr Tadel findet eben ſo wenig Glauben — als ihr Lob, ſeit ſelbſt die Gallerien in ihre Myſterien eingeweiht ſind.

und die Quellen kennen, die diese Maschine in Bewegung setzen. So bleibt dem Dichter auch hier der Trost einer würdigen Anerkennung, einer ernsten Zurechtweisung, welche zugleich die Achtung des Publicums besitzt, und die ihm wohl sonst in besseren Zeiten zu Theil wurde, benommen, und so ist es kein Wunder, wenn er sich neue Bahnen ersinnt, auf denen er sich je regelloser, je freier und ungezwungener bewegen zu dürfen glaubt — wo er keinen Regisseur zu becomplimentiren, keine Mahn- und Bittbriefe zu schreiben, keine Launen der Schauspieler und Jahreszeiten zu befürchten hat — die schlimmern der Erstern und die guten der Letztern sind allein hinreichend, sein Werk zu verschütten, wenn auch sonst kein Grund dazu vorhanden wäre — und wo es ihm schon deßwegen gelingt, die erwünschte Aufmerksamkeit zu erregen, weil sein Bestreben, wenigstens für den Moment, neu erscheint; keine Zeit aber mag so begierig nach Neuem gewesen sein, als die unsere, die sich deßwegen selbst alle Neuigkeiten gefallen läßt, weil sie an den Ton, den sie am liebsten vernimmt, wenigstens anklingen, und die mit den armseligsten Novellen spielt, wie ein alter, benarbter Invalide mit bleiernen Soldaten — das Spiel erinnert an

verrauſchte Schlachten und Thaten! — Aber wie vergänglich und nichtig iſt dieſe Aufmerkſamkeit, die durch eine Schwäche des Jahrzehends gewonnen wird, da ſie vielmehr durch ſeinen Ernſt, ſeine Größe, ſeine Bedeutenheit gewonnen werden ſollte, die ihm nur der Thor abſprechen kann? Gleicht ſie nicht ganz und gar dem tollen Nachtgeſchrei ſchwärmender Geſellen, die durch die Straßen ziehen, mit ihrem Toben die Schläfer wecken und an's Fenſter locken, wo man ihnen eine Weile zuſieht, wo ihnen hier und da wohl auch ein Geiſtesverwandter lärmenden Beifall und Applaus nachſendet — aber bald ſind ſie wieder vergeſſen — die alte Stille behauptet ihr Recht, und mit dem kommenden Morgen denkt kein Menſch mehr an das wüſte Treiben.

Doch auch dieſe Periode wird hoffentlich, wie ſo manche andere vorübergehen, und ſtatt fruchtloſe Klagen darüber zu führen, wollen wir ihr lieber muthig in's Auge blicken. Solche Gährungen und Proceſſe ſind nothwendig, um einen klaren, glühenden und geſunden Wein abzuſetzen, und dieſer Glaube mag uns tröſten, für die verkehrten und aberwitzigen Ausſchweifungen, in denen wir ſo manche ſchöne zu den edelſten Schöpfungen tüchtige Kräfte ſich auf-

zehren sehen. Ueberdies hat diese Genialitätssucht bei so vielen schlimmen doch wenigstens eine gute Seite — nämlich den Contrast, welchen sie zu der nüchternen Alltäglichkeit und leeren Aufgeblasenheit bildet, die uns leider noch häufiger vorkommt, und die sie vielleicht zu leidenschaftlich bekämpft, um zu siegen, aber doch bekämpft, und das ist immer viel — man lese nur z. B. Platen's „verhängnißvolle Gabel." — Wir haben es schon erfahren, und die Zukunft wird es vollständig bewähren, daß sich das Excentrische der einen Partei an der Lauheit der andern abkühle, während diese Lauheit sich wieder an dem Feuer der erstern entflammt und geistig erhebt. Gerade dadurch aber wird das so nöthige Gleichgewicht hergestellt, und es erzeugt sich jenes edle Product, das so oft aus der wechselseitigen Wirksamkeit entgegen gesetzter Kräfte gewonnen wird.

Hoffen dürfen wir daher noch immer, daß aus dieser Attraction und Repulsion sich mit der Zeit eine neue eigenthümliche und kräftige Kunstwelt erzeugen werde, wenn wir gleich die Atome, die sie bilden sollen, noch nicht sehen können, oder noch zu solchen Mißgestalten zusammen geklumpt erblicken, wie die Dichtungen sind, von welchen diese Bemerkungen ausgingen; hoffen dürfen wir noch immer, daß die Parteien sich endlich ermüden

und mit Hintansetzung aller einseitigen, das Zufällige betreffenden Theorien zu der Erkenntniß gelangen werden, „wie es in der Kunst ein Einfaches, Wahres und Wesentliches zu erreichen gebe“ *) — hoffen, daß die Kritik sodann nicht mehr so vielköpfig, als der Journalismus, sondern Eine sein werde, die den Dichter nicht irre leitet, sondern mit Würde und Tiefe zum Rechten führet; hoffen dürfen wir endlich wohl auch, daß das Publicum selbst bis dorthin von seiner Gleichgültigkeit, Indifferenz und Halbheit lassen, daß es eine Selbstständigkeit des Urtheils und des Geschmacks gewinnen werde, die keinen Dolmetscher und keine Stimmführer bedarf, und die mit Ernst im Producte der Poesie den Ernst des Lebens wieder erkennt, statt das Leben und die Poesie fortwährend zu parodiren und mit dem flachen Witze eines Dandy's aus dem Parterre das Erhabene und Schöne zu scurilem Zerrbilde zu entweihen.

*) S. „Melpomene“ von M. Enk (Wien, Gerold, 1827), auf welches geistreiche und theilweise auch eigenthümliche Werk ich meine Leser besonders aufs merksam mache.

IV.

Einzelne Beurtheilungen

1.

Belisar.

Romantische Tragödie in fünf Aufzügen, von Gr. von Schenk.

Diese Dichtung verlangt schon deßwegen eine ausführlichere Beurtheilung, weil sich aus ihrem Geburtsorte so viele Stimmen zu ihrem Ruhme erhoben haben, die geprüft sein wollen. In unserer Zeit, wo eine unerträgliche Gleichgültigkeit über jedes Kunstbestreben verächtlich hinwegblickt, wo sich gemeiner und flacher Spott oft an das Würdigste wagen, muß man sich freilich eines Theils freuen, wenn irgend ein tüchtiges Werk dennoch durchdringt und seine Anerkennung erhält; bedenkt man aber andern Theils, was es mit dieser Anerkennung für

eine Bewandtniß hat, und wie die Lobhudeleien in so vielen Correspondenzen und Recensionen — bedenkt man, sag' ich, wie diese Lobhudeleien oft aus einer noch weit unlauterern Quelle entspringen, als der übertriebene Tadel — dem der Leser doch zuweilen seinen niedern Ursprung abmerkt, während ihn jene nur zu oft täuschen — so ist es kein Wunder, wenn man am Ende gar keinem Urtheil mehr Glauben beimißt, und sich nur an das eigene hält. Wir haben so viele literarische Corporationen und Schulen, als es Zeitschriften gibt, die einander in den Haaren liegen, und sich ihre eigenen Götzen schaffen, während sie die fremden in den Staub treten. Was reden und schreiben wir von deutscher Kunst? Gibt es denn noch eine deutsche Kunst, oder nicht vielmehr eine preußische, österreichische, sächsische, schwäbische, baierische u. s. w.; dann wieder eine Berliner, Wiener, Dresdner, Stuttgarter, Münchner?! Daß unter diesen Umständen an eine Einheit der Regel, des Geschmacks, des Urtheils nicht mehr zu denken sei, versteht sich von selbst. Jeder bildet sich ganz in der Geschwindigkeit sein eigenes System, nach dem er frischweg lebt oder tadelt, unbekümmert, in welchem Verhältniß es zu

den als allgemein anerkannten Gesetzen der Schönheit stehe. So werden denn natürlich oft die verschiedenartigsten Meinungen über einen und denselben Gegenstand laut, und was man gern mit dem prunkenden Begriff von Um- und Austausch der Ideen bezeichnen möchte, ist im Grunde nichts, als das Resultat der leidigen Parteigängerei. Daß diese letztere die nun folgenden Bemerkungen über „Belisar" nicht dictirt habe, das, hoff ich, soll der Leser erkennen, und nun, nach der vielleicht nothwendigen Abschweifung, zur Sache selbst. —

Bekanntlich war Marmontel der Erste, der den „Belisar" als Haupthelden eines politischen Romans vor das Publicum brachte, und dieser Roman ist in kurzer Zeit, so zu sagen, ein Gemeingut von ganz Europa geworden, vielleicht mehr seiner glänzenden Darstellung, als seines Inhaltes wegen. Seitdem ist der Stoff vielfach benützt und verbreitet worden; er gehört zu den wenigen, an welchen sich beinahe alle Künste versucht haben, und von denen man mit Recht behaupten darf, daß sie in das Volk übergegangen seien. Die Ursache hiervon liegt wohl zunächst in dem ungeheuern Glückswechsel, der den ruhmgekrönten, triumphirenden Feldherrn, den Lieb-

ling seines Kaisers, den Abgott seines Heeres mit einem Schlage zum blinden Bettler verwandelt; deßwegen ist auch das rührende: **Date Obolum** des bettelnden Belisars fast zum Sprichworte geworden. Es liegt in einem so plötzlichen und unerwarteten Sturz immer etwas Erschütterndes und Erschreckendes, das ungleich mehr Wirkung hervor bringt, und dauernder haftet, als ein langsames stufenweises Fortschreiten, dessen Ende man bereits voraussehen kann. Daß daher in diesem Glückswechsel tragische Motive wirken, kann nicht bezweifelt werden; Marmontel selbst versichert übrigens, daß die Begebenheit, auf welche er sein Werk gestützt, eher für eine Sage, als für eine historische Wahrheit zu halten sei, und so bleibt dem Dichter bei der Bearbeitung auch der Vortheil jener unbeschränkten Freiheit, die er bei rein geschichtlichen Stoffen nur schwer zu behaupten vermag.

Diese Freiheit hat der Verfasser des in Rede stehenden Trauerspieles im vollsten Maße benützt. Es hält sich nur im Allgemeinen an die Thatsache von Belisars Unglück — die Erfindung und Begründung des Ganzen aber, seine Verwicklung und Entwickelung gehört, wie es scheint, ganz allein ihm

an, und findet ſich in keiner der bereits vorhandenen Bearbeitungen.

Das Stück beginnt mit der ſiegreichen Rückkehr Beliſars von einem Zuge gegen die Vandalen. Alles eilt dem geliebten Feldherrn entgegen, nur Antonina, ſeine Gemahlin, bleibt zurück, und verbindet ſich in demſelben Augenblicke, wo ſie den Gatten begrüßen ſollte, mit ſeinen Feinden, Ruſinus und Eutropius, zu ſeinem Untergange. In einer langen exponirenden Erzählung eröffnet ſie ihnen den Grund dieſes unnatürlichen Benehmens. Die Aſtrologen hatten Beliſar verkündet, als ihm ein Sohn geboren wurde, daß er in Feindeshände gerathen, gegen ſein eigenes Vaterland kämpfen und Schande und Schmach über den Vater bringen würde. Aus Beſorgniß nun, dieſe Prophezeiung erfüllt zu ſehen, raubte er der ſchlummernden Mutter ihr Kind von der Bruſt, macht ſie glauben, daß es geſtorben ſei, und gibt es einſtweilen einem vertrauten Sklaven, um es zu ermorden. Doch der Sklave, milder gegen fremdes, als der Herr gegen ſein eigenes Blut, legt den Kleinen an das Meeresufer und entflieht. Während der Abweſenheit Beliſars kam er zum Sterben und entdeckte in dieſem Augenblicke der getäuſch-

ten Mutter Alles. Glühender Haß gegen den Mörder ihres Kindes verzehrt jetzt die Unglückliche, der Haß will seine Rache, und dieser weichen alle andern Pflichten. So verbindet sie sich mit nichtswürdigen Böſewichtern, läßt es geſchehen, daß man Briefe verfälſcht, die für ſeine Verrätherei an Vaterland und Kaiſer zeugen ſollen, ja, ſie ſelbſt will als Klägerin auftreten gegen den einſt ſo geliebten Mann. Beliſar iſt inzwiſchen im Triumphe eingezogen, der Kaiſer ſelbſt empfängt den gefeierten Helden, der Jubel des Volkes begrüßt ihn, nur zu Hauſe findet er nicht den gehofften freudigen Empfang. Seine Tochter Irene ſcheint unruhig, ſeine Gattin vermag die Flamme kaum zu verbergen, die in ihr tobt. Alles vereinigt ſich, um das Herz des kräftigen Mannes zu betrüben. Theilnahme ſuchend in dieſer Stimmung, wendet er ſich an Alamir, der als Gefangener ſeinen Triumphwagen geſchmückt hat, und jetzt von ihm frei geſprochen, mit wahrhaft väterlicher Güte in ſein Haus aufgenommen wird. Mit Erſtaunen erfährt Beliſar im Laufe der wechſelſeitigen Mittheilung, daß Alamir kein Vandale ſei, wie er geglaubt, daß er als Kind nur durch Zufall in die Hände der Feinde Griechenlands gefallen ſei,

die ihn am Meeresufer auffanden. Diese Umstände vereinigen sich, eine Vermuthung zu bestätigen, die aber noch nicht zur Gewißheit werden soll; denn das Gespräch wird durch eine plötzliche Vorladung Belisars vor den Kaiser und Senat unterbrochen. Mit ruhiger Würde tritt der Feldherr in die ungewöhnliche und feierliche Versammlung, mit Erstaunen vernimmt er die ungeheuern Beschuldigungen, die ihn in dem Augenblicke treffen, wo er sich bewußt ist, den vollen Dank des Vaterlandes verdient zu haben. Er verlangt seine Ankläger zu wissen. Man zeigt ihm Rufinus und Eutropius. Diesen begegnet er, wie sie es verdienen. Die Briefe werden ihm vorgelegt, natürlich erklärt er sie für falsch; sie sind an seine Gattin geschrieben, und er meint, es wäre ein Leichtes, ihre Unechtheit bestätiget zu hören, wenn man nur diese darum befragen wollte. In dem Augenblicke tritt sie selbst ein, und bestätiget ihre — Echtheit. Entsetzt von so unerhörter Verrätherei verstummt Belisar anfangs, als ihm aber die unversöhnliche Gattin nun auch vor der ganzen Versammlung des Sohnesmordes zeiht, da bricht sein fester Muth im ungeheuersten Schmerz aus, und er stürzt vernichtet zusammen. So wie sein Bewußtsein ge-

troffen wird, ſchweigt ſeine Vertheidigung; er bekennt ſein Verbrechen. Die Stimmen ſind geſammelt, Beliſar iſt zum Tode verdammt. Juſtinian, dem das Urtheil zur Beſtätigung vorgelegt wird, kämpft einen ſchweren Kampf; alles Volk, das ganze Heer ſteht auf Beliſars Seite und droht ſogar mit Aufruhr. Dies ſcheint die Verrätherei des Feldherrn zu beſtätigen. Er läßt die Vornehmſten vor ſich kommen und kündet ihnen den Beſchluß des Senates. Als ſie aber mehr Schmerz als Unwillen hierüber zeigen, und um Gnade flehend zu ſeinen Füßen ſinken, da vermag er die letztere nicht länger zu verweigern. Rufinus und Eutropius werden beauftragt, dem Feinde ſein Loos zu verkünden, er ſei auf immer aus Byzanz und Griechenland verbannt, und ſie möchten dafür ſorgen, „daß er des Kaiſers Antlitz nimmer ſchauen könne.“ Dieſe letztern Worte entſcheiden das Schickſal des Unglücklichen. Indem ſie nämlich die Böſewichter willkürlich deuten, wird er ſeines Augenlichtes beraubt. So iſt denn die entſetzliche Wendung geſchehen. Der noch vor Kurzem mit des Ruhmes Lorbeer und des Glückes Fülle gekrönte Beliſar tritt nun, ein blinder Bettler, aus ſeinem Gefängniſſe, dem nichts geblie-

ben, als ſein Stab und ſein Elend. Freiwillig bietet ſich in dieſem Momente ein Knabe ihm zum Führer an. So gibt es doch noch Herzen in Byzanz, die für den unglücklichen Beliſar ſchlagen! Dieſer Gedanke erweckt in ihm die Erinnerung an ſein einziges Kind, an ſeine theure Tochter Irene, einmal nur noch möcht' er ſie ſehen — hören, ſprechen die geliebte Tochter, bevor er auf immer ſcheidet. Der Knabe ſoll ſie ihm bringen, aber der Knabe ſinkt ſchluchzend, weinend, überwältigt von den Gefühlen dieſes Augenblickes, zu ſeinen Füßen — er ſtammelt das Wort „Vater!“ — er ſelbſt iſt Irene, die in dieſer Verkleidung gekommen, den verbannten Vater in's Elend zu begleiten!

In einer wüſten und einſamen Felsgegend erſcheint das bedauernswerthe Paar wieder, das nun die ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt. Der ermüdete Greis läßt ſich in einem ſchirmenden Gebüſche nieder; die rührende Liebe ſeiner Tochter erquickt und ſtärkt ihn. Da vernehmen ſie plötzlich kriegeriſche Muſik und Waffengeräuſch. Es iſt Alamir, der ſich mit den Alanen verbunden hat, um die Schmach ſeines geliebten Befreiers zu rächen, und jetzt an ihrer Spitze gegen Byzanz auszieht. Dicht

in der Nähe Beliſars macht er Raſt, und beſpricht hier mit dem feindlichen Anführer ſeinen Plan und Zweck. Der ſo ſchwer gekränkte Feldherr, ſeine Leiden, ſeine Verbanntheit und ihre Rache iſt der Inhalt dieſes Geſpräches. Jetzt wollen ſie weiter, da ſpringt der blinde Beliſar empor, und donnert ihnen ein gewaltiges Halt! entgegen. Sie ſtehen, ſie ſtaunen, ſie erkennen endlich den gefürchteten, den geprieſenen Helden, der jetzt Alamir mit der ganzen Gewalt ſeiner Redekunſt beſchwört, zurück zu kehren, und nichts gegen ſein noch immer theueres Vaterland zu unternehmen. Der Jüngling ſchwankt, aber als ſich nun im Verfolge dieſer Scene Beliſars Ahnung beſtätiget, als er in dem blinden Greiſe ſeinen Vater erkennt, den grauſamen und doch ſo unausſprechlich geliebten Vater, da vermag er nicht länger zu widerſtehen, und ſagt ſich los von ſeinen Bundesgenoſſen. Doch dieſe wollen ihn nicht laſſen, er hat ihnen ſein Wort gegeben, ſie beſtehen auf deſſen Erfüllung. Jetzt reißt Beliſar ſein Schwert hervor, lieber will er mit eigener Hand den eben gefundenen Sohn ermorden, als ihn gegen die Griechen feindſelig handeln ſehen. Dieſer edle Muth rührt ſelbſt

die rohen Barbaren, sie geben ihre Ansprüche an Alamir auf, und ziehen ohne ihn vorwärts.

Mit Entsetzen hat Justinian die willkürliche Deutung seiner Worte vernommen; dessen ungeachtet befinden sich die Bösewichter noch immer an seinem Hofe. Alles vereinigt sich, um den Kaiser zu beunruhigen; sein Heer ist geschlagen worden; die Feinde bedrohen schon Byzanz; umsonst seufzt er nach Belisar, der ihm nicht mehr helfen kann. Da tritt auch noch die unglückliche, von den Martern einer zu späten Reue gefolterte Antonina vor seinen Thron, und klagt sich selbst des schändlichen Verrathes an ihrem Gatten an. Das verworfene Spiel von Belisars Feinden entdeckt sich nun, Rufinus und Eutropius gehen in die Falle, welche ihnen Justinian legt, und gestehen ihr Verbrechen. Der Kaiser will gut machen, das Urtheil wird vernichtet, Belisar zurück berufen. — In der Nähe von Byzanz, umringt von dem flüchtigen Landvolke, bekümmert über die Gefahr, welche sein undankbares Vaterland bedroht, trifft ihn diese Botschaft. Seine Freunde legen ihm den Feldherrnstab, den er so lange siegreich getragen, wieder in die Hände, er, der Blinde, soll

ihr Führer sein, soll ihnen noch einmal kämpfen und siegen helfen. Die alte Kraft erwacht in dem noch immer jugendlichen Heldenherzen, er nimmt den Vorschlag an, und mit Alamir zieht er an der Spitze des durch den Namen Belisars neu belebten Heeres gegen die Scharen der Feinde. Die Schlacht tobt in der Ferne. Justinian tröstet einstweilen die zurück gebliebene Irene; sie erfährt von ihm den Tod ihrer unglücklichen Mutter, aber es bleibt ihr keine Zeit, diese zu beweinen; denn das nahende Siegesrufen verkündet ihr bald einen noch größern Verlust. Belisar ist das Opfer dieses Sieges — zum Tode verwundet wird er herbei gebracht, und indem er seine verlassenen Kinder der Gnade Justinians empfiehlt, endet er auf eine große und würdige Weise ein großes und würdiges Leben.

Der Verfasser hat unstreitig seinen guten Grund gehabt, diese Tragödie eine romantische zu nennen; denn historisch ist sie nicht; weniger, weil sich der Stoff auf eine bloße Sage gründet, als deßwegen, weil in dem ganzen Plane Belisar, der geschichtliche Held, offenbar Belisar, dem Menschen, weichen muß. Nicht aus dem öffentlichen, sondern aus seinem häuslichen Leben entspringt näm-

lich das tragiſche Motiv, nicht in Beliſar, dem Feldherrn, ſondern in Beliſar, dem Vater, liegt der Grund des draſtiſchen Glückswechſels. Indem der Verfaſſer ſeinen Helden zum Sohnesmörder macht, ſtellt er ihn auf einen ganz andern Standpunkt, als derjenige iſt, von welchem wir ihn bisher zu betrachten gewohnt waren. Wir ſehen keineswegs mehr den edlen, ſchuldloſen Mann, den, wie Procopius (de bello Goth. lib. III.) ſagt, nur im Vorübergehen zu erblicken die Luſt der Byzantiner war; nicht den Sieger in drei Welttheilen — in Europa gegen die Gothen, in Aſien gegen die Perſer und in Afrika gegen die Vandalen — der rein und ſchuldlos im Kampfe mit dem herben Geſchicke unterliegt, und dadurch unſer tiefes Mitleid erregt, ſondern einen Schuldbefleckten, der die mörderiſche Hand nach dem eigenen Kinde ausgeſtreckt, und den dafür die rächende Nemeſis ereilt. Es fragt ſich nun, welcher von beiden Beliſars tragiſcher und alſo dem Zwecke des Dichters und der Beſtimmung ſeines Werkes angemeſſener ſei? — Im letzteren Falle, wo er nämlich als ſchuldig erſcheint, iſt es allerdings die Idee einer ewigen Gerechtigkeit, die das Ganze adelt und den Zuſchauer erhebt, aber gerühret und erſchüttert

wird er nur in einzelnen Theilen, und die Flecken, die einmal auf dem tragiſchen Charakter haften, laſſen immer ein bitteres Gefühl zurück, das uns die ungeheure Strafe, die er dafür leiden muß, wohl zu Zeiten vergeſſen machen kann, das aber immer wieder zurückkehren wird: im letztern Falle hingegen, wo Beliſar ganz ſchuldlos erſcheint, entſteht ohne Zweifel jene wahrhaft tragiſche Stimmung und Erhebung, ohne alle Nebenmiſchung, die uns befallen muß, wenn wir einen großen, hochbegabten, einen hiſtoriſch berühmten Helden, werth, der Freund ſeines Kaiſers, der Liebling ſeiner Mitbürger zu ſein, durch den unſeligen Wankelmuth des Glückes untergehen erblicken. Damit ſoll übrigens keineswegs behauptet werden, daß der Held der Tragödie immer durchaus unbefleckt und ſchuldlos erſcheinen müſſe; fordert doch Ariſtoteles gerade das Gegentheil, und läßt ſich auch der Grund, den er dafür angibt, für unſern Glauben und unſere Zeit nicht mehr anwenden, ſo verlangt er doch Berückſichtigung. Meine Abſicht war nur, zu zeigen, daß der Verfaſſer des „Beliſar" bei dem vorliegenden Stoffe zweckmäßiger verfahren ſein würde, wenn er die Sage in ihrer ganzen ſchönen Einfachheit, wie ſie bisher behandelt

worden, wieder gegeben, und ihr nicht durch das neu hinzukommende Verhältniß mit Antonina und Alamir den urſprünglichen Reiz genommen hätte. — So viel im Allgemeinen über Idee und Erfindung; — nun zu den Einzelnheiten, insbeſondere, was die Charakteriſtik und Ausführung anbelangt.

„Schon längſt iſt eingeſehen worden" — bemerkt Schelling, und ich laſſ' ihn hier um ſo lieber ſprechen, als er ein Landsmann des Dichters iſt — „ſchon längſt iſt eingeſehen worden, daß in der Kunſt nicht Alles mit Bewußtſein ausgerichtet wird, daß mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtloſe Kraft ſich verbinden muß, und daß die vollkommene Einigkeit und gegenſeitige Durchdringung dieſer beiden das Höchſte der Kunſt erzeugt. Werke, denen dies Siegel bewußtloſer Wiſſenſchaft fehlt, werden durch den fühlbaren Mangel an ſelbſtſtändigerem von dem hervorbringenden unabhängigen Leben erkannt, da im Gegentheile, wo dieſe wirkt, die Kunſt ihrem Werke mit der höchſten Klarheit des Verſtandes zugleich eine unergründliche Realität ertheilt, durch die es einem Naturwerke ähnlich erſcheint." — Etwas Aehnliches meinte der verſtorbene Maria von Weber, als er verſicherte, daß er ſich oft nach einer vollendeten

Compoſition, wenn er ſie wieder durchſpiele, darüber ſelbſt verwundere und frage: haſt du denn dies wirklich auch ſelbſt niedergeſchrieben? Est Deus in nobis! ſingt ſchon der alte Dichter, und wo dieſer Gott nicht iſt, da gibt es auch keinen Himmel der Kunſt, wo dieſer Funke fehlt, da wird nie eine freudige erwärmende Flamme lodern! Gerade dies aber vermiſſe ich in „Beliſar," nicht ſowohl in Einzelnheiten, deren allerdings viele vorhanden ſind, die von einer echten Begeiſterung zeigen, als vielmehr im Ganzen. Man ſieht die Ueberlegung, mit welcher es der Verfaſſer zu Stande gebracht; ſelbſt in jenen Scenen, die wirklich dramatiſches Leben athmen, iſt ein gewiſſes ängſtliches Haſchen nach Effect nicht zu verkennen, das ſich mit der ungezwungenen und ſichern Thätigkeit des Künſtlers nicht recht vereinen läßt. — Da, wo der Dichtung ein hiſtoriſcher Boden, eine hiſtoriſche Zeit, und wenigſtens zum Theil hiſtoriſche Perſonen zu Grunde liegen, verlangte man, wie billig, auch eine nationelle Charakteriſtik neben der individuellen. Davon finden ſich aber nur wenig Spuren. Die Byzantiner könnten eben ſo gut Vandalen oder Alanen ſein, ſo unbeſtimmt und in's Allgemeine hinein ſind ſie gehalten. Der Verfaſſer hat

augenscheinlich jede Gelegenheit vermieden, wobei dieser Mangel zur Sprache gebracht werden könnte; allein schon das Vermeiden selbst bringt ihn zur Sprache, wenn auch nicht die Scenen, wo Justinian den Belisar empfängt, dann wo die Feldherren und die Vorsteher des Volkes den Kaiser um Belisars Leben bitten, vorhanden wären — lauter Momente, in denen ein Volksgeist und Volkscharakter zu entwickeln wäre. — Ein Gleiches gilt von der individuellen Charakteristik. Ueber den Hauptheldeu „Belisar" hab' ich mich zum Theil schon früher ausgesprochen. Von der Gewalt, Kraft und Größe des römischen Feldherrn findet sich nur wenig, sein sentimentaler Pathos erinnert an die französische Tragödie überhaupt, wie insbesondere sein Tod an Voltaire's „Tancred." — „Antonina" ist eine Art von „Rodogüne," keine Spur von Weiblichkeit; war möchte der Dichter ihren gräßlichen Verrath n dem Gatten durch Mutterliebe beschönen, aber in Herz, das überhaupt zu lieben vermag, ist einer grellen, heimtückischen Unthat nicht fähig. Ihre eue und Buße versöhnt uns nicht; denn sie macht zu laut und öffentlich. Solche absolut schlechte araktere können uns nur durch Consequenz in der

Schlechtigkeit intereſſiren, ſonſt ſtoßen ſie ganz ab. — „Irene“ und „Alamir“ ſind unbedeutend und gewöhnlich; die Erſtere ein gutes Mädchen und eine wackere Tochter, der Letztere ein tapferer Jüngling — mehr läßt ſich von ihnen nicht ſagen; denn ein beſtimmteres Gepräge entbehren ſie. — Am mißlungenſten iſt wohl „Juſtinian,“ der von ſich ſelbſt ſagt:

Das Recht iſt meines Lebens Ruhm. Ich gab
Geſetze, die mit ſteten Huldigungen
Die Welt noch ehrt, wenn längſt der Zeiten Grab
Das röm'ſche Reich, das man als ewig preiſ't,
Im Oſten, wie im Weſten, hat verſchlungen. —
Der Heiligen, die nach der Weisheit heißt,
Erbaut' ich einen Tempel, wie die Welt
Noch keinen ſah; und jetzt, beim ſchwerſten Schritte
Auf meiner Herrſchaft dunkler Laufbahn, fehlt
Mir Weisheit, und ich finde nicht das Recht.

Dem ganzen Charakter läßt ſich auch nicht eine Seite abgewinnen, bei der man ihn feſt halten könnte; bald iſt er eiferſüchtig auf Beliſars Ruhm, bald wird er gerecht und weiſe, er haßt und liebt, achtet und verachtet ihn; er duldet nicht allein die willkürliche Ausdeutung ſeiner Worte, die auf den bloßen Wunſch hin: „daß Beliſar ſein Antlitz nicht mehr

zu sehen bekomme," den Unglücklichen des Augenlichts beraubt, sondern er läßt auch die Böſewichter, welche dies vollbracht, ungeſtraft um ſeine Perſon verweilen. Erſt als die reuige „Antonina" den Betrug entdeckt, bringt er ſie durch eine Liſt, die ſich für einen Juſtinian durchaus nicht ziemt, zum Geſtändniß.

Doch es iſt Zeit, daß ich nach dem offen ausgeſprochenen Tadel jetzt dasjenige eben ſo offen ausſpreche, was ich an dieſer Dichtung lobenswerth fand, und was an ihr erfreut.

„In den Künſten, wie in der Geſellſchaft" — ſagt die geiſtreiche Staël — „fällt Alles, was mit dem Mangel an Weltgebrauch im Zuſammenhange ſteht, ſelbſt oberflächlichen Gemüthern in die Augen; da es im Gegentheile nothwendig iſt, um die Schönheiten zu fühlen, die aus der Seele entſpringen, bei der Abſchätzung der Werke, die uns vorgelegt werden, mit einer Art von Gutmüthigkeit zu verfahren, die mit einer höhern Ueberſicht vollkommen vereinbar iſt. Das Spotturtheil iſt nicht ſelten ein gemeines Gefühl, das ſich die Stirn der Unverſchämtheit gibt. Die Fähigkeit aber hinter allen Falten und Geſchmackfehlern in der Literatur, wie hin-

ter allen Abſprüngen im Leben, die wahre Größe eines Kunſtwerkes und eines Menſchen heraus zu finden; — dieſe Fähigkeit iſt die einzige, die dem kritiſchen Richter Ehre macht."

So wollen denn auch wir über die eben gerügten Mängel mit der erwähnten Staël'ſchen Gutmüthigkeit hinweg gehen, und uns nunmehr an den zahlreichen Schönheiten des Ganzen erfreuen, die wir aber zum Glück nicht erſt aufzuſuchen brauchen, ſondern die von ſelbſt in die Augen fallen, ſo daß ſie bisher das verſchiedenartigſte Publicum in gleichem Maße aufgeregt haben.

Hierzu gehören beſonders drei Momente, die von dem Dichter nicht allein ſchön gedacht, ſondern auch mit wahrhaft dramatiſchem Leben und kräftiger Begeiſterung ausgeführt ſind, ſo daß ſie wohl nie und nirgends einer entſchiedenen Wirkſamkeit verfehlen werden. Der erſte dieſer Momente iſt Beliſar vor dem Kaiſer und dem verſammelten Senate. Die Größe und Wichtigkeit dieſer Scene tritt auf das anſchaulichſte hervor. Die Schilderung der wechſelnden Affecte iſt wahr, kurz und gedrängt, wie es der Augenblick erfordert. Das Intereſſe ſteigt bis auf den höchſten Grad, und Antonina's Erſcheinen ge-

rade da, wo ſie Beliſar herbei wünſcht, um für ihn zu zeugen, iſt von wahrhaft draſtiſchem Effecte. Der Gedanke, den Helden ſeinen Feinden zuvorkommen und ihn ſelbſt alle die Beſchuldigungen ausſprechen zu laſſen, die ſie gegen ihn anbringen wollen, iſt eben ſo neu, als überraſchend und charakteriſtiſch. — Der zweite Moment wird den Leſern ohnehin ſchon aus der Expoſition klar geworden ſein. Es iſt das rührende Zuſammentreffen des blinden Beliſars mit ſeiner geliebten Irene, die ſich ihm als Führer anbietet. Man darf ſagen, daß der Dichter hier Alles aufgeboten habe, was in der Gewalt ſeiner Kunſt ſtand, um durch eine Compoſition, die dem Ergreifendſten an die Seite geſtellt werden kann, was in der Art geleiſtet worden, das Gemüth der Zuſchauer anzuregen. Ein ſeltſames Zuſammentreffen iſt es übrigens, daß Hr. v. Schenk in dieſer Scene beinahe dieſelbe Erfindung und Idee mit einem andern gleichfalls neueren Dramatiker theilt. Wie ſich Irene hier dem geblendeten Beliſar, ſo naht ſich in Raupach's „Tochter der Luft“ *) Lilat dem geblendeten Menon. Nur erſcheint das

*) S. den zweiten Band dieſer Skizzen.

Verhältniß der erstern noch edler und reiner, als das der letztern. Der Vorwurf der Nachahmung kann den Verfasser übrigens nicht treffen, da das Manuscript der „Tochter der Luft" noch nicht gedruckt, und das Stück selbst beim Erscheinen des Belisars noch nirgends gegeben worden war, als in Wien. — Was endlich den dritten, und meines Erachtens nach zugleich den größten Moment anbelangt, so erscheint dieser im vierten Acte, wo der unglückliche, gedemüthigte Greis den Alanen, die gegen Byzanz ziehen, um ihn zu rächen, in der ganzen Kraft einer vergangenen schönern Zeit sein gebieterisches „Halt!" zudonnert. Diese Situation wäre eines Shakespear's nicht unwürdig, so kühn ist sie gedacht, so gewaltig und wahrhaft begeistert hingestellt. Bemerkenswerth ist es übrigens auch, daß der Verfasser das Thema der meisten Kunstversuche, die Geschlechtsliebe, gänzlich übergangen hat; noch bemerkenswerther aber, daß ihm diese Eigenmächtigkeit von der Menge, die einmal daran gewöhnt ist, nicht übel genommen wird. Dies mag zugleich ein Beweis sein, wie gut er es verstanden hat, seinem Stoffe die anziehendste Seite abzugewinnen. Es ist

kein Zweifel, daß dieſer Umſtand die Würde und den Ernſt des Ganzen ungemein hebt.

Die Sprache iſt gewandt, gediegen und bilderreich; hier und da wohl etwas zu breit, aber niemals ſchwülſtig. In den Verſen wechſeln Trochäen mit Jamben, meiſtentheils gereimt.

Als Probe folgt hier der Monolog Irenens im dritten Acte, welcher als der Glanzpunkt in der Diction betrachtet werden kann.

Jetzt, o lang' verhalt'ner Schmerz,
Darfſt du deine Feſſeln brechen!
Quill hervor in Thränenbächen,
Sonſt zerſprengſt du mir das Herz,
Und der Augen Stern verdorrt,
Wenn nicht Thränen ſie bethauen'
Augen! — darf ich denn noch ſchauen,
Und mein hoher Vater dort,
Deſſen Adlerblick das Heer
Oft im Schlachtgewühl regierte,
Und von Sieg zu Siege führte,
Er hat keine Augen mehr.
Daß auch ich geblendet wär',
Um nicht immer ſehn zu müſſen
Seine Blindheit, gleich bedrängt,

In die Nacht, die ihn umfängt,
Mich auf ewig einzuſchließen!
Wär' er nur verbannt, ihm wäre
Hoffnung noch zur Rückkehr offen;
Hätt' ihn Schmach allein getroffen,
Was iſt Schmach für ihn? Wird Ehre
Durch Tyrannenmacht geraubt!
Wär' er arm, nur milde Gaben
Würd' ich ihm erbettelt haben,
Und ein Obdach für ſein Haupt —
Ach! nun iſt er blind zugleich,
Und kein Arzt mehr kann ihn heilen,
Und ich kann mit ihm nicht theilen
Meine Augen! — Im Vergleich
Mit ihm iſt der Bettler reich.
Jetzt erſt iſt er arm, verſtoßen,
Schwach und wehrlos, ausgeſchloſſen
Aus der Schöpfung weitem Reich! —
Lege nieder, o Natur,
Was an dir das Aug' entzücket,
Was dich uns verklärt und ſchmücket!
Welkt, ihr Blumen, auf der Flur!
Werdet fahl, ihr grünen Bäume!
Aether, in ein düſt'res Grau
Wandle dein entzückend Blau!
Werdet Nacht, ihr Himmelsräume,
Werft den Sternenmantel nieder,

Tilgt des Mondes ſtillen Glanz,
Löſcht der Sonne Strahlenkranz!
Elemente, werdet wieder
Chaos, weil der größte Mann,
Dem die Luft jetzt Odem ſpendet,
Ach! weil Beliſar, geblendet,
Niemals mehr euch ſchauen kann!

Schließt man nach dem bisher Entwickelten die Rechnung, ſo fällt ſelbe noch immer zum Vortheile des deutſchen Dichters aus, der in ſeiner Dichtung unſtreitig ein ſchönes und erfreuliches Talent entwickelt hat. Bei allen den gerügten Mängeln in der Anlage und Charakteriſtik findet man doch immer das Beſtreben, etwas Tüchtiges zu leiſten, Ernſt mit der Sache, Begeiſterung, Kraft, Gefühl, Fleiß in der Ausführung, Beſonnenheit in der Behandlung des Stoffes, Sprachgewalt — kurz alle Eigenſchaften, freilich mehr oder weniger noch in der Ausbildung, welche man von einem Dramatiker verlangt und verlangen darf. In dieſer Beziehung dürfen daher die Münchner auch mit Recht auf dieſe Schöpfung des Herrn von Schenk ſtolz ſein, ſie dürfen es ſchon deßwegen, weil der entſchiedene Erfolg, deſſen ſie ſich bei dem gebildeten Publicum ſo

vieler Bühnen zu erfreuen hatte, wo „Beliſar“ zeither gegeben wurde, ſchon den unzweifelhaften Beweis liefert, daß ſie immer mit zu dem Beſten gehöre, was die neueſte Kunſtgeſchichte in ihrer Gattung aufzuweiſen hat.

2.

Ernſt von Schwaben.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Ludwig Uhland.

Der Zwiſt, der ſich zwiſchen Herzog Ernſt und ſeinem kaiſerlichen Stiefvater, Conrad, um das Erbe von Burgund erhoben, ſeine lange Gefangenſchaft auf dem Giebichenſtein, die wahrhaft deutſche Freundſchaft zwiſchen ihm und dem Grafen Werner, der auf dem Tage zu Ulm, wo ihn Alles verließ, dem länderloſen Fürſten allein getreu blieb, ſo wie Letzterer hingegen um Werner's willen Bann und Acht ertrug; der ritterliche Tod Beider endlich in offener Schlacht, wo ſie ein Leben endeten, das „die Welt

verworfen hat," tönen als Sagen und Lieder noch jetzt im Munde des Volkes fort, und machen den unglücklichen Ernst zum Helden wunderbarer Thaten und Begebenheiten:

Durch eines finstern Berges Eingeweid
Hatt' ihn auf schwankem Floß der Strom gerissen,
Der riesge Greif entführt' ihn durch die Wolken,
An dem Magnetberg fuhren seinem Schiff
Die Nägel aus, daß es in Trümmer ging.
Mit Völkern von unmenschlicher Gestalt
Hat er gekämpft und manchen Sieg erlangt.
Was je ein Pilger Seltsames erzählt,
— Wird auf sein Haupt gehäuft.

Daß ein solcher Stoff wahrhaft poetisch sei, wird Niemand läugnen, der überhaupt für Poesie empfänglich ist. Der Erfolg hat auch Uhland's Wahl gerechtfertigt. Seine Dichtung, die bereits im Jahre 1817 erschien, fand, weil sie echt national ist, auch ihre Anerkennung in der Nation. Charaktere, wie Ernst, Werner, Gisela und Adalbert, sind so wahrhaft deutsch, daß sie mehr als jedes andere dichterische Erzeugniß für ein Gemeingut gehalten werden können, an dem sich Jeder erfreuen und er-

heben ſollte. Oder läßt ſich etwas Schöneres denken, als Scenen, wie z. B. im zweiten Acte das Zuſammentreffen Ernſts mit Werner, im dritten Acte das Erſcheinen Adalberts? Muß nicht bei den Worten des Herzogs:

Die Treue ſei des deutſchen Volkes Ruhm,
So hört' ich's ſagen, und ich glaub' es feſt,
Trotz Allem, was ich Bitteres erfuhr —

jedes deutſche Herz höher ſchlagen, im Bewußtſein der alt angeſtammten Tugend? Und wie reich iſt die Dichtung auch ſonſt noch an einzelnen ſchönen Empfindungen, großen Gedanken und edeln Bildern! Welche tiefe Kunſt athmet aus der ganzen Compoſition! Schon der Zug allein verräth den Meiſter, mit dem er uns im Hintergrunde ſeines Gemäldes, wie in heiliger Dämmerung, das Bild Edelgardens mehr ahnen, als ſehen läßt. Daß ſie ſelbſt nicht erſcheint, daß ſie nur aus der Einſamkeit ihres Kloſters herüber mit rührender Sehnſucht nach dem Geliebten blickt, der hienieden für ſie verloren, dies iſt unſtreitig eine der größten und zugleich nothwendigſten Schönheiten des Ganzen. Wo die Treue in ſo erhabener Idee erſcheint, da darf auch die Liebe nicht

fehlen, und iſt ihr Lächeln auch ſchmerzhaft und nicht beglückt, ſo läßt ſie ſich doch nicht vermiſſen. Soll ich die vielen Momente und Situationen erſt aufzählen, deren jede eine großartige Geſinnung, eine bedeutende That oder ſonſt einen gewaltigen Zug aufzuweiſen hat, den das Mark echter Poeſie belebt? Wie erſchütternd iſt die Verbannungsſcene, wie rührend Ernſts Zuſammentreffen mit dem alten Egisheim, ſeine Frage:

Hat Deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeſchick die Rede war,
Hat ſie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob ſie geſeufzet nicht, nein, tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt!

Welche milde Weiblichkeit und Mutterliebe ſpiegelt ſich in Giſela's Erkundigung nach Edelgard, und in dem Gruß, den ſie dem Vater an des Sohnes Geliebte mitgibt; wie erhaben und verklärt in edler Entſagung und Wirkſamkeit ſteht eben dieſe Frau dem wild erregten, ruchloſen Mörder ihres Gatten gegenüber:

Dein Werk iſt todt, unfruchtbar all Dein Thun.
Und wenn Du nun durch deutſche Gauen wallſt,
Und ſiehſt die Burgen glänzen auf den Höh'n,
Und ſiehſt die Ritter reiten durch das Thal,
Und ſiehſt die Kinder ſpielen vor der Thür,
Mußt Du nicht ſchamroth werden vor Dir ſelbſt,
Daß Du ſo leblos durch das Leben gehſt!

Wie erſchütternd iſt hierauf der Jammer des unglücklichen Herzogs, dem in dem Augenblicke, wo er bei ſeines Vaters Mörder Herberge annehmen muß, die Kunde von dem Tode ſeines Bruders naht:

O herrlich tret' ich in mein Herzogthum,
Des Vaters Mörder öffnet mir ſein Schloß,
Des Bruders Leichenzug iſt mein Gefolge!

Und nun Werner's Erſcheinen bei Mangold, die Rüſtung der Geächteten zur entſcheidenden Schlacht, dieſe Schlacht ſelbſt und die traurige Kataſtrophe, Ernſts unerſchütterliche Treue, die ſich in ihrer heiligſten Größe an der Leiche ſeines Freundes kund gibt, endlich Giſela's Schlußworte, da man den jungen König Heinrich mit den Reichskleinodien ziert:

Das alſo — dieſer Reif, und dieſer Stab,
Das ſind die hohen Dinge, derenthalb
So edles Leben hingeblutet hat!

O Kaiſer, ſtaunen wird die Folgezeit,
Wenn ſie vernimmt vom Aufſchwung Deiner Macht,
Von Deines Herrſcheramtes Feſtigkeit,
Doch rühren wird es ſpät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde ſinget oder ſagt
Vom Herzog Ernſt und Werner, ſeinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.

Bei aller Vorliebe für dieſe Dichtung, welche nach ihren eben angedeuteten zahlreichen Schönheiten, die ſich wie Perlen an einem Goldfaden an einander reihen, wohl erklärlich wird, läßt es ſich doch keineswegs läugnen, daß ihr im Ganzen genommen jenes eigentlich dramatiſche Leben, nicht das innere, ſondern das äußere fehle, das die Geſtaltung unſerer Bühne einmal verlangt, und ohne welche ſelbſt das an ſich trefflichſte Werk des rechten Erfolges doch entbehren wird. Die wunderbare Einfachheit, die tiefe Ruhe, die ernſte Würde, welche wie der Himmel eines ſchönern Landes der Poeſie über dieſem Werke ſchweben, und ſich in ſeiner eben ſo einfachen, ruhigen und würdigen Form, wie in einem klaren Thalſee abſpiegeln, eignen ſich nicht mehr, wie in dem goldenen Zeitalter griechiſcher Kunſt, an

welche sie erinnern, zur Darstellung auf dem Theater. Hier kennt man im Tragischen nur zwei Gattungen, entweder den breiten Pathos der französischen Tragödie, wo Alles so steif, zierlich und — unnatürlich ist, wie die künstlich beschnittenen Alleen, Taxusfiguren und zugestutzten Rasenplätze der französischen Gärten — oder jene üppigen und ungeregelten Ergüsse einer wilden Phantasie, welche uns durch ihre Heftigkeit erschrecken und durch ihre grelle Barbarei abstoßen. Von dem ausgleichenden Mittelwege, der eigentlich allein zum Tempel der wahren Kunst führt, wo sich, wie eben im „Ernst von Schwaben" eine christliche, oder, wenn man will, romantische Idee in antiker Form darstellt, weiß man nichts und will auch nichts davon wissen. Unter diesen Umständen läßt sich der geringe, fast spurlose Eindruck erklären, den Uhland's Gedicht auf das Theaterpublicum macht. Jenes wechselseitige Verhältniß und Einverständniß der darstellenden Künstler mit dem Zuschauer, und umgekehrt, in welchem eine unverkennbare Wirksamkeit liegt, scheint durch ein drittes fremdartiges Etwas gestört und gehemmt zu werden. Es war wohl auch nur ein Versuch,

den man mit dem Ganzen machte, wie man etwa verſuchen mag, eine Tragödie des Aeſchylos oder Sophokles in die Scene zu bringen; bei Dieſem, ſo wie bei jenem, läßt ſich ein günſtiges Reſultat mit Grund bezweifeln. —

Ende des erſten Bandes.

Halirsch

L. eleg. g.
553 a
1 (2

Skizzen,

von

Ludwig Halirsch.

Zweiter Band.

Bei Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Balladen und lyrische Gedichte

von

Ludwig Halirsch.

Sauber broch. Preis 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 Kr. rheinl.

Der Morgen auf Capri.

Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von Demselben.

Zum ersten Male dargestellt im k. k. Hofburgtheater zu Wien am 1. September 1827.

Sauber broch. Preis 18 gGr. oder 1 fl. 21 Kr. rheinl.

Dramaturgiſche

Skizzen,

von

Ludwig Halirſch.

Zweiter Band.

Leipzig, 1829.
Verlag von Carl Focke.

BIB.
MUENCHEN

Inhalt.

I. Ueber einige Darstellungen des königl. preuß. Schauspielers Devrient.

II. Ueber Raupach's neueste Dramen.
1) Die Tochter der Luft.
2) Der Nibelungenhort.
3) Vormund und Mündel.
4) Vater und Tochter.

III. Ueber einige Darstellungen des königl. baierschen Schauspielers Eßlair.

IV. Ueber die lyrische Poesie der Deutschen im Verhältnisse zur dramatischen.

V. Ueber zwei dramatische Märchen des Komikers F. Raimund.
1) Das Mädchen aus der Feenwelt.
2) Moisasurs Zauberfluch.

I.

Ueber
einige Darstellungen
des
königl. preuß. Schauspielers Ludwig Devrient
im Jahr 1828.

In der Kunst, wie im Leben, gibt es Erscheinungen, so selten und außerordentlich, daß sie die erstere in keines ihrer Systeme und das letztere in keine seiner Erfahrungen zu bringen vermag. Und was wäre das Dasein ohne solche Erscheinungen?! Mögen sie nun wie Blitze am blauen heitern Himmel, erschreckend, oder wie Sterne durch die umwölkte Gewitternacht, erfreuend, hervorstrahlen, immer greifen sie mit Riesenarmen in den alltäglichen und gewöhnlichen Erdengang, rütteln den Trägsten auf aus dem ewig gleichen und liebgewordenen Einerlei, bewegen den Unbeweglichen, und heben den armen, an seiner Scholle klebenden Menschen über diese empor. Daß es aber solche Erscheinungen gibt, daß wir Empfänglichkeit dafür besitzen, daß wir uns besser, großer, ruhiger und — versöhnter fühlen, wo uns eine solche begegnet: dies sei uns der Bürge eines

schönern Berufes, der Beweis für ein geistiges, immer thätiges und in jedem Wechsel, jeder Klage der Zeit beständiges Princip! Unter diese seltenen und außerordentlichen Kunsterscheinungen gehört Devrient. Sein Name ist in Deutschland berühmt, und diesen Ruhm theilt er mit Andern seiner Kunst, aber auch nur dies allein theilt er mit ihnen — sonst ist er einzig er selbst — Devrient! Damit will ich keine Rangordnung aufstellen — was überhaupt lächerlich ist, und was nur die Aesthetik eines Conversationslexikons versuchen kann — ich will nicht den Einen auf Kosten aller Uebrigen erheben — ich will über ihn nicht so manche andere große und herrliche Künstler übergehen, deren Darstellungen mich seit Jahren erfreuten, ergriffen und erschütterten, sondern nur dies sei damit bezeichnet: in Devrient's Spiel ist Alles eigenthümlich, Alles ihm angehörig, Alles aus ihm selbst und aus dem Charakter geschöpft, den er auszuführen hat — nichts nachgeahmt — nichts Manier, nichts Stückwerk. Was man bei andern Schauspielern gewöhnlich zu berühren pflegt, und womit man, so zu sagen, ihre erste Bekanntschaft macht: die Gestalt, die Gesichtszüge, das Organ, die Haltung — alle jene äußern Ga-

ben, wodurch sie sich von Andern unterscheiden, die ihre Individualität bilden, und die der Kritik so oft einen Anhaltspunkt geben müssen, weil sie keinen andern hat — Alles dies verschwindet bei Devrient. Wenn er als Shylok auftritt, ist er Shylok; man kann sich diese Rolle nicht mehr anders im Leben denken, man wird das Bild, wie es Devrient gibt, verkörpert vor sich sehen, wenn man den Dichter nachliest, man wird es sehen, wenn man überhaupt von diesem Charakter, ja nur von dem Kaufmann von Venedig sprechen hört. Und dies ist der höchste Triumph, den die Schauspielkunst zu erreichen vermag, dies, was ihre Wirksamkeit über alle andere Künste erhebt, dies, was mehr als Stein, Farbe, Wort und Ton für das Gedächtniß und den Ruhm des Künstlers fortdauert, daß sich seine Erscheinung in unser Herz und unsere Erinnerung mit unauslöschlichen Zügen einprägt, daß sie uns für unser ganzes Leben bleibt, und wir derselben nie vergessen können, daß sie als Leben zum Leben tritt, es allmächtig ergreift und uns mit jener hohen Freude erfüllt, die ohne sinnlichen Zusatz, blos in der Lust, an dem, was der Mensch vermag, schwelgt.

Es wäre Thorheit, hier von dem sprechen zu

wollen, was sich von selbst versteht, von der charakteristischen Wahl seiner Maske, von dem immer wechselnden und immer wahren Mienenspiele, von der — nicht physischen, sondern psychischen — Gewalt des Organs; von der Haltung und Bewegung, nicht allein des Körpers, sondern jedes Körpertheils — die Finger, die sich nach den Schüsseln wieder krampfhaft ausstrecken, welche er eben seiner Tochter gereicht, sagen mehr als eine bogenlange Abhandlung! — Thorheit wär' es, Einzelnheiten da herausreißen und zerlegen zu wollen, wo Glied an Glied so fest und innig gefügt und verschmolzen ist, daß man nur das Ganze anstaunen kann, und nicht Zeit behält, dessen Theile zu bewundern.

Wie sehr sich auch in der neuesten Zeit das bis zum Unnatürlichen Gräßliche auf unsern Bühnen eingebürgert hat, so daß diese in manchen Tragödien eher einer Schlachtbank gleichen, vor welcher der Dichter, wie der Fleischer, mit aufgestreckten nackten Armen und geschwenktem blutigem Messer steht, als einem Tempel der Musen: das Publicum will sich doch an diesen dramatischen Cynismus noch immer nicht gewöhnen, es hängt noch immer mehr an dem

Natürlichen und Gefühlten, ein tragiſcher Held ergreift es noch immer gewaltiger und erhebender, als ein tragiſcher Popanz, und wenn auch einige moderne Erſcheinungen, welche in die letztere Art ſchlagen, für den Augenblick Glück gemacht haben, ſo iſt dies eben nur ein Glück, das dem Augenblick angehört, der Ueberraſchung, dem Erſtaunen, kurz, jener erſchreckenden Aufmerkſamkeit, welche alles Neue und Ungewöhnliche, ſei es noch ſo wilder und barbariſcher Natur, auf ſich zu ziehen pflegt, die aber weit verſchieden iſt von jener reinen und edlen Empfindung, von jenem höhern Intereſſe, welche nur das wahrhaft Große zu erregen und durch alle Wechſel der Zeit und des Geſchmackes zu erhalten vermag. Nun läßt es ſich nicht läugnen, daß dieſes beſſere Gefühl, das der Mehrzahl des Publicums noch inwohnt, und das freilich auch in's Uebertriebene, in leere Empfindelei und Sentimentalität ausartet, durch eine Geſtalt, wie Shylok an und für ſich verletzt, ja empört werden müſſe. Wie geiſtreich und verſöhnend der große Dichter das Mißverhältniß dieſes Charakters in der ganzen Dichtung ausgeglichen habe, indem er zwei verſchiedene Intriguen ſo künſtlich in einander verflocht, daß keine ohne die andere beſtehen

kann, und daß die zwischen beiden abwechselnden Scenen das wohlthätigste Gleichgewicht herstellen — hierüber haben sich die geistreichsten Kenner bereits erschöpfend ausgesprochen. Dessen ungeachtet bleibt Shylok immer Shylok, ein so furchtbarer und abschreckender Charakter, wie ihn die kühnste Phantasie Shakespear's, verbunden mit seiner in die kleinsten Züge eindringenden Lebenserfahrenheit und Menschenkenntniß, nur hinzustellen vermochte; ihn zu mildern, hieße den Zweck des Dichters verkehren wollen — und so wird der Darsteller desselben immer einen harten Kampf mit dem oben erwähnten Gefühle der Zuschauer haben, ja dieser Kampf wird um so härter ausfallen, je wahrer und getreuer er das schauerliche Bild hinstellt, und je weniger daher die Leute, hingerissen von der Natur der Zeichnung, im Stande sind, den Künstler von seinem Kunstwerke zu unterscheiden, da Beide in Eins zusammen schmelzen, so bald er nämlich ein Künstler wie Devrient ist. Und hier liegt der schlagendste Beweis für das Genie dieses außerordentlichen Mannes. Er hat das Publicum durch die Gewalt seines Spiels erschreckt, entsetzt, schauern gemacht — Eiseskälte faßt das Herz, wenn er die furchtbaren Worte spricht — und wie spricht er sie! —

„Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren, — wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen und die Ducaten im Sarge.“ Abscheu ist kaum noch die rechte Bezeichnung für die Empfindung, die uns in diesem Augenblicke erfaßt — und im nächsten Augenblicke? — es ist kaum glaublich — eine Pause, nicht länger, als ein Kind gebraucht, um vom Lachen zum Weinen überzugehen — er kommt zu der Stelle: „Kein Unglück thut sich auf, als was mir auf den Hals fällt; keine Seufzer, als die ich ausstoße — keine Thräne, als die ich vergieße!“ und der Abscheu verwandelt sich in so großes Mitleid, als hier nur immer Platz greifen kann — ein leises mitempfindendes Flüstern macht sich bemerkbar, und alles vorhergegangene und noch zu befürchtende Empörende an der ganzen Erscheinung wird vergessen über diesen einzelnen rein menschlichen Eindruck des tiefsten Schmerzes. — Aehnliches wiederholt sich auch in der Gerichtsscene, wo man noch nicht die Freude über die wahrhaft poetische Gerechtigkeit in der Bestrafung des Juden ganz durchgefühlt hat, als uns schon bei seinem Abgange — und es ist dies der

wirksamste — zugleich aber auch der ungesuchteste Abgang, den ich je sah —

> Ich bitt', erlaubt mir, weg von hier zu gehen:
> Ich bin nicht wohl, schickt mir die Acte nach,
> Und ich will zeichnen!

dasselbe Mitleid ergreift. Diese letzte Bemerkung hat bereits vor uns ein bekannter Berliner Kritiker und Commentator des Shakespear's gemacht, und setzt noch in seiner eben bekannten „freundlichen" Manier hinzu: „Lasset uns aber nicht zu weich sein gegen diesen Ueberharten," — über welche gemüthliche Apostrophe ich immer lächeln mußte, so oft ich sie las. Jetzt, da ich, wie Franz Horn, Devrient in dieser Rolle gesehen habe, lächle ich nicht mehr, sondern gebe ihm Recht, und bitte dem Kritiker das Unrecht ab, was ich ihm vielleicht gethan habe.

Solche Gewalt übt der seltene Künstler in seiner Kunst, solch ein Meister ist er im Ausdrucke jedes Affectes, in den mannigfaltigsten und entgegen gesetzten Uebergängen; so beherrscht er seine Zuschauer und reißt sie unwiderstehlich fort zur Höhe seiner Ansicht, seines Studiums und seines Erkenntnisses des Lebens, der Menschen, des Dichters! Andere mögen andere Vorzüge haben, mögen ihm in

der Conception gleich kommen, mögen ihn durch ihre Persönlichkeit, durch die Gewalt oder den Wohllaut des Organs, durch ausdauernde Kraft u. s. w. im Einzelnen sogar übertreffen, ich komme darauf zurück und bleibe dabei — er ist einzig er selbst und durch sich selbst — Devrient! — Fragt man nach dem Wie? Warum? Wodurch? so hab' ich auf alle diese Fragen nur eine Antwort, nämlich: Begeisterung, jene wahre, echte, flammende Begeisterung, die, wie die Elemente die Welt, alles Große, Schöne und Herrliche, was uns in der Welt begegnet, bildet, jene Begeisterung, die, einmal erwacht, für das ganze Dasein dieser, durch nichts erschöpft und durch nichts vermindert werden kann, die treueste Begleiterin desjenigen, der sie auserwählt hat, die nie von ihm weicht, die zu jeder Stunde bewegend und erregend neben ihm steht, und nach Oben weiset, woher sie stammet; Begeisterung, der helle Stern in dunkler Erdennacht, der die Blicke zu sich hinauf zieht nach seinem Himmel, und der Bürge ist, daß sich dieser Himmel über uns wölbt! Vor ihren Strahlen weicht jeder Schein, nur das Wesen gilt, das Wort verklingt, nur die That besteht, die Form zerfällt, nur der Inhalt bleibt, die Hülle, zerstäubt, nur

die Seele, der Geist ringt sich wie der Schmetterling aus seiner Puppe hervor, und strebt zum goldenen Sonnenlichte empor!

Von den einzelnen Darstellungen Devrient's, die hier herausgehoben werden, um eine desto genauere Uebersicht des Ganzen zu erhalten, nenne ich nach Shylok vor Allen den Ossip in Raupach's „Isidor und Olga," eine Schöpfung, die schon deßwegen interessant und lehrreich war, weil sich die Meinungen darüber getheilt haben. Was hier zur Sprache kommen soll, wird sich am deutlichsten durch ein Beispiel, oder, wenn man will, ein Gleichniß herbeiführen lassen. Darstellende Künstler malten von jeher an geistreiche Portraitmaler; der Dichter ist ihr Original, und sie studiren sich nun in seinen Charakter so ganz hinein, daß sie nicht allein im Stande sind, denselben Zug für Zug wieder zu geben, sondern ihm auch dasjenige anzupassen wissen, was die Idee verlangt, welche sich in ihm kund gibt, kurz, was geeignet ist, das Gemälde, welches sonst nur Copie bleiben würde, auf den höhern Standpunkt eines durchdachten und durchempfundenen Kunstwerks zu erheben. Daher wird der geistreiche Schauspieler wie der geistreiche Maler, immer von der-

jenigen Aufgabe am meiſten angezogen werden, die ſeinen äußern und innern Kräften den freien Spielraum zu ihrer harmoniſchen Entwicklung vergönnt, und wenn er auch, ausnahmsweiſe von der Regel, im Stande iſt, einer mittelmäßigen Rolle oder einem unbedeutenden Geſichte durch ſeinen eigenen Ueberfluß, von dem er freigebig mittheilt, tiefere Bedeutung zu geben, ſo wird ihm dieſer Aufwand, der ſich höchſt ſelten lohnt, doch in der Regel nicht zuſagen, und er wird Bedenken tragen, ſich und ſeine Kunſt gleichſam als Mittel gebrauchen zu laſſen.

Indem nun aber der Künſtler — wir kehren jetzt ganz wieder zu dem Darſtellenden zurück — der Rolle ſeine eigenen Ideen, das Product ſeines Nachdenkens und ſeiner Geiſtesthätigkeit unterlegt, geſchieht es nicht ſelten, daß ſelbe, wie genial ſie auch an und für ſich ſein mögen, mit dem Bilde, das der Autor ſelbſt liefert, nicht übereinſtimmen, und daher dem Publicum, welches immer weniger auf Einzelnheiten als auf das Ganze ſieht, nicht ganz klar werden. Dies war, nach meinem Erachten, der Fall mit Devrient's Oſſip, und nur ein neuer Beweis für die Unhaltbarkeit und Unnatur, welche dieſem Charakter ſowohl als der ganzen Dichtung, in der er deſſen un-

geachtet noch der gelungenſte bleibt, ſo unverkennbar eigen iſt, daß ſich die zur Epoche gewordene Wirkſamkeit von „Iſidor und Olga“ auf den deutſchen Bühnen blos aus dem Intereſſe an ungewohnten und neuen Verhältniſſen, keineswegs aber aus dem reinen künſtleriſchen Werth der Tragödie ſelbſt ableiten läßt. Es fehlt dieſer Rolle ganz an Einheit und Beſtimmtheit — ſie hat nicht zwei, ſondern drei Seiten, von denen, was das allerſchlimmſte iſt, eine die andere aufhebt, und ich möchte daher den Schauſpieler wohl kennen, der es vermag, unter dieſen Umſtänden, ſie mit jener vollſtändigen Klarheit und Harmonie herzuſtellen, mit der wir ein dramatiſches Gebilde ganz und fertig vor uns ſehen wollen, wie Minerva aus dem Kopfe Jupiters geſprungen, wenn es nicht Devrient iſt, der dies vermag.

Daß aber auch er es nicht ſei, darauf deutet wie geſagt, ſchon die getheilte Meinung hin, obſchon es erwieſen bleibt, daß er den Charakter noch immer am richtigſten aufgefaßt habe, weil er der Erſte war, der damit mit einer ſeltenen Wirkſamkeit hervortrat (in Berlin, wo das Stück zuerſt in die Scene kam) und weil der Dichter ſelbſt, nach ſeiner eigenen Aeußerung, ganz von ſeiner Darſtel-

lung zufrieden gestellt wurde. Devrient läßt das leidenschaftliche Ankämpfen Ossips gegen die Ketten, welche ihn drücken, weniger offen und kräftig hervortreten, er läßt ihn mehr daran nagen mit heimlicher Wuth, als sie im unverholenen Grimme schütteln; — eben so markirt er auch das hier und da aufwallende Gefühl namentlich in der Scene mit Isidor im dritten Acte, nicht ganz so, als es der Geschmack Mancher bei solchen Rührungen verlangt, denen der unterdrückte, aber desto tiefere Seufzer nicht genügt, sondern nur das laute, schluchzende Weinen, das aber ähnliche Naturen gar nicht kennen; — endlich entwirft er in seinem Bilde auch nicht ganz den rohen Leibeigenen, bei welchem der Witz nur durch den Affect erzeugt wird, wie bei einem großen Jammer oft das Lachen, sondern er schildert ihn fein, geschmeidig, fast höfisch, mit lebhaftem Geiste und angeborner Gabe des Scherzes, der freilich oft bitter ausfällt.

In wie weit die obenbemerkten Hauptmerkmale dieser Leistung Devrient's mit der Idee des Dichters übereinstimmen, oder dem Künstler angehören, dann in wie weit sie dem Entwurfe selbst gleichen, welchen wir uns für den Charakter Ossips im thea-

traliſchen Rahmen gemacht haben, dies wollen wir nicht beſtimmt ausſprechen, ſondern nur darauf hindeuten, daß, Alles zuſammengenommen, ſeine Production vielleicht weniger künſtlich (nicht künſtleriſch), wohl auch weniger reflectirend war, als man ſie mit Phantaſie betrachtend und Manches hineinlegend, was nicht hinein gehört, idealiſiren mag, — daß ſie aber einen Vorzug mit allen übrigen Schöpfungen Devrient's und ihre eigentliche Seele theilte, nämlich die größte Natur und Wahrheit bis auf die kleinſten einzelnen Züge herab, die denn auch diesmal jenen unausweichlichen, gewiſſen und bleibenden Eindruck bewirkten, welchen ſie von jeher auf das Gemüth des Menſchen ausübten.

Der Apotheker in Hermann und Dorothea hatte ſchon mit den wenigen genialen Umriſſen, womit Devrient in dieſer Rolle das Bild beſtimmt und deutlich vor Augen ſtellte, das wir Alle aus Göthe's Dichtung kennen, einen Vorgeſchmack von dem Humor des Künſtlers gegeben, der ſeine komiſchen Darſtellungen durchweg belebt und die letzteren beinahe noch berühmter gemacht haben würde, als ſeine tragiſchen, wenn man überhaupt bei gleicher Vorzüglichkeit einen Vorzug zu ertheilen vermöchte. Der

Hofrath „im Hausfrieden," der nun an die Reihe kam, bildete gleichsam den Uebergang vom Ernstern zum Heitern, indem er, wie viele ähnliche Charaktere Iffland's, Beides in jenem gemäßigten Grade vereinigt, welches dem Schauspieler gleichsam nur den Weg andeutet, den er einzuschlagen habe, um das Uebrige mit dem eigenen Talente auszuführen. Diesen schloß sich der Baron „Scarabäus" in der „unterbrochenen Whistpartie," der Schulmeister „Grübler" in „Jurist und Bauer," der Amtmann „Riemen" in der „Aussteuer" und der Kammerrath „Fegesack" im „Geizigen" an, alle mehr oder weniger in dasselbe Fach gehörend und in ihrer komischen Kraft potenzirt, die endlich bis zum „Schneider Fips" in der „unruhigen Nachbarschaft" gesteigert ward, welcher eigentlich schon in das Gebiet der Posse streift. Da die obengenannten Darstellungen alle, wie bemerkt, so ziemlich in eine Rubrik gehören, und diese Rollen an und für sich nicht eben einen so großen Werth besitzen, auch nicht so scharf und originell hervortreten, um einzeln abgehandelt zu werden, so mag es genügen, wenn sie nur im Allgemeinen besprochen werden und vorzugsweise die Art und Weise überhaupt in's Auge ge-

faßt wird, auf welche das großartige Talent Devrient's in dieser Gattung sichtbar wird, und sich, wie in jedem andern Fache als selbstständig und verschieden von dem, was man hierin gewöhnlich zu sehen bekommt, unterscheidet. Sämmtliche hier genannte Charaktere, den Schneider Fips ausgenommen, gehören zu jener Gattung, welche man Conversationsrollen, so wie die Stücke Conversationsstücke, und die Haltung, Farbe oder den Ton, in welchem sie gewöhnlich dargestellt werden, Conversationston zu nennen pflegt. Diese Unterscheidung erinnert an den Soccus und Kothurn der Alten; eigentlich soll es auf der Bühne gar keine abgesonderten Tonarten geben, das Genie kennt sie nicht, es wird immer den rechten treffen, so wie es den Charakter trifft; aber in Fächer läßt sich so etwas nicht abtheilen, und sobald die Affecte eintreten, die hier, wie überall, thätig sind, und die von keinen Schranken wissen, so muß das mühsam gehaltene System in Stücken zerfallen.

Wenn der Held stampft und brüllt oder wenn er so abgemessen spricht, daß man seine Verse mit ihm scandiren kann, so ist dies eben so wenig pathetisch, als es conversationell ist, wenn der Liebha-

der immer als Tanzmeister erscheint, seine Erklärung durch die fünf Positionen arbeitet, statt zu sprechen lispelt, und coquettirt statt zu fühlen. Beide geben dann nicht ihre Rollen, sondern sie geben sich selbst, und nicht mit dem, was sie spielen, wollen sie gefallen, sondern mit dem, was sie sind. Dieser kleine Bühnen-Egoismus ist ein eben so trauriges Uebel, als der große des Lebens, und einen wie den andern treffen wir gleich häufig. Um so herrlicher aber begegnet uns hier und da der Einzelne, der diesem Ich entsagt und dagegen die Liebe für etwas Höheres in seinem Herzen aufgenommen hat. Bei Devrient ist dies Höhere die Kunst, und sie soll es bei jedem Künstler sein, aber die Meisten kennen sie leider nur so lange, als sie bequem damit prunken und glänzen können; sobald es aber Aufopferungen gilt, sobald es gilt, auf das Einzelne um des Ganzen willen Verzicht zu leisten, und in den Hintergrund zu treten, um dem Vordergrund desto mehr Raum und Wirksamkeit zu lassen, dann vergessen sie nur zu leicht ihren schönen Beruf und das, was derselbe verlangt. Daher diese Zersplitterung und Vereinzelung so vieler auserlesenen Talente, daher das Schimmern auf Kosten

Anderer, auf Koſten des Dichters, ſeiner Dichtung, der Wahrheit und des Publicums: daher aber auch die reine Freude des Letztern, wenn ihm ein Devrient begegnet, der es nicht allein zu amüſiren — ein fatales Wort, aber es paßt ganz zum Converſationsſtücke — ſondern auch zu feſſeln, zu täuſchen verſteht, daß es Theil nimmt an der ganzen Erfindung und Handlung; daß es ſich mit hineinlebt und hineindenkt in das, was geſchieht — und dies iſt ja der erſte und vorzüglichſte Zweck des Drama's und der dramatiſchen Kunſt — daß es endlich nicht nur über einzelne Witzworte und Scherze lacht, nicht blos den Dialog oder die Einfälle des Komikers komiſch findet, ſondern ſein ganzes Bild, ſeinen ganzen Charakter, in jedem Theile und in jeder Situation. Und hierin liegt wieder Devrient's Zauber, womit er auch in dieſem Fache den Zuſchauer in fortwährender Spannung und Aufmerkſamkeit zu erhalten, ihn ganz auf ſeinen Standpunkt, der immer der richtige iſt, zu ſtellen, und ſo das Wunder zu bewirken verſteht, daß man längſt bekannte Stücke und Rollen mit dem größten Vergnügen wiederſieht, ja ſogar neue noch nicht gekannte Reize in ihnen entdeckt, eben weil er nicht allein für ſich, ſondern für das

Ganze wirkt, und die Luſt, welche aus ihm ſelbſt ſpielt, allen Uebrigen mittheilt. Den letzten Ausdruck will ich beibehalten, denn er bezeichnet, meines Erachtens nach, ganz genau nicht blos die eigenthümliche Haltung und Färbung, ſo wie den Erfolg Devrient's in komiſchen Rollen, ſondern er ſchließt auch die Regel in ſich, welche für die Darſtellung derſelben überhaupt allgemein gültig iſt. Die Luſt iſt es, die aus ihm ſpielt, die wahrhaft natürliche, nicht gemachte, geſuchte oder gehaſchte Luſt, wenn er als Scarabäus ſeine Ausbeute muſtert und ganz in dieſelbe verſunken iſt, wenn er als Grübler, das Gläschen in der Hand und ſeinen Wohlduft einſaugend, die vier Species zu einer Weltanſchauung erhebt, oder wenn er als Amtmann Riemer die goldene Doſe im Schlafe fallen läßt, und aus demſelben zu der köſtlichſten Liebeserklärung empor fährt, die jemals von ſeines Gleichen gemacht wurde — nämlich die Luſt, die mit reiner Freude ſelbſt ſchafft, und dem Hervorgebrachten dadurch die Heiterkeit des Meiſters als eigentliche Seele einhaucht und mittheilt. Niemals aber artet dieſe Heiterkeit in Frivolität oder Uebermuth aus, und immer, ſelbſt da, wo dies durch die poſſenhafte Rolle nicht beſtimmt wird —

z. B. als Schneider Fips — hat das feine Gefühl des Künſtlers Schranken gezogen, die zwar niemals ſichtbar werden, und auch nicht werden dürfen, aber die man mit der höchſten Bewunderung über die richtige Anſicht, die ſich darin kund gibt, um deſto deutlicher fühlt.

Zwei andere komiſche Charaktere, in welchen ſich der Künſtler noch zeigte, der Lieutenant „Parolles" in dem nach Shakeſpear von Förſter bearbeiteten Luſtſpiele „Liſt und Liebe" und „Falſtaff" dürfen mit der eben bezeichneten Gattung nicht verwechſelt werden, und ſind abgeſondert zu erwähnen. Der Erfolg dieſer Darſtellungen war nicht ſo glänzend, als man nach der Wirkſamkeit von früheren, weit weniger bedeutſamen Rollen wohl ſchließen möchte. Ich ſage dies gleich zum Voraus, weil ich darauf einen neuen Beweis für die ſchon wiederholt aufgeſtellte Bemerkung gründe, welche bereits zur Idee herausgebildet worden iſt, die dieſen Aufſatz belebt, daß Devrient der Erkenntniß des Dichters und der Wahrheit des Charakters immer und überall den Eindruck des Augenblicks aufzuopfern bereit iſt, ſelbſt da, wo ſich mit Gewißheit voraus ſagen läßt, daß der letztere vielleicht ganz ver-

loren gehen werde, wenn er den erstern getreu bleiben will.

Mit den komischen Charakteren Shakespear's hat es überhaupt eine eigene Bewandtniß; sie sind so reich ausgestattet, daß selbst ein so gewaltiges Talent, wie Devrient, nicht alle Mittel besitzt, um die vielen Züge, die sich in ihnen vereinigen, mit den drastischen Farben des Dichters auf der Bühne zu verlebendigen, besonders da die Beschaffenheit des deutschen Theaters eine unverkürzte und unveränderte Bearbeitung nicht verträgt. Dann ist eben diese reiche Ausstattung, mit der sie, gleichsam Alles verdrängend und beseitigend, in den Vordergrund treten, Ursache, daß das Publicum darüber meistens den nothwendigen Hintergrund und seinen innern Zusammenhang, seine tiefe Bedeutung in dem ernsten Theile des Gemäldes ganz vergißt, und darauf nicht eingeht, wenn der Schauspieler im Einverständniß mit dem Dichter dies bezeichnet, im Gegentheile aber, wenn dies, wie gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, nicht geschieht, immer nur etwas Unvollständiges, Halbes, in sich selbst Zerfallendes besitzt. Paroles und Falstaff sind in ihrer komischen Nüchternheit und Nichtigkeit ergreifenden Begebenheiten

und großartigen Charakteren entgegengesetzt — der Erstere in mehr possenhafter Gemeinheit, durch welche er das Adelige seiner Umgebungen desto deutlicher heraushebt — der Letztere mit einer tiefern Ironie, welche ihn gleichsam, wie einen zweiten Don Quixote, als bittere Parodie dem gesunkenen und mit Heinrich Percy zu Grabe getragen werdenden echten Rittergeiste gegenüber stellt. Je deutlicher diese Idee hervorleuchtet, und sich nirgends verkennen läßt, je gewisser durfte man auch erwarten, daß der die höhere Beziehung des darzustellenden Charakters immer ganz durchdringende und umfassende Geist Devrient's selbe auch in dieser und keiner andern Art entwickeln werde. Dabei mußten aber, namentlich in der Rolle des Paroles, die ohnehin durch allerlei, wenn auch gut gemeinte, aber doch nicht wohl gewählte Zuthaten viel gelitten hatte, alle jene kleinlichen Behelfe, die auf das Wesentliche keinen Bezug nehmen, sondern nur durch carikirte Ausmalung für den Moment Lachen erregen, eben dadurch aber von der Hauptsache ableiten, hinweg fallen. Wie drastisch daher auch der Künstler seine ganze, auf das Leben und die Erfahrung gegründete komische Kraft dort spielen ließ, wo sie eben zur Veranschau-

lichung der angedeuteten Idee nothwendig wird, was namentlich immer seinem alten natürlichen Feinde gegenüber, aber nicht ohne Grund weniger der Fall in dem burlesken Intermezzo war, das mit der Feigheit des Paroles gespielt wird, so konnte es doch nicht fehlen, daß die Mehrzahl jene Kleinlichkeiten vermißte, an die sie sich in Ermangelung eines tiefern Blickes in den ganzen Charakter zu halten gewohnt ist, und die ihr um so unentbehrlicher erscheinen — beständen sie auch nur in Wortverdrehungen — je näher die Gestalt des Paroles in dieser Bearbeitung der Caricatur steht und das bekannte Zerrbild unserer deutschen Posse an den Rummelpuff erinnert.

Was den Fallstaff anbelangt, so liegt schon in der Bemerkung Einiger: „daß Devrient zu viel Ernst in die Darstellung gelegt habe," seine vollständigste Rechtfertigung. Den Fallstaff ohne Ernst spielen, vielleicht sogar mit Grimassen, heißt, ihm seine Ironie, seinen Humor nehmen, also ihn vernichten und gar nicht spielen. Ein bloßer Spaßmacher gewinnt keinen Fürsten wie Heinrich zum Freunde, und ein bloßer Spaßmacher spielt eben so wenig die so bedeutungsvolle köstliche Scene im Wirthshause mit

dem letztern und hält eben so wenig den tiefpsychologischen Monolog über die Ehre. Zu nahe liegt dies übrigens, als daß nähere Andeutungen hierüber nothwendig wären, und es hieße das Talent des großen Künstlers in den Schatten stellen, wenn man da noch entziffern wollte, wo es selbst durch die sicherste und deutlichste Auseinandersetzung des Charakters in seinen schönsten Beziehungen so klar und verständlich gesprochen hat. Darum stehen wir auch nicht an, Devrient's Falstaff an innerm Kunstwerth seinem Shylok gleich zu stellen; wie sich der Dichter durch die Schöpfung dieser beiden Charaktere, so hat sich der Darsteller durch die Nachbildung derselben zwei unvergängliche Denkmale errichtet, die fest in dem Gedächtniß derjenigen wurzeln, die sie gesehen haben, und die für die Schauspielkunst als eben so große Vorbilder gelten können und werden, als jene für die Dichtkunst.

Wir haben bis jetzt Devrient im Tragischen und Komischen, und in denen damit verwandten Zweigen betrachtet.

Nach dem Entwurfe, welcher diesem Aufsatze

zu Grunde liegt, geschah dies nach den verschiedenen Gattungen der darstellenden Kunst, in welchen er sich zeigte, und nach der Folge, die hierbei am zweckmäßigsten gewählt zu sein schien, um den innern Zusammenhang fortwährend im Auge zu behalten, mit welchem das Genie des Künstlers alle diese mannigfaltigen Erscheinungen an einander reihte und belebte. Diesem Plane gemäß kommt nur ein Charakterfach, in welchem sich neben den größten Talenten von jeher auch die Mittelmäßigkeit und Beschränktheit bequem und wirksam versuchte, weil es immer leichter bleibt, die Häßlichkeit eines Teufels an die Wand zu malen, als die Schönheit eines Engels. Der Leser erkennt bereits, daß hier von dem sogenannten Fache der Intrigants die Rede sei, die zwischen dem Pathos der Tragödie und dem Spaß der Komödie schweben; von jenen Zwittergestalten, die den Ernst und die Gluth der Leidenschaft, aber nicht die Erhabenheit und Tiefe ihrer Reinigung in sich tragen, und die eine schwächere Generation mit dem Schauspiel und Melodrama als Surrogat für die eigentliche Tragödie und ihre Helden, denen sie sich nicht gewachsen fühlte, erfand. — „Posert" im „Spieler" und „Koke" in der „Par-

Lauth' waren die beiden Rollen, welche Devrient von dieser Gattung erwählt hatte. Die erstere Rolle gehört weniger unter den gewöhnlichen Schlag, nach welchem die deutschen Theaterdichter fast ein halbes Jahrhundert hindurch ähnliche Erscheinungen zu handhaben pflegten und wie Vieles in derselben auch absichtlich und auf den Effect angelegt erscheint, so gibt sie doch wenigstens ein bestimmtes scharf gezeichnetes, abschreckendes Bild einer Leidenschaft, die schon deßwegen, weil sie in den geheimnißvollen Tiefen der Menschenbrust ihren Ursprung hat, eine poetische Richtung gewinnt, und für den Künstler eine eben so dankbare, als seine Kräfte auf eine würdige Weise in Anspruch nehmende Aufgabe ist. Gerade solche Aufgaben aber, in denen ein Höheres anklingt, und die den Schleier der räthselhaften Welt des Menschenherzens lüften, sind es, die dem ganzen Wesen und der innern Natur Devrient's, wie selbe aus der sorgfältigsten Anschauung seiner Productionen zu erkennen sind, am meisten zusagen und zusagen müssen. Hier tritt er am größten und gewaltigsten auf, und hier ist jeder Zug ein geistreicher Gedanke, jeder Ausdruck eine charakteristische Wahrheit, jedes Bild, in dem er erscheint, aus

dem Leben entnommen und mit doppelter Kraft und Farbe zurückstrahlend aus dem Spiegel seiner Künstlerbrust. Selbst jene Momente, in welchen der Dichter auf Kosten der Natur und Wahrscheinlichkeit wirksam werden will, sogenannte Theatercoups, an denen es, wie gesagt, dem „Poser" nicht fehlt, und aus denen der „Koke" eigentlich ganz zusammengesetzt ist, werden bei Devrient natürlicher und wahrscheinlicher, weil er das Absichtliche in ihnen nicht wie mittelmäßige Talente, für die sie eigentlich ersonnen sind und die sich daran festhalten, absichtlich herauskehrt, sondern im Gegentheile hier und da sogar verdeckt und mildert. So z. B. als „Poser" gleich in der ersten Scene, als „Koke" aber beinahe in jeder. Dagegen erstaunt man oft, da, wo man es gerade am wenigsten erwartete, eine tief durchdachte, überraschend angebrachte, und dem Leben abgelauschte Bezeichnung zu treffen.

Aber ließ sich auch etwas Anderes erwarten, als dies, nach dem, was bisher Devrient geleistet? Dieser Mann bedarf keiner Stentorstimme und keiner Riesenstatur, um uns tragisch zu erschrecken; er bedarf keiner Harlequinsjacke und keiner Peitsche, um uns lachen zu machen, und er bedarf auch keiner

rothen Perrücke und keiner Stirnfalten, um das schauerliche Wirken des Bösen in der Menschenbrust zu versinnlichen. Er führt keine Garderobe mit sich, und wir möchten beinahe behaupten, daß er ihrer kaum bedürfe; denn wie trefflich und charakteristisch auch immer das Bild ist, das er uns von seiner Rolle nach Außen darstellt, und wie geistreich er sich in dieser Hinsicht zeigen mag, man vergißt doch über dem innern Menschen den äußern, und gewinnt bald die Ueberzeugung, daß der Künstler auch in seinem schlichten Fracke dieselben Wunder wirken könne, als im vollen Costüme.

Es sei mir hier vergönnt, einen Zug aus der Darstellung Kole's herauszuheben, der schon seines verschiedenartigen Eindruckes auf die Zuschauer wegen merkwürdig war, aber es noch ungleich mehr wurde, weil darin im Allgemeinen eine Hindeutung auf die Art lag, mit welcher Devrient das Fach der Intrigants dieses Schlages aufzufassen pflegt. Der Moment ist hinlänglich bekannt, wo Kole im vierten Acte während Johanna's Erscheinen vor den Geschworenen diese und das Volk haranguirt. Der Dichter, der überhaupt und ganz besonders aber in dieser Rolle, mit Vorschriften für den Schauspieler sehr frei-

gebig war, hat auch hier die „erhöhte Stimme“ oder etwas dergleichen, womit diese Rede zu halten, so bezeichnet, und alle Darsteller, die ich bisher sah — deren aber sind nicht wenige — haben im Sinne derselben mit vielem Affecte und Aufwand von Declamation gesprochen. Nun aber kommt Devrient — er steht auf — er beginnt — er spricht nicht — er schreit nicht — nein — er zetert im eigentlichen Sinne des Wortes diese Rede herab, in einer einzigen Tonart, ohne Modulation, ohne Uebergang, jedoch so scharf, so schneidend, daß der tiefste Unwille und Abscheu bei jedem Zuhörer erwachen muß. Nichts ist aber bezeichnender für die ganze Erscheinung Keke's, als diese gemeine herzlose Marktschreierei, ganz im Geiste jener Zeit und eines Mannes, der aus den Hefen des Volkes empor gekommen, das letztere nur durch solche Künste gewinnen und sich in Furcht bei ihm zu setzen vermochte.

Wahrlich, dies heißt darstellen, dies, mit einem einzigen Zuge den ganzen Lebenslauf eines Menschen verlebendigt hervorzubringen — und dies vermag nur Devrient!

Zum Beschlusse dieser Bemerkungen und nicht ohne Absicht erwähle ich eine Leistung als „Schewa“

im „Juden.“ Dieſer Schewa iſt eigentlich rein ſentimental, denn der Anflug vom Komiſchen, der hier und da hervordringt, erſcheint nur augenblicklich, wird blos von dem Contraſt erzeugt, und von dem Ernſte und der Rührung, welche die Richtung des ganzen Charakters bezeichnet, verdrängt. In gewiſſer Hinſicht liegt ſogar etwas Peinigendes in dem Bilde eines Mannes, der Gutes thut, mehr aus Inſtinct, oder aus einem geheimnißvollen Drang ſeines Innern, welcher eben ſo gut zum Böſen führen könnte, als aus dem klar gewordenen Bewußtſein des Rechten und der Pflicht — ja den aus eben dieſem Grunde die gute That wieder ängſtigt, beklemmt und reut. Natur und Wahrſcheinlichkeit ſind hier auf die Spitze geſtellt, und wenn das Leben mit ſeinen ewig wechſelnden Launen, die freilich oft das ungewöhnlichſte zu geſtalten wiſſen, auch im Stande ſein mag, eine ſolche wunderliche Erſcheinung hervorzubringen, ſo bleibt dieſer Fall doch nur immer problematiſch, und der näher liegende wird immer mehr Glauben finden, daß der Dichter nämlich mit dieſer ſeltſamen Compoſition nur den theatraliſchen Effect bezweckt habe, und der Neuheit und Ungewöhnlichkeit wegen den Verſuch gewagt habe,

der ihm auch ganz vorzüglich geglückt ist, einen Charakter in die Scene zu bringen, welcher eigentlich gar kein Charakter ist. Dessen ungeachtet läßt sich, bei einer nähern und schärfern Betrachtung, der Rolle eine Seite abgewinnen, wo sie, abgesehen von dem Absichtlichen und Erfundenen in ihr, wahrhaft interessant, ja poetisch tief sich darstellt. Ich meine nämlich den uralten, das ewige Räthsel der Schöpfung immer und immer wieder aussprechenden, und auf die Lösung nach Jenseits weisenden Zwiespalt der Menschennatur zwischen der innern und äußern Welt, das fortwährende Ringen von Seele und Sinn, vom Geistigen und Physischen, vom Idischen und Höhern, von Staub und Licht, welches in dem wankelmüthigen, fest und fest mit sich selbst kämpfenden, und durch diesen Kampf abgemattetem Schewa klar zur Anschauung kommt. Freilich ist das Bild, welches der Dichter für diese grosartige Idee gewählt hatte, viel zu klein und zu prosaisch; doch es kann mächtig und gewaltig, es kann hinreißend werden, wenn es in diesem Sinne von dem Schöpfungsgeiste eines Devrient erfaßt und verlebendigt wird.

So eben geschah es auch: der kleine Funke

wurde durch den Hauch des Genius, der Alles, was dieser außerordentliche Künstler schafft, durchweht, zur hochauflodernden und nach Oben strebenden Flamme angefacht, die mit ihrer reinen Gluth Alles erwärmte, erleuchtete und entzündete; die engen vier Wände von Schewa's ärmlichem Stübchen dehnten sich aus durch den Zauber seiner unwiderstehlichen Kunst, zur weiten unermeßlichen Welt, in der der Mensch stand in reiner Menschlichkeit, so groß und doch so klein, aufstrebend zu dem Höchsten, und gefesselt von dem Niedrigsten, mit dem Antlitz der Sonne zugekehrt, und mit dem Fuße in der Erdscholle wurzelnd — und die dürftige Erfindung einer beschränkten Begebenheit wurde inhaltsschwer und gewichtig, wie das Buch der Geschichte; denn auf jedem Blatte stand ein geistreicher Gedanke über das Leben und ein Zug voll tiefer Erfahrung und Wahrheit.

Nur auf diese Art läßt es sich erklären, daß Devrient einer Rolle, wie dieser Schewa, eine so durchgreifende und allgemein aufregende Kraft zu verleihen vermochte; denn wenn man ihn auch, wie schon gesagt, viele theatralische Wirksamkeit nicht ab-

sprechen kann — dies beweisen schon die mancherlei oft selbst mittelmäßigen Talente, die damit geglänzt haben — so vermochte doch Niemand nur zu ahnen, was Devrient in sie zu legen und aus ihr hervor zu zaubern verstehe, und was mit unglaublicher Gewalt gerade das Herz trifft, so wie es jedes andere geistige Vermögen bewegt und zufrieden stellt.

Der arme Poet und Schewa stehen als zwei unübertroffene und unübertreffliche Meisterwerke im Sentimentalen da, und je mehr diese Gattung im Gegensatze zu dem Gräßlichen und Hypertragischen, wieder auf dem deutschen Theater Platz gewinnt, desto dringender möchte es den Darstellern zu empfehlen sein, sich Devrient hierbei als Vorbild zu nehmen — kein Gefühl zu heucheln, noch weniger damit falschen Prunk zu treiben, am wenigsten aber die Oberfläche einer leichten und gelinden Rührung für Tiefe der Empfindung hingeben zu wollen. Die Thräne im Auge des Mannes ist etwas Großes, und sie bleibe auch groß, wie bei Devrient, sie werde durch keine Affectation entwürdigt, durch keine Süßlichkeit ihres bittern aber heilsamen Salzes beraubt — durch keine Ziererei zur leeren Maske verkehrt, hin-

ter welcher sich die hohle Alltäglichkeit umsonst zu verbergen sucht. Wer sie mit der flachen Hand erpressen will, der hat nie den Schmerz gefühlt, mit welchem sie tief aus dem Herzen hervorströmt, und der mag an Devrient studiren, wie sich dieser Schmerz in seiner ganzen steigenden Größe auf dem bewegten Antlitze früher ausdrückt und kund gibt.

So hätte ich denn, wenn auch keine vollständige, doch eine dem Zwecke dieses Aufsatzes vielleicht nicht ungenügende Uebersicht von dem Eindrucke gegeben, welchen die Anwesenheit und Wirksamkeit des herrlichen Künstlers bei einem Publicum hervorbrachte, das ihn zum ersten Male bewunderte *).

Unvergeßlich wird er Allen bleiben, die ihn auch nur einmal gesehen, die mit ihm gelacht oder geweint oder gelitten haben, denen es vergönnt war, in seinem geistreichen Auge die Flamme der echten Weihe, der glühendsten Begeisterung zu lesen, und

---

* Devrient spielte im Herbste 1823 zum ersten Mal in Wien.

denen ein Abend in der Anschauung seiner Schöpfung hingeschwunden, das Geheimniß in der Menschenbrust erschloß, das Räthsel des Lebens löste und eine höhere geistige Welt eröffnete. Die Erinnerung an ihn wird in denen, die ihn erkannt haben, fortleben, so lange es noch Augenblicke gibt, in welchen man mit tiefer unergründlicher Sehnsucht das Bedürfniß von etwas Größerm empfindet, als uns der Tag und die Zeit, und das langsame Hinschwinden von Beiden zu geben vermögen — ja so lange noch das heilige Recht des Schönen und Wahren gilt, so lange es noch eine Kunst und Künstler und Schöpfungen von Beiden gibt, so lange wird der Name Devrient als einer der ersten glänzen unter ihnen und dauern und bestehen mit ihnen.

Möge er doch noch recht lange der freudigen Kraft genießen, die ihn stärkt in seinem herrlichen Berufe — in dem Berufe, zu bewegen, zu erheben und zu begeistern; möge er rastlos und mit der freiesten Thätigkeit noch ferner fortwirken in diesem Berufe, der vielleicht Keinem so ganz klar geworden ist, als ihm, und möge er nie aufhö-

ren, ihn als dasjenige anzuerkennen, was ihm ge-
worden iſt vor Tauſenden und wozu er auserwählt
wurde von Tauſenden — doch dies iſt nicht zu be-
fürchten, denn ſo lange ein Devrient lebt, lebt er
für die Kunſt und durch die Kunſt!

II.

Ueber

Raupach's neueste Dramen

1.

Die Tochter der Luft.

Mythische Tragödie in fünf Aufzügen, nach der Idee des Calderon. 1826.

Es ist hier die Rede von dem Werke eines Dich-
ers, der sich in der neuesten Zeit nicht allein durch
ein Talent, sondern auch durch die Fruchtbarkeit
ieses Talentes einen bedeutenden Namen in der
ramatischen Literatur erworben. Weit entfernt von
ller literarischen Verbindung — ein Umstand, der
i der Gestaltung, welche die Wirksamkeit der Schrift-
eller im neunzehnten Jahrhundert genommen, ge-
u berücksichtigt werden muß — in einem Kreis,
r ganz außer den Grenzen der deutschen, fast möchte
an sagen, jeder andern Kunst lag, trat Raupach
erst mit einem Bande dramatischer Dichtungen auf,

von denen, so viel wir wissen, vor dem Drucke keine zur theatralischen Aufführung gekommen war.

Kotzebue machte damals mit eindringlichen Worten in seinem literarischen Wochenblatte auf den beginnenden Dichter aufmerksam, und war auf eine solche Anempfehlung auch sonst kein bedeutender Werth zu legen, so galt sie wenigstens den Theaterdirectionen. So kamen „die Fürsten Chawansky" auf mehreren Bühnen zur Darstellung und der Erfolg rechtfertigte dieselbe. Verschiedene Stimmen von Klang und Gewicht erhoben sich nun zu Gunsten des Dichters und erregten wahrscheinlich seine Thätigkeit, die sich bald durch neue rasch auf einander folgende Arbeiten kund gab. In allen diesen fand man entschiedene Anlage, einen wahrhaft poetischen Geist, der, begeistert von der Idee, Phantasie genug besaß, um ihr eine Handlung und Charaktere unterzulegen, die sie kernig und markhaft aussprechen. Man fand aber auch bei allen diesem Reichthum den Mangel an wahrhaft dramatischem Leben eine zu spitzfindige Reflexion, die mehr dem philosophischen Romane angehören mag, und eine gewisse Einförmigkeit, die hierdurch erzeugt wurde, und welche durch keine lyrische Schönheiten, durch keinen auch noch so gewal-

tigen, häufig an Schiller erinnernden Schwung der Sprache zur Mannigfaltigkeit gesteigert werden konnte. Dies gilt von der „Eidennacht," den „Gefesselten," den „Königinnen" bis auf „der Liebe Zauberkreis" und „die Freunde," lauter Trauerspiele, die in der Ordnung, wie sie eben genannt wurden, folgten, von denen, meines Wissens nach, keines dargestellt wurde, und deren einige sogar die dem Dichter so eigenthümliche und in Einzelnheiten hinreissende Kraft vermissen lassen. Da trat plötzlich eine neue Periode seiner Wirksamkeit ein. Es ist, als ob die Reisen, die er einstweilen unternahm, als ob sein nachheriges Verweilen in Berlin, dem Mittelpunkte aller literarischen Thätigkeit Deutschlands, ihn erst eingeführt habe in jene lebendige Welt, deren Anschauung und Erkenntniß dem dramatischen Dichter so nöthig ist, und die weder die fruchtbarste Einbildungskraft, noch das tiefsinnigste Nachdenken zu ersetzen vermag. Unter diesen neuern und günstigern Verhältnissen erschienen nämlich einige Lustspiele — wer hätte von diesem Dichter, dessen düstere Subjectivität ihn so augenscheinlich beherrschte, jemals ein Lustspiel erwartet? — Lustspiele, die durch Lebendigkeit der Composition, Originalität, Gedanken-

fülle und treffende Charakteristik der Zeit, so wie durch einen tiefen, der Conversations-Oberflächlichkeit fremden Humor über den Beruf ihres Verfassers keinen Zweifel ließen, und sich mit seltenem Erfolg auch auf der Bühne — namentlich in Berlin — durch die Masse des thurmhoch aufgehäuften Uebersetzungsströbels Bahn machten. So zog Raupach plötzlich jene allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, die nur dem zu Theil wird, der, den breitgetretenen und bequemen Pfad seiner Vorgänger verschmähend, sich eigene Bahn bricht. Ja die Aufmerksamkeit steigerte sich aus demselben Grunde zur Bewunderung, als es ihm fast gleichzeitig durch sein Trauerspiel „Isidor und Olga" gelang, jenen Reiz der Neuheit auch im Tragischen zu erregen und zu befriedigen. Diese Dichtung schildert nämlich mit lebendigen und kräftigen Zügen ein ungewöhnliches und erschütterndes Verhältniß, einen Ueberrest der Barbarei und Rohheit früherer Zeiten, „die Leibeigenschaft," und je mehr sich unsere Zeit auf ihre Verfeinerung zu gut thut, je selbstgefälliger sie ihre eigene Cultur belobt, um so willkommener mußte ihr dieser Gegensatz sein, wie die eitle Schöne sich gern eine Häßliche zur Begleiterin und Freundin erwählt, damit die Voll-

kommenheit ihrer Formen um deſto mehr in die Augen falle. Ueberdies fand man es nach gerade in der Ordnung, die Mode zu wechſeln, die ſüßliche Sentimentalität einſtweilen wieder in den Stat zu legen, und ſich nach einem freieren und kühneren Spiel zu ſehnen. Nichts konnte daher gelegener kommen, als eben jene Tragödie, die mit der ganzen Nachtſeite wilderregter Leidenſchaften, mit einem Male der bisherigen blöden Dämmerung ein Ende machte, und ſo ward Raupach hierdurch auf den Standpunkt geſtellt, von welchem aus er alle ſeine Kräfte mit Sicherheit und Erfolg in Bewegung ſetzen kann.

Es war um ſo nöthiger, eine kurze Ueberſicht der bisherigen Leiſtungen eines Dichters zu geben, von deſſen neueſtem Product ich nunmehr ſprechen will, als er, trotz ſeiner ſeltenen Productivität, bisher *) noch keineswegs jene Popularität erreicht hat, welche ein Bekanntſein mit ihm auch außer den Kreiſen äſthetiſirender Theegeſellſchaften vorausſetzen läßt, und als durch eine ſolche Ueberſicht vielleicht ein näheres und wohlwollenderes Verhältniß zwiſchen

*) Nämlich im Jahre 1826.

beiden Theilen (dem Publicum und dem Autor) gegründet werden dürfte.

Vor Allem sei es mir vergönnt, eine Ansicht hier voraus zu senden, die sich mir noch bei jedem Werke Raupach's aufgedrungen, seine Lustspiele ausgenommen, die zwar noch nicht gedruckt sind, die ich aber im Manuscripte durchzulesen Gelegenheit hatte. Bei Vielem, was den wahren Dichter verräth, vermißte ich immer jene entschiedene Eigenthümlichkeit, die ihn allein bestätiget, jenen belebenden Geist, der die verschiedenartigsten Stoffe durchwehen soll, und über sie erhaben, alle zu Einem Ganzen vereinigt. Wie nämlich der herausgebildete Mensch seinen festen Charakter hat, der ihn bei all seinem Thun und Lassen bestimmt, der ihn von der charakterlosen Menge von den „Leuten" unterscheidet, so verlangen wir einen solchen abgeschlossenen Charakter auch von dem Künstler, der seinem Kunstwerk einen festen Boden gibt, und uns den eigenthümlichen Meister, auch ohne seinen Namen in demselben erkennen läßt. Als ein solches Kennzeichen mag nun bei Raupach wohl gewisser Maßen seine durchaus sichtbare Hinneigung zur Reflexion gelten, allein meines Erachtens nach ist dies noch keineswegs genügend, und ich glaube

nicht, daß sich alle seine Leistungen damit zu einem Ganzen vereinigen lassen, sondern daß bisher noch immer jede vereinzelt dastehe, an die man keine zweite schließen kann, ohne zu biegen und zu brechen; bald ist er sophistisch, wie in den „Gefesselten" und in der „Erdennacht" bald märchenhaft wie in den „Königinnen", bald historisch, wie in „der Liebe Zauberkreis," und in den „Fürsten Chawansky," bald sogar politisch, wie in den „Freunden" — immer aber erscheint er wie Jemand, der eine Menge von Kleidern versucht, um zu sehen, welches ihm am besten lasse, und dem das eine zu weit, das andere zu eng ist. Endlich, nachdem er mit „Isidor und Olga" abermals eine andere Bahn eingeschlagen — ich erinnere nochmals, daß von seinen Lustspielen hier nicht die Rede sei — und nachdem der Erfolg derselben so günstig erschien, durfte man hoffen, daß er dieselbe auch verfolgen werde. Aber nein, es gilt wieder einem neuen Versuche, und zwar einer Bearbeitung! — Ohne zu entscheiden, in wie fern ein so productives Talent, wie Raupach, berechtigt war, sich durch ein solches Unternehmen selbst zu verkürzen, sei es hier nur unsere Sache, die Resultate desselben zu untersuchen. Der Dichter hat den

Standpunkt, von welchem er seine Arbeit betrachtet wissen will, gleich im Voraus mit der Bezeichnung: „nach der Idee des Calderon," bestimmt. Es läßt sich denken, daß zwei Künstler von derselben Idee zu Kunstwerken begeistert werden, und dann wird unstreitig derjenige den Preis davon tragen, der sie in der zweckmäßigsten Form darstellt, d. h. der sie zu einer so harmonischen Anschauung zu bringen versteht, daß alle Einzelnheiten darin sich zu einem Ganzen gestalten, aus dem uns der Grundgedanke klar und verständlich anspricht. Betrachten wir nun Calderon und Raupach als zwei solche Künstler, so wird es nöthig, das Werk eines Jeden abgesondert von dem andern zu prüfen, um sodann entscheiden zu können, welcher dafür die zweckmäßigste Form gewählt. — Calderon theilt seine Tragödie in zwei Theile, deren jeder drei Acte enthält. Der erste beginnt mit einem Siegesfest. Ninus, König von Assyrien, kehrt aus einem großen Feldzuge siegreich zurück und belohnt nunmehr den tapfern Menon,

Deß Vollbringen
So kräftig half den Lorbeer ihm erringen,

mit der Provinz Ascalon. Er kehrt sodann mit seiner Schwester Irene, die dem Menon nicht weniger

gewogen scheint, als er nach Ninive zurück. Nun erscheint der bezwungene König von Lybien, Lodorus, der während der Schlacht Gelegenheit gefunden, Irenen zu retten und, für diese entbrennend, ihr unter dem Namen Arsidas folgt, sich freiwillig in die Haft seines Feindes begebend. Der neue Statthalter Menon, der einstweilen von einem wunderbaren Tempel der Venus in dieser Gegend vernommen, eilt, diesen aufzusuchen. Der Gracioso des Stücks, ein junger Bauerbursche, Chato, dient ihm dabei zum Wegweiser. Sie kommen in ein „Labyrinth von Felsen," aus welchem ihnen eine wehmüthige Stimme entgegenschallt. Tiresias, ein Priester der Venus, weigert Menon den Eintritt zu diesen Geheimnissen, und so gefährlich sind sie, daß er sich lieber in den See stürzt, als den Schlüssel zum Eingang in das Heiligthum übergibt. Menon sprengt nun gewaltsam die Pforte, und aus dem Dunkel tritt Semiramis, die Tochter der Luft, in Felle gehüllt, ein „göttlich Ungeheuer," an das ersehnte Licht des Tages. Sie erzählt ihr Geschick

Eine schöne Nymph', Areeta,
Die in jenen Lustgefilden
Sich Dianens Dienst in reder

Art der Ausübung gewidmet,
Ward geliebt von einem Jüngling,
Mit Verachtung ſtets erwiedernd
Seine Zärtlichkeit — —
Ein und viele Male kam er
In den Tempel hier der Cypris,
Weil ſie Amor's Mutter iſt,
Um ihr Opfer darzubringen.
Venus, für den Dienſt erkenntlich,
Konnt' ihm zwar nicht Lieb' erzwingen,
Doch ſie ließ ihm ſeine Schöne
Finden auf den öden Triften
Dieſes Bergs, wo der Verweg'ne
Uebt ein ſtrafenswerth Beginnen.
— — — — — —
— Von dieſer mißgebornen
Liebe, dieſer Baſtardliebe,
Stamm' ich her; wie wird mein Ende
Sein, wenn ſo war mein Beginnen;
Anfangs ſchlaue Klag' erhebend
Stellt Arceta ſich zufrieden
Mit des Mann's Entſchuldigungen,
Und ſo machte ſie ihn ſicher
Durch verſtellte Schmeicheleien,
Bis die Roſen und die Lilien,
Die ihr ſchändlich Brautbett waren,
Ihm als ſchändlich Grabmal dienten —

Ihre Hand gab ihm den Tod,
Und nach völligem Verfließen
Jener Zeit, so die Natur
Bei sich selbst zur Frist bestimmte,
Kam heran die unglückselige
Stunde der Geburt; — —
— — Arceta — —
Macht allein sich in's Gebirge,
Und rief im geheimsten Dickicht
Der Lucina, die zum Beistand
Wohl zu spät kam oder nimmer;
Denn den Mutterschooß durchbrach
Ich als menschgewordne Viper,
Und so kostete mein Leben
Zwei Ermordungen dem Himmel;
Bei Arceta's letztem Stöhnen
Kam herzu, was nur an Wild
Das Gebirg enthält im Dickicht,
Was die Luft enthält an Vögeln;
Doch ihr Zweck war sehr verschieden,
Denn die wilden Thiere wollten
Uns zerreißen, uns verschlingen,
Und die Vögel es verwehren.
In so schwerem Kampfe fand
Uns Tiresias — —
Und mich zu sich nehmend, sieht er,
Daß die Vögel all' ihm folgen,

Und in Klau'n und Schnäbeln mit ſich
Bringen Milchſpeiſ' aus den Hürden
Weggeſtohlen im Gebirge,
Die zu meiner erſten Nahrung
Konnte ſehr genügend dienen.
Ob ſo großem Wunder ſtaunend,
Ging er ſchnell, um Rath zu finden,
Beim Orakel ſeiner Venus,
Welches alſo ihm berichtet:
„Dieſes Mädchen iſt mein Pflegkind;
Und da wir im ew'gen Zwiſte
Beide ſtehn, ich und Diana,
Greift ſie's an und ich beſchirm' es;
Aufgebracht, ob der Mißhandlung
Einer ihrer Nymphen, will ſie,
Daß die Waldthier' im lebend'gen
Grabmal ihrer Bäuch' auf immer
Es verbergen; aber ich,
Seinem Schutze gern mich widmend,
Als die Grundurſach', aus welcher
Seel' und Leben ihm entſprießen,
Sende, weil ich bin der Luft
Wahre Göttin, zu des Kindes
Schutz die Vögel aus, und ſie
Werden, wie ich's vorgeſchrieben,
Ihm von heut' an ſein als Ammen,
Täglich ihm in dieſe Wildniß

Bringend die beſchied'ne Nahrung.
Doch geſchieht's mit der Bedingniß,
Daß kein Menſch je von ihm höre,
Weil ich fürchten muß, in dieſem
Mädchen wird an mir Diana
Rache nehmen, Wunder wirkend,
Die den ganzen Erdkreis ſchrecken,
Und zum allgemeinen Gifte
Machend dieſes Kindes Schönheit,
So ihm meine Gunſt beſchieden.
Drum verbind're du die Gräuel,
Frevelthaten, Trauerſpiele,
Mord und tauſend Schreckensdinge,
Die durch ſie erfolgen ſollen,
Bis ſie einen nie beſiegten
König zum Tyrannen macht,
Bis ſie ſelbſt in Jammer hinfährt." —
Alſo ſprach die Göttin —
Und ſo hielt ſie viele Jahre
Mich in dieſes Kerkers Tiefen,
Ohne daß ich mehr von Allem
Weiß, als was er mir berichtet.
— — — — —

Die Gewalt, welche Venus über dieſen ihren Schützling ausübt, zeigt ſich ſogleich an Menon, der in heftiger Liebe für Semiramis erglüht, und ſie auf

einen Landsitz bringt, wo er das köstliche Gut sich in's Geheim ganz zuzueignen gedenkt. Aber auch ihre nach Höherem strebenden Wünsche, ihr gewaltiger Geist, ihr unbezähmbarer Muth geben sich kund. Sie fühlt sich hier nur in neuer Haft, „fortgeschleppt aus Oed' in Oede," sie will den ganzen Gehalt des Lebens erkennen! — Menon ist einstweilen offen vor den König getreten, um ihm den Schatz zu entdecken, den er fand und „den zu bergen Verrath sein würde." In Irenens Gegenwart schildert er mit den üppigsten Farben Semiramis Reize, dadurch zugleich ihre Eifersucht und des Königs Neugier erregend, der ihm deßwegen den Rath gibt, „keine Schönheit künftig vor einem Mächtigen zu rühmen, wenn er selber für sie glühe." — Nur zu schnell bestätigt sich die Klugheit dieses Rathes an dem, der ihn ertheilt und der ihn empfängt. Denn der König stürzt in der Gegend von Menon's Landhause von seinem scheu gewordenen Rosse, das ihn fortschleift, und indem Semiramis es auffängt, erkennt er in seiner Lebensretterin das Bild, das ihm Menon so glühend vorgezeichnet, und das sein Herz nun so ganz und gar erfüllt, daß er trotz der rührenden Vorstellungen des Mannes, dem er

alle Siege dankt, Semiramis aus seinen Armen reißt, und ihm die Augen blenden zu lassen droht, wenn er wage, sie ferner zu betrachten. So wird denn die Tochter der Luft als die Retterin des Königs im Triumph in Ninive eingeführt. Kein Gefühl für Menon hält sie zurück, denn „ihres Geistes übermüthige Herrschbegier" treibt sie von ihm hinweg — „sie soll nun wirklich schauen, was sie geträumt." — Es ist ein tiefer Charakterzug, daß der Dichter dem wunderbaren Weibe eine so reiche Einbildungskraft gibt, daß ihr Alles, was sie hier an Pracht und Glanz erblickt, nicht genügt. Man wird dadurch auf ihr künftiges Schicksal vorbereitet, man erkennt die Nichtigkeit alles Irdischen gegen das Ideal, und wie ein hochbegabter Mensch an der Sehnsucht nach diesem zu Grunde gehen müsse, wenn er es blos auf Erden sucht, da er es auf Erden nirgends findet. — Inzwischen hat sich auch Lydorus bei Hofe eingefunden, der unter seinem falschen Namen schnell genug das ganze Vertrauen des Königs gewinnt, da er seinen Wünschen nachkommt, und von diesem an Menons Platz gestellt wird. Den Letztern zwingt Ninus, der Tochter der Luft glauben zu machen, daß er sie niemals geliebt

habe, und Irene dagegen überredet Semiramis, ihrem Erretter eine ähnliche Aenderung vorzuſpiegeln. Dies führt zu einer ungemein ſchönen und charakteriſtiſchen Scene, in der Calderon wieder die Weiblichkeit ſeiner Heldin, die er nie vergißt, zart und rührend hervortreten läßt. Auf beiden Seiten ſchildert er den Kampf widerſtreitender Gefühle mit der ihm eigenen Lebendigkeit, und indem er dieſen Kampf bis zu dem Punkt führt, wo das beſſere Gefühl ſiegt, zeigt er uns, wie nur durch das Dazwiſchentreten des Königs, der ihr ſeine Liebe jetzt offen erklärt, das edle Herz Semiramis ihrem Befreier abwendig gemacht werden konnte. Aber auch hier vermeidet er es ſorgſam, ſie ganz undankbar und bösartig erſcheinen zu laſſen. Indem ſie auf Befehl des Königs zwiſchen ihm und Menon wählen ſoll und den Letztern zurückweiſet, geſchieht dies nicht ohne Mitleid und Theilnahme, ſie tröſtet ihn dadurch, daß ſie ihm das Unabwendbare ihrer beiderſeitigen Lage vorſtellt:

Ich, durch meinen Lebensmuth,
Hoff' ich glücklich zu bezwingen
Deines Unſterns Macht; doch gingen
Wir vereint, ſo ſeh' ich klar,

Unglück würdest Du mir zwar,
Aber ich kein Glück Dir bringen.

Nach diesem Ausspruche wird Menon von dem König verbannt. Dieser will die Geliebte noch einmal sehen, es noch einmal versuchen, ob er das stolze Herz nicht zu rühren vermöge. In der nächtlichen Stille zu ihr schleichend, wird er von Ninus überrascht, erkannt, um dieser Verrätherei willen zum Tode verurtheilt. Die Bitten Semiramis erhalten ihm zwar das Leben und die Freiheit, doch nicht straflos darf sein Vergehen bleiben, und so läßt ihn der König blenden. — Noch hielt es der Dichter für nöthig, uns zu zeigen, wie es nicht Liebe sei, was Semiramis für den König fühlt, indem sie seine Erklärung stolz zurückweiset und ihm erst dann Gehör gibt, als er ihr seine Hand, mit dieser ein Bündniß anbietet, das ihr die Erfüllung der kühnsten Wünsche sichert. Mit der öffentlichen Bestätigung dieses Bündnisses, und mit des unglücklichen Menons Fluch:

Aus hochmüthiger Eifersucht gib
Dem, der heut bei lautem Jubel
Dir die Krone gab, den Tod!

ſchließt der erſte Theil auf eine großartige und erſchütternde Weiſe.

Im zweiten Theile geht das in Erfüllung, was der erſte ahnen ließ. Der Untergang eines reich ausgeſtatteten Gemüthes im fruchtloſen Ringen nach Höherem, als das Leben zu geben vermag. Wir ſehen Semiramis nach dem frühen Tode ihres Gemahls als Alleinherrſcherin mitten unter den Zeichen ihrer Größe und ihres Wirkens, unter all den wundervollen Denkmälern, von denen noch die ſpäte Nachwelt ſpricht, und die es doch nicht vermochten, die ungezähmte Sehnſucht zu ſtillen, welche ſie fortriß. Wir ſehen ſie vom Spiegel aufſtehen, um den Feind zu ſchlagen, und zum Spiegel zurückkehren, um dort ihren Putz zu vollenden. Aber ihr Glück nimmt in dem Augenblicke eine andere Wendung, wo ſie den bezwungenen Lydorus, welchen wir bereits aus dem erſten Theile kennen, und welcher mit Irenen in ſein Reich zurückgekehrt, nunmehr vor den Mauern Babylons erſchienen iſt, um die Königin wegen der Ermordung ihres Gemahls zur Rede zu ſtellen — Semiramis Glück nimmt, wie geſagt, in dem Augenblicke, wo ſie das Recht des Siegers an dieſem edlen Manne ſchnöde mißbraucht,

seine Wendung. Das Volk, unzufrieden mit seiner Regentin, ruft ihren Sohn Ninias, der bisher in Einsamkeit erzogen wurde, zum Herrscher aus, und die Königin, empört über diesen Wankelmuth, entsagt freiwillig ihren Rechten. Mit eben so charakteristischen als erschütternden Zügen schildert uns der Dichter diesen Glückswechsel, und in ihm die Menschennatur. Alles kehrt sich dem neuen Könige entgegen und verläßt seine unglückliche Mutter. Ninias selbst zeigt sich als ein guter aber schwacher Fürst, der sich von seinen Umgebungen leiten läßt und in seinen Handlungen nicht die rechte Mitte zu halten weiß. So befreit er den Lydorus aus der schmählichen Haft, welche Semiramis über ihn verhängt, er belohnt den Soldaten, der ihn zuerst als König ausgerufen, mit den Gütern des einzigen treugebliebenen Anhängers seiner Mutter: Phyrrus, welcher ihm die Huldigung verweigert, kurz, der Dichter zeigt uns in dieser Umwälzung den Lauf des Lebens, wo der Nachkomme immer das umstürzt, was sein Vorgänger erbaut hat.

In ihre innersten Gemächer verschlossen, kämpft Semiramis einstweilen zwischen Trotz und Herrschbegierde. Die letztere siegt — zu lenken, zu schaffen

und zu wagen iſt das Element, in dem ſie allein beſtehen kann, und um das ſchnelle Wort, mit dem ſie der Krone entſagt, nicht zu brechen, erhebt ſie ſich durch Liſt wieder auf ihren alten Standpunkt. Ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit Ninias führt ſie nämlich auf den Gedanken, den letzten mit Hülfe des treuen Phryxus heimlich zu überfallen, ihn einzukerkern und in ſeiner Geſtalt und unter ſeinem Namen fort zu herrſchen. Es gelingt. Mit Furcht und Erſtaunen ſehen die Anhänger des neuen Fürſten dieſe plötzliche Umänderung, und ohne Semiramis ſelbſt zu erkennen, erkennen ſie doch den Geiſt der Semiramis in ſeinen Verfügungen. Lydorus wird wieder gefeſſelt, der Soldat, welcher den verſprochenen Lohn zu holen kommt, wird hingerichtet, und Alles ſcheint die alte Geſtalt gewinnen zu wollen. Doch die Tochter der Luft kann dem Schickſale, das ſie ſich ſelbſt vorbereitet, wie günſtig es ihr auch wieder lächelt, nicht entgehen. Ihr niemals müder Geiſt hat ſie durch alle Stufen und Wendungen des Lebens geführt, ſie war, wie Chato, die luſtige Perſon, von ihr ſagt:

— — Unthier im Walde —
Gnäd'ge Frau in Aſcalon,

Schlachte Bän'rin auf dem Lande,
Große Dam' im Königsschlosse
Und in Ninive Monarchin —

aber nirgends in all diesem Wechsel fand sie das, was sie suchte, wonach es sie rastlos trieb. Noch einmal rafft sie den alten Muth und die alte Kraft zusammen, indem sie ihren Feinden, die unter der Anführung von Lydenus Sohn gekommen, um diesen zu befreien, entgegen eilt. Allein umsonst kämpft sie gegen eine höhere Waltung an — geschlagen — flüchtig — von den Pfeilen ihrer Verfolger durchbohrt, bricht sie zusammen.

Tochter war sie ja der Luft,
Und in ihr verfließt ihr Odem.

Ninias, der nunmehr aus seiner Haft befreit und wieder zum König ausgerufen wird, schließt das Ganze mit beschwichtigenden und versöhnenden Worten. Der Dichter aber führt uns mit dem Ausrufe der sterbenden Semiramis:

Hast Du endlich doch, Diana,
Ueber Venus Dich erhoben!
Denn Du ließest nur mich leben,
Bis die strengen Schicksungslose
Sich erfüllt — — —

Daß ich grauſam, ſtolz, tyranniſch
Sollte ſein, und mit des Mordes
Schuld befleckt, den Tod empfahn —

auf die Allegorie zurück, mit der er beginnt, und in welche er die Grundidee ſeiner Dichtung gekleidet hat.

Betrachten wir nun Raupach's Dichtung, ſo werden uns gleich in den erſten beiden Aufzügen, denen der erſte Theil von Calderon's Tragödie faſt gänzlich zu Grunde liegt, die Veränderungen auffallen, die er zu treffen für nöthig erachtete. Zwar iſt das Erſcheinen Semiramis, ſo wie die Erzählung von ihrer Entſtehung, welche uns hier Belſazar, ein Prieſter der Aſtaroth, gibt, bis auf einzelne Veränderungen im Mythos beibehalten — allein ſchon in der darauf folgenden Scene finden wir einen neuen Charakter. Allat, Ninus Schweſter, ein ſo kindliches und gemüthliches Weſen, wie es ſich die neueſte Schule der Sentimentalität nur immer erwünſchen mag. Ihre Liebe für Menon iſt eine ganz andere als die der ſtolzen, herriſchen und ränkehaften Irene, welche uns Calderon ſchildert. Denn während jene in ihrer grauſamen Eiferſucht keinen geringen Theil an dem Rachewerk des Königes nimmt, iſt

dieſe dagegen, wie wir im Verfolg der Expoſition ſehen werden, ganz Demuth und Entſagung. Wie bei Calderon erglüht Menon ſogleich für die ſchöne Wilde und bringt ſie auf ſeinen Landſitz, doch nicht wie bei Calderon entdeckt er ſich ſeinem König mit edlem Vertrauen, nicht wie bei Calderon ſucht dieſer das Vertrauen durch großmüthige Entſagung ſeiner Neugier zu belohnen; nicht wie bei Calderon wird hierdurch die plötzliche Leidenſchaft motivirt, als ihn nur der Zufall die erblicken läßt, die er nicht erblicken wollte; nicht wie bei Calderon endlich erſcheint Semiramis ſo echt weiblich ringend zwiſchen der ihr nicht ganz klar gewordenen Liebe für ihren Erretter, und zwiſchen dem mächtigen Ehrgeiz, der ihr in dem König das Mittel zur Erreichung aller ihrer ungezähmten Wünſche zeigt. Naupach führt uns ſogleich in das Gewühl des Krieges; die eben Entkerkerte greift nach dem Schwerte und ſtürzt ſich als tollkühne Männin in die Schlacht, wo ſie mit einem etwas verbrauchten Theatercoup Ninus das Leben rettet, dann durch Eroberung eines wichtigen Punktes eine Taktik zeigt, die der Tochter der Venus oder Luft kaum angeboren ſein dürfte, und auf dieſe Weiſe im eigentlichſten Sinne des Wortes die

Liebe des Königs erstürmt. Dieser läßt sie nun zwischen ihm und Menon wählen, kein mildernder Uebergang führt einen so raschen und gewaltsamen Schritt herbei, und das Gräuliche desselben trägt sogar, wie alles Aeußerste, den Keim des Lächerlichen in sich, da Semiramis das wilde Feuer ihrer Liebhaber mit eisiger Kälte zu verlöschen droht und ihren Bewerbungen eine herzlose Ironie entgegensetzt. Man muß Beide bedauern, den Einen, daß er die Gerechtigkeit, den Andern, daß er sein ganzes Lebensglück für ein liebloses Mannweib aufopfert. Grausam erscheint in diesem Verhältnisse der durch einige mehr warnende als drohende Worte des Menon herbeigeführte Befehl des Königs, ihn zu blenden. Wie ganz anders weiß Calderon diese blutige That herbei zu führen! Unter solchen Umständen wirkt der milde aufopfernde Charakter Alstats wirklich wohlthätig, so sehr die Kritik auch in der Regel gegen derlei mehr schwächende als lindernde Arzneimittel protestiren muß. Indem die Prinzessin verkleidet zu dem ganz verlassenen hülflosen Menon tritt, an welchem das Urtheil des Königs bereits vollstreckt worden ist, und sich ihm zum Führer anbietet, finden der Zuschauer erst in dem Gedanken, daß dem

schuldlosen Unglücklichen — bei Calderon erscheint er nicht so ganz schuldlos, indem er Irenen die Treue bricht — die Liebe in die Nacht seines Elends begleite. Echt tragisch wird diese Scene durch das Erscheinen des Königs mit Semiramis, mit der er, unter dem Jubel des Volkes, Thron und Krone theilt, während Menon seinen Fluch über die Triumphirenden ausspricht.

Doch nun mit Anfang des dritten Aufzuges läßt Raupach den Faden, welchen er bisher, wie man sieht, noch immer mit Calderon getheilt, plötzlich fallen. Er führt uns zu dem öden Zufluchtsort Menons und Atilats. Ninus und Semiramis erscheinen auf einem Zuge gegen ihre Feinde. Ein herber Streit, der sich zwischen ihnen erhebt, indem der König für den Frieden stimmt und die Königin neuen Angriff verlangt, läßt bald das trübe Verhältniß erkennen, das sich zwischen diesem Paar nach dem entflohenen Traume der ersten Leidenschaft eingestellt. Semiramis setzt ihren Willen durch, und der verlassene Ninus bleibt als ein wahrer Schattenkönig zurück, der den Bäumen und Felsen des Waldes seine Noth klagt, dabei von der Erscheinung des todtgeglaubten Menon erschreckt wird, mit dem er

sich jedoch in nichts einläßt, und endlich den kühnen Entschluß faßt, seine herrschsüchtige Gattin aus dem Wege zu räumen. Ticidat, einer seiner Edlen, soll ihm hierbei behülflich sein und der siegreich zurückkehrenden Semiramis den Giftbecher reichen. Schon credenzt dieser den verhängnißvollen Trank, als ihn die milden Worte der Königin plötzlich umstimmen und er durch eine Wendung der Untertasse es so zu fügen weiß, daß der unglückliche Ninus das Gift empfangt. In dem Augenblicke, wo er der einst so Geliebten triumphirend den Tod verkünden will, den sie getrunken, überrascht ihn selbst dieser Tod, und die Tochter der Luft sieht sich mit einem Male an dem Ziele ihrer ehrgeizigsten Wünsche, indem sie die Krone von dem Haupte des Sterbenden auf ihr eigenes setzt. — Der Dichter überspringt nun, wie Calderon, zwischen dem dritten und vierten Aufzuge einen Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren, innerhalb dessen Semiramis feuchtlos das Ideal von Größe zu erreichen strebt, das ihr rastlos verschwebt. Sie hat umsonst gekämpft und gesiegt, sie hat umsonst versucht, in dem prachtvollen Babylon und seinen kühnen Bauten das von Außen wieder zu geben, was ihr Inneres erfüllte — nichts

genügt ihr, immer bleibt die Erfüllung hinter dem Wunsche zurück, und keine Macht und Pracht kann die Leerheit des unbefriedigten Herzens ausfüllen. So sehen wir sie wieder, mit gewohnter Kraft und Stärke einem Aufruhr gegenüber, in welchem sich das Volk zu Gunsten ihres Sohnes Ninias, eines verweichlichten Jünglings, erhebt, und den sie theils durch List, theils durch offene Gewalt schnell zu dämpfen weiß; wir sehen, wie der Meuchelmord vor ihrer Größe zum eigenen Mörder wird, aber wir sehen auch, wie sie eine unbezähmbare Sehnsucht in immer weitere Fernen reißt, bis nach Indiens fabelhaften Landen. Ein Traum läßt sie dort die Erfüllung aller ihrer Wünsche erwarten; umsonst tritt ihr der greise König dieses Landes mit Friedensvorschlägen entgegen, indem er sie warnt, weiter vorwärts zu dringen — sie kann nicht mehr stille stehn — muß bis zu dem Ziele, das ihr entgegenwinkt, wenn es gleich ein anderes ist, als sie es geträumt. Schon beginnt die Schlacht, doch das siegreiche Glück ist von seinem Lieblinge gewichen — in Menons Gestalt, der sich mit dem herumirrenden Ninias verbunden und der Königin nachgezogen ist,

tritt ihr die Nemesis entgegen und ein edler Tod entsühnt ihr entweihtes ruhmloses Leben.

Vergleicht man nun diese beiden Stücke, so erhellt allerdings, daß Raupach der Idee Calderon's gefolgt sei, allein er hat sie als Denker, der Letztere sie als Dichter gelöset. Jene allzu große Sorgfalt, verständlich zu werden, wodurch nur zu oft das Kunstwerk zu einer nüchternen Fabel mit nüchterner Nutzanwendung, oder zu einem dramatischen Syllogismus wird; jene ungemeine Aengstlichkeit, den Grundgedanken ja recht anschaulich zu machen, welche man bei den frühern Dichtungen Raupach's findet, läßt sich auch hier nicht verkennen. Durch sie wurde er ohne Zweifel verleitet, den Charakter der Semiramis mit so starken Farben aufzutragen, daß der sanfte Zug von Weiblichkeit, den Calderon immer durchschimmern läßt, ganz verloren ging. Deßwegen genügten auch die einfachen Mittel in der Ausführung nicht mehr, es mußten neue Personen, neue Verhältnisse hinzukommen — ja der Schauplatz mußte in's Blaue hinausgedehnt werden, vielleicht um die Unbestimmtheit und Unermeßlichkeit jener Sehnsucht zu bezeichnen, welche die Heldin bewegt, allein gewiß zum Schaden der drama-

tischen Wirksamkeit, die eben in den letzten zwei Acten sichtlich abnimmt; denn je weiter die Perspective ist, welche sich hier dem Zuschauer eröffnet, je ferner tritt auch das Interesse zurück, je weniger vermag er das Ganze zu übersehen, und je mehr wird Alles zum ungewissen Stückwerk.

Aber auch die Idee leidet dadurch. Menons Unschuld — sein Fortleben — die anschaulich hervortretende Ermordung des Ninus — Alles dies fordert die Gerechtigkeit auf, und so erscheint uns Semiramis Ende mehr als ein erschreckendes Strafgericht, nicht aber als das beruhigende Ende eines erhabenen Geistes, der als ein Fremdling auf Erden umherirrt, und nur in seiner Heimath das Ziel seines Strebens findet, wie es uns Calderon schildert und wie es doch Raupach gewiß auch schildern wollte. —

Ein Dichter, wie Raupach, verdient es, daß man sein Werk nach allen Seiten hin prüfe — und ich ging mit dieser Prüfung um so offner zu Werke, je weniger dem Manne von Talent mit der leeren Bewunderung eines nüchternen Enthusiasmus geholfen sein kann, der am Ende nur seinen Namen anbetet, und ihn selbst nicht versteht. Es handelt sich hier

nicht um die flüchtige Besprechung einer Uebersetzung aus und nach dem Französischen des Herrn A. B. C. und Consorten — nicht um die Bemerkungen zu einem Ballet oder zu einer Operette der neuesten Zeit und Façon, die man allerdings mit den Worten des Calenders „Sonnenschein und Regen" abfertigen mag — es handelt sich um das Werk eines Poeten, der nach etwas Höherem strebt, als ein volles oder leeres Theaterhaus auf ein paar Stunden zu amüsiren; es handelt sich um ein Werk, das auf eine längere Dauer und auf eine tiefere Erkenntniß Anspruch macht und, das trotz seiner eben angedeuteten Mängel doch so viel Großes und Schönes in sich trägt, daß es zu diesem Anspruch berechtigt erscheint, und immer zu dem Besten gezählt werden darf, was uns die neuesten Bemühungen in diesem Fache geliefert. — Wenn dessen ungeachtet der Erfolg dieser Tragödie bei der Mehrzahl des Publicums nicht durchgreifend war, ja wenn es sich sogar in den ersten Acten laut gegen den Dichter bezeigte, die doch an Kraft und Fülle, an Reichthum des Ausdrucks und Lebendigkeit der Darstellung kaum übertroffen werden können; so mag sich Raupach mit den Worten Voltaire's trösten, der bekanntlich auch eine Semira-

mis geschrieben*) und der sich in seiner Dedication derselben an den Cardinal Quirini folgendermaßen über den Geschmack einer Nation äußerte, die damals als die erste in Geschmackssachen galt: *Les beautés régulières, nobles, sévères, ne sont pas les recherchées par le vulgaire: si on représente une ou deux fois Cinna, on joue trois mois les fêtes venitiennes: un poëme épique est moins lu que des épigrammes licencieuses: un petit roman sera mieux débité que l'histoire du président de Thou; peu de particuliers font travailler de grands peintres; mais on se dispute des figures estropiées que viennent de la Chine, et des ornements fragiles — on dore, on vernit des cabinets, on néglige la noble architecture — enfin, dans tous les genres, les petits agrémens l'emportent sur le vrai remite!* Diese Worte vom Jahre 1748 möchten ungefähr so übersetzt werden: „Einfache, große und kräftige Kunstwerke will die Menge nicht; wenn man einmal

*) Bei Lessing findet sich das Nähere hierüber, und dürfte zu einer ergötzlichen Vergleichung mit „der Tochter der Luft" führen.

den „Lear“ gibt, ſo ſieht man dreimal die „Heurath durch Vernunft.“ Zedlitz „Todtenkränze“ werden nicht ſo ſtark geleſen als Caſtelli's „Bären“ und Hormayr's „Geſchichte von Wien“ hat keinen ſolchen Abſatz, als die kleinen Romane und Erzählungen von L. Y. Z.“

2.

Der Nibelungenhort.

Romantische Tragödie in fünf Aufzügen, 1828.

Es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß das alte Sagengedicht, welches dieser Tragödie zu Grunde liegt — ein Nationalgut des deutschen Volkes in diesem Zweige der Poesie — der Mehrzahl der Gebildeten, die das Theater zu besuchen pflegen, wenigstens in seinem Inhalte und in den Hauptumrissen — bekannt sei. Von dem gelehrten Hagen angefangen, bis auf den fleißigen Berliner Literator Simrock haben sich viele unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller bemüht, dieses Epos in seiner Eigenthümlichkeit bekannt und zugänglich zu machen. Auch war es bereits eine große Quelle für ältere und neuere Dichter, sowohl was Ton, Haltung und Färbung im Allgemeinen anbelangt, als einzelne Theile des Ganzen, die stoffhaltig ge-

nug erſchienen, um ſie in modernen Formen wieder zu geben. Selbſt dramatiſche Bearbeitungen, wenn gleich nicht, wie die gegenwärtige, für das Theater beſtimmt, finden ſich vor; man erinnere ſich nur an Fouqué's „Held des Nordens" und Herrmann's (des Breslauer) Nibelungen.

Hier iſt nun die neueſte Bearbeitung, und zwar nicht allein die umfaſſendſte von allen — denn ſie folgt dem Gange des Epos vom Anfange bis zum Ende — ſondern auch die einzige, bei der es geradezu und ſchon während der Production auf die Bühnendarſtellung abgeſehen war. Dieſe Bearbeitung rührt überdies von einem Dichter her, welchen man wohl, und wär es auch nur wegen der Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er mehr als irgend ein anderer von Jenen, die mit ihm in die Schranken treten können, für das Theater thätig iſt, zutrauen darf, daß ſeine Kräfte in dieſem Falle ſelbſt da ausreichen würden, wo ſie Andern verſagen. Dennoch, und obſchon man das Wirken dieſer Kräfte ſowohl theilweiſe als im Ganzen nicht verkennen mag, haben ſie Raupach hier verlaſſen und ſcheiterten an der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens.

Ich will, um dieſe Behauptung zu beweiſen, die

Punkte einzeln durchgehen, welche hier zu berücksichtigen waren, und als eben so viele Hindernisse dem Bearbeiter entgegen standen.

Der erste und wichtigste ist unstreitig das Fabelhafte, Unbestimmte und Entfernte der Zeit und des Ortes der Handlung, was noch durch die Beimischung des Wunderbaren, die nothwendig eintritt, erhöht wird. Die Tragödie verlangt immer einen festen Grund und Boden; nicht allein die historische, sondern auch die erfundene. Deßwegen ragt Shakespear so hoch über Calderon — denn wie entfernt uns auch „Lear," „Macbeth" und „Hamlet" stehen mögen, sie wurzeln doch fest in einem sichern Erdreiche — deßwegen bleiben uns die griechischen und selbst die römischen Tragiker immer fremd. Sobald die Helden, deren Schicksal uns bewegen, erschrecken und erheben soll, nur als Erscheinungen, nicht als bestimmte Gestalten vor uns hintreten, werden wir auch weniger von ihren Leiden hingerissen, und ihr Untergang oder Sieg erregt nicht mehr jene vollständige Theilnahme, die immer Statt finden soll, wo eine Handlung nicht blos durch die Erzählung, sondern durch die Anschauung selbst, also als etwas Wesentliches, Lebendiges und Geschehendes sich vor

uns entwickelt. Hierin liegt zugleich der groſse und deutliche Unterſchied zwiſchen dem Drama und Epos. Ein Wanderer kommt nach langen Jahren und Fahrten zurück in die Heimath: er ſetzt ſich in den Kreis der Seinen, und wie er nun zu erzählen beginnt, von all den fremden Landen und Meeren, Völkern und Sitten, von Abenteuern, die er erlebt, von Sagen und Märchen, die er gehört, da horcht Jeder mit Theilnahme dem Fluſſe ſeiner Rede, erfreut ſich an dem Wohllaut ſeiner Stimme, an dem Feuer ſeines Vortrags, an dem Geiſte und der Phantaſie, womit er die Vergangenheit zur Gegenwart umzuſchaffen, das Ferne nahe zu bringen, das Fremde heimiſch zu machen weiß, und was ihm dabei noch unklar und ungewiß bleibt, das malt ſeine eigene Einbildungskraft zur Genüge aus und hinzu. Nun aber verändert ſich die Scene — es bleiben dieſelben Zuhörer, aber was ſie früher gehört haben, das ſollen ſie nun ſchauen, ſie ſollen mit erleben, mitfühlen, was ihnen bisher von einem Andern als erlebt und gefühlt geſchildert wurde, und nicht über das, was geſchehen iſt, und was ihnen der Erzähler glaublich zu machen wuſste, ſondern über das, was wirklich geſchieht und was nur durch die Sache

ſelbſt glaublich werden kann, ſollen ſie ſich Rechenſchaft geben. Da verwirren ſich die Gedanken, die Bilder verſchwimmen und zerrinnen, es iſt kein ruhiger Genuß mehr, nichts Gewiſſes, nichts Beſtimmtes, kein Anhaltspunkt, und ſo bleibt auch der Eindruck, wenn es hoch kommt, immer nur halb und unvollſtändig. Eben ſo iſt es mit dem Erfolge dieſer Tragödie. Was uns an dem Epos erfreut, das ruhige Fortſchreiten und Entwickeln der Begebenheiten, der alterthümliche Ton, mit ſeinen Anklängen aus einer verrauſchten herrlichen Zeit; das Originelle der Form und ſelbſt der Reiz des Sagen- und Märchenhaften, das fällt in der modernen Scenirung auf der Bühne hinweg, und, was bleibt — die eigentliche Handlung und die Charaktere — reicht in dieſer Geſtalt nicht hin, um uns zu feſſeln und zu erwärmen. Hier iſt der Uebergang zu dem zweiten Punkte, der Anſtoß gibt, und dem Dichter als unüberwindliches Hinderniß entgegen ſtand. Wie ſcharfſinnig er auch die Perſonen ſeines Drama's aus dem Gedichte herausbob, wie ſehr er ſich bemühte, den Hauptcharakteren das rechte Intereſſe zu erhalten und zu verleihen, und die Nebencharaktere auf den Platz zu ſtellen, wo ſie in einander

greifend und zusammen wirkend erscheinen mußten; wie sorgfältig er endlich alle einzelnen Situationen und Momente benutzte und ausführte, denen ein dramatisches Leben abzugewinnen war: so fehlte es doch dem Ganzen sowohl an einem Haupthelden, als an jenem innern nothwendigen Zusammenhang, in welchem nächst der Idee, auf die ich später zu sprechen komme, die eigentliche Seele eines Kunstwerks dieser Art liegt. Eine kurze Betrachtung des Inhaltes in seiner Scenenfolge wird den nähern Beweis für diese Behauptung herbei führen.

In dem Vorspiele erscheint Siegfried als Befreier Chriemhildens, die er dem Drachen entrissen hat, und als Eroberer des Schatzes, welchen er sammt einer Nebelkappe von dem Zwergenkönige erhält. Mit kräftiger Werbung erstegt er Chriemhilds Liebe und das Versprechen ihres Bruders zu ihrer Verbindung, wenn er ihn bei seiner Brautfahrt um die stolze Brunhilde, die Männerbändigerin, unterstützen wolle. Siegfried zieht nun mit Günther diesem Abenteuer entgegen, und so schließt die Introduction mit einer warnenden Betrachtung des Gnomenkönigs über die thöricht stolze Zuversicht der Menschen in ihren Bestrebungen. — Der erste Act

der Tragödie führt an Brunhildens Hof. Die bisher Unbezwungene wird von Günther durch Siegfrieds Beistand, der, unsichtbar durch die Nebelkappe, an seiner Seite kämpft, besiegt, und muß nun, ihrem Worte zu Folge, wenn auch mit Widerwillen, Günthers Gemahlin werden. Aber ein zweiter Kampf steht noch dem Könige bevor, nämlich den Zaubergürtel der Jungfrau zu lösen, die sein Weib geworden, und in dem ihre Stärke liegt. Auch dies gelingt durch Hülfe des bereitwilligen Siegfrieds, der jedoch zum Lohne dafür den Gürtel behält, und jetzt endlich führt Günther Brunhilden als ganz sein eigen heim in das Land, das er beherrscht. — Im zweiten Acte erscheint Siegfried mit Chriemhilden, Günther mit Brunhilden vereint. Doch die Frauen vertragen sich nicht wie die Männer, und eifersüchtig bewacht Jede das Vorrecht im Gefühle der Würde und des Ruhms ihres Gatten. Chriemhild hat den geraubten Gürtel unter Siegfrieds Schätzen gefunden. Sie dringt mit aller dem schwachen über das starke Geschlecht verliehenen Macht in ihn, ihr zu entdecken, woher er ihn habe. Siegfried verläugnet zum ersten Male den Helden und schwatzt aus, was er ewig zu verschweigen gelobt hat. Nun folgt jene

berühmte Scene des Gedichtes, wo die beiden Königinnen sich am Eingange der Kirche, streitend um den Vortritt, feindselig begegnen, und endlich in offenen bittern Streit ausbrechen, der von Chriemhilden auf eine Brunhildens Stolz furchtbar demüthigende Art, durch Entdeckung des Geheimnisses mit dem Gürtel, gelöset wird. So ist die Flamme geschürt, und verderblich und tödtlich lodert sie aus dem ergrimmten Weiberherzen empor. Siegfried muß ihr Opfer sein, weil er diese Schmach herbeigeführt, und Hagen, der treue Diener seines Herrn, der diese Schmach auch auf seinen König und sich bezieht, ist das willige Werkzeug zur blutigen Rache. — Die Vollziehung der letztern bildet den dritten Act. Sie ist aus dem Epos hinlänglich bekannt, und Raupach blieb diesem, so viel als möglich, getreu. Nach einem ahnungsvollen und rührenden Abschied von Chriemhilden wird der Held auf der Jagd, da er sich ermüdet und durstig zu einer kühlen Quelle bückt, von Hagen auf den verwundbaren Theil seines Leibes, an der Schulter, tödtlich getroffen, und stirbt, verhöhnt von Brunhilden, bedauert von seinem zaghaften Schwager, einen unrühmlichen Tod. Nur der Mörder Hagen und der Sänger Volker

bleiben bei dem einſamen Leichnam zurück, deſſen lebloſes Haupt der Letztere mit dem lebloſen Lorbeer bekränzt. — Chriemhildens Schmerz füllt den größten Theil des vierten Actes, und erſt nachdem ſie ſich ihres Kindes wegen wiederholt vor ihrem Bruder und der triumphirenden Brunhild gedemüthigt hat, erfaßt ſie eine Art von dithyrambiſcher Wuth, in der ſie die Werbung des Hunnenkönigs Etzel annimmt, weil ſie ihn als Werkzeug der Vergeltung zu benutzen gedenkt. Ihr Hochzeitstag ſoll auch der Untergang von Siegfrieds Mördern und Quälern ſein. — Die gräulichen Thaten dieſer Hochzeitsnacht bilden den fünften Act und den Schluß des Ganzen. Etzel überfällt, wie er es ſeiner Braut verſprochen, Günther und die Seinen. Ein furchtbares Blutbad beginnt, dem Chriemhild, von plötzlicher Reue erfaßt, umſonſt Einhalt zu thun verſucht. Alle die Ihren ſind gefallen, Brunhild hat ſich mit dem Königskinde in den reißenden Strom verſenkt, der auch den unheilsvollen Hort verſchlungen, ſie ſieht das Haupt ihres ermordeten Bruders aufgeſteckt von den Barbaren als gräuliches Siegeszeichen, da kehrt ſich ihr Grimm gegen Etzel, doch der Streich, den ſie nach

ihm führt, trifft ſie ſelbſt, und unter den Schwertern der wilden Horde verhaucht ſie ihr Leben. —

Es fällt nach dieſer Expoſition ſogleich auf, daß dem Stücke der Held mangelt, daß heißt derjenige Charakter, der Hand in Hand mit der Idee, die ſich in ihm ausſpricht, durch das Ganze geht, der vorzugsweiſe unſere Theilnahme in Anſpruch nimmt, deſſen Schickſal unſer geiſtiges Vermögen in Thätigkeit ſetzen, unſer Herz rühren, unſern Verſtand beſchäftigen, unſere Phantaſie erregen, und deſſen endlicher Untergang auch eine Handlung abſchließen ſoll, in der er ſich entwickelt. Siegfried iſt nicht dieſer Held und kann es nicht ſein. Der unrühmliche Tod, dem er erliegt, entbehrt der tragiſchen Erhebung. Sein Untergang iſt zwar nicht ganz ſchuldlos, und möchte beſonders durch ſeine ſtolze Zuverſicht, mit der er ſich des Schatzes bemächtiget und ſo das Unheil gleichſam muthwillig beſchwört — worauf auch der Nibelungenkönig im Vorſpiele hindeutet — herbeigeführt worden ſein. Aber es fehlt durchaus an einem Zweck, für den er untergeht, alſo an einem Kampfe dafür, alſo an einem Siege der höhern Macht, gegen die er in die Schranken tritt, alſo an Erhebung. Auch bildet ſein Tod nicht das

Ende des Trauerſpiels, ſondern eigentlich beginnt es erſt damit; er erſcheint nur als Mittel, und durch ihn werden erſt großartige Leidenſchaften und Affecte in Bewegung geſetzt, die wir bis dahin ganz vermißt haben; denn was früher davon vorkommt, iſt mehr untergeordneter Art — ſelbſt der Zwiſt der beiden Königinnen entſpringt aus einer zu kleinlichen Urſache, als daß er — wie ſehr man übrigens auch der höchſt lebhaften Ausführung des Dichters gerade in dieſer Scene alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß — jene hinreißende und begeiſternde Kraft athmen könnte, der ein höheres und gewaltigeres Motiv zu Grunde liegt. Im Epos hat jener Streit ſogar eine Art von komiſchem Hintergrunde, welcher durch die nackte Darſtellung noch erhöht wird, und wenn dies auch in der Tragödie nicht der Fall iſt — obſchon ſich ſelbſt hier Spuren einer entgegengeſetzten Wirkung wenigſtens auf diejenigen zeigten, die nun einmal nicht im Stande ſind, den Ernſt und die Würde einer Dichtung da aufzufaſſen, wo ſie nicht ganz in ihre herkömmlichen Begriffe hineinpaſſen — ſo bleibt es doch immer ein gefährliches und gewagtes Unternehmen, dieſe und ähnliche Momente zu entſcheidenden tragiſchen Wendepunkten zu wählen.

Ein ſolcher aber tritt hier ein, und alles Nachfolgende, der Tod Siegfrieds, ſo wie Chriemhilds Rache, wird durch den Zank zweier um den Vortritt eiferſüchtigen Frauen herbeigeführt. Allerdings läßt es ſich nicht läugnen, daß in dem Zuſammenhange der Dinge, in jener wunderbaren Kettenreihe, wo wir oft aus den geringfügigſten Urſachen die größten und ergreifendſten Folgen ſich entwickeln ſehen, tiefer Stoff für den Denker und auch für den Künſtler liege; doch die Lehre hiervon gehört in die Metaphyſik, oder in einen philoſophiſchen Roman, aber nicht in ein Trauerſpiel, wo wir den Menſchen in ſeinen Handlungen, das Leben in ſeinen Geſtaltungen verlangen, wo wir durch keine Speculation irre geführt, ſondern durch das freie Walten der reinmenſchlichen Kraft erhoben und begeiſtert werden wollen. Ueberdies grenzt dieſer Zuſammenhang der Dinge in den Combinationen, zu welchen er führt, ſo nahe an die oft mißbrauchte Schickſalsidee, und mit dieſer verbinden ſie ſo beengende, niederſchlagende und den reinen Aufſchwung des Geiſtes hemmende Gedanken, daß wenigſtens der dramatiſche Dichter ſtets ihn vermeiden ſollte. — Doch dies betrifft eigentlich die Handlung des Stückes, und es iſt noch immer der Beweis zu führen, daß

demſelben eine tragiſche Hauptperſon fehle. — Vielleicht iſt Chriemhild dieſe Hauptperſon? Die Vermuthung klingt um ſo wahrſcheinlicher, als ſie der einzige Charakter iſt, der vom Anfang bis zum Ende durchgeführt erſcheint, und an dem wir die meiſte Theilnahme nehmen; auch hat ihn der Dichter unſtreitig, vorzüglich in der zweiten Hälfte, mit beſonderer Vorliebe und mit unbeſtreitbarem Aufwande ſeines Talentes ausgeſtattet. Wenn man jedoch dieſe eine Bedingung zugibt, ſo vermißt man dagegen eine zweite weſentliche. Es fehlt Chriemhilden nämlich an jener Bedeutſamkeit, die bei einem ſolchen Charakter durchwegs vom Anfang bis zum Ende die Aufmerkſamkeit feſſeln ſoll. So lange Siegfried noch lebt, tritt ſie gänzlich in den Hintergrund und erhebt ſich kaum über die Gewöhnlichen ihres Geſchlechtes, indem ſie nur Seiten entwickelt, welche dieſem allgemein eigen zu ſein pflegen, ohne irgend einen hervorſpringenden Zug, der auf eine beſondere Kraft oder Eigenthümlichkeit ihres Innern hinwieſe. Brunhild iſt in dieſer Hinſicht bei weitem reicher und tiefer begabt; ſie tritt als männliche Jungfrau ſcharf und kräftig auf, und endet ſcharf und kräftig als männliches Weib. Erſt nach der

Ermordung ihres Gemahls entwickelt ſich in Chriemhilden eine Beſtimmtheit und Begeiſterung des Schmerzes, welche uns an der tragiſchen Richtung, die ſie gewinnt, nicht länger zweifeln läßt. Dadurch aber zerfällt der Charakter ſchon in zwei Theile, da er doch nur Einer ſein ſollte. Aber dieſer Zwieſpalt geht auch jetzt noch fort — denn die Demüthigung vor der ſtolzen gehaßten Schwägerin, vor der Mörderin Siegfrieds, vereinigt ſich weder mit der frühern, noch mit der ſpätern Haltung, und wollte man dieſe Inconſequenz durch die ungeheure Aufregung des Augenblickes entſchuldigen, ſo tritt doch derſelbe Fall ſpäter wieder ein, wo ſeine Unſtatthaftigkeit am klarſten wird. Nachdem der Dichter nämlich alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel — und deren ſind nicht wenige — angewendet hat, um Chriemhilden auf jenem Standpunkt darzuſtellen, wo das zum Aeußerſten gereizte und empörte Gemüth den letzten Reſt von Weiblichkeit fahren läßt, um nur der vollſten Rache zu leben, und nachdem es ihm damit wirklich zum Bewundern gelungen iſt; denn man vergißt über der Größe und Gewalt dieſer Schilderung das Unnatürliche in ihr: vernichtet er alle dieſe Bemühungen wieder durch die fruchtloſe und thörichte Reue,

die er im Moment der Entscheidung über seine Heldin kommen läßt, und mit der er wahrscheinlich die verletzte Weiblichkeit wieder herzustellen und die hypergemüthlichen unter seinen Zuschauern zu versöhnen dachte. Dieser verunglückte Zug hat den unangenehmsten Eindruck auf mich gemacht, und so manche einzelne Schönheit des Ganzen, die ich keineswegs übersehe, mit einem Male auf eine verdrießliche Art verwischt. Alles Uebrige, was noch darauf folgt, der Untergang eines ganzen Königshauses, Chriemhilds Ende — das nunmehr nicht als Opfer für eine Idee, sondern rein als Schlachtopfer, daher auch ohne tiefern Erfolg erscheint — entbehrt der rechten Wirksamkeit und läßt mehr oder weniger kalt. Nichts aber ist zweckwidriger und unpoetischer als diese Verkühlung am Schlusse, wo gerade die Flammen des ganzen Stückes in Eine zusammenschlagen und hoch und gewaltig nach Oben emporstreben sollen, damit sie das Auge, die Seele und den Geist des Zuschauers nach sich ziehen.

Der dritte Klagepunkt ergibt sich schon aus den beiden ersten. Es fehlt der Tragödie an einer ihre Theile vereinigenden und alle belebenden Idee. Ich konnte wenigstens, trotz des sorgfältigsten Nachsinnens

weder eine ſolche heraus finden noch ſelbſt hinein legen, man müßte denn dieſe zugeben wollen: „daß es vom Uebel ſei, wenn der Menſch die irdiſche Hand nach dem Geiſterreiche ſtreckt, und ſich dort holt, was er nicht zu gebrauchen verſteht, und womit er daher ſich und Andern den Untergang bereitet.“ — Dazu aber wird das Walten des Geiſterreiches und ſeiner Gaben zu wenig veranſchaulicht; man verliert Vieles ſchon nach dem Vorſpiele aus dem Gedächtniſſe, und nach Siegfrieds Untergange erinnert gar nichts weiter daran. Wie ganz anders wirken die Hexen in „Macbeth!“

Die Ausführung läßt den Dichter nicht verkennen, auch nicht den Bühnendichter, der es darin ſchon zur Fertigkeit gebracht hat. Vorzüglich bewährt ſich dies in einzelnen draſtiſchen Situationen, die immer mit großer Lebendigkeit und dabei, bis auf die Abſchiedsſcene zwiſchen Siegfried und Chriemhilden, die in ihrer Rührung etwas zu lang wird, auch mit höchſt empfehlenswerther Gedrängtheit und Kürze dargeſtellt ſind.

Die Sprache iſt rein, feurig, nicht ſo reich an poetiſchen Gedanken und Bildern, als die frühern Dichtungen Raupach's, aber doch derſelben auch kei-

neswegs entbehrend, ich erinnere nur an das ſchöne und friſche Bild eines kräftigen geſunden Jugendlebens, mit welchem Siegfried dem Tod entgegen geht, und das in dieſer Beziehung noch tiefer und werthvoller wird, als es an und für ſich iſt. Zweckmäßig wäre es übrigens geweſen, wenn der Dichter das eigenthümliche Colorit des Nationalepos auch auf das Aeußere ſeines Werkes übertragen, und ſtatt mancher allzu modernen Anklänge, lieber den alten einfachen Ton angeſchlagen hätte, in welchem dieſes ſo charakteriſtiſch und bezeichnend angeſtimmt iſt.

3.

Vormund und Mündel

Schauſpiel in fünf Aufzügen, 1827.

Eine phantaſievolle und geiſtreiche junge Dame, Miß Mathilde Müllner, liebt in's Geheim ihren Vormund Dorriforth, einen Malteſerritter, deſſen ruhige Würde und männlicher Ernſt ſie vielleicht um deſto mehr anziehen, je mehr dieſe Eigenſchaften gegen ihre eigene Leidenſchaftlichkeit im Gegenſatze ſtehen. Dorriforth, der mit vielen andern trefflichen Gaben des Verſtandes und Herzens auch das ſtrengſte Pflichtgefühl verbindet, hat von dieſer Liebe keine Ahnung, und glaubt im Gegentheil ſeine Mündel in einer heimlichen Verbindung mit dem jungen Lord Lawnli, von welcher er ihr, für ihr Wohl aufrichtig beſorgt, und zugleich in die Feſtigkeit ihres Charakters nicht eben das vollſte Vertrauen ſetzend, wohlmeinend abrathet. Mathilde ſcheint dieſem Rathe auch Gehör zu geben, wenigſtens beſtehlt

ſie, den Lord abzuweiſen, ſobald er ſie wieder beſuchen werde. Dieſer, ein ungeſtümer, feuriger Liebhaber, läßt ſich aber nicht leicht entfernen, ja er dringt mit Gewalt zu ſeiner Angebeteten, und erregt durch die Heftigkeit, mit der er ihr wider ihren Willen entgegen tritt, den Unwillen des ſonſt ſo gemäßigten Dorriforth in einem ſolchen Grade, daß der beſonnene Mann, außer ſich gerathend, ihn von Miß Mathilde zurück reißt, was eine wechſelſeitige Ausforderung herbei führt. Je erregbarer Mathilde überhaupt erſcheint, je mehr muß ſie durch die Nachricht von dieſem Vorfalle, der ein von ihr ſo heißgeliebtes Leben in Gefahr bringt, bewegt werden; dieſe Reizbarkeit geht ſo weit, daß ſie, alle Verhältniſſe vergeſſend, zu den Füßen des Vormundes ſinkt, und ihn durch das Geſtändniß ihrer Liebe von dem gefürchteten Duell abzuhalten verſucht. Scham und Reue über dieſen Selbſtverrath laſſen ſie aber zugleich dieſes Geſtändniß ſo verdrehen, daß es ſcheint, als ſei hier von ihrer Liebe zu Lord Lawnli die Rede. Natürlich wird dadurch Dorriforth in ſeiner Vermuthung befeſtigt, die ſein ehemaliger Erzieher, Sandford, ein feſter, in ſeinen Grundſätzen unerſchütterlicher Verſtandesmann, den das unbeſtändige, ſchwan-

kende Betragen der Miß ſchon deßwegen gegen ſie aufbringen muß, auf jede Weiſe zu nähren bemüht iſt. Das Duell geht inzwiſchen ziemlich glücklich vor ſich; Dorriforth wird leicht am Arme verwundet, und ſchont ſeines Gegners. Aber nun drängt ſich das Geheimniß ihrer Neigung gewaltſam aus Mathildens Bruſt; ſie kann es nicht länger verſchweigen, ſie muß ſich mittheilen, und ſo macht ſie ihre Geſellſchafterin, Miß Woodlei, zu ihrer Vertrauten. Miß Woodlei iſt in ihren Anſichten eben ſo ſtrenge, als Sandford; Mathildens Eröffnung erſchreckt ſie eben ſo ſehr, als ſie ihre Leidenſchaft mißbilligt, und indem ſie Alles anwenden will, um ſie von derſelben zu entfernen, glaubt ſie, Trennung ſei hierzu das beſte Mittel. Dieſe Trennung weiß ſie auch dadurch zu bewirken, daß ſie droht, im Weigerungsfalle Dorriforth Alles zu entdecken. Vier Monate vergehen nun. Der Vormund iſt einſtweilen durch den Tod eines Anverwandten, nach engliſcher Sitte, in den weltlichen Stand zurückgekehrt und in deſſen Rang und Erbe eingetreten; Mathildens Liebe ſteht nun kein äußeres Hinderniß mehr entgegen, als der Zweifel an Gegenliebe, da ſich Dorriforth immer mit gleicher Zurückgezogenheit und kühler Höflichkeit gegen ſie

benimmt. Ihre Lage wird durch dieſe Ungewißheit um ſo peinlicher, als ihre Weiblichkeit ihr jedes Mittel, dieſelbe zu beſeitigen, verbietet; natürlich wirkt dieſe Peinlichkeit, da ſie ſich nicht zu beherrſchen verſteht, auch auf ihr Benehmen zurück, und eben ſo natürlich wird Dorriforth durch eben dieſes Benehmen in ſeiner zweifelhaften Meinung, die er bereits von ihr hegt, noch beſtärkt. Da bringt endlich, nach einer heftigen Scene mit Mathilden, ein Geſpräch mit ihrer Vertrauten das lange Verborgene zu Tage, und nun entdeckt es ſich auch, daß Dorriforth, was ſchon ſein ungewöhnlich exaltirtes Verfahren gegen Lord Lawnli gleich im Anfange zu erkennen gibt, Mathilden mit eben ſo inniger, wenn auch gemäßigterer Neigung zugethan ſei. Ihr Erſcheinen ſelbſt führt dieſes Geſtändniß mit aller Wärme herbei, und ſo hält man das wechſelſeitige Glück für begründet. Aber noch haben beide Theile einen ſchweren Kampf zu überſtehen, den ihre wechſelſeitigen, ſich beinahe ſchauf gegenüberſtehenden Charaktere beginnen. Obgleich ſie nämlich verlobt ſind, und ihre Verbindung bereits beſtimmt iſt, ſo fehlt doch noch jenes Vertrauen und jene Ueberzeugung, durch die allein das dauernde Glück der Zukunft geſichert wird.

Dadurch, daß Mathildens Gluth nicht der gleichen Gluth begegnet, entstehen Zweifel an der aufrichtigen Gesinnung Dorriforths in ihr, und sie fängt sogar zu fürchten an, daß seine Wahl nicht aus wahrer Liebe, sondern nur aus Mitleid entsprungen sei. Eben so wenig vermag sich Dorriforths besonnenere, aber tiefer empfindendere Neigung in die unbesonnene Leidenschaft seiner Verlobten zu finden. Während nun die Erstere zu Extremen schreitet, um ihre Zweifel zu lösen, werden dadurch die Zweifel des Letztern nur gesteigert, und sein Betragen erscheint um so gemessener, je ungemessener das ihrige ist. Mathilde, ziemlich aufgeregt von einem Balle zurückkehrend, den sie gegen den ausdrücklichen Wunsch Dorriforths besucht, durch seine Vorwürfe, und durch die Gegenwart des ihr verhaßten Sandford noch mehr erbittert, beschließt am andern Morgen zu dem Aeußersten zu schreiten, um diesem peinlichen Verhältnisse ein Ende zu machen. Ein Besuch ihres einstigen Verehrers, Lord Lawnli, gibt ihr dazu die willkommene Gelegenheit; dies soll Dorriforths Eifersucht reizen, um, nach ihrer Meinung, eine desto zärtlichere Versöhnung herbei zu führen, in welcher sich endlich ihre Liebe völlig begegnen müsse. In

der That überraſcht der Verlobte auch ſeine Braut beim Empfang des unwillkommenen Beſuches, und da ſie, ohne ſeiner im Geringſten zu achten, auf Lawnli's alltägliches Geſpräch lauſchend, nur für dieſen gegenwärtig iſt, glaubt er nun die vollſte Gewißheit zu haben, daß Mathilde doch die unbeſtändige, flatterhafte und launige Coquette ſei, für welche er ſie früher gehalten, und vor der ihn der wackere Sandford immer gewarnt hat. Er entſchließt ſich alſo ſchnell; ein Brief von ihm löſet die Verbindung auf und kündigt Miß Millner an, daß er auf Reiſen gehen wolle. Je unerwarteter dieſer Schlag das Herz des armen, ſich ſelbſt täuſchenden Mädchens trifft, je ſchmerzlicher iſt auch ſeine Wirkung. Wie ein Schleier fällt es nun von ihren Augen, ſie ſieht das Thörichte und Unzweckmäßige ihres Betragens ein, der Stolz und das Selbſtvertrauen verſchwinden, mit denen ſie Liebe erzwingen wollte; ſie machen dem Gefühle der Reue Platz, und jetzt erſt lernt ſie den ganzen Werth Dorriforths kennen, da ſie ihn verlieren ſoll. Selbſt der kältere, überſtrenge Sandford fühlt Mitleid mit der Unglücklichen, und es erwacht der Gedanke in ihm, daß er ſich doch mit ſeinem Urtheile über ſie getäuſcht haben könne. Doch

nun iſt es zu ſpät; ſchon ſchlägt die Stunde des Abſchiedes; der Wagen, der den Lord fortbringen ſoll, ſteht vor dem Thore, noch einmal verſammelt ſich die ganze Geſellſchaft zum Abſchiede — vielleicht zur ewigen Trennung. Auch Mathilde erſcheint, und ihr Anblick, die Thränen in ihren Augen beweiſen die Veränderung, die in ihrer Geſinnung einſtweilen vorgegangen iſt. Alle ſind aufs Höchſte bewegt, ſelbſt Sandford, der es umſonſt verſucht, das Geſpräch im Kreiſe der gewöhnlichen Converſation feſt zu halten. Nun tritt Dorriforths Kammerdiener ein und mahnt ſeinen Herrn zum Aufbruche. Waren die Herzen ſchon früher bewegt, ſo erſchüttert ſie jetzt vollends der ernſte Zauber des Trennungsſchmerzes, die Liebenden können ſo nicht ſcheiden, was bisher hemmend und ſcheidend zwiſchen ihnen lag, fällt in dieſem Augenblicke zuſammen, und macht jenem Gefühle Platz, das überall und immer als der einzig wahre Bürge der einzig wahren Liebe gilt, und das die Schranken äußerer Normen und Formen wohl zu verbergen, aber nie ganz zu unterdrücken vermögen. Auch diesmal hat dieſes Gefühl den reinſten Sieg davon getragen und Sandford krönt es, indem er ſelbſt die Hände der Verſchmolzenen in einander legt.

. . . . .

Es war nothwendig, die Handlung dieſes intereſſanten Stückes ſo ausführlich als möglich zu erzählen, damit eines Theils keiner der feinen Fäden verloren gehe, welche das ganze Gewebe *) bilden, andern Theils aber die Intrigue nicht mit andern, vielleicht in den entfernteren äußern Umriſſen ähnlichen, aber an innerem Gehalt gewiß unterſchiedenen, verwechſelt werde — eine Verwechslung, die ich mir übrigens bei demjenigen, der die Dichtung ſelbſt geſehen oder geleſen hat, nicht mehr denken kann. Allerdings ſchließt ſich das Werk in der Gattung jenen Familienſchauſpielen und häuslichen Gemälden an, die zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts eine eigene Abtheilung und Schule der deutſchen Bühne bildeten. Aber wer — bei allem Guten, was dieſen Stücken ſonſt eigen ſein mag — ihre ſchwachen Seiten, ihre ewigen Wiederholungen, ihre ſtereotype Charakteriſtik, ihre auf der Oberfläche herumſchwimmende und mit falſcher Empfindſamkeit verſetzte Moral kennt, dem muß auch der Unterſchied klar werden, der die gegenwärtige Dichtung in ihrer

*) In den nächſtfolgenden Andeutungen über „Vater und Tochter" iſt der Stoff näher angegeben, dem es eigentlich ſein Entſtehen verdankt.

ganzen Anlage und Ausführung von jenen frühern Producten trennt und weit über dieſelben erhebt. Zwiſchen Raupach's „Vormund und Mündel" und Iffland's „Mündel" mag, um den Standpunkt ſogleich zu beſtimmen, von welchem aus das Werk betrachtet ſein will, ungefähr daſſelbe Verhältniß beſtehen, wie zwiſchen dem „Siegwart" und „Werther," zwiſchen einem Lafontainiſchen Romane (aus ſeiner Glanzperiode) und Göthe's Wahlverwandtſchaften. — Dem Stücke liegt eine neue, wahrhaft poetiſche Idee zu Grunde — ſie iſt bereits in der Expoſition ausgeſprochen — die Handlung, welche dieſe Idee zur Anſchauung bringt, iſt, wenn auch nicht ganz originell und dem dramatiſchen Dichter gehörig, doch mit einem bewundernswürdigen Scharfſinn angeordnet, der den anſcheinend geringfügigſten Theilen Bedeutung gibt und ſie alle, in verſchiedenartigen Richtungen, nach einem Punkte vereinigt — dabei voll ſteigenden Intereſſes, das die Aufmerkſamkeit in einem ſeltenen Grade zu feſſeln weiß; die Charaktere ſind eigenthümlich, wahr und zeitgemäß (wir werden noch darauf zurück kommen) und durch das Ganze weht dabei eine nicht zu verkennende geſunde Lebensphiloſophie, die der Dichtung noch eine eigene Bedeutung und einen eigenen Werth

gibt. Ich will mich über das Letztere näher aussprechen, da eine solche originelle Richtung unstreitig alle Aufmerksamkeit der Kritik verdient. — Wie das Drama über alle andern Dichtungsarten, schon seiner umfassenderen Natur und Wirksamkeit nach, emporragt, so vereinigt es auch dieselben in sich, und ist daher lyrisch, episch, didaktisch, elegisch, epigrammatisch und sogar idyllisch; denn alle diese Arten bringt das Leben mit sich, und das Leben im vollsten, weitesten Umfange seiner Erscheinungen ist es, was uns der dramatische Dichter zu geben hat. Daher ist der Tadel, welchen man so oft laut werden hört: dieses oder jenes Stück sei zu reflectirend, zu lyrisch u. s. w., nur in so fern begründet, als dies auf Kosten der Handlung und Charakteristik Statt findet, sobald die letztere sich aber damit vereinigt, erscheint er nur aus der Luft gegriffen, um überhaupt — etwas zu tadeln. Nun ist es eine in der Nationalität und dem ganzen Streben und Sein des Deutschen begründete Erfahrung, daß er sich am meisten zum Denken, zum Speculiren hinneigt. Nur der Engländer, bei dem aber die Phantasie noch thätiger ist, kommt uns hierin am nächsten. Ganz natürlich fassen daher auch die Sprecher der Nation, die Dichter, jene

Seite faßt, wo sie am zugänglichsten ist. So hat Schiller in seiner Poesie die Kant'sche Philosophie in's Leben gebracht, und, wenn man so sagen darf, populär gemacht; so wirkten Göthe, Klinger, Fichte und mehr oder weniger alle übrigen, bis zu den neuesten herab, die auf den Namen deutsche Dichter Anspruch machen können, und die sich nicht mit blossen Nachahmungen und Nachbildungen zersplitterten.

Wenn dies gleich mehr für den Roman — wo dazu ein weites Feld vorhanden ist — als für das Drama gilt, so wird man doch auch in der Mehrzahl von Werken der letztern Gattung die Spuren dieser Neigung zur Reflexion nicht verkennen, ja in mehreren, nur z. B. des Don Carlos zu erwähnen, herrscht sie durchgehends vor. Es versteht sich von selbst, daß dabei blos von der angewandten, von der Philosophie des Lebens, der Kunst u. s. w. die Rede sein kann, nicht von metaphysischen Tractaten, aus deren Labyrinthe sich der Poet am Ende selbst nicht heraus findet, wovon wir auch Beispiele besitzen. Und in sofern ließe sich eine Gattung des Drama denken, die in ihrer Art so wirksam und eingreifend werden könnte, wie jene des Romans,

welche wir besitzen, und die mit allen Bedingungen des Dramatischen ausgestattet, Hand in Hand mit der eben gedachten Philosophie vorwärts schreiten und selbe gleichsam in's Leben einführen könnte.

Diesem Ideale aber kommt das in Rede stehende neueste Schauspiel Raupach's ganz nahe, und der rothe Faden einer tüchtigen Lebensansicht, der sich, überall hervorschimmernd, durch das Ganze zieht, verdient die grösste Achtung. Es handelt sich hier nicht um ein gewöhnliches Liebesverhältniß, um eine alltägliche Familienbegebenheit, die nach entfernten Hindernissen mit einer Hochzeit schließt. Die Interessen sind höher, und liegen uns, in so weit sie etwas rein Menschliches betreffen, zugleich näher. Der Dichter führet uns drei sehr merkwürdige, in den Erscheinungen der Zeit begründete Charaktere vor, wovon besonders der weibliche, der Miß Milner, als ein Meisterstück psychologischer Darstellungskraft gelten kann. Die Phantasie herrscht in ihr auf Kosten der übrigen Seelenvermögen vor, und es ist Raupach vollkommen gelungen, eine so schwierige Aufgabe mit aller Wahrheit und Treue zu lösen. Die wechselnden Launen und Stimmungen, der brennende Schmerz und die weinende Lust, fruchtlose Erkenntniß und

neuer Irrthum, das fortwährende Ringen zwischen Bewußtsein und Einbildungskraft, so wie der endlich entscheidende Sieg des erstern über die letztern bilden eine so ganze und vollständige Zeichnung, daß sie jedem dramatischen Dichter als Muster der gediegenſten Durchführung eines Charakters bis zum Ziele empfohlen werden kann. Wie Blatt an Blatt bei den voll aufgeblühten Blumen, schließt sich hier Zug an Zug zusammen. Eins geht aus dem Andern hervor, und Alles iſt motivirt, bedingt, nothwendig. Dabei zeigt der Dichter eine so bewundernswerthe Kenntniß des weiblichen Geschlechtes, daß auch in dieſer Hinsicht nichts zu wünschen erübrigt, und daß Gattung und Art auf das unzertrennlichſte verschmolzen erscheinen. Nicht minder geiſtreich iſt aber auch in Derriforth der ruhige und vernünftige Mann dargeſtellt, dem es zu ſeinem vollkommenen Glücke nur an ein wenig mehr Phantaſie und Gefühl fehlt, um auch das Schöne und Anmuthige mit dem Nützlichen und Würdigen zu vereinen. Daß er Mathildens Liebe nicht erräth, zeigt ſeinen Charakter gleich von der richtigſten Seite, und daß er dieſelbe nicht verſteht, nachdem er ſchon von ihr überzeugt iſt, vollendet den ganzen Umriß; einen witzigen und glück-

lichteren Gedanken aber kennt' es nicht geben, als gerade dieſe beiden Charaktere, von denen jeder das beſitzt, was dem andern fehlt, um ganz herausgebildet zu ſein, im trefflichſten Contraſte einander gegenüber zu ſtellen, der ſie zuerſt trennt, um ſie wieder zu vereinigen, und durch dieſe Vereinigung zugleich die reinſte Harmonie in beiden Seelen herzuſtellen. —

Die dritte Figur in dieſem genialen Zeitgemälde, die es erſt völlig abrundet und abſchließt, iſt Sandford, ein ganz praktiſcher Verſtandesmenſch, der ſeine Grundſätze und Principe an Alles anlegt. Auch die Unzulänglichkeit dieſer Bildung und Richtung beweiſet der Dichter, indem er zeigt, wie auch der ſchärfſte Verſtand ſich in ſeinem Urtheile irren und in Sachen des Gefühls keineswegs ausreichen könne, ja Sandford ſelbſt muß am Ende dieſe Wahrheit erkennen, und daß es noch andere Regungen gebe, die ſich eben ſo wenig ſyſtematiſiren, als wegklügeln laſſen. Von einer ähnlichen Seite erſcheint Mathildens Geſellſchafterin, Miß Wordley, obſchon weiblich gemilderter und überhaupt beſchränkter. Sie ſchließt ſich an die Reihe der ſogenannten „klugen Damen," und es wundert uns nur, daß ſie nicht mehr von Häuslichkeit ſpricht und keine Schriftſtellerin iſt. Doch kann muß der

Charakter komisch werden und das lag außer dem Plane Raupach's — für einen Lustspieldichter bleibt übrigens diese Aufgabe noch immer zu lösen. — Was endlich den Lord Lawnli betrifft, so hatte der Verfasser auch in der gedrängten, aber dennoch erschöpfenden Schilderung dieses hohlen, leeren, ganz nüchternen und alltäglichen Gecken seinen Plan fest im Auge; er stellte ihn als eine sehr nöthige Null neben die Einheit Derrisorths, um deren Werth zu erhöhen, und dies muß dem Zuschauer besonders während seines faden Geschwätzes im vierten Aufzuge klar werden.

Soll ich nun nach all' dem Gesagten noch darauf hindeuten, was diese in jeder Hinsicht ausgezeichnete und der vollsten Beachtung würdige Dichtung aussprechen will und wirklich ausspricht? — Der Mensch solle alle Kräfte, welche in ihm liegen, in gleichem Einklange ausbilden, nicht aber eine und die andere auf Kosten der übrigen, sonst wird er an sich selbst und seinen Gefühlen irre, und von diesem Irrewerden bis zum völligen Untergang ist nur ein schmaler Raum. Dies lehrt übrigens, wie sich von selbst versteht, kein trockenes fabula docet, sondern ein mit eben so vieler Wärme als Besonnenheit und

in der Form (namentlich im Dialoge) eben so, als im Gehalte ausgezeichnetes Kunstwerk. Möge dasselbe überall die rechte mitempfindende und miterkennende Aufnahme finden; möge ihm nirgends jene Rohheit und jener Mangel an Kunstsinn begegnen, wie es Tieck nennt, die sich nicht mehr an einem ausgeführten Gemälde ergötzen können, sondern den Effect, wie eine Quintessenz zusammengedrückt, in wenigen Minuten überstehen und erhaschen wollen!

4.

Vater und Tochter.

Schauspiel in fünf Aufzügen als Fortsetzung des Schauspiels Vormund und Mündel, 1828.

Graf Elmwood (Derriforth) hat sich von seiner Gattin getrennt; die Ursachen dieser Trennung lagen zum Theil in dem Charakter Beider und bilden eigentlich die letzten Acte von Vormund und Mündel, zum Theil werden sie auf eine Art angedeutet, welche auf Mathilden ein übles Licht wirft. Noch vor dieser Trennung ward ihm eine Tochter geboren; Jahre sind einstweilen verflossen, er hat weder Mutter noch Kind gesehen, die, entfernt und gehaßt von ihm, in trauriger Einsamkeit leben. Getäuschte Hoffnungen, schmerzliche Erfahrungen und wohl auch Zerfallenheit mit sich selbst haben ihn krank, ungesellig, finster, ja sogar hart gemacht; von seinen frühern Umgebungen ist ihm Niemand geblieben, als sein ehemaliger Erzieher Sandford. In dieser Lage ver-

nimmt er den Tod seiner Gemahlin zuerst aus einem Zeitungsblatte, dann aus dem Munde Sandfords, der ihm zugleich einen Brief von ihr überbringt, den sie noch kurz vor ihrem Ende an ihn geschrieben. Nach einem langen Kampfe entschließt er sich, diesen Brief zu lesen; die Sterbende empfiehlt ihm mit rührenden einfachen Bitten ihr einziges Kind Malvine. Trotz seiner Herbe vermag er diesen Bitten nicht zu widerstehen, und beschließt, sich des verlassenen Mädchens anzunehmen; Sandford erhält den Auftrag, Malvinen sammt ihrer Erzieherin, der uns ebenfalls schon bekannten Miß Woodlei, nach seinem Landsitze zu bringen; doch will er sie niemals sehen und nichts soll ihn weder an die Mutter noch an die Tochter erinnern. In diesem Punkte ist sein Entschluß so fest und sein Wille so hartnäckig, daß er sogar einen alten treuen Diener seines Hauses auf der Stelle entläßt, als er ihm unwillkürlich und zufällig die Verstorbene in's Gedächtniß bringt. Auch betrachtet er Malvinen durchaus nicht als sein Kind, und selbst nach seinem Tode soll sie nicht als solches gelten, indem er bereits alle ihre Ansprüche auf seinen Neffen, Heinrich Rutzbrock, übertragen hat, der ihn einst beerben

fall. Aber trotz aller dieser Vorsicht, um sein Herz gegen eine Ueberraschung zu bewahren, und die milden Zügen des natürlichen Gefühls darin unnatürlich zu unterdrücken, findet sich nur zu bald eine Gelegenheit, wo das letztere siegreich und in seiner ganzen rein menschlichen Kraft hervortritt. Malvina, die sich mit ihrem Vater in einem Hause befindet, ist zugleich seine Gefangene, und kann nur dann der Freiheit genießen, wenn sich dieser entfernt, um jeder Begegnung auszuweichen. Eben hat der Lord Abschied genommen, um zu verreisen; Malvina befindet sich im Garten, sie ist auf einen Augenblick in ihr Zimmer zurückgekehrt, in diesem Augenblick kehrt auch Elmwood zurück, um sein vergessenes Portefeuille zu holen. Da kommt ihm seine Tochter entgegen, mit ausgebreiteten Armen fällt sie an seine Brust, ohnmächtig vor Freude und Schmerz liegt sie an dem lang entbehrten Vaterherzen — der Eindruck ist zu groß, er vermag ihm nicht zu widerstehen, er muß sich ihm hingeben. Doch eben so schnell wird er auch wieder Herr seiner Empfindung, die alte Bitterkeit erwacht mit verdoppelter Kraft und bewegt ihn zu der Entscheidung, Malvina müsse sogleich sein Haus verlassen, um ähnlichen Auftritten

für die Zukunft auszuweichen; das arme Mädchen muß gehorchen, sie wird durch diesen Schritt ganz auf sich selbst und den schwachen Schutz ihrer Erzieherin zurückgewiesen; wie unsicher und gefährlich aber diese Stellung sei, dies beweisen die unwürdigen Anträge, die ihr ein vornehmer Wüstling im Vertrauen auf ihre hülflose Lage machen darf, und die in offene Gewaltthätigkeit auszuarten drohen, als sie selbe mit Verachtung zurück weiset. Der verblendete Vater, dessen sonst so heller Verstand nicht hinreicht, diese Gefahr zu übersehen, ist jetzt im Begriffe, sich auch von den beiden letzten Freunden, die seinem einsamen Leben geblieben sind, zu trennen, von Rushbrook, der insgeheim Malvinen liebt, und sich weigert, eine andere Verbindung, welche ihm der Oheim befiehlt, zu schließen, und von Sandford, der den Jüngling in dieser seiner Weigerung unterstützt. Eben hat Elmwood Wilde im heftigsten Zorn auf immer fort gewiesen, als die Nachricht von Malvinens Entführung durch jenen Wüstling anlangt. Dies ist der Schlag, der das Vaterherz treffen muß, um es zu reinigen und zu bessern; er muß in die Gefahr kommen, sein Kind zu verlieren, um dasselbe lieben zu lernen; der Verlust muß

ihm erſt den Werth des Beſitzes erkennen laſſen. Der ganze Charakter wird in dieſem Momente erſchüttert und umgewandelt; mit derſelben Leidenſchaft, die früher Malvinen hinweg geſtoßen, eilt er, ſie nun an ſich zu ziehen; an der Spitze ſeiner Diener dringt er in das Haus des Entführers, wo er ſeine Tochter im Begriff findet, ihre Ehre als echte Brittin mit dem Meſſer zu vertheidigen. Der Wüſtling wird überwältigt, die getrennten Herzen haben ſich gefunden, und es ſteht zu erwarten, daß eine Verbindung Malvinens mit Ruſhbrook den Lord in dem Glücke ſeiner Kinder endlich werde erkennen laſſen, wie nahe uns daſſelbe liege und wie unnöthig es ſei, ſelbes in ungemeſſenen Fernen aufſuchen zu wollen. Dieſelbe ſcharfe Charakteriſtik, die wir bei Gelegenheit der Beurtheilung von „Vormund und Mündel" als das Hervorragendſte in jenem Stücke bemerkten, macht ſich auch in dieſem wieder kennbar. Das Intereſſe, das ein gebildetes Publicum an einem ſolchen Kunſtwerke nehmen kann, iſt von allen Seiten und durch alle dem Dichter zu Gebote ſtehenden Mittel aufgeregt, geſpannt und bis zum Ende erhalten.

Die Simpelstory der Miß Opie, der dieſes Stück,

so wie sein Vorgänger entlehnt ist, wurde zu einem simpel Drama im edlen Sinne dieser Bezeichnung reproducirt, dem eine rein menschliche Idee zu Grunde liegt, und das uns ein Verhältniß zur Anschauung bringt, welchem es nicht an dramatischer Kraft und Wirksamkeit fehlt. Dennoch ist dieses Verhältniß hier zu einfach, zu wenig von der gediegenen Lebensansicht erfüllt, die im „Vormund und Mündel" vorherrscht, und wohl auch zu wenig großartig, um durch und aus sich selbst jenen bleibenden Eindruck zu entwickeln, den man von einer solchen Dichtung, wenn sie anders kein bloßes Theaterstück sein soll, mit Recht verlangt. Verhältnisse, wie sie hier zur Anschauung kommen, eignen sich nicht, wie jene im „Vormund und Mündel" zur dramatischen Ausbildung, sondern bleiben besser dem Romane überlassen, dem sie entlehnt sind. Hier ist ein breiter und weiter Raum genug zur Ausführung, zu Details, Zeichnungen und Beschreibungen, zu Reflexionen und Abhandlungen, die ausfüllen und ersetzen, was nun einmal im Drama, ohne Schaden des Ganzen, nicht der Fall sein kann. Allerdings hat Raupach durch die Form und Ausführung das Möglichste gethan, um diesem Uebelstande zu begegnen; die Scenerie,

der Dialog, die kluge Vertheilung derjenigen Momente, die als wahre Schlageffecte gerade dort gebraucht werden, wo sie überraschen und durch diese Ueberraschung die sinkende oder stockende Handlung wieder erheben und erfrischen, verrathen den Meister in seinem Fache, der mit Benutzung der Bühne und ihrer Kräfte in's Reine gekommen ist, und der, wie man dies vom Herrn von Kotzebue und wie er es von sich selbst rühmte, jedem Stoffe eine drastische Seite abzugewinnen vermag, dessen ungeachtet, und wie sehr dies auch dem Ganzen zum Vortheile gereichen mag, glaube ich doch nicht, daß sich dieses Schauspiel in die Länge erhalten und jene Dauer erreichen werde, die über alle äußere Verhältnisse und Umstände, welche die Zeit mit sich bringt, hinaus während, blos auf die Sache selbst und ihren Werth gegründet ist. Ich sehe überhaupt nicht wohl ab, was Raupach bewegen konnte, den Stoff, der mit dem Schlusse von „Vormund und Mündel" so poetisch und harmonisch zu Ende geführt ist, wieder aufzufassen und fortzusetzen? Er wird es gewiß besser einsehen, als ich, daß der eigentliche Kern und Werth, der Adel und die Würde des wahren Kunstwerkes in dem ersten Theile liege, und daß diesem

gerade durch den zweiten Vieles hiervon benommen werden. Das zweideutige Licht, das hier auf die anziehende Erscheinung der Miß Millner fällt, schmälert eben so sehr den reinen Eindruck, als die Verwandlung des verständigen und tüchtigen Weltmanns Derriforth in den finstern an Meinau erinnernden Graf Elmwood, und wie interessant uns auch die Kunst des Dichters diese Erscheinung durch mannigfaltige Nüancen, eine zweckmäßige Steigerung und endliche Reinigung der Leidenschaften, darzustellen vermochte, so bleibt es doch immer zu bedauern, daß er diese Kunst nicht auf einen erhebenderen und großartigern Gegenstand verwendet hat. Die neuere Kritik nimmt, seit Schiller's berühmten Distichen, welche er dem Shakespear in den Mund legte, bekanntlich Partei gegen Iffland und Kotzebue, überhaupt gegen jene Familienschauspiele, welche den Menschen in den engen Kreis und in das Kreuz und Leid seiner vier Wände einpferchen, statt ihn aus diesem heraus in die weite Welt und das reiche Leben einzuführen, ihn zu begeistern und zu erheben. Längst ist der ästhetische Bannspruch über den Hausvater und seine zahlreiche Nachkommenschaft ausgesprochen, und die ersten Dichter und Denker unserer Nation stimmten damit

überein. Daß hierbei der Eifer zu weit getrieben worden sei, läßt sich nicht läugnen, eben so wenig, als daß unter dem schwarzen Fracke ein eben so tiefes Gemüth verborgen sein könne, als unter dem Panzer oder der Toga, und daß am Ofen oder im Lehnstuhle eben so poetische Ideen entwickelt werden können, als in der Schlacht oder im Fürstensaale. Einige der guten ältern Schauspiele haben dies deutlich bewiesen, und einen noch deutlichern Beleg dafür lieferte in der neuesten Zeit eben Raupach's „Vormund und Mündel" trotz der Verdammungsurtheile, welche hier und da darüber laut geworden sind. Zu diesen seltenen Ausnahmen aber rechne ich Vater und Tochter nicht, und ziehen wir die bereits gerühmte Form und Sprache hinweg, so bleibt uns immer der dürftige Rest: das habt ihr ja Alles bequemer zu Hause!

III.

Ueber
einige Darstellungen
des
königlich baierschen Schauspielers Eßlair,
im Jahr 1829.

Die Erinnerung an Eßlair ist bei den Freunden der Schauspielkunst noch lebhaft genug, als daß es nöthig wäre, selbe erst wieder rege zu machen. Sein „Tell“ und sein „Dallner“ in der „Dienstpflicht,“ sein „Oberförster“ in den „Jägern,“ und sein „Meinau“ in „Menschenhaß und Reue“ waren Productionen, die man nicht so leicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gesehen, wie flüchtig und vergänglich auch die im Augenblicke gebornen und mit dem Augenblicke sterbenden Werke der Mimen sein mögen.

Ein Künstler, wie Eßlair, der einmal jene Reife erlangt hat, in der er mit seiner auf Nachdenken und Erfahrung gegründeten Kunstansicht im Reinen ist, verändert sich, was die letztere anbelangt, nicht mehr — er bleibt derselbe, und theilt nur die einzige

Verwandlung mit uns Allen, daß er älter wird. Wohl aber kann sich seine Wirksamkeit auf den Beschauer verändern, und sie wird sich verändern, zum Vortheil oder zum Nachtheil, je nachdem sein Talent stark genug ist, den Reiz der Neuheit frisch zu erwecken, und den Zauber der Wahrheit fortwährend zu erhalten. Nur ein Genie, wie Devrient, macht hiervon eine Ausnahme; denn dieses ist immer neu und immer wahr; es überrascht uns nur einmal, wenn wir es zum ersten Male bewundern, dann aber kann es uns nicht mehr überraschen, weil es uns — immer überrascht!

Worin aber besteht der Reiz der Neuheit, mit welchem uns der darstellende Künstler erfreuen kann, wenn er schon abgeschlossen und fertig ist, sich also nicht mehr verändert? Er besteht in dem, was uns bei jedem wahren Kunstwerke, sei es nun ein Gedicht, ein Bild, ein Lied, immer neue Schönheiten entdecken läßt, wie oft wir es auch gelesen, gesehen oder gehört haben, und ungeachtet es unverändert dasselbe geblieben ist — in seiner Wahrheit und Charakteristik, die so viele und mannigfaltige Züge, große und kleine, alle zum Ganzen gehörig, entwickelt, daß ein Gedanke aus dem andern, eine

Idee aus der andern entſpringt. Selbſt das Alte wird uns ſo wieder neu, denn es iſt ſo reich, daß es uns auf eine neue Entdeckung führt. Dies aber war es, was ich an Hrn. Eßlair vermißte, als ich ihn jetzt, nach einer Reihe von Jahren, wieder in der Rolle des Tell ſah. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, zu läugnen, daß es eine ernſte würdige und kräftige Darſtellung geweſen ſei, die durch Verſtand und Gefühl, durch Ausdruck und Form, ſo wie durch die zweckmäßige Auswahl aus ſo vielen und mannigfaltigen Mitteln, welche dem Künſtler ſchon von der Natur aus zu Gebote ſtehen und durch ſeine Kunſt geordnet ſind, weit emporragte über das Gewöhnliche, was uns ein gewöhnlicher Schauſpieler zu bringen vermag. Aber Herr Eßlair iſt auch kein gewöhnlicher Schauſpieler, und wir verlangen daher mit Recht auch noch mehr, was ihn von einem ſolchen unterſcheidet, als die oben angeführten Eigenſchaften; wir verlangen nicht nur, daß er uns nicht kalt laſſe, ſondern daß er den Funken aus ſeiner Bruſt in die unſere übertrage, und die Flammen entzünde, für die Stoff genug vorhanden iſt, wenn ſie nur einmal trifft, fängt und angefacht wird — kurz, wir verlangen keine

blos negative, sondern eine positive Wirksamkeit. Schon früher bemerkte man es, und jetzt wurde diese Bemerkung zur klaren Ueberzeugung, daß er es sich zum Grundsatz gemacht habe, in allen Rollen, in den tragischen wie in den conversationellen, durch das Fallenlassen gewisser herkömmlich herausgehoben werdender Momente, und durch die scharfe Bezeichnung und Markirung anderer weniger bedeutender, die dadurch erst Bedeutung gewinnen, den Zuschauer wie durch einen gewaltsamen Ueberfall für sich zu gewinnen. Es ist dies ein verstecktes Spiel, das für den Augenblick entschiedenen Vortheil gewährt, besonders wenn man bedenkt, daß durch die scheinbare Vernachlässigung glänzender Stellen, und durch die Uebertragung der Kraft auf andere, ein Anschein von Verschmähung des Effectes und von künstlerischer Einfachheit gewonnen wird, den man gern als Eigenthümlichkeit betrachtet, und der deßwegen leicht und sicher besticht. Wirklich ist dies auch eine Eigenthümlichkeit des Künstlers, aber noch keine lobenswerthe, weil sie auf eine Reflexion fußet, nicht auf die Basis aller Schauspielkunst, auf das Leben. Je größer die Einzelnheiten sind, die daraus entspringen, in desto mehr Stücke zerfällt das Ganze,

ja dieſes Verfahren iſt ſo gegen alle Natur, daß die Stücke dem Ganzen über den Kopf wachſen, und das letztere aufheben. Eine ſolche Zergliederung geſchieht nur mit dem Verſtande, das Gefühl iſt wenig, die Phantaſie gar nicht dabei im Spiele — eine wahrhaft großartige künſtleriſche Begeiſterung, die, wie die Sonne, ihren Glanz und ihr Feuer Allen mittheilt, weiß nichts davon. Ich will für's Erſte beim „Tell" ſtehen bleiben, und daraus den Beweis für das bisher Geſagte geben, um dem Leſer gleich durch die Sache ſelbſt verſtändlicher und zugänglicher zu werden. Die kritiſchen Anatomiker, die ſich an einem ganzen, ebenmäßigen und ſchönen Körper niemals zu erfreuen vermögen, ſondern ihn mit ihren Secirmeſſern ſo lange durchwühlen, bis er zum ſchauerlichen Skelett geworden iſt, haben ſich viel darüber herum geſtritten, ob dieſer Charakter von dem Schauſpieler als Held oder Bauer zu nehmen und zu entwickeln ſei. Gewöhnlich entſtehen ſolche Streite da, wo es an der Kraft gebricht, ſich auf einen höhern Standpunkt zu ſtellen, um ein ganzes Kunſtwerk als ſolches zu betrachten; man hält ſich dann mit ängſtlichem Eigenſinne an einer einzigen Seite feſt, die eben am zugänglichſten iſt, um über-

haupt doch etwas in der Hand zu haben. Keinem vernünftigen Darsteller wird es einfallen, den Tell mit dem Pathos eines Wallenstein zu geben — das versteht sich von selbst, er hat ja die Worte, die Idee des Dichters vor sich, und braucht nicht einmal eine besonders geistige Ansicht, um ihn, von dieser ausgehend, aufzufassen. Aber etwas Anderes gibt es in der Rolle, über das er weniger leicht in's Reine kommen wird, und dies ist die stufenweise Entwicklung des innern Eindruckes der auf ihn einwirkenden äußern Handlung, die folgerechte Art, auf welche dieses schlichte und ruhige Gemüth, das in einer wohlbegründeten Häuslichkeit sein eigentliches Glück findet, zu einer bedeutenden Höhe der Leidenschaft gesteigert wird. Und in diesem Bezuge erschien uns Eßlair's Darstellung, die den ganzen Gang der Begebenheiten wie in einem Spiegel in sich und aus sich abspiegelte und verfolgte, wahrhaft meisterhaft; wie ihm denn überhaupt in der richtigen Erkenntniß und in dem scharfen Erfassen eines Charakters vom Anfang bis zum Ende Wenige gleichkommen dürften — das geht aus jeder seiner Leistungen, aus der größten, wie aus der kleinsten hervor, und diejenigen haben völlig Unrecht, die ihn hier angrei-

fen und eine Schwäche vorwerfen wollen, worin gerade ſeine Stärke liegt. Aber ſeltſam! trotz dieſem genauen Verſtändniß der Aufgabe, die überall durchblickt und ſich nachweiſen läßt, kommt doch in der Löſung ſo Manches mit unter, was dem Ganzen widerſpricht, den Einklang ſtört, Gegenſätze erzeugt, — kurz, eine Ungleichheit des Spiels, die eine Disharmonie nach ſich zieht und den reinen Genuß verkümmert. Die Urſache hiervon liegt augenſcheinlich eben in jener oben entwickelten Weiſe und Gewohnheit des Künſtlers, über Vieles kalt hinweg zu gehen, was ihn und uns warm machen ſollte, Anderes hingegen mit wahren Frescofarben zu markiren, was weniger zur Sache gehört. Daraus und nur daraus entſpringt auch jener ſeltſame manierirte Vortrag, der der Leidenſchaft und dem Gefühle bald gar keinen Ton gibt, bald ſie zur Declamationsſache macht, bald ſchnell, heftig und leiſe, bald im lauten langſamen Pathos ſich gefällt, oft einzelne Worte ſcharf und ſchneidend herausſtößt, bald über ganze Sätze flüchtig hinweg gleitet, ſo daß man ſie kaum vernimmt — jene wechſelnde Recitation, die, wie mannigfaltig ſie auch ſein mag, doch nur ſelten am rechten Platze und zur rechten Zeit angewendet er-

ſcheint. So z. B. jene berühmt gewordene Erzählung von der Begegnung mit dem Vogte. Eſtlair ſpricht dieſelbe, auf ſeine Armbruſt geſtützt, anfangs im ganz gewöhnlichen leichten Converſationston, wie dies die Natur der Sache verlangt, ſtatt aber im Verlaufe, und nachdem ſich Tell gleichſam in die Begebenheit recht hinein redet, und ſie anfängt, lebendig vor ſeinen Augen zu werden, mit der Stimme zu ſteigen, läßt er ſelbe immer mehr und mehr ſinken, bis ſich die Worte am Schluſſe beinahe gänzlich verlieren und verklingen. Allerdings iſt dies geeignet, die Aufmerkſamkeit zu ſpannen, und es verbreitet ſich ſtets auch eine Todtenſtille über die ganze Verſammlung, ſobald der Künſtler damit beginnt, die mit deſto lautern Beifallsbezeigungen endet, je mehr ſich Jeder durch das Ungewöhnliche in dieſer Art überraſcht findet. Aber iſt dieſe Art auch wahr? iſt ſie in dem Charakter, in der Natur begründet? Iſt ſie nicht vielmehr ein rhetoriſches Prachtſtück, das ganz außer der Idee des Dichters liegt, der ſich ſeinen derben kräftigen Tell in dieſem Momente unmöglich ſo gedacht haben kann? — Wie kernig, markhaft und gewaltig finden wir dagegen den Vortrag jenes Ereigniſſes, dem er die Rettung aus dem

Schiffe des Geßler verdankt. Da hat Alles Leben und Bedeutung, der frische freie Hauch der Begeisterung weht fühlbar durch, und man erkennt den ganzen Reichthum des Künstlers in seinem vollen Gebrauche. Kaum jedoch hat man diesen Eindruck in sich aufgenommen und liebgewonnen, so beginnt schon wieder ein anderer, der eine entgegengesetzte Wirkung auf uns hervorbringt. Es ist dies jener Monolog im letzten Aufzuge, dem der Schluß folgt. Es ist wahr, der Dichter hat hier seinem Helden mehr Reflexion in den Mund gelegt, als sich eigentlich für den Augenblick, für seine Lage und für den ganzen Charakter ziemt, wodurch dem Darsteller eine naturgemäße Entwicklung allerdings erschwert wird. Inzwischen wird er dieses Hinderniß überwinden, je lebhafter er die poetische Größe dieses Moments vor Augen behält, und je mehr Empfänglichkeit er besitzt, um die im raschen Wechsel heranstürmenden Empfindungen mit Ausdruck und Gluth von Innen nach Außen zu entwickeln. Nicht so Eßlair, ungeachtet gerade er, vielleicht mehr als jeder Andere, die Bedeutsamkeit dieses Wendepunktes in dem ganzen Charakter erkannt hat, was schon daraus erhellt, daß er den Tell hier, und mit Recht, in einem

großartigern, würdigern und edlern Style erscheinen läßt, als bisher. Die heiligsten Gefühle der Menschheit sind in ihm verletzt, und er steht da als ihr Rächer, und durch dieses Bewußtsein gehoben. Dies hat der Künstler, wie gesagt, recht wohl verstanden, und dennoch verfehlte er den nahe liegenden Ausdruck, indem er einen unpassenden und ferne liegenden wählte, und das zur Declamationssache macht, was Sache des Herzens, der Empfindung ist, was unmittelbar von Innen heraus kommen soll. Dieser kühle und abgemessene Pathos, diese langen Pausen, denen man doch keinen Sturm absehen kann, und denen kein Blitz der Leidenschaft folgt, dieses gewaltsame Herausstoßen einzelner Worte und das Vorsich- oder eigentlich Insichhineinreden ganzer Perioden läßt sich kaum in rhetorischer Hinsicht rechtfertigen, vielweniger in psychologischer, in charakteristischer, in poetischer.

Wenn ich in der bisherigen Auseinandersetzung weitläufig war, so werde ich mich in der Folge um so kürzer fassen können, denn das bisher Angeführte findet seine Anwendung im Allgemeinen auch auf jede andere Darstellung Eßlair's, wo es gilt, ein wahrhaft begeistertes Leben, sei es nun in was im-

mer für einem Wirkungskreiſe zu ſchildern. Oft tritt dann auch jene ſeltſame Gewohnheit ein, die ihn unter ſo vielen Mitteln gerade dasjenige verfehlen läßt, was am natürlichſten iſt, und das erwählen, was eine fremdartige und ſtörende Wirkung hervorbringt. Er faßt das Ganze ſtets richtig auf, aber nicht immer die Einzelnheiten, die das Ganze bilden ſollen, wie der Maler, der ein Gemälde ganz vollſtändig und harmoniſch in allen ſeinen Theilen in ſich herausgebildet haben, und in der Idee, ja ſelbſt im erſten Entwurfe vor ſich ſehen kann — aber wenn er nun an die Ausführung geht, wird er irre, hebt in der Gruppirung das Unbedeutende hervor und ſetzt das Bedeutende zurück, ändert die Gewänder, den Faltenwurf u. ſ. w. mit künſtleriſcher Sorgfalt, vergißt aber darüber den Ausdruck des Charakters und des Affects, in welchem er ihn zwar gedacht hat, aber nicht wieder gibt.

Selbſt in Eßlair's „Beliſar," um nun gleich auf ſeine neueſte Darſtellung zu kommen, fand ſich das eben Geſagte beſtätiget, ungeachtet er von München aus gerade in dieſer Rolle, die eigens für ihn gedichtet worden ſein ſoll, als auf dem Gipfel ſeiner Meiſterſchaft geſchildert wurde, und ungeachtet ich

der Entwicklung derſelben aus dieſem Grunde wiederholt und mit größter Aufmerkſamkeit Scene für Scene folgte. Dieſe Leiſtung zerfiel in zwei Hälften, die ſich ganz von einander trennten, ſtatt daß ſie auf das Innigſte hätten verſchmolzen werden ſollen, nämlich Beliſar als Held, und Beliſar als verunglückter leidender Menſch. Zwar hat der Dichter ſelbſt dieſe Scheidung veranlaßt,*) und noch dazu auf eine Art, die ſich mit dem ganzen Charakter nicht leicht vereinbaren läßt, nämlich auf Koſten des erſtern Theils. Aber um deſto größere Sorgfalt muß der Schauſpieler bei ſo bewandten Umſtänden gerade auf dieſen vernachläſſigten Theil verwenden, und er kann dies um ſo leichter, als ihm in den erſten beiden Acten Gelegenheit genug bleibt, ſeine Kraft nach dieſer Seite hin zu ſammeln und zu entwickeln. Gleich der Anfang, wo Beliſar als Triumphator anlangt, von der Huld ſeines Kaiſers, von dem Jauchzen der Römer empfangen, bietet hinlänglichen Raum zu einer ſolchen Auseinanderſetzung; am meiſten aber iſt dafür in jener großen Scene vor dem verſammelten Senat geſorgt. Hier erſcheint der eigentliche hiſtori-

*) Man ſehe den erſten Band dieſer Skizzen.

ſche Beliſar, den wir ſonſt vermiſſen, der berühmte Feldherr und Sieger, der durch ſeinen Geiſt und ſeine Thaten, wie durch ſein Herz gleich ausgezeichnete Held. Er erſcheint im Bewußtſein ſeiner Unſchuld, kleinlichen Feinden gegenüber, ſich vertheidigend, vor ſeiner Nation und ihren Repräſentanten. Selbſt, daß er die Gattin als ſeine heftigſte Anklägerin ſehen muß, vermag ihn nur augenblicklich zu erſchüttern, nicht zu beugen — erſt dann, als mit der Erinnerung an den Mord ſeines Sohnes auch die Erinnerung an ſeine Schuld erwacht, als er ſich ſelbſt nicht mehr fühlen und freiſprechen kann, gibt er ſich auch ſelbſt verloren. Dies iſt unſtreitig der wichtigſte Moment des ganzen Charakters und Stückes, weil ſich in ihm alle Fäden der Geſchichte und Dichtung vereinen. Alles Andere, was nachfolgt, wie ſehr es auch zum Herzen ſprechen und das Mitleid erregen mag, hat nicht mehr dieſe tiefe tragiſche Bedeutung, weil es mehr leidender als wirkender Art iſt. Darum verlangen wir von dem Darſteller des Beliſar, daß er hier alle ſeine äußere und innere Kraft, was ihm ſeine Kunſt und Begeiſterung gewährt, niederlege. Hier gilt es nicht allein zu rühren, ſondern zu erheben, zu ergrei-

ſen, zu erſchüttern. Eßlair hingegen ſchien es vorzuziehen, dieſe von dem Wechſel ſo vielfacher Leidenſchaften bewegte Scene ganz und nur im redneriſchen Style zu entwickeln. Er ſpricht den größten Theil derſelben abgewendet von der Scene, bald in ſich und vor ſich hin, bald gegen das Publicum. Seine Stimme erhöht ſich dabei wenig, ja ſie ſinkt vielmehr und wird eintönig, wie z. B. in der Erzählung von ſeinem Traume und der dadurch veranlaßten Ermordung ſeines Kindes; die Haltung, der Gang, die Bewegung ſind gleichförmig und abgemeſſen, die Mimik iſt zwar ausdrucksvoll, aber ſtets ruhig, ſein Antlitz gleicht weniger einem Spiegel der Leidenſchaft, als einer Abbildung derſelben, es hält, wie eine Statue, nur Einen Moment feſt, der freilich großartig zur Anſchauung kommt. Alles dies führt wieder auf die Eigenheit des Künſtlers zurück, ſeine Kraftäußerungen, auch da, wo es nothwendig wird, zu beſchränken; es mag geiſtreich gedacht ſein, und ein Eßlair wird ohne Zweifel auch Gründe genug anzuführen haben, welche dieſe ſeine Anſicht vertheidigen, aber, wir wollen wahr ſein, und dann können wir es uns unmöglich verhehlen, daß dieſe Art eben ſo wenig eine ganz charakteriſtiſche Ent-

wicklung gestätte, als sie überhaupt geeignet ist, Leben zu verbreiten, Affecte mitzutheilen und jene erschütternden Bewegungen in dem Zuschauer zu erregen, die der Zweck der Tragödie sind. Vor und nach dem Sturme ist eine Ruhe denkbar, ja, sie dient dazu, um ein großes Ganze zu beginnen und abzuschließen, doch während des Sturmes muß sie ihre Herrschaft aufgeben, und den tobenden Elementen weichen, die auch ihr altes Recht verlangen.

In der zweiten Hälfte der Tragödie, von dem Augenblicke an, wo mit dem Lichte seiner Augen auch Belisars Glücksstern untergeht, wo die Resignation des Schmerzes, der Duldung, kurz ein leidender, passiver Zustand eintritt, ist Eßlair ungleich wirksamer. Die berühmt gewordene Scene mit Irenen vor dem Kerker gehört unstreitig zu den gediegensten Leistungen, welche die deutsche Schauspielkunst aufzuweisen hat, und wird an Tiefe und Wahrheit der Schilderung unübertroffen bleiben. Da geht jeder Ton zum Herzen und jedes Wort ist ein Laut der Natur. Die ruhige Würde, welche dem Künstler so angeboren scheint und welche sich in seinem ganzen Wesen ausspricht, eignet sich ganz, um die ernste, rührende Verzichtleistung Belisars mit

das Innerſte ergreifenden Zügen darzuſtellen; der Einklang iſt nun erreicht, mimiſch und plaſtiſch wird das Höchſte geleiſtet, was die Kunſt in dieſer Gattung vermag. Begeiſterung kann man es zwar nicht nennen, was nun mit einem Male aus Eßlair hervortritt, und ſich unwiderſtehlich Aller bemächtiget, aber es iſt die Schöpfung eines reinen herrlichen Gemüthes, das überall hervorklingt, das dem Schmerze ſeine Diſſonanzen nimmt und ihn liebenswürdig in ſeinen Aeußerungen macht, und das die Bruſt jedes Fühlenden mit wahrer, nicht mit gemachter Wehmuth durchzittert. Die Kunſt erſcheint hier im Vergleiche zu der Natur zwar als kein friſcher kräftiger Tag, wo die Sonne warm und belebend am blauen wolkenloſen Himmel ſtrahlt, wo Alles bewegt, thätig, glühend, im vollſten Schaffen, Streben, Werden und Gedeihen iſt — wohl aber als eine milde ſtille Nacht, wo der klare Mond mit dem verirrten Wanderer zieht, ein leiſer Luftzug den erhitzten Leidenden abkühlt, und ruhiger abgeſchloſſener Friede ſelbſt zu dem Unruhigen, Friedenloſen herabſinkt. So aber iſt Eßlair immer, wo er ſich in dem kleinern Kreiſe der Gemüthswelt und der Gemüthspoeſie bewegt, wo es nicht gilt, eine nach allen Seiten

verbreitete Wirksamkeit und Thätigkeit, die über ihre zahlreichen Umgebungen hoch emporragen und sich aus ihnen kennbar machen, in's Leben zu rufen. Daher die vielen einzelnen Schönheiten, mit welchen er in der Tragödie da entzückt, wo diese Gemüthswelt von dem Dichter eröffnet wird, was natürlich nur theilweise Statt findet, und daher auch in Theile zerfällt, welche das Publicum oft zu lauten Ausrufungen freudiger Verwunderung aufregen, wie heitere Fernsichten nach grünen lichten Wiesen und Landschaften, die uns oft auf einem Spaziergange, im dichtesten Walde, wo wir es am wenigsten erwartet, begegnen und überraschen.

Im Tell und Wallstein sind diese Lichtseiten, so wie die Schattenpartien schon nachgewiesen worden, und in der dritten tragischen Rolle, welche ich diesmal von Eßlair sah, im „Wallenstein" waren sie nicht minder zahlreich. Hier wirkten die Glanzpunkte des Gefühls um so wohlthätiger, je dunkler und ernster das Verhängniß durch die ganze Dichtung schreitet, und wie eine schwere mitternächtliche Wetterwolke über dem Haupte des Helden droht. Scenen, wie jene mit Max, wo die Worte: „Max, bleib' bei mir!" wie eine Himmelsstimme aus der

zerriſſenen und entzweiten Bruſt hervorklangen, mußten auf die Zuhörer einen höchſt verſöhnenden Eindruck machen, ſo wie durch die ruhige, ernſte, erhabene Auffaſſung der Schlußmomente das große klare Auge einer ewigen Vorſehung ſiegend durch alle Stürme eines trübſeligen Geſchickes ſtrahlte. Was wir jedoch über das Fallenlaſſen von wichtigen, unmittelbar auf den ganzen Charakter einwirkenden Stellen, über den wechſelhaften abſpringenden und oft zur ganz gewöhnlichen Umgangsſprache herabſinkenden Vortrag des Künſtlers bemerkt haben, gilt auch hier. Es iſt ſeltſam — indem der Dichter ſeinen tragiſchen Stoff auch in der äußern Form, durch die Wahl der Verſe, durch den Rhythmus und Wohllaut der Sprache, durch den feierlichen und gemeſſenen Ton des Jambus höhere Bedeutung zu geben verſucht, und mit Sorgfalt Alles zu vermeiden ſtrebt, was dieſe Bedeutung als gewöhnlich, hergebracht und alltäglich verringern könnte, ſollte der Schauſpieler den entgegengeſetzten Weg einſchlagen, und dadurch eine tiefere Wirkung hervorbringen wollen, daß er in der Verlebendigung der Worte die Stimme ſinken läßt, ſtatt mit ihr zu ſteigen — daß er die Flügel bindet, ſtatt ſie zu entfalten?

Wir tadeln es an dem Dichter, wenn er ſeinen Ausdruck nicht zu veredeln ſtrebt, wenn er in ſeinem Dialoge die hergebrachte Umgangsſprache dann und wann durchklingen läßt, und wir ſollten es bei dem Schauſpieler billigen, wenn er den wirklich veredelten Ausdruck durch die Art, mit welcher er darüber hinausgeht, wieder ſinken läßt?

Mit dem reinen Vergnügen, welches der Genuß eines wahren Kunſtwerkes immer dann gewährt, wenn man es vollſtändig beſchaut, in ſich aufgenommen, und als ſolches erkannt hat, komme ich nunmehr von den bis jetzt beſprochenen tragiſchen Darſtellungen Eßlair's auf das, was er im bürgerlichen Schauſpiele und überhaupt im Converſationsfache leiſtete. Hier ſah ich ihn als Dallner in der „Dienſtpflicht," als Winzer im „Verräther," als Eſſighändler und als Schiffscapitain in der „Jugend Heinrichs des Vierten."

Es iſt bereits von dem reichen Gemüthe des Künſtlers geſprochen worden, das eine ganze Gemüthswelt aus ſich hervorzaubert und unwiderſtehlich zur Mitempfindung fortreißt. Dieſes Gemüth nun, deſſen Tiefe, Innigkeit und Klarheit Eßlair ſo ausſchließlich eigen iſt, und ihn bezeichnet, wie Devrient

seine Phantasie, wirkt da, wo ihm, wie z. B. als Dallner und als Essighändler, der volle Spielraum gelassen ist, und wo es als das eigentlich belebende Princip des Ganzen erscheint, mit wahrhaft hinreissendem Zauber unmittelbar auf das Herz ein. Hier vereinen sich alle Theile in der reinsten vollständigsten Harmonie zu einem abgeschlossenen tiefergreifenden Kunstwerke, das der Schöpfer mit Meisterschaft beherrscht und aus dem vom grössten bis zum kleinsten Zuge Natur und Wahrheit hervorleuchten. Die ernste Ruhe, die gelassene Würde, die edle gleiche Haltung, die unendliche Milde in Blick und Stimme — Alles dies, und selbst manches Andere, was wir in der Tragödie nicht ganz am rechten Platze gefunden haben, z. B. die Betonung, der Vortrag, einzelne Stellungen und Bewegungen, wirken hier zusammen, um sich zu einem Bilde zu gestalten, das uns durch edle Einfachheit und reinen Styl eben so sehr erfreut, als durch Innigkeit des Ausdruckes und kräftige Charakteristik rühret. Auch läßt es sich nicht verkennen, daß der Künstler sich in diesen Kreisen ganz und gar heimisch fühle, diese Rollen ganz und gar aus sich herausspiele, und daß er daher im un-

gezwungensten und freiesten Gebrauch all der reichen Mittel sei, die ihm dafür zu Gebote stehn.

Eßlair's Dattner gehört zu den wenigen Kunstleistungen, welche in der deutschen Dramaturgie Epoche gemacht haben, und welche in der Geschichte unserer Bühnen verewigt auch für die Nachwelt fortleben werden. Die Mehrzahl meiner Leser hat ihn ohne Zweifel in dieser Rolle bereits bewundert, und diejenigen, bei welchen dieses noch nicht der Fall war, kennen sie wenigstens aus dem Rufe, der sich davon verbreitet und aus den Bemerkungen der geistreichsten Schriftsteller, die sich darüber geäußert haben. Daß das Stück selbst seine Schwächen habe, die um so deutlicher hervortreten, je älter es wird, und je wiederholter man es sieht, wissen wir Alle, und es ist ein nichtsfeiler Witz, sich deßhalb lustig zu machen, ja es fragt sich erst noch, ob ein solcher Witzbold im Stande wäre, dieses Schauspiel, wie es vor uns steht, mit so manchen rührenden und aus dem Leben gegriffenen Zügen und mit so richtiger Theaterkenntniß auszuführen, als es Iffland vermochte, ungeachtet er weder von „unglücklicher Ironie," noch von „unendlicher Wehmuth" phantasirte. Man muß dem

Verfasser schon deßwegen dafür dankbar sein, weil er damit nicht allein Eßlair, sondern noch manchen andern großen Künstler, unter welchen der ehrwürdige Koch wohl vor Allen genannt zu werden verdient, die Gelegenheit gegeben hat, ihre Kunst auf eine würdige und rührende Art in einer Reihe von Scenen zu entwickeln, deren fast jede eine andere Saite des menschlichen Herzens berührt. Darüber mag man leicht das freilich sehr materielle Motiv — und doch ist es ein Motiv, das alle Welt in Bewegung setzt, selbst die Ironisten und Weltmüthigen! — welches dem ganzen Stücke zum Grunde liegt, vergessen, ja man wird sogar seine Längen, Wiederholungen und Sentenzen übersehen können, wenn man sich an das wahrhaft deutsche Charakterbild des alten Dallner festzuhalten und der Consequenz zu folgen weiß, mit der es von dem Dichter hingestellt ist, und die uns erst dann recht klar wird, wenn wir sie von Künstlern wie Eßlair oder Koch ausführen sehen. — Sollte übrigens eine Entwicklung von dem Spiele des Erstern, nach Allem, was darüber schon geäußert wurde, noch nothwendig sein? Wir glauben nicht, sondern halten es für zweckdienlicher, auf eine andere, für uns neue Schöpfung

zu kommen, welche wir an intensivem Werthe der obigen gleichstellen, wenn sie gleich an und für sich beschränkter erscheint, und keinen so bedeutenden Spielraum hat.

Es ist hier die Rede von der Rolle des alten Essighändlers in dem Stücke gleiches Namens. Der Charakter hat an und für sich eben nicht viel Interesse, und noch weniger bietet er irgend eine Mannigfaltigkeit oder einen Reichthum an Ideen und Gefühlen dar. Ein schlichter Spießbürger, der durch Fleiß und Sparsamkeit in den Stand gesetzt wird, einen verunglückten Banquier wieder aufzuhelfen und damit zugleich seinem Sohne die Tochter dieses Banquiers zur Braut verschafft — wer sollte glauben, daß diese Aufgabe einem Künstlergeist, wie jenen Esslair's, beschäftigen könne, da sie völlig unbedeutend erscheint, obschon die Ausführung derselben theatralisch und anziehender ist, als die Erfindung? Und dennoch löset sie der Künstler mit einer Meisterschaft, die beweiset, wie sehr er sie liebgewonnen habe, und welche die kleine Leistung an die größten Charakterzeichnungen reiht. Vor Allem sei zuerst der Grundton einer echten Nationalität erwähnt, den der Künstler festhält und mit dem richtigsten Tacte durchführet.

Die Bearbeiter des „Essighändlers" haben bekanntlich den Schauplatz des Stückes nicht versetzt, sondern es da gelassen, wo es im Originale spielt. Der Grund davon liegt nahe, und es wäre zu wünschen, daß ihn auch unsere anderen Uebersetzer aus dem Französischen im Auge behielten, die gleich mit Sack und Pack auswandern und uns ein deutsches Stück und deutsche Charaktere zu geben glauben, wenn sie die fränkischen Namen in deutsche verwandeln. Es gibt gewisse Gestalten, welche wir uns durchaus nicht anders denken können, als auf heimischem Grund und Boden im eignen Haus und am eignen Herd — in jeder andern Umgebung verlieren sie ihre Eigenthümlichkeit und also ihren eigentlichen Werth. Darunter gehört offenbar auch der „Essighändler." — Depping oder Sievers, ich weiß nicht genau, welcher von Beiden, aber Jeder ist der Mann dazu, hat vor geraumer Zeit Scenen aus dem Pariser Leben geliefert, in welchen unter Anderem auch der Tageslauf eines solchen „Altbürgers" geschildert wird, mit all' den kleinen Nüancen und Details, die an und für sich geringfügig doch ein solches Leben scharf bezeichnen und klar zur Anschauung bringen. Selbst der Accent, mit dem er seinen „guten Morgen"

oder seine „gute Nacht" sagt, ist hier charakteristisch und bildet das Ganze. Dieser Aufsatz kam mir nun bei Estair's Darstellung wieder recht lebhaft in Erinnerung. Sein Gang, seine Haltung, seine Bewegungen, seine Betonung, sein Mienenspiel, selbst seine äußere Maske gibt uns ganz das Bild eines solchen ehrlichen Mannes, wie es uns aus jenen Skizzen vorschwebte, und wie wir es für diesen Charakter unumgänglich nöthig finden. Diese herzliche Gutmüthigkeit, diese heitere Kräftigkeit, trotz der vorgerückten Jahre, dieses unbefangene und ungezwungene Benehmen im Umgange mit Leuten, die dem Range nach höher stehen, vor Allem aber diese verständige und dabei launige Lebensansicht, die sich überall kund gibt, gestalten sich eben so originell, als sie Estair bis in die kleinsten Züge mit der höchsten Wahrheit und sprechender Aehnlichkeit zu entwickeln versteht.

Hierher gehören ganz vorzüglich jene beiden wirklich unübertrefflichen Scenen, wo er von dem verzweifelnden Sohne das Geheimniß seiner Liebe erfährt, und wo er mit dem Fäßchen auf dem Schiebkarren, in dem Rocke, in welchem er dieses Fäßchen erwarb, als Brautwerber für diesen auftritt. Hier

vereint der Künstler die ursprüngliche Gemüthlichkeit des Mannes, die Liebe des Vaters zu seinem Kinde, die Klugheit und Verständigkeit der Erfahrung, und das Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, welche sich abwechselnd in diesen Momenten kund geben, zu einem so herrlichen Ganzen, daß die Täuschung auch über diejenigen ihr volles Recht behauptet, die längst enttäuscht sind, und mit kalten prüfenden Augen ein Spiel betrachten, in das hinein zu versetzen und mit dem zu wirken sie verlernt haben. Dies aber ist wohl der reinste und höchste Sieg, welchen die darstellende Kunst zu erringen vermag, wenn sie auch denjenigen zu ergreifen und zu fassen weiß, der die dramatische Empfänglichkeit nicht mehr hat, die dem Menschen freilich angeboren ist, die aber im Gewühle der Welt, im Strome eines reichbewegten vielgeprüften Lebens, im Uebergenusse, im Uebergewichte des Verstandes über die anderen Vermögen, und — in Stumpfheit nur zu leicht verloren geht, und einmal verloren, so schwer wieder zu erregen ist, daß wir es oft genug erfahren, wie selbst das Gute und Tüchtige an diesen Gesättigten spurlos und ohne Eindruck vorübergeht. Auf diese kalten, ewiggleichen Gesichter,

die nicht mehr zu lachen und nicht mehr zu weinen vermögen, und die mit Bedauern zu der leichtbewegten Menge emporblicken, welche, im Grunde betrachtet, bei weitem mehr Recht hat, sie zu bedauern, eine Abendröthe des Gefühls, einen Wiederschein der Gluth zu zaubern, die von Oben stammt — in diese steinernen Augen ein Etwas zu hauchen, das einer Thräne gleicht — wahrlich, dies ist der schönste Triumph des Künstlers. Diesen Triumph aber bereitet sich Eßlair, wenn er als Dalmer mit dem Bewußtsein der gerechten Sache und mit dem Herzen voll Humanität vor seinem Fürsten steht, oder mit dem gebrochenen Tone eines in seiner theuersten Hoffnung getäuschten und dennoch festen Mannes von dieser Hoffnung Abschied nimmt — er feiert ihn, wenn er als Essighändler mit stillem Sinnen bei seinem mühselig gesammelten Reichthume sitzt, der durch keine Thräne, keinen Seufzer erpreßt wurde, und dann zu Gott sich wendet, seinen Segen dazu herabflehend — er feiert ihn stets, wo es gilt, ein reinmenschliches Gefühl uns mitfühlend zu machen, die Größe des Ganzen, die Poesie des Lebens auch im beschränkten Wirkungskreise erkennen, und beide siegreich aus dem

Charakter hervorstrahlen zu lassen, durch dessen Entwickelung er diese schöne Aufgabe löset.

Der Capitain in der „Jugend Heinrichs des Vierten" und der Winzer im „Verräther" gehören eigentlich in das komische Fach. Eßlair ist kein Humorist, und diese Rollen verlangen auch keinen Humor. Eine gutmüthige Heiterkeit und mitunter sehr kräftige Laune, verbunden mit der strengsten Charakteristik und einer getreuen Nachbildung des Lebens sind es, wodurch er uns hier ergötzt. Im „Verräther" kam hierzu noch der Gegensatz, welchen ein gewisser trockner Ernst im Vergleiche zu der raschen Fröhlichkeit der Jugend, die ihn umgibt, bildet, und welcher besonders in der Anfangs- und Schlußscene sehr zweckmäßig herausgehoben wurde, um das Lächerliche gehörig zu bezeichnen. Der ruhige Vortrag nur dann und wann durch eine scharfe Betonung unterbrochen, die als ein wahrer komischer Blitz hervorschießt, trägt auch hier zu der Wirksamkeit im Ganzen sehr viel bei.

IV.

Ueber die lyriſche Poeſie der Deutſchen im Verhältniſſe zu der dramatiſchen.

Ja! ich höre sie von weiten,
Ja! sie greifen in die Saiten;
Mit gewalt'gen Götterschlägen
Rufen sie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten,
Zum erhabensten Geschäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Deutscher Parnaß von Göthe.

Es ist jetzt Mode, die meisten Beurtheilungen über ästhetische Erscheinungen mit einem Weh- und Klagelied über den schlimmen Stand deutscher Kunst, über den Verfall unserer Literatur u. s. w. anzustimmen. Diese kritische Coquetterie (einen passendern Ausdruck find' ich nicht dafür) wird um so lächerlicher, je gewisser man darauf rechnen kann, daß nach der platten Eingangsformel in der Regel eine „ehren-

volle Ausnahme" folge, welche die zu recensirende Nachtigall unter dem übrigen Gevögel mache. Nimmt man aber alle diese „ehrenvollen Ausnahmen" zusammen, so haben wir eben nur lauter Nachtigallen! — Ich, für meinen Theil, mag, wie man bereits sieht, dieses Klagelied nicht begleiten, das meistentheils aus Hypochondristenseufzern besteht, und von einem verdorbenen Magen herkommt, welcher sich mit literarischem Conversationsthee überschwemmt, — im Gegentheil bin ich der Meinung — und getraue sie mir auch allenfalls durchzufechten — daß wir eher reicher als ärmer geworden sind, und daß der kräftige Baum deutscher Kunst vorzüglich auf einzelnen Zweigen, so gesunde, herrliche Blüthen treibt, wie sie nur immer gewünscht werden können, um die köstlichsten Früchte zu versprechen. Oder sollten die Säulen unserer Poesie, Schiller und Göthe, noch immer, wie uns so Manche versichern wollen, einsam und verlassen, zwei verirrten Wanderern ähnlich, in trauriger heimathloser Höhe dastehen? Sollte ihr Lied kein bekanntes Herz getroffen, keinen verwandten Ton angeregt haben? Sollte all' unser Streben und Ringen zwecklos, unser Fleiß nutzlos, unsere Gründlichkeit fruchtlos geblieben sein? —

Das Erz klingt von den Strahlen der Sonne berührt; die Saiten tönen im Hauche des Abendwindes, und der deutsche Sinn sollte nicht aufgeregt worden sein zur herrlichen Kunstbegeisterung im Wechsel der vergangenen Zeiten — in all' dem Grossen und Gewaltigen, was er mitgebracht? — Jahre sind einstweilen dahin gestürmt, so thatenschwer, daß sie eben so viele Jahrhunderte sein könnten, und ihre Thaten hätten nicht Wurzel geschlagen in diesem oder jenem empfänglichen Gemüth? Sie wären klanglos vorübergeschwebt, und nur die Geschichte sollte sie bewahren, kein Lied, das in die ferne Nachwelt vom Vater zum Sohne hinüber tönt?

Ein unendlich bitterer Schmerz bemächtigt sich immer meiner Seele, wenn ich diese muthwillige Selbstverhöhnung gewahr werde, dies mitleidige Lächeln und Achselzucken über jede vaterländische Bestrebung. Bei allen andern Nationen hat der Dichter — wenn sonst nichts — doch sein Wirken für sich und die Anerkennung desselben. Wir aber tragen uns aus der Ferne mühselig und ohne ersprießlichen Erfolg zusammen, was wir zu Hause weit bequemer und in mancher Hinsicht noch weit besser haben könnten; wir streuen fremden Götzen Weih-

rauch, für den ſie uns nicht einmal danken, unſere eigenen Tempel aber entheiligen wir und ſchreien dann Zeter, wenn ſie, eben nur durch dieſe Entheiligung, zu Fabriken und Magazinen werden! — O du gutes deutſches Vaterland! wie weit haſt du es mit deinem mehr als ängſtlichen Nachdenken, mit deiner tiefſinnigen Kritik, mit deinen gelehrten und ungelehrten, langen und kurzen, freundlichen und unfreundlichen, converſirenden und gemüthlichen, ſatyriſchen und ernſthaften Recenſionen gebracht? — Der Schuſter hat ſeinen Leiſten, der Schneider ſein Maß, der Krämer ſeine Elle, deine Recenſenten und Referenten aber haben nichts, und meſſen und wägen doch fort und fort, ohne Ruh und Raſt, Jeder nach ſeinem eigenen Syſtem, das er ſich in der Geſchwindigkeit zuſammen baut, und das wie ein Kartenhaus zuſammen ſtürzt, wenn ein Zweiter oder Dritter auch darauf bauen will. Der iſt für die Franzoſen, Jener für die Engländer, Dieſer für die Spanier und ein Vierter für die Italiener. Ein Fünfter ſchleppt mit verrenkten Armen den Orient herbei, während uns ein Sechster die Slaven als Muſter anpreiſ't; nur an die Deutſchen denkt Keiner! Sie geben uns in nuce Ueberſichten

aller Literaturen, nur von der deutschen haben sie weder eine Uebersicht noch Ansicht*)!

Daß aber bei allem diesem verwirrten Treiben, bei diesem planlosen Herumschweifen auf der einen Seite doch auf der andern sich die deutsche Kunst fest und ruhig, klar und besonnen, im folgerechten Gang allmächtiger Entwickelung und mit der ganzen Eigenthümlichkeit, die man ihr vergebens zu nehmen sucht, heraus gebildet hat — dies mag uns eben ein Beweis für ihre ungewöhnliche Kraft und Selbstständigkeit sein. — Lange hat sie zwar zu dieser Herausbildung gebraucht, sehr lange; daß es ihr jedoch damit gelungen, sollte Niemand bezweifeln, der nicht mit dem Beweis von der Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen auch jenen von der Nichtigkeit seiner eigenen führen will. Thöricht ist es, wenn sich hier und da bittere Klagen über diese Länge der Entwickelung erheben, und doch keine solche zugestanden, sondern Alles wieder mit blindem Ungestüm verworfen wird. Nach diesem Ausspruche hät-

*) Wolfgang Menzel's treffliches Werk über die deutsche Literatur war zur Zeit, als dieser Aufsatz entstand, noch nicht erschienen.

ten wir einen Cirkel beſchrieben und ſtänden wieder da, wo wir angefangen. — Wenn nun ſchon der Stand der Sachen ähnlichen Behauptungen widerſpricht, ſo gibt es noch andere nahe liegende Beweiſe, wodurch derlei Waſſerſtreiche entkräftigt werden dürften. Man wird mir vergönnen, mich hierüber näher auszuſprechen: kommt doch in unſerer Zeit ſo Vieles zur Sprache, warum ſollten wir alſo in einer Angelegenheit, die uns gewiß Allen mehr oder weniger am Herzen liegt, ein Schweigen beobachten, das leicht das Anſehen gewinnen könnte, als wär' es eine Beſtätigung. Das leere Hinſtarren auf einen Punkt aber wird hier nichts frommen, ſondern es thut ein freier umfaſſender Ueberblick und eine feſte Betrachtung Alles deſſen noth, was, ſo betrachtet, den Zweck des Ganzen fördern mag.

Wenn es wahr iſt, daß im Allgemeinen die Kunſtwerke jeder Nation, in ihrem Keime ſowohl, als in ihrer vollſten üppigſten Frucht, durch die mannigfaltigen Eindrücke der Zeit und des Lebens erzeugt, dieſe Zeit und dieſes Leben in ſich wieder abſpiegeln; wenn ferner von eben dieſen Eindrücken ihr größerer oder geringerer Werth, ihre ganze Richtung und Haltung abhängt ſo gilt dieſes, unter

übrigens gleichen Umständen, doch vorzugsweise von den Deutschen. Wir haben die Geschichte des Mittelalters, der neuern und der neuesten Zeit in unsern Dichtern klar vor uns liegen, und gibt es auch dazwischen klanglose Pausen, so geht doch, im Ganzen genommen, die Kunst immer Hand in Hand mit der That, wenn auch langsam, doch sicher vorwärts, während bei Andern, z. B. bei den Franzosen, Italienern und Spaniern, die uns freilich schon im Beginnen überragt, ein unerträglicher Stillstand eingetreten ist, der sich erst seit einigen Jahren wieder in eine erfreuliche Thätigkeit umzuwandeln beginnt.

Der Spruch des Dichters: „Wer seiner Zeit genügt, der hat genug gethan für alle Zeiten!“ dient hier zu keiner Entschuldigung, sondern er wird vielmehr zur Anklage, und man liebt es wohl, in die Vergangenheit zurück zu blicken, doch dieser Rückblick ersetzt die Gegenwart nicht, die immer die dringendsten Anforderungen hat. Darum sind die Stimmen nur leer und nüchtern, die hier und da mit der Versicherung laut werden: „es sei schon genug geschehen,“ oder die gar wohl behaupten, „es könne nicht mehr geschehen.“ Meistens kommt dies von unproductiven oder doch in ihrer Productivität sich selbst und

Andern zur Laſt fallenden Schwächlingen her, die keine Kraft für's Leben mehr haben, eingefleiſchte, auf eine ſorgfältig genährte Meinung verſeſſene Pedanten, die man mit ihrem todten Vorurtheil begraben ſollte, da ſie den geſunden tüchtigen Mann durch ihr zaghaftes Geſchrei nur in ſeiner Wirkſamkeit hindern, und die dürren Leichenarme hemmend in das Getriebe ſeines reichen Schaffens werfen.

Vergleichen wir das ſtufenweiſe Fortſchreiten ſeit den Minne- und Meiſterſängern bis auf unſere Zeiten, ſo können wir uns deſſen, was geleiſtet worden, nur erfreuen, und die Art und Sicherheit, wie wir auf die Stufe gekommen ſind, auf der wir jetzt ſtehen, nicht genug bewundern. Jene alten Dichter legten mit der Schlichtheit ihrer Geſinnung, mit der Einfachheit des Ausdruckes, die ſich ſo eigenthümlich von denen aus der Provence herüber tönenden, nicht wenig ſchwülſtigen Liedern der Troubadours unterſcheidet — vor Allem aber mit der Feſtigkeit und Reinheit ihrer Vaterlandsliebe und ihres Glaubens ohne Zweifel den erſten Grund zu einer nationellen Kunſt, die ſich einer Seits durch Innigkeit des Gefühls, anderer Seits durch lebendige Schilderung des Lebens von dem Bombaſt der fran-

zösischen Romane und von der subjectivern Poesie der Italiener absondert. — Wie sich aber schon damals die deutsche Dichtkunst beinahe ausschließend zum Lyrischen und gewisser Maßen auch zum Epischen hinneigte, — was in andern Zweigen, namentlich im Dramatischen durch die Fastnachtsspiele, geschah, blieb meistentheils nur ein löbliches Streben nach Vielseitigkeit — so ward diese Neigung bei den Nachfolgern zu einer entschiedenen Richtung, indem diese gerade auf die Ausbildung jener Theile alle Kräfte und allen Fleiß verwendeten. Dies gilt vorzüglich von dem kernigen, wahrhaft deutschen Opitz, dessen Objectivität und markhafte Frische manchen Spätern zum Muster diente; von dem glühenden bilderreichen Flemming, der aber bereits einen fremdartigen Anstrich nicht verläugnen kann, und ganz besonders von dem wahrhaft kindlichen und einfach rührenden Simon Dach, dessen fromme Lieder sänftigend und durch das stete Hinaufweisen nach oben beschwichtigend durch die Stürme seiner Zeit dahin klingen. Und welch eine Zeit war dies! — Der dreißigjährige Krieg hatte das weite schöne Deutschland in seinen edelsten Theilen angegriffen, und jene Selbstständigkeit, welche Deutschland nie-

mals ganz behaupten konnte, in der aber alle nationelle Kunſt begründet liegt, ging ſo ganz und gar verloren, daß es zu fremden Kräften ſeine Zuflucht nehmen mußte, um Glauben und Recht gegen den eignen Kaiſer zu verfechten. Aber wie ſich in dieſer allgemeinen Verwirrung, in dem drohenden Umſturz deſſen, was dem Menſchen nur immer hoch und heilig iſt, in der Auflöſung aller geiſtigen und geſelligen, ja aller verwandtſchaftlichen Bande, in dem verderblichen Eindringen und Einwirken fremder Mächte dennoch der deutſche Charakter in ſeiner Feſtigkeit und Treue erhielt, ſo auch die deutſche Poeſie. Statt in dem raſch und ununterbrochen einſtürmenden Jammer zu erliegen, tauchte ſie vielmehr geläuterter und reiner aus ihm hervor. Opitz und Simon Dach geben den ſprechendſten Beweis zu dieſer Behauptung; während der Erſtere ſich in dem Anblicke der toſenden Kriegsfurie, in dem Wechſel großer Schickſale und Begebenheiten wie in einem Eiſenbade erkräftigt, und dieſe in den meiſten ſeiner mächtig dahin tönenden Lieder abſpiegelt, zieht ſich der Andere in ſich ſelbſt zurück, weil er den Schrecken der Außenwelt nicht gewachſen iſt; er rettet ſich hinüber in das Reich der Religion, und flügelt ſich

aus der irdischen Trostlosigkeit sehnsüchtig und gläubig zum Himmel empor.

Hier aber haben wir in ihrem Entstehen die beiden Elemente unserer Poesie, die, mochten sie auch in der Folgezeit durch andere Eindrücke gehemmt und durch neue Versuche unterdrückt werden, dennoch immer und immer wieder zurück kehren; in denen sich bis zu unsern Tagen, die meisten Dichter bewegten, und die selbst in so fern als eigenthümlich gelten müssen. — Freilich folgte auf Opitz ein Hoffmannswaldau, und Simon Dach mußte einem Lohenstein Platz machen; aber Jene hatten den Boden zu wacker bearbeitet, als daß er die krankhaften, wenn auch beim ersten Anblick durch ungewöhnliche Farbenpracht blendenden Pflanzen, welche diese aufzogen, in die Länge hätte dulden können. Es konnte nicht fehlen, der Schwulst und Bombast dieser neuen Schule, die sich nicht allein auf das Lyrische beschränkte, sondern auch auf andere Zweige der Kunst, aber mit noch weniger Glück ausbreitete, mußte einer wohlthätigen Krisis unterliegen. Kein Zweifel bleibt übrigens, daß die Weichlichkeit und Entnervung der in Rede stehenden Periode eben auch nur in der Zeit begründet war, welche sie hervor-

gebracht, und durch die vorhergegangenen Anſtrengungen natürlich in einen, freilich nicht dauernden Zuſtand von Erſchlaffung und Abſpannung verfallen mußte. So ſehen wir überall die Kunſt in der Gegenwart begründet; die Fäden aber, die ſich durch dieſe mannigfaltigen Gewebe ſchlingen, laſſen ſich bei genauerer Aufmerkſamkeit wohl kaum verkennen, und müſſen, ſo verworren ſie auch erſcheinen, am Ende doch zu einem Ganzen führen. Um aber bis dorthin zu gelangen, iſt es nothwendig, den einmal eingeſchlagenen Weg der Betrachtung des Einzelnen zu verfolgen.

Eine Kriſis war, wie geſagt, unter obigen Umſtänden nöthig, und um ſo nöthiger, je mehr in den Nachfolgern und Nachahmern Hoffmannswaldau's und Lohenſtein's der letzte, ohnehin nur äußerſt ſpärliche Funke von Eigenthümlichkeit zu verlöſchen drohte. Auch hier ſollte das Leben, wenn auch diesmal nicht als das glücklichſte Mittel einer Umwandlung erſcheinen. Die Deutſchen, bisher in ihrer Kunſtbildung noch immer ſehr zurück, mußten mit eiferſüchtigen Augen die gewaltigen Fortſchritte Frankreichs in dieſer Hinſicht betrachten. Das bisher Vernachläſſigte ſollte nun mit Sturmeseile nach-

geholt werden, und wo waren die Quellen anders aufzusuchen und abzuleiten, als von jenem beneideten Nachbarlande? — Man kennt die Folgen dieses Strebens; ein Extrem hat das andere erzeugt, und die Sucht, sich mit Vernachläſſigung des Einheimiſchen von allen Seiten das Fremde herbei zu holen, oder es nachzuahmen, hat, im ewigen Kampfe mit dem Rechten, bis auf unſere Zeit fortgewirkt. Dies führt zu den Bemühungen Gottſched's.

Es kann keineswegs meine Abſicht ſein, wie Manche vielleicht aus dieſem Theil gegenwärtiger Bemerkungen ſchließen werden, hier eine Art Compendium der Geſchichte deutſcher Poeſie zu liefern, und Anſichten zu wiederholen, denen ſich kaum mehr eine neue Seite abgewinnen läßt: ſondern die Vergangenheit ſoll nur in ſofern erwähnt werden, als ſie Bezug auf die Gegenwart nimmt. Eine kurze Ueberſicht deſſen, was bisher gethan, und der Art, wie es gethan wurde, ſoll dazu dienen, uns die Verhältniſſe und den Zuſammenhang des Fernliegenden mit dem Nahen und Nächſten zu beſtimmen, um ſodann den Werth dieſes Nächſten deſto inniger ſchätzen zu lernen. Daher möge jenes Abſchnittes, in welchem durch das einſeitige Wirken eines durch und

durch dem französischen Geschmack huldigenden Kritikers unselige Trockenheit und Dürre in allen Zweigen der Dichtkunst eintrat, nur darum gedacht werden, weil seine Folgen zu wichtig sind, um sie übergehen zu können. Es entwickelte sich nämlich eine Schule, deren rüstige, aber durchaus verkehrte Thätigkeit all' die schönen Erwartungen von Grund aus zu vernichten drohte, zu welchen das bisher Geschehene, im Ganzen genommen, allerdings berechtigte, Phantasie und Gefühl wurden gänzlich verbannt, Regel und Normen galten Alles, ein gezierter mit fremden Ausdrücken reichlich durchspickter Styl sollte die einfache Sprache des Herzens, der Begriff die Idee, die studirte Ansicht die lebendige Anschauung, und eine wässerige Moral die glühende Begeisterung ersetzen. In jener traurigen Periode ging auch der kleinste Rest von Nationalität verloren, ja, man schämte sich sogar der heimischen Sprache, und während der Gelehrte nicht selten populäre Abhandlungen in lateinischen Floskeln breit schlug, überschwemmte eine mattherzige Poetenschar das deutsche Vaterland mit französischen Versen. Kaum Einer oder der Andere hielt es der Mühe werth, in die Vergangenheit zurück zu blicken, und ward dann und

wann auch ein ſolcher Verſuch gemacht, ſo geſchah es nur, um mit triumphirender Miene an die ehrwürdigen Reſte den verkrüppelten Maßſtab der Gegenwart zu halten. Wie ſchlecht aber dabei die feurigen und zarten Lieder der Liebe einer glücklichen Periode gegen die ſteifen und coquetten Galanterien der Pariſer — die zwangloſen Ergüſſe kräftiger Vaterlandsliebe gegen die gefrornen Oden à mon patrie — und der einfache Geſang herzlicher Luſt und Wehmuth gegen die ekelhaften Witzeleien und Hirtenlieder aus dem siècle de Louis XIV wegkam, läßt ſich denken! Der Sänger zog nicht mehr an der Hand des Ritters im fröhlichen Wechſelwirken weithin in das ſchöne Vaterland, das ſich in ſeinen Liedern abſpiegelte, wie Berg und Wald im ruhigen Thalſee; mit der Freiheit verlor ſich die Mannigfaltigkeit und mit der Convenienz trat im Reifrock und Schnürleib die aufgedunſene Leerheit in's Leben.

Aber das eben hat unſere Poeſie ſo erkräftigt, daß ſie im ewigen Wechſel ſich bewegte. Sie gleicht dem Bergſtrom, der ſchnell ſein ruhiges Quellenbett und den matten Lauf durch Feld und Wieſe verläßt, ſich jauchzend in den grünen Wald ſtürzt, kühn und muthwillig von dem höchſten Felſen herabſpringt,

jetzt die eigene Bahn verliert und eine fremde sucht, jetzt träge und müßig liegen bleibt und ein Sumpf zu werden droht. Da aber rauscht's und braust's herab von den Bergen und Gletschern, und strömt zu mit allmächtigen Kräften und wühlt empor aus dem Boden, was versunken und halb vertrocknet, und stürmt mit frischem Muth von Neuem fort in die unendliche Ferne. Nun wird die Wäldernacht lichter, ebner das Bett, flacher die Gegend, aber auch ruhiger und breiter der Lauf, geregelter der Zufluß. Schon spiegelt sich der Himmel mit seiner leuchtenden Sonne ganz und ungestört in den hellen friedlichen Wogen, die er erwärmt. Immer breiter und gewaltiger wird die Bahn; jetzt vermag sie nichts mehr zu hemmen oder zu stören, und der Sturm, der über die ernste Fluth dahin fährt, kann nur auf Augenblicke die reiche Welt verwirren, die sich in ihrem Busen abspiegelt.

Lessing und Klopstock war es aufbehalten, dem Ganzen jene Wendung zu geben, die der deutschen Dichtkunst wieder Selbstständigkeit versprach. Zertrümmerte Jener mit der Gewalt seines Verstandes und mit der Schärfe seines Witzes die französischen Götzenbilder, so führte Dieser mit den mächti-

gen Tönen seiner Leier die Verirrten in die Heimath zurück, indem er ihnen mit rauschender Begeisterung Vorfahren und Vorzeit in das Gedächtniß zurück brachte. Fast möchte ich die von nun an beginnende Periode die reinere und geläuterte Wiedergeburt der frühern nennen, und wie wir in der Geschichte, trotz allem Wechsel doch ein Wiederkehren der Begebenheiten, eine Erneuerung dessen, was schon da gewesen, nicht verkennen; wie es uns selbst im beschränkten Raume unseres Lebens zu begegnen pflegt, daß wir Erfahrungen machen, die uns anfänglich neu und ungewöhnlich erscheinen, von denen uns aber späterhin eine geheime Ahnung das Gegentheil versichert, so findet wohl etwas Gleiches Statt in der Kunst. Für mich hatte dieser Gedanke immer etwas ungemein Rührendes und Tröstendes; Auferstehung und Unsterblichkeit knüpfen sich an ihn, und ich konnte mich daher seiner sänftigenden Macht oft bis zur Täuschung hingeben. Wem fällt bei Klopstock nicht die alte herrliche Sage von den sieben Barden ein, die da schlummern im deutschen Land', traurig auf ihre Harfen gelehnt, weil die goldene Zeit der Lieder vorüber. Doch sollen sie wieder erwachen mit dem Morgenroth eines neuen

Lebens, hinziehen ſollen ſie dann durch die herrliche Heimath, aufwecken ſollen ſie, was da ſchläft, empor rütteln geſunkene Kräfte und neu begründen das Reich des Sanges und der Kunſt. So geſchah es auch; denn mit dem Sänger, der:

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ſchweben und anbeten, —

der aber auch den Himmel und alles Heilige und Große, für das die Zeit zu verflachen drohte, mit der ganzen Gluth ſeiner Feuerſeele in ſich aufnahm, erwachte wieder deutſcher Sang und Sinn.

Noch aber blieb die Gegenwart ſelbſt unverſorgt; denn der Dichter hatte ſich, wie geſagt, in die Vergangenheit zurück gerettet und beſchwor im heiligen Dunkel ihrer Eichen die Schatten ihrer Herrlichkeit, oder er flüchtete ſich mit all ſeinen Kräften nach Oben und ſang die Himmel und das ganze Werk der Erlöſung, weil die Erde nicht Macht genug beſaß, ihn feſt zu halten. — Jetzt aber folgte Bürger mit ſeiner volltönenden Lebensluſt und hinreißenden Begeiſterung, die, was noch ſchlummerte, allmächtig empor rüttelte; Hölty, in deſſen treuem Herzen das Herz ſeines Vaterlandes ſchlug, und der es wieder zum rechten Fühlen zurück führte;

Herder, der den Dreiklang von Kunst, Philosophie und Religion zuerst aussendete, und so viele Andere, die wir hier nicht zu nennen brauchen, weil sie im Gedächtnisse ihres Volkes fortleben. Mitten unter ihnen erhoben sich Göthe und Schiller, so eigenthümlich, so abgeschlossen, und dabei so gewaltig und reich ausgestattet, daß sie bald alle Andern überflügeln und das in sich vereinen sollten, was Jeder bisher einzeln gewirkt. Sie sind so durch und durch nationell, daß sich ihnen die Nation auch ganz hingeben, sie ganz in sich aufnehmen mußte. Die beiden Hälften aller Kunst, Idee und Leben, reichen sich aus ihren Werken die Hände, und bringt der Eine die Idee in's Leben, so führt der Andere das Leben der Idee entgegen. Sie erscheinen als die Gründer zweier Schulen, deren jede in ihrer ursprünglichen Reinheit eine Seite des deutschen Charakters umfaßt; Schiller die subjective, Göthe die objective; Ersterer die lyrische und Letzterer die epische Poesie.

So wären wir auf den entschiedenen Moment gekommen, wo alle bisherigen Bestrebungen, in einen Guß zusammenfließend, den großen Proceß der Läuterung überstanden, und, sich dann ruhig absondernd,

in zwei Armen weiter strömten. Lyrik und Epik — es läßt sich jetzt bestimmt behaupten, was bisher nur leise angedeutet wurde, denn die Resultate liegen offen vor uns — sind diejenigen Theile der Dichtkunst, die, in sofern sie in unserm ganzen Wesen begründet erscheinen, die Grenzen ziehen, innerhalb welcher eine deutsche Nationalpoesie sich herausbilden mag und herausgebildet hat. Das Vorzüglichste, was bisher geleistet wurde — wir können es uns nicht verhehlen — bewegt sich in diesen Kreisen; ja der Anfang unserer Poesie selbst geht einer Seits mit lyrischen Ergüssen, anderer Seits mit jenem großen epischen Gedichte aus, das bis auf unsere Zeit herab gelangt, und als der Quell aller nachfolgenden Versuche betrachtet werden muß.

Daß diese Behauptung übrigens ihre Gegner finden werde, liegt am Tage, vorzüglich in einer Periode, wo sich die Aufmerksamkeit fast ausschließend auf das Theater gewendet hat, wo man von Nationalbühnen und Nationalschauspielen träumt, und uns mit Gewalt eine dramatische Vollkommenheit einpfropfen will. Ich sage einpfropfen; denn die glühendsten Eiferer sehen es ein, daß dies auf natürlichem Wege nicht der Fall sein könne, und daß diese Frucht am Bau-

me deutscher Poesie ohne künstliche Behandlung nicht gedeihen könne. Was aber läßt sich bei solchem Proceß anders erwarten, als höchstens ein Zwitter ohne Saft und Kraft! Betrachten wir die Bemühungen in diesem Fache, von den Aeltesten bis auf die Neuesten herab, so finden wir nur überall Anfänge, Versuche oder Nachahmung, nirgends aber ein durchaus vollendetes und selbstständiges Werk, das uns, wie den Griechen und Engländern die ihren, als Stern auf dieser Bahn vorleuchten könnte. Selbst Göthe und Schiller haben hierin — gestehen wir es immerhin — nicht dasjenige geleistet, was geleistet werden mußte, um uns auf solche Leistungen, als auf unsere Kunstsphäre, hinzuweisen. Beide neigten sich entweder zur Reflexion, oder zum Epischen, oder zum Lyrischen, aber eine echt dramatische Gestaltung, die alle Vermögen in sich vereinigt, und keines zum Schaden der übrigen verwalten läßt, wie sie Aeschylos und Shakespear gaben, finden wir nirgends. So sehen wir im Tell Alles zu einem großartigen Epos vorbereitet, so steht der Faust als genialer Volksmärchen in seiner höchsten Vollendung vor uns — doch als Schauspiele sind es gewiß nur Bruchstücke, bei welchen uns der

reine Genuß eines Ganzen versagt bleibt. Oder, wäre wirklich erreicht, was zu erreichen war, so wird es uns auch erlaubt sein, nach den Resultaten dieses Erreichens zu fragen. Aber wie traurig ist dann die Antwort! — Wir erblicken eine Masse von Theatern in Deutschland, deren jedes, vom kleinsten bis zum größten, seinen Gönnern die höchsten Kunstgenüsse verspricht, und diese Kunstgenüsse bestehen in Uebersetzungen, Kotzebueaden, Ifflandiaden, wenn's hoch kommt, in Houwaldiaden, die in Versen der Prosa der erstern Beiden den Rang ablaufen wollen, und wenn's hoch kommt, ein Paar Mal des Jahres in der Aufführung eines verstümmelten Schiller's oder Göthe. Wir erblicken ferner eine noch größere Masse von sogenannten dramatischen Dichtern, d. h. von Leuten, die selbst nicht wissen, was sie wollen, die nicht Kraft und Talent genug besitzen, um in den Kreisen, wo etwas Erfreuliches zu leisten wäre, sich wirksam zu bewegen, und die daher den leichtern und bequemern Weg einschlagen, irgend eine Begebenheit in eine gewisse Anzahl von Abtheilungen zu zerstückeln, welche Abtheilungen wieder in Abtheilungen zerfallen, wo zwei oder drei Personen sich über das Geschehene oder zu Geschehende in wohlgesetzten

Reden beſprechen. Allerdings würde es ungerecht ſein, hier keine Ausnahme gelten zu laſſen; aber ſelbſt bei dieſen Ausnahmen blieb der Erfolg unentſchieden und ſchwankend. Entweder ſind es Schüler der beiden großen Meiſter, — aber wie könnte den Schülern gelingen, was den Meiſtern nicht gelingen wollte? — oder ſie machten ſich mit unendlicher Mühe eigene Bahn, ohne jedoch auf derſelben zum erſehnten Ziele gelangen zu können. Bei Beiden wird man dabei das ſichtbare Hinneigen entweder zum Epiſchen oder zum Lyriſchen nicht verkennen.

Zur Vollſtändigkeit dieſes Gemäldes gehört noch das Theaterpublicum und die Theaterkritik. Die Griechen durften an ein Nationalſchauſpiel denken, denn bei ihnen war die Aufführung auch eine Nationalſache, an der Jeder den lebendigſten und regſten Antheil nahm; es gehörte zum Ganzen und ihr Schauſpiel war ein heiliges Gemeingut, wie ihre Tempel und ihre Rednerbühnen. Darum wurde auch nur das verhandelt, was für das Heiligſte und Höchſte galt, und für das Jeder den empfänglichſten Sinn mit ſich brachte, weil dieſer Sinn ſchon in der zarteſten Jugend heraus gebildet ward; hier durfte ſich der Dichter nicht erſt ſein Publicum erziehen, ſondern

das Publicum erzog vielmehr den Dichter. — Nun betrachten wir dagegen die deutschen Theaterbesucher:

Beseht die Gönner in der Nähe,
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh —
Wenn Diesen lange Weile treibt,
Kommt Jener satt vom übertischten Mahle,
Und Mancher — was das Schlimmste bleibt —
Kommt gar vom Lesen ärmlicher Journale;
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt ihren Schritt,
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten,
Und spielen ohne Gage mit!

Wahrlich, läge in der deutschen Nation nur ein Funke von dem, was man mit Gewalt in ihr finden will, dieser Funke müßte längst zur hell leuchtenden Flamme empor gelodert sein; längst hätten wir andere Directionen, andere Schauspieler, andere Stücke, ein anderes Publicum — und eine andere Kritik; längst wären diese trockenen kalten Gesichter, denen die Langweile aus jeder Stirnfalte blickt; diese Kunstfreunde ex officio, die sich mit Teufelsgewalt begeistern; diese Gewohnheitsmenschen, die aus derselben Ursache in's Parket steigen, aus der sie an andern Abenden mit Karten spielen oder das Kränzchen besuchen; längst wäre das Heer der Nachahmer, der

Enthusiasten und der Gleichgültigen, das hier den Ton angibt, verschwunden, um jener innigen Theilnahme, jener echten Lust, jener wahren Freude an dem Schönen Platz zu machen, die wir, leider, nirgends finden! — Gäb es dann auch noch Lustspiele nach und aus dem Französischen? Würde das Publicum Sinecuren dulden, wie sie jetzt von der größten bis zur kleinsten Bühne eingeführt sind, und vermöge welcher die Zuschauer nur die Werke des A. B. und C. bewundern dürfen, weil es dem Kleeblatt nach langen Anstrengungen gelungen ist, dem Herrn Director einen Blick der Huld abzulauschen? — O ihr armen Deutschen, die ihr euch den Geschmack mit Fäusten einbläuen laßt, wollt ihr denn niemals die Augen öffnen, werdet ihr euch denn immerfort abmühen, warm zu werden, wo euch die Zähne vor Kälte klappern? — Betrachtet euch doch dieses jämmerliche Treiben in der Nähe, seht euch die vielen Pfuscher an, welche die Maschinen in Bewegung setzen, welche euch zum Himmel erheben wollen — denn mehr als erbärmliches Maschinenwesen ist es doch nicht, was hier die Flügel der Begeisterung ersetzen muß — und träumt dann fort von einem Nationalschauspiel, von der Großar-

tigkeit dramatischer Kunst, von all' den schönen Worten, die man euch für Sachen gibt, und die euch einschläfern sollen, damit ihr nicht seht, was ihr doch am Ende sehen müßt! — Uhland, um sogleich auf die Zeit zu kommen, die uns die nächste ist, Uhland hat seinen Ernst von Schwaben gesungen, eine Dichtung, die sich ihrer Ruhe und Weise wegen würdig an die griechische Tragödie anschließt; welche Wirkung brachte er damit zu Tage, welche Bühnen haben das Werk gegeben, und wo gelangte es zu einem Bürgerrecht, wie Scribe und Consorten zwischen unsern Coulissen behaupten*)? Ein Gleiches gilt von den Bemühungen mehrerer seiner Vorgänger und Nachfolger, es sind Männer darunter — brauch' ich einen Müllner, einen Grillparzer, einen Raupach erst zu nennen?! — denen es weder an Kraft noch an Eigenthümlichkeit fehlte, um durchgreifen zu müssen, wenn anders ein Durchgreifen überhaupt unter diesen Umständen möglich wäre. — Ich erinnere hier an Heinrich von Kleist. Er hat uns eine Reihe von dramatischen Dichtungen gegeben, die in ihrer

*) Man sehe den ersten Band dieser Skizzen.

Art einzig sind, und die allerdings meine früher ausgesprochene Behauptung schwankend machen könnten, weil das Wirken eines selbstständigen Geistes, der sich frei und lebendig in einer, ihm von der Natur selbst angewiesenen Sphäre bewegt, nicht zu verkennen ist. Aber fragen wir nach dem Erfolg, so haben wir diese unsere Behauptung auch wieder gerechtfertigt, und um so entschiedener, je greller der Gegensatz zwischen dem Werth dieser Dichtungen und zwischen der Wirkung ist, die sie von der Bühne herab auf das Publicum machten. Der Prinz von Homburg hat nur theilweise befriedigt: auf mehreren und bedeutenden Theatern ist das Werk spurlos vorübergegangen: der zerbrochene Krug ist von den Repertoirs verschwunden; Käthchen und die Schroffensteiner mußten erst gehörig zerstückt und appretirt werden, und ihren innern Werth verlieren, um einen äußern zwischen den Coulissen zu erhalten. Dadurch aber haben sie ihren eigenthümlichen Zweck nicht erreicht; denn nimmermehr kann ich mit Jenen übereinstimmen, die da meinen, ein echt dramatisches Werk müsse im Lesen den Eindruck hervorbringen, den es auf den Brettern hervorbringen sollte. Dies widerspricht der Natur der Sache, und

derlei Vorlesungen, selbst die gelungensten ermüden mehr, als sie erregen, ja, sie fallen oft genug sogar lächerlich aus, wie ernsthaft es auch die Zuhörer nehmen mögen.

Uebrigens würde man sehr unrecht daran thun, wenn man, wie bereits geschehen ist, die Schuld dieses Mißlingens eben auf das ganze Publicum und auf seine Unempfänglichkeit für Kunst überhaupt schieben wollte. Die Anmaßung, mit welcher diese Meinung oft ausgesprochen wurde, ist unbegreiflich, und stammt meistens von dem Egoismus einzelner Parteigänger her, die nichts Geringeres wollen, als ihr Urtheil zum Urtheil Aller machen: daher auch der dünkelhafte und gravitätische Ton, womit sie ihr vergängliches Richteramt ausüben, als ob das Heil der Welt davon abhinge, wenn sie Dieses oder Jenes für gut oder schlecht erklären; gelingt es ihnen aber nicht damit, und ist die Mehrzahl anderer Meinung als der Einzelne, so ziehen sie in fieberndem Zorn gegen die Erstere los, ohne zu bedenken, wie das Uebel dadurch nur ärger werde. — Von woher sollte man auch ein richtiges Urtheil erwarten, wenn das einer Gesammtheit nicht mehr gelten darf, die immer etwas Ehrwürdiges mit

dem Begriff von Vollkommenheit in sich trägt, und für wen wirkt der Dichter, für seine Kritiker oder für seine Nation? —

Finden wir nun auf diesem Felde, wie sorgsam wir auch umher blicken mögen, nichts als traurige Spuren eines verfehlten oder mißglückten Strebens, so sehen wir dagegen auf dem angrenzenden der Lyrik und Epik nur die erfreulichsten Zeichen eines regen Lebens und rüstig wirkender Kräfte. Den Meistern folgten die Schüler, und die rechten aus ihnen sind wieder Meister geworden. Oder wer spräche einem Körner, einem Fouqué, einem Wetzel, einem Uhland, einem Schmied von Lübeck, einem Rückert, einem Wilhelm Müller, einem Zedlitz in ihren besten Gaben das Meisterrecht ab, das sie sich durch Kraft und Herzlichkeit, durch Eigenthümlichkeit und Wohllaut des Gesanges errungen? — Ihre Liederströme vereinigen sich zu einem großen und ruhigen See, in welchem wir, wie in einem weiten klaren Spiegel, all' das Heilige und Erhabene, das Schöne und Tüchtige unserer Zeit erblicken. Von dem lauten schmerzlichen Schrei des unterdrückten Vaterlandes bis zum jubelnden Te Deum eines ganzen frei gewordenen Volkes, von

dem erſten Seufzer nach Rettung, bis zu dem vollkräftigſten Wirken und Thun, von dem nachfolgenden und nachklingenden langen Freudenrauſch, von dem behaglichen Genuß eines heiß erkämpften Lebens bis zu den neuen Stürmen in Oſten und Süden ſpricht ſich Alles, Alles in ihnen aus. Im Schlachtenſturm und Wettertoſen, beim Becherklang und Hochzeitmahl, im kleinen Kreiſe weniger Erwählten nnd im weiten eines Volksfeſtes erklingen ihre deutſchen Lieder durch das deutſche Land, und von Opitz bis auf ſeinen jüngſten Nachfolger herab wurde das, was aus geſunder und freier Künſtlerbruſt erklang, ein Eigenthum der Nation, von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen tönend.

Darum vorwärts, muthig vorwärts, ihr deutſchen Sänger! Laſt euch nicht abſchrecken von dem Unkenruf, der aus dem Schlamme herauf jammert, während ihr euch friſch und geſund auf grünen Zweigen ſchaukelt, und euer helles Lied der Morgenſonne und Abendröthe entgegen ſingt! Vorwärts ihr, die ihr ſtehen geblieben; vorwärts ihr, die ihr beginnt, vorwärts Alle, die beim Anblick ihres deutſchen Vaterlandes ſüße Schauer der Begeiſterung füh-

len — es iſt das Zittern der Frühlingsluft in den Saiten der Aeolsharfe, und wer ſie vernimmt, vergißt die wunderbaren Töne nimmermehr, welche dieſem Zittern entheben! — Seht, noch lebt deutſche Treue und deutſche Kraft im deutſchen Herzen — ſeht, noch ragen die alten Berge feſt und unvergänglich zum Himmel empor, noch breiten euch die alten blühenden Thäler ihre reichen Arme entgegen, noch wälzen die alten Ströme ihre ernſten Wogen befruchtend dahin, noch rauſchen euch die alten heiligen Eichenwälder ihre wunderbaren Weiſen zu; aus dem einſamen Dörfchen tönt die Abendglocke deutſche Frömmigkeit, aus der majeſtätiſchen Stadt donnern die Kanonen deutſche Macht, aus den blauen Augen der Geliebten ſtrahlt euch deutſche Weiblichkeit, aus der ſtummen That des Freundes ruft deutſche Würde — „Coharten deutſcher Geſtalten tauchen empor, Millionen edler Schatten entrauſchen den grünen Saatfeldern“ — und dies Alles, Alles iſt euer; nehmt es auf in euerm Innern und ſingt es heraus aus der hochentflammten Bruſt, daß es als tauſendfaches Echo wiederhalle in jedem thränenden Auge, in jedem fühlenden Herzen, in jedem klangreichen Munde. Dann nennt

die ferne Nachwelt noch — wie einer unſerer edelſten Dichter*) vorherſagt — das Land unvergänglicher Lieder, deren Naturtöne der ſchönern Menſchheit aller Zeiten rein und verſtändlich klingen werden, ſo wie der treue Ton der Nachtigall uns noch immer die gewohnten ſüßen Klagen girrt, die einſt den Sänger Homer freundlich rührten.

---

*) Ernſt Wagner.

V.

Ueber

zwei dramatische Märchen

des

Komikers Ferdinand Raimund.

(Abgedruckt in der Wiener Theaterzeitung Nr. 142 vom Jahr 1826 und Nr. 122 und 123 vom Jahr 1827.)

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, welche mir auf der Volksbühne zu Wien ſeit langer Zeit zu Geſicht gekommen, war ein Zaubermärchen von dem bekannten Komiker Raimund: „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär,“ betitelt, das dieſer Künſtler zum erſten Mal zu ſeiner Einnahme gab, und das unter dem ungeheuerſten Zudrang der Menge zu vielen Malen wiederholt wurde. Frühere Stücke, welche Raimund geliefert, hatten günſtige Erwartungen erregt, und dieſe Erwartungen wurden noch durch das Gerücht geſteigert, welches dieſem voraus ging und es als ein Meiſterwerk ſeiner Art verkündete. So war die Spannung des Publicums auf das Aeußerſte geſtiegen, und der Tag der Aufführung eine Angelegenheit, die zum allgemeinen Stadtgeſpräch ward. Endlich kam dieſer, und mit ihm ein wahrer Triumph — hier iſt dieſes Wort wirklich am rechten

Platz — für Raimund. Das Stück ward mit einem bis zum Enthusiasmus steigenden Beifall aufgenommen, er selbst gegen zehnmal gerufen, und ihm am Schlusse ein lautes einstimmiges Vivat dargebracht. Man muß gestehen, die guten Wiener sind in ihren Gunstbezeigungen, wenn sie besonders einem Lieblinge in der Theaterwelt gelten, überschwenglich, und kennen darin weder Maß noch Ziel. Aber wie es nun zu geschehen pflegt, daß man einer Person, für die man eine besondere Vorliebe hegt, wohl auch Eigenschaften andichtet und Vorzüge in ihr findet, die sie gar nicht besitzt und sich auf diese Weise selbst mystificirt, so möchte es wohl auch hier der Fall gewesen sein. Ich wenigstens fand mich, aufrichtig gesagt, nur mäßig von dem Ganzen ergötzt, so ein erklärter Freund ich auch in der Regel von den Leistungen dieses Theaters bin, und mit dem besten Willen konnte ich nichts von dem feinen Witze, von dem Ideen-Reichthum, der Gedankenfülle, der Tiefe und der Begeisterung finden, die so viele Enthusiasten darin aufgespürt. Die an sich sehr wunderliche Aeußerung, welche hier und da vernommen wurde, daß die Piece eigentlich auf die Hofbühne gehöre, und ein gewählteres Publicum verlange, in-

dem das Volk gar nicht im Stande sei, sie in allen ihren Beziehungen aufzufassen, bezeichnet, wie mich bedünkt, am besten den verfehlten Zweck des Ganzen, und spricht, wie gut sie an und für sich gemeint sein mag, doch das strengste Urtheil darüber aus. Dem Leser wird eine kleine Skizzirung des Inhalts bei einem so Epoche machenden Stücke nicht unangenehm sein, und er mag daraus zugleich entnehmen, in welchem Kreise sich das Wiener Volkstheater bewege, von dem so viel gesprochen wird und das doch so wenige Ausländer kennen, indem sie sich meistens eine ganz andere Vorstellung davon machen — wovon ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Die Fee Lacrimosa, welche ihre Tochter mit dem Sohne der Geisterkönigin vermählen will, wird von der Letzten für diesen Hochmuth dadurch bestraft, daß sie ihr das Mädchen raubt und auf die Erdenwelt verbannt. Hier soll sie bis in ihr achtzehntes Jahr in Armuth leben, wird ihr dann kein Freier oder ein reicher Freier zu Theil, so trifft sie unabwendbares Unglück, im Gegentheil aber, wenn sie einen armen Bräutigam findet, soll der Bann gelöset und ein bescheiden glückliches Loos ihr Theil

ſein. Das Stück beginnt nun am Vorabend vor Lottchens achtzehntem Geburtstage. Ihre Mutter Lacrimoſa hat in der Angſt eine große Geiſterverſammlung veranſtaltet, und fleht die Freunde an, die Bedingungen der Geiſterkönigin durch ihre Macht in Erfüllung zu bringen. Alle ſind willig hierzu, doch zeigen ſich wenig Hoffnungen für einen günſtigen Erfolg, da ein Feind Lacrimoſa's, der perſonificirte Haß, der dem Ziehvater Lottchens, einem armen Bauer, plötzlich zu einem Schatz verhalf, ſo daß er jetzt im üppigſten Wohlleben ſchwelgt und ſein vermeintliches Kind durchaus reich verheirathet wiſſen will.

Aber was vermag ſolche Geiſter abzuſchrecken? Bald haben ſie in Erfahrung gebracht, daß Lottchen bereits einen armen Fiſcher liebe, und ſie wenden nun Alles an, um ihre Verbindung mit ihm zu bewerkſtelligen. Jedoch der Bauer — Fortunatus Wurzel heißt er, und iſt der Held des Ganzen — ſchwört, zu dieſer Heirath nicht früher ſeinen Segen zu geben, als bis er — der jetzt im beſten Alter, kräftig und reich iſt — ein Greis ſei und ſo weit herabgekommen ſein werde, daß er ſein Leben mit Aſchenſammeln friſten müſſe. Er verſtößt hierauf Lottchen, da er ſie bei einer Zuſammenkunft mit ih-

zum Geliebten überrascht, und die personificirte Nacht nimmt nun das Mädchen in ihren Schutz und begleitet sie bis zur Hütte der Zufriedenheit, der sie die Hülflose einstweilen übergibt. Inzwischen sind die Geister damit beschäftigt, Wurzels Schwur in Erfüllung zu bringen. Nach einem schwelgerischen Schmause kommt plötzlich die Jugend, um Abschied von ihm zu nehmen; gleich darauf findet sich das hohe Alter ein und bringt ihm alle seine Beschwerden in's Haus. Das gefüllte Glas entsinkt seiner Hand, das Haupt neigt sich und wird kahl, die Glieder zittern, Schmerzen stellen sich ein, der Unglückliche verwünscht seinen Reichthum, der solchen Jammer verursacht, und mit dieser Verwünschung ist auch der Zauber gelöst, Pracht und Glanz verschwinden und Fortunatus Wurzel sitzt wieder als ein armer Bauer vor der Schwelle seiner Hütte, ja, auch von dieser vertrieben, sieht er sein Gelübde nur zu schnell in Erfüllung gehen, und sich bald gezwungen, als Aschenmann — Leute aus der ärmsten Classe des Volks, welche, wie die Chiffoniers in Paris, in den Häusern herum gehen und die Asche sammeln — sein karges Brod zu verdienen. Man sieht, die guten Geister waren bisher sehr thätig.

um ihrer Lacrimosa zu helfen. Doch jetzt tritt ihnen plötzlich der Haß wieder in den Weg; da nämlich seine Plane mit Fortunatus vereitelt sind, so führt er Lottchens Bräutigam, den armen Fischer, zu einer [illegible] Regelbahn, wo derjenige, der alle neun Kegel schiebt, Herr eines Ringes wird, welcher ihn zum gewaltigen Zauberer macht. Dem Fischer glückt es, und weil er nun Macht und Wohlstand besitzt, kann er auch, nach der Bedingung der Geisterkönigin, Lacrimosa's Tochter nicht freien. Doch jetzt naht sich die Zufriedenheit mit Lottchen, und indem sie ihm den drohenden Verlust der Geliebten vorstellt, überredet sie ihn, den Ring weg zu werfen. So wird er wieder der arme Fischer, das Mädchen aus der Feenwelt reicht ihm ihre Hand, die Erlösung ist gelungen, auch Fortunatus Wurzel erhält seine alte Kraft zurück und das Ganze schließt mit einem frohen Lobgesang auf die Zufriedenheit.

Was nach dieser Exposition zuerst auffallen wird, ist der Zusammenhang in der Erfindung und die motivirte Handlung, ein Vorzug, wodurch sich das Stück allerdings von den meisten übrigen dieser Bühne zu seinem Vortheil unterscheidet. Dieser Bemerkung aber schließt sich sogleich, die

zweite an: daß nämlich der Ernſt hier den Spaß von ſeinem eigentlichen, ſeit Jahren behaupteten Platze verdrängen wolle. Solche Neuerungen können wohl für den Augenblick der Menge imponiren, aber der Wunſch nach dem Alten kehrt doch früher oder ſpäter zurück. Ein Menſch, den man gewohnt iſt, immer luſtig und aufgeweckt zu ſehen und deßhalb lieb gewonnen hat, wird uns vielleicht noch intereſſanter erſcheinen, wenn er ein oder zweimal tiefſinnig oder ſchwermüthig erſcheint, weil unſer Mitleid dadurch rege gemacht wird; aber dauert dieſe Stimmung fort, ſo wird ſie uns um ſo gewiſſer abſchrecken, weil wir eine entgegengeſetzte gewohnt waren. Zunächſt iſt auch der Allegorie eine zu große Rolle in dieſem Stücke eingeräumt und ſie geberdet ſich zu richtig und bedeutſam, als ſich dies mit dem Zweck der ganzen Anſtalt vereinbaren läßt. Solche allegoriſche Beziehungen verlieren, ſobald ſie nicht neu ſind — und gibt es ältere, als z. B. die Zufriedenheit, den Haß u. ſ. w.? — alles Intereſſe, ſelbſt für das Volk, dem ſie doch eigentlich angehören, und in dieſem Falle gibt es nur ein Mittel, ſie zu erhalten, wenn man ſie nämlich parodirt. Erſcheinen ſie aber ernſthaft und ſentimental, ſo ge-

mahnen sie mich immer an die Neujahrs-Billets, auf welchen sich ein brennendes Herz mit der Ziffer 3 oder ein „wandle auf — Rosen — und Vergißmeinnicht," oder eine grüne Hoffnung mit dem Anker präsentirt. Etwas davon scheint auch Raimund gefühlt zu haben; darum ist unstreitig die Scene die beste im ganzen Stücke, wo er die Jugend sich beurlauben und das Alter anpochen läßt, eben weil sie sich parodistisch gestaltet. Dagegen sind die breiten und schwülstigen Redensarten im Munde der Zufriedenheit, die geschraubten Floskeln des Hasses und ähnliche Dinge dieser Art ganz unstatthaft. Unbezweifelt ist es übrigens, daß Raimund ein ausgezeichnetes Talent für dieses Fach besitzt, und wenn er in Zukunft demselben seinen natürlichen Lauf läßt, ohne den Bogen zu überspannen, der nun einmal seine begrenzte Kraft hat, über die hinaus er brechen muß, so läßt sich recht viel Gutes von ihm erwarten. Aber den Charakter dieser Bühne ändern, heißt den Charakter des Volkes ändern wollen, und wer vermöchte das!? — Ganz vortrefflich und wahrhaft genial ist sein Spiel als „Fortunatus Wurzel." Eine solche Freiheit der Darstellung, voll der lebendigsten und hinreißendsten Täuschung, sah ich nur in einigen

tragiſchen Rollen der Schröder, im Komiſchen aber noch nie. Dieſe Mimik, dieſe Wahrheit der Haltung in den verſchiedenartigſten Momenten, dieſe Motivirung aller Uebergänge läßt ſich unmöglich beſchreiben — jeder Zug des Geſichts iſt ein neues Bild, jeder Finger regt und bewegt ſich und jede Betonung charakteriſirt. Beſonders gilt dies von der Veränderung des kräftigen Mannes in einen hinfälligen Greis und von dem wahrhaft überraſchenden Erſcheinen als Aſchenmann.

2.

Moiſaſur's Zauberfluch.

Großes tragi-komiſches Original-Zauberſpiel in zwei Aufzügen.

Der Inhalt dieſes Zauberſpiels iſt in Kürze folgender: Aleinde, die Königin des Diamantenreichs, wird von Moiſaſur, dem Dämon des Uebels, in ein altes häßliches Weib verwandelt und aus ihrem Reiche verſtoßen, weil ſie einen Tempel zerſtört. Das Reich und ſeine Unterthanen aber verſteinert Moiſaſur, und ſo lange ſoll dieſer Bann dauern, bis Aleinde in den Armen des Todes Freudenthränen weinen würde. So gelangt die entſtellte Königin zu einem bösartigen geizigen Bauer, der ſie zuerſt mißhandelt, dann aber, als er ſie bald darauf in einem Geſpräche mit dem armen Steinbrecher Hans und ſeinem Weibe belauſcht, wobei ſie, ihnen ihre Noth klagend, Thränen vergießt, die zu Diamanten werden, ſeine Geſinnung ſchnell verändert, und ſie mit

Gewalt für ſich zu gewinnen ſucht. Da ſie ſich weigert, zwingt er ſie, und führt den ſeltſamen Schatz zu einem Juwelenhändler, dem er ihn verkaufen will. Alcinde, durch dieſes grauſame Verfahren auf das Höchſte empört, flucht nun dem habgierigen Böſewicht, der von fremdem Unglück Vortheil zu ziehen ſucht, und ihr heftiger Schmerz rührt ſelbſt den Juwelenhändler, ſo daß er den Bauer feſt nehmen läßt. Aber auch ſeine Begleiterin wird ihres räthſelhaften Weſens und der Worte willen, die ſo auffallend gegen ihr Aeußeres abſtechen, verdächtig. Beide müſſen vor Gericht, Hans und ſein Weib erſcheinen als Zeugen, und die Richter verurtheilen endlich den herzloſen Gluthhahn zum Gefängniſſe, Alcinde aber ſoll als Hexe eingekerkert und wahrſcheinlich verbrannt werden. Inzwiſchen hat ſich der Genius der Tugend der Schutzloſen angenommen und erwählt ihren Gemahl Hoanghu, der ſich auf einem Zuge gegen ſeine Feinde befindet, zu ihrem Befreier. Im Traume zeigt er ihm, was einſtweilen mit Alcinden vorgegangen; auch weckt er den Genius der Vergänglichkeit aus ſeinem düſtern Reiche, um der Schuldloſen beizuſtehen. Der Letztere naht ihr zuerſt, als ſie im tiefen Kerker ſchmachtend, ſeine Hülfe ſich erfleht;

ſie begibt ſich ganz in ſeinen Schutz. Doch nun erſcheint, von der Tugend geführt, Hoanghu, der verloren geglaubte Gatte. Jetzt erwacht wieder die Luſt des Lebens in ihr, aber der Tod will von ſeiner Beute nicht laſſen. Umſonſt verſucht der König Alles, um ſie ihm abzugewinnen, umſonſt bietet er ihm die Hälfte ſeines eigenen Daſeins für Alcinden. Da bricht dieſe, von ſolcher Liebe gerührt, in Freudenthränen aus, der Fluch iſt gelöſet, die Glücklichen kehren in ihr Reich zurück, und Moiſaſur entflieht auf ewig aus deſſen Grenzen.

Nach dieſem, wenn auch nur flüchtig ſkizzirten Inhalt iſt nicht zu verkennen, daß Herr Raimund die Bahn, welche er mit ſeinen frühern Erzeugniſſen für das Leopoldſtädter Theater eingeſchlagen hat, auch in dieſem ſeinem neueſten Producte fortſetzt. Jene Zauberſpiele haben die Aufmerkſamkeit des Wiener Publicums auf ſich gezogen, und mit Recht, da in ihnen für Alles geſorgt war, was man von der localen Bühne gewöhnlich verlangt. Es zeigte ſich ein lebhafter Geiſt, der, mit ſeinem Wirkungskreiſe ganz vertraut, diejenigen Kräfte und Mittel wirkſam anzuwenden und zu gebrauchen verſtand, von welchen ihm die Erfahrung gelehrt hatte, daß ſie des er-

wünſchten Eindrucks nicht verfehlen würden. Man durfte mit dieſem Streben zufrieden ſein, in ſofern man nicht mehr darin zu finden ſuchte, als wirklich darin liegt. Inzwiſchen iſt es nicht zu läugnen, daß ſchon in dem letzten dieſer Stücke eine ernſtere Richtung ſichtbar wurde, die vielleicht der Laune des Verfaſſers ihre Entſtehung verdankte, aber doch um ſo mehr überraſchen mußte, je weniger man derſelben auf dieſem Platze gewohnt iſt. Ich meine jene Allegorie, hinter der ſich eine gewiſſe populäre Moral verbarg, die, je faßlicher ſie war, und je anſchaulicher ſie dem gewöhnlichen Leben angepaßt wurde, je empfänglichere Zuſchauer und Zuhörer fand. Neues lag darin wohl nichts, doch das Alte erſchien in ſo zweckmäßiger Geſtalt, daß der Erfolg unmöglich zweifelhaft bleiben konnte. Iſt doch die Allegorie der Anfang aller Poeſie und beſonders der dramatiſchen. Man denke nur an die erſten rohen Umriſſe, in welchen die letztere bei allen Nationen erſchien und erſcheint, an die Griechen, an die autos sacramentales der Spanier, an die mythologiſchen Farcen der Engländer, an die geiſtlichen Schauſpiele und Faſtnachtsſchwänke der Deutſchen, ja, um auch einen Neuern zu nennen, an die Märchen des Gozzi,

überall wird man mehr oder weniger die Spur jener sinnbildlichen Darstellungen erkennen. In diesen Erzeugnissen findet man eben so viel Witz (er sei nun tragisch oder komisch) und Gedankenreichthum, als Bombast und Unsinn, besonders in der Erfindung und Ausführung. Diese letzte auszubilden und in einen wohlthätigen Einklang zu bringen, die Einzelnheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verknüpfen, dies blieb einer spätern Zeit aufbewahrt, wie denn Alles den Stufengang seiner Entwicklung fortschreitet. Nun aber, da diese Entwicklung wirklich Statt gefunden hat, da sich die dramatische Kunst auf jener Höhe befindet, von welcher aus der Schöpfer seine Schöpfung ruhig beherrscht, und die also der Vollendung am nächsten kommt, entsteht die wichtige Frage: darf man einen solchen Rückschritt in die Kindheit ihrer Entstehung, ein solches geflissentliche oder ungeflissentliche Umkehren zu den alten Verkehrtheiten und Fehlern billigen oder wohl gar aufmuntern? — Man muß hier wie in den meisten ähnlichen Fällen unterscheiden. Wenn man auch zwischen der Epoche, welcher die eben genannten Producte angehören, und zwischen der Zeit, in der wir etzt leben, einen gewaltigen Abschnitt annehmen muß,

ſo bleibt ſich der eigentliche Volksgeiſt doch faſt immer gleich. Dies beweiſen uns ſchon jene gewiſſen Gewohnheiten und Gebräuche, von denen er nie läßt, und die ſich, wie Traditionen, von Generation zu Generation fortpflanzen. So gut nun dieſer Volksgeiſt noch immer an ſeinen alten Märchen hängt, am Fauſt, an der Genoveſa, am gehörnten Siegfried, der ſchönen Meluſina, am Eulenſpiegel u. ſ. w., eben ſo gut bleibt er wohl auch noch empfänglich für die einfache Naivetät jener dramatiſchen Allegorien, welche ſich unmittelbar an dieſe anſchließen. Ja ſelbſt der Gebildete, der mit ſeiner Zeit vollkommen Fortſchreitende, kann ſich zuweilen noch daran ergötzen, wenn nur dieſe Naivetät auch bewahrt wird. Somit wäre alſo die Frage entſchieden, und jenen harmloſen Spielen auch der Spielraum angewieſen, auf welchem ſie ſich immer mit glücklichem Erfolg bewegen werden, nämlich die locale Bühne.

Was das in Rede ſtehende neueſte Product des Herrn Raimund betrifft, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß er es ſtrengeren Anforderungen unterziehen wollte. In dieſem Ganzen zeigt ſich das Streben nach einem höhern Standpunkte als der war, von welchem ſich der Verfaſſer bisher mit ge-

steigertem Beifall dem Publicum gezeigt. Das Komische, dessen Repräsentant der Bauer Gluthahn sein soll, ist Nebensache und eigentlich gar nicht komisch, sondern nur ironisch. Doch die Ironie bleibt immer eine gefährliche Waffe, welche mit besonderm Geschicke gehandhabt sein will, wenn sie nicht verletzen, statt ergötzen soll. Und in der That verletzt dieser Charakter mehr, als er ergötzt, was besonders von den Scenen mit dem Juwelier gilt. Alles Uebrige — bis auf das naive Ehepaar Hans und Mirzel, das aber ganz in den Hintergrund gestellt ist — hat einen ernsten, ja tragischen Anstrich, den der Verfasser durch eine leidenschaftliche und bilderreiche Sprache noch zu erhöhen strebt. Damit jedoch ist er auch über die Grenzen getreten, innerhalb welcher sich seine Schöpfung nach ihrer ganzen Anlage eigentlich bewegen sollte. Denn die erste Bedingung alles Tragischen ist ein fester Zusammenhang aller Theile, Eins muß sich aus dem Andern entwickeln, und nichts darf den ernsten Gang der Begebenheiten unterbrechen, was nicht unmittelbar zum Ganzen einwirkt. Diesem widerspricht nun schon die märchenhafte Erfindung selbst, welche die Regeln einer höhern Anordnung durchaus nicht vertragen kann. Das

Märchen ist ein liebliches Kind, das wohl auch zuweilen weint und uns durch seine Kinderthränen rührt, aber sein Schmerz soll nie von erschütternder Art sein, je einfacher es sich darstellt, je lieblicher finden wir es; sobald es aber pathetisch sein will, wird es schwülstig und unnatürlich. Das ursprüngliche Element des Märchens ist das freie heitere Reich der Phantasie, es schafft sich seine eigene Erde, seinen eigenen Himmel, seine eigenen Menschen, und je mehr Herr Raimund diese zu benutzen verstand, je auffallender vermißt man die mit ihr so eng verbundene Heiterkeit, denn Heiterkeit ist immer ein Kind der Freiheit, und wenn die letztere tragisch erscheint, so muß sie auch untergeordnet sein, und geht also verloren, wenigstens in ihrer ursprünglichen Reinheit. Was wir dem Märchendichter vergeben, ja, was wir von ihm verlangen, das müssen wir an dem tragischen Dichter tadeln und es ihm widerrathen. Und weil sich beide Theile so geradezu entgegenstehen, eben darum läßt sich eine Mischung, wie sie hier Herr Raimund versuchte, ohne den Schaden Beider nicht denken. Im besten Falle werden es immer nur Bruchstücke sein, die zur Anschauung kommen, denen es aber an einem

innern Bindemittel fehlt, um ſich zu einem harmoniſchen Ganzen zu geſtalten, und die von ſelbſt in zwei contraſtirende Hälften zerfallen. Solche Bruchſtücke, die als einzelne ſchöne Bilder an uns vorüberſchweben, denen nur der geiſtige Zuſammenhang zu wünſchen wäre, um uns vollkommen zu befriedigen, ſind z. B. der wahrhaft poetiſche Fluch Alcindens, welchen ſie über Gluthahn ſpricht; die Zuſammenkunft der Tugend mit dem Genius der Vergänglichkeit; vor Allem aber die vorletzte Scene des zweiten Acts, wo Alcindens Gemahl ſie dem Tode abzuringen verſucht. Herr Raimund hat dadurch ein dichteriſches Vermögen bewieſen, von dem ſich recht viel Schönes erwarten läßt, ſobald er es zweckmäßig gebrauchen will. Jedenfalls bleibt dieſe Erſcheinung immer merkwürdig, ſelbſt in ihren Mängeln merkwürdig. Verlangt man bei einem Talent, wie Raimund beſitzt, einmal eine Kritik, ſo ſei es wenigſtens keine Gallerienkritik, mit der wir leider zum Ueberfluſſe geſegnet ſind.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ludwig Halirsch's literarischer Nachlaß.

Herausgegeben

von

Johann Gabriel Seidl.

Erstes Bändchen.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Schon das Konversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833, Zweiter Band, Seite 323) enthielt am Schlusse eines Artikels über den verstorbenen österreichischen Dichter, Ludwig Halirsch, die Anzeige, daß der Vater desselben die Absicht habe, den literarischen Nachlaß seines Sohnes herauszugeben. Sechs Jahre sind seit dem Tode dieses Schriftstellers, fünf Jahre seit jener Anzeige vergangen, ohne daß dieses gewiß wünschenswerthe Unternehmen zu Stande kam. Sowohl absichtliche, als zufällige Gründe waren Schuld daran. Zu den ersteren gehörte der Wunsch, eine Periode vorübergehen zu lassen, in welcher die Theilnahme

an belletristischen Werken den politischen Interessen der Zeit weichen mußte, ja die schöne Literatur selbst in einem für ruhige Würdigung des Vorhandenen eben nicht günstigen Gährungsprozesse begriffen schien; zu den letztern die noch zu schmerzliche Ergriffenheit des Vaters, um selbst Hand anzulegen, und nachher die Unentschiedenheit, wem er das Geschäft der Sichtung des ziemlich voluminösen Nachlasses, und die Herausgabe des Ausgesonderten übertragen sollte.

Aus dem Schreiben eines meiner literarischen Freunde in Wien, der auch zu Halirsch in näherer Beziehung stand, erfuhr ich, daß der Vater des Verblichenen sein Augenmerk schon früher auf mich geworfen habe, und überaus erfreut sein würde, wenn ich seinem Wunsche zuvorkäme. In Folge dieses Winkes wendete ich mich brieflich an denselben, und fand die genügendste Aufforderung zur Herausgabe des schätzbaren Nachlasses in folgender Stelle seines Antwortschreibens: »Mit »innigster Freude habe ich Ihren Brief an mich »erhalten; denn dieser Brief gibt mir ihre Zusiche-

»rung, daß Sie das Werk der Pietät, wozu ich »mich seit dem Tode meines innigst geliebten Soh»nes verpflichtet finde, bereitwillig übernehmen »wollen. Wem könnte ich es mit mehr Vertrauen »überlassen, als Ihnen, einem Dichter und Ju»gendfreunde meines verblichenen Sohnes?«

Ob mich, außer diesem Auftrage von Seite des Vaters, vielleicht noch andere Rücksichten als berufen dazu darstellen, mögen die nachfolgenden biographischen Andeutungen entscheiden, welche ich als eine nothwendige Einleitung zum Ganzen, nicht zu überschlagen bitte.

Halirsch's Nachlaß war, wie gesagt, von großem Umfange, selbst nach Ausscheidung alles Dramatischen. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich, im Einverständnisse mit dem Vater, mich auf den engsten Begriff des Wortes »Nachlaß« zu beschränken, und nur das Vorzüglichste des bisher Ungedruckten (mit Ausnahme der Lieder: Verona illustrata, welche ich nicht aus dem Zusammenhange reißen wollte) aufzunehmen, und so er-

hält denn die Leſewelt hier, in zwar wenigen, aber vielleicht den reifſten Produkten eines nicht gewöhnlichen Talentes, das literariſche Vermächtniß eines Dichters, welcher gewiß ſanfter in fremder Erde läge, wenn nur ein Fünkchen der Liebe, mit welcher er an ſeinem Vaterlande hing, von dieſem aus, wie ein tröſtlicher Stern, auf ſein fernes Grab hinüber ſprühete.

Cilli, im Juli 1838.

Johann Gabriel Seidl.

Inhalt
des
ersten Bändchens.

Seite

Vorwort III

Biographische Andeutungen über Ludwig Halirsch 1

Meister Tod. Ein poetisches Nachtstück 43

Frühlingsreise durch Italien. Fragmente aus dem Tagebuche eines Enthusiasten 109

I. Trennungen. 131

1. Von der Muse 131

2. Von der Geliebten 134

II. An Freund Leitner 136

III. Verona illustrata. An eine schöne Veroneserin 138

1. Zueignung 138

2. Das war's 139

3. Eins von Dreien 140

4. Die Arena 141

5. Grabmal der Skaliger 141

6. Petrarca 144

7. Romeo und Julia 145

8. Die Tiroler Berge 148

IV. Die Nachbarsleute 150

V. Erinnerungen an Venedig. In zwei und zwanzig Reisebildern 154

1. Ausfahrt von Treviso 154

2. Mestre 156

	Seite
3. Die erſte Gondel	158
4. Meeresbilder	159
5. Venedig aus der Ferne	160
6. Ankunft	163
7. Riva de' Schiavoni	165
8. Der Markusplatz	168
9. Ein Abenteuer	170
10. Traum	174
11. Erwachen	177
12. Vorwärts	178
13. Die Markuskirche	180
14. Die Triumphpforte	182
15. Der Dogenpallaſt	190
16. Der Dogenſaal	193
17. Die Seufzerbrücke	195
18. Das Arſenal	198
19. Die Merceria	201
20. Ponte Rialto	203
21. Das Madonnenbild	206
22. Abſchied	208

Biographische Andeutungen

über

Ludwig Halirsch.

BIBLIOTHEK

Jeder Mensch umpflanzt sich das Fleckchen Erde, das ihm hienieden angewiesen ist, fortwährend mit Erinnerungen und Eindrücken, wie mit Bäumen. Da stehen die Cypressen trauriger Erfahrungen, die Thränenweiden getäuschter Hoffnungen, die Zwergbäume winziger Schmerzen und Freuden mit den himmelanstrebenden Tannen kühner Pläne, mit den Fruchtstämmen geglückter Bestrebungen, mit den schattenden Platanen geprüfter Erfahrung im bunten Gemische gepaart, und aus ihren Zweigen rauscht bald Wehmuth, bald Entzücken, bald Geisterschauer in sein Herz. Und manche, die er für hundertjährige Dauer stark genug glaubte, knickt ein Wettersturm, wie Halme, und manche, die er schon für verdorrt hielt, treiben von der Wurzel neu, und die jüngsten verkümmern oft am ersten, während die ältesten mit jedem neuen Lenze sich verjüngen. Wahre Bäume des Lebens aber, die immer grüner werden und alle andern überdauern, sind die Erinnerungen aus unserer Jugendzeit, aus deren Blättern, wie Hesperidenfrüchte, die Bilder unserer er-

sten Freunde, die Blüten unserer ersten Gefühle uns entgegen schimmern. Wenn Alles um uns her öde geworden, wenn Alles um uns her dürr und welk daliegt, ein großer Windfall gesplitterter Wonnen und Leiden, da ragen diese Bäume der Erinnerung noch frisch empor, und flechten ihre Zweige zum traulichen Schattendache über den Hügel zusammen, der uns in Kürze decken soll.

Solch' ein Bild, das aus den Zweigen des Baumes meiner Jugenderinnerungen mir entgegenwinkt, ist auch der früh verklärte Sänger, dessen Nachlaß hiermit in die Hände der Lesewelt kommt. Unsere Väter gehörten dem gleichen Stande an und waren sich Freunde. Auch wir waren uns Freunde und gehörten dem gleichen Stande an, zuerst dem glänzenden Stande einer hoffnungskühnen Jugend, dann dem ernstheiteren Stande der Muse, bis Zeit und Raum uns trennten, um uns in der Erinnerung wieder zusammen zu führen. Wir hatten in Streben und Gesinnung viel Aehnliches, wir bewegten uns so ziemlich in gleichen Kreisen, und, trotz mancher Divergenz in diesem oder jenem, blieben wir doch nie ohne gegenseitigen Einfluß auf einander. Lange Zeit hindurch lebten wir uns so nahe, daß der Eine um jeden Schritt und Tritt, um jeden Plan und Federzug des Andern wußte, und für jene Zeit kann wohl Niemand dem Verbli-

chenen ein treuerer Maler sein, als ich; was früher und später geschah, wo wir uns noch nicht, oder nicht mehr so nahe standen, kann ich aus Zügen zusammenstellen, die mir wohl der allertreueste Maler lieferte, nämlich des Verblichenen Vater.

Uebrigens erwarte der Leser hier keine Memoiren, wie sie jetzt in der Mode sind, keine Schilderung eines vielbewegten Lebens, reich an Abenteuern und Begebenheiten, an Thaten und Verirrungen. Der Hingeschiedene hatte zumeist nur »auf dem Papiere« gelebt, deßhalb soll hier mehr von seinen literarischen Leistungen die Rede sein, als von seinen Lebensschicksalen, welche, wo sie interessant und poetisch sich gestalten, ohnehin aus seinen Werken durchklingen, so daß beide sich wechselseitig kommentiren und vervollständigen.

Ludwig (Friedrich Franz) Halirsch war am 7. März 1802 zu Wien geboren, wo sein Vater, Thomas Halirsch, Doktor der Rechte, Hof- und Gerichtsadvokat, auch sonst als juristischer Schriftsteller und Mitredakteur der von ihm und Schultes gegründeten »Annalen der österreichischen Literatur« bekannt, noch lebt. Die erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause unter der zärtlichen Obsorge seiner Mutter, einer Frau voll klaren, ruhigen Verstandes und von vortrefflichem Charakter. Allein er verlor dieselbe schon in seiner

Kindheit, wo er noch der Pflege und Erziehung einer Mutter bedurfte, und ward deßhalb einer Schwester seines Vaters zu Brünn in Mähren übergeben, bis er im Herbst 1813, eilf Jahre alt, zur ferneren wissenschaftlichen Ausbildung wieder in das väterliche Haus zurück kam, und in Wien seine Studien fortsetzte.

Als Knabe und Jüngling schon zeigte Ludwig Halirsch jenen Ernst, den er durch sein ganzes Leben beibehielt. Er nahm wenig Theil an den munteren Unterhaltungen der Jugend, und saß lieber zu Hause unter Büchern, wobei vielleicht die ihn zärtlich liebende Tante zu nachsichtig war, indem sie dem inneren Drange des Knaben nicht gehörig Schranken zu setzen, noch ihn zu leiten wußte. Vorzüglich war es die Poesie und ihre Literatur, zu der er sich schon frühzeitig mit jugendlicher Liebe hinneigte. Bald schritt sein sich regender Dichtergeist auch zur Produktivität. Gerade um diese Zeit wagte auch ich, als ein kaum fünfzehnjähriger Studiosus, meine ersten unbeholfenen Ritte »in's schöne romantische Land!« — und die Entwicklungsperiode der meisten österreichischen Poeten der Jetztzeit datirt sich fast vom gleichen Jahre.

Im Jahre 1819 nämlich war es, wo sich auf Halirsch's und mehrerer anderer gleichgesinnter Freunde Anregung eine Gesellschaft von Jünglin-

gen, welche alle Studirende an der Wiener Universität waren, zusammenfand, um dem lebhaften Triebe, die Versuche ihrer Feder einem öffentlichen Urtheile zu unterziehen, möglichste Befriedigung zu gewähren. Das Resultat dieser Bestrebung war eine in zwanglosen Bändchen erschienene Zeitschrift, unter dem Titel »die Cicade« (Wien, bei Hirschfeld. 1819 bis 1820), welche, unter manchem Probstücke eines erfreulichen Talentes, wie es beim ersten Anlaufe junger Menschen wohl nicht anders sein kann, viel Unreifes, Mangelhaftes, ja sogar manches Abgeschmackte enthielt, was sich wider den Willen der Hauptleiter des Ganzen einzudrängen gewußt hatte. Daher wurde das neue Journal-Kindlein vielfach bespöttelt, belacht und — gekauft. Bald fand sich eine Opposizion dagegen, welche, bei ihren poetischen Bestrebungen, es sich zum Hauptgrundsatze machte, das Horaz'sche: »Nonum prematur in annum« zu beobachten, — und zu dieser Opposizion gehörte ich, wiewohl mehr durch Andere mitgezogen, als aus eigenem Antriebe, und so war denn die erste Berührung, in die ich mit Ludwig Halirsch gerieth, — eine Reibung. Allein der Wunsch, mich gedruckt zu sehen, wuchs mit jedem Tage; schon der zweite Band der Cicade erhielt ein pseudonymes Gedicht von mir, und nur die Furcht, vor meinen Freunden als wortbrüchig

zu erscheinen, hielt mich vor einem öffentlichen Auftreten unter meinem eigenen Namen noch zwei Jahre lang zurück. Lächerliche Kämpfe fürwahr! — und doch mit welcher Wichtigkeit wurden sie damals geführt! — Doch was guter Same ist, geht auf, trotz allen Unkrautes nebenher. Schon in der Cicade finden wir Namen, welche seither im Vaterlande mit Achtung genannt worden sind, wie z. B. Franz von Hermannsthal, Eduard von Bauernfeld, Eduard von Badenfeld (Ed. Silesius), Eugen Wesely, der frühverstorbene Bearbeiter serbischer Hochzeitlieder, und andere, wie der wackere Vinz. Koken (Paul Thorn), jetzt Professor der deutschen Literatur zu Cremona, Wilh. Freiherr von Puteani (W. Born (Bronn)), der Verfasser des köstlichen Buches: »Beiträge zur Kalobiotik«, Andreas Quatember, Ranzoni (M. Stern) u. m., welche das Unternehmen nicht sowohl durch ihre Produktivität, als vielmehr durch weise Beschränkung der allzufertigen Produzenten förderten. Und so war denn das zweite Unternehmen, eine Vierteljahrschrift: »Eichenblätter,« von welcher bei L. Grund, unter Mitwirkung des vielbekannten Fr. L. Zacharias Werner, der erste Band erschien, schon um vieles geläuterter und der Anerkennung würdiger, die es im Vaterlande und auswärts fand. An beiden Schriften

nahm Halirsch den thätigsten Antheil. Seine Beiträge erschienen anfangs anonym, oder unter dem Falschnamen K. E. Waller; die ersten waren Erzählungen in Prosa, in denen sich zwar der Anfänger nicht verkennen ließ, die aber doch schon den Keim des nachher entwickelten Talentes für das erzählende Fach verriethen, in welchem er so vielfältige Anerkennung fand. In den Eichenblättern erschienen auch die Erstlinge von Halirsch's Gedichten, worunter eine dramatische Kaprize: »der Mensch und die Leute« die ernste und reinsittliche Lebensanschauung des neunzehnjährigen Jünglings zeigt, von welcher er bis zu seinem Tode nicht abwich.

Die fortwährende Verbindung und der löbliche Wetteifer der jungen Musenfreunde hatte auf Halirsch's Regsamkeit den gewaltigsten Einfluß. Er entwickelte in den darauf folgenden Jahren eine erstaunliche Thätigkeit, in welcher ich, eben flügge geworden, ihm eifrigst sekundirte. Die bekanntesten belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher von den Jahren 1821 bis 1823, sowohl im In- als Auslande, trugen unsere Beiträge zur Schau, und da in gewisser Familienzug, vielleicht das Resultat unseres täglichen Umganges und unserer gemeinschaftlichen Besprechung alles dessen, was wir projektirten und produzirten, namentlich in unseren lyri-

schen Arbeiten, nicht zu verkennen war, so wurden unsere Namen fast zugleich bekannt und größtentheils mit einander genannt, wo es Lob oder Tadel galt. Nebst der Lyrik war es auch die Erzählung, in welcher Halirsch schon damals viel zu Tage brachte. In dieselbe Epoche fällt auch unsere beiderseitige Fermentazion, die Zeit des Rezensirens, Vielschreibens und Vielredens, eine gefährliche Krisis für junge Schriftsteller, welche wir beide mit verschiedenem Erfolge überstanden, indem er sich auf dem Felde der Kritik konsolidirte, während ich, post varios casus, ihr herzlich froh Valet sagte. M. G. Saphir's Ankunft in Wien vollendete damals das Kleeblatt, von welchem fast alle Kritiken der Wiener Theaterzeitung ausgingen, deren manche ich jetzt mit Lächeln, mitunter vielleicht gar mit Erröthen, überlesen dürfte. Doch jeder Wein war eher trüb, als er klar wurde, — und wolle Gott es, daß man den unserigen wenigstens jetzt für rein halte.

Der Wunsch, im Auslande bekannt zu werden, trieb uns beide an, mit ehrenwerthen Männern Nord- und Süddeutschland's literarische Verbindungen anzuknüpfen. Dieser lebhafte Verkehr mit Schriftstellern, wie A. Müllner, Amad. Wendt, G. Schwab, Th. Hell, Will. Alexis, A. Kuhn, Methus. Müller, F. W. Gubitz

u. m. a. war trefflich geeignet, um Thätigkeit und Streben nach dem Beſſeren fortwährend aufzuregen und anzuſpornen, und Halirſch fand bis zu ſeinem Tode in ſeiner ausgebreiteten, faſt planmäßig geführten Korreſpondenz vielleicht mehr Beruhigung und Begnügen, als im Leben ſelbſt.

Am Schluſſe der philoſophiſchen Studien (1823) trat Halirſch, da er zu keinem Univerſitäts-Fachſtudium Neigung hatte, in k. k. Staatsdienſte bei einer adminiſtrativen Branche des Hofkriegsrathes, in welcher er bis zu ſeinem Tode mit Auszeichnung diente, weder durch die Muſe ſeinem Dienſte, noch durch ſeinen Dienſt der Muſe entzogen. In eben dieſem Jahre trug das Zuſammentreffen der Umſtände dazu bei, die Herbſtmonate zu höchſt angenehmen und genußreichen zu geſtalten, welche mir unvergeßlich bleiben werden. Der herrliche Künſtler und Menſch K. M. von Weber, Karl von Holtei mit ſeiner ſo früh verklärten Luiſe, der wackere Dichter und Schauſpieler P. A. Wolf, mit ſeinem Freunde, dem Maler und Dichter W. Henſel, der Sänger Devrient, Frau von Chezy u. a. m. befanden ſich faſt um dieſelbe Zeit, wo nicht in den Mauern deſſelben Hauſes, doch in derſelben Stadt, und unterhielten, wie man ſich leicht denken kann, einen Verkehr, der den Reiz dieſes Zuſammentreffens nur erhöhete. Zudem hat-

ten die Literatoren, Künstler und Kunstfreunde Wien's eben damals wieder einen Vereinigungspunkt gefunden, wo sie die Abendstunden theils mit harmlosem Genusse, theils mit lebhaftem Austausch ihrer Ideen zubrachten. Alles dieses steigerte die Thätigkeit Halirsch's, welcher ein so zartes Ehrgefühl besaß, von Tag zu Tag, und als bald darauf Steiermark's Hölty, der liebenswürdige K. G. Ritter von Leitner, einen Abstecher zu uns machte, als der vielversprechende W. Marsano, durch seinen Ausflug nach Wien, unsere freundschaftlichen Verbindungen mit den Prager Dichtern K. E. Ebert, W. A. Gerle, S. W. Schießler, J. Wenzig, R. Glaser, Draerler-Manfred u. m. a. noch enger knüpfte; als Anton Aler. Graf von Auersperg seine Ausbildung in unserer Vaterstadt zu vollenden kam, da schien sich in der That ein Leben unter uns zu regen, welches nicht unerfreuliche Früchte versprach.

Mit besonderer Liebe begann Halirsch sich damals der theatralischen Muse, namentlich dem Drama und Trauerspiele, zuzuwenden; daher war auch sein erstes größeres und selbstständiges Werk ein dramatisches Gedicht: »Petrarca,« welches bei A. Wienbrack in Leipzig 1823 erschien, und seinen Freunden J. F. Castelli, Franz Freyherrn von Schlechta, M. G. Saphir

und mir gewidmet war. Durch günstige Beurtheilungen, die es erfuhr, aufgemuntert, veröffentlichte er im Jahre 1824 bei dem nämlichen Verleger, ein Trauerspiel: »Die Demetrier.« Ein anderes dramatisches Gedicht in drei Aufzügen: Der Morgen auf Capri,« wozu eine Erzählung L. Kruse's den Stoff lieferte, ging im Jahre 1827 über die Bretter des k. k. Hofburgtheaters. Ich wohnte an der Seite des Dichters der ersten Aufführung desselben (am 1. September) bei, und half ihm seine Autorsqualen tragen, wie er, drei Jahre früher, mir die meinen. Das Stück fand Beifall, und wanderte auf verschiedene andere deutsche Bühnen über. Ich plaudere ein bisher nicht bekannt gewordenes Geheimniß aus, wenn ich sage, daß Halirsch und ich schon damals so arbeiteten, wie Uffo Horn und W. A. Gerle in der neuesten Zeit. Das zweiaktige Lustspiel: »Schwärmer, Sansfaçon und Gleichgiltiger,« welches in Kotzebue's von Mehrern fortgesetztem dramatischen Almanach für 1825 (Leipzig bei Kummer) abgedruckt steht, ist eine von uns gemeinschaftlich gearbeitete Dramatisirung meiner im Dresdener Merkur erschienenen Erzählung: »Szenen aus den Flitterwochen*).« Außer diesem schrieben wir

*) Wieder abgedruckt in J. G. Seidl's Dichtungen, Wien J. P. Sollinger, 1828 J. B. Band, S. 21 bis 68.

noch gemeinschaftlich ein anderes zweiaktiges Lustspiel: »das Porträt,« welches meines Wissens nicht zur Oeffentlichkeit kam, und ein dramatisches Mährchen in zwei Aufzügen und Versen, wozu der Kapellmeister Roser eine recht anmuthige Musik komponirte, für dessen Tochter, eine nachher nicht unrühmlich bekannte Sängerin, es als erstes Debüt im Wiedner Theater bestimmt und bereits ausgetheilt war, ohne jedoch je wirklich vom Stapel zu laufen. Im eben genannten Almanache erschien ferner von Halirsch ein »Hans Sachs,« Drama in einem Aufzuge, welches auch in den Jahren 1826 bis 1827 auf den Bühnen zu Gratz und Linz, dann 1828 in Hamburg zur Ausführung kam; dann »die Tartarenschlacht,« Trauerspiel in fünf Aufzügen, im »Originaltheater« von Schießler 1829, »der hohe Hirt,« Schauspiel in einem Akte, im Taschenbuche zum geselligen Vergnügen, von Friedrich Kind 1830. Andere dramatische Arbeiten, wie »Till Eulenspiegel,« Lustspiel (mit einem Vor- und Nachspiel) in fünf Aufzügen, »des Hasses Fluch,« Trauerspiel in vier Aufzügen, »der Tag der Vergeltung,« Drama in zwei Abtheilungen, haben sich unter Halirsch's nachgelassenen Schriften ohne Angabe, ob und wo sie gedruckt worden seien,

vorgefunden; einige sind anonym an Theaterdirekzionen übergeben und auch aufgeführt worden.

Ueber Halirsch's dramatische Produkte im Allgemeinen waren die Urtheile der Kunstkritiker verschieden. Das, was darüber ein rühmlich bekannter literarischer Freund Halirsch's*) ausspricht, scheint uns ganz unbefangen; er sagt: »Halirsch's dramatische Arbeiten sind wohl nur Versuche geblieben, Versuche eines dichterisch fühlenden, tiefgebildeten Geistes, der aber noch nicht die freie Lebensanschauung gewonnen, um Charaktere und Verhältnisse mit objektiver Klarheit auf die Breter zu bringen.«

Neben den dramatischen Arbeiten Halirsch's waren seine Bestrebungen in der epischen Dichtkunst nicht minder eifrig. Mehrere von seinen Novellen, größtentheils ideale Schöpfungen seiner reichen Phantasie, zeichnen sich als Seelengemälde menschlicher Gemüthszustände, und durch anziehende Ideen und sinnvolle Kontemplazionen vortheilhaft aus. Als erzählender Schriftsteller hat er ein schätzbares Talent entwickelt, und seine Erzählungen belebt der ihm eigene poetische Geist. Von seinen früheren Produkten in dieser Gattung der Dichtkunst ist im Jahre 1827 bei J. G. Traßler in Brünn ein Band »Novellen und Geschichten« erschie-

*) W. Alexis im Berliner Freimüthigen 1831, Nr. 79, unter dem Artikel »Zeitgenossen.«

nen; die meiſten von ſeinen Novellen und Erzählungen ſind aber in verſchiedenen öſterreichiſchen und auswärtigen deutſchen Journalen und Almanachen zerſtreut. Da ſie größtentheils Beifall gefunden haben, ſo wird es wohl den Freunden ſeiner Muſe willkommen ſein, die bedeutenderen derſelben hier angegeben zu finden, und die beiden bisher ungedruckten Novellen in ſeinem Nachlaſſe zu erhalten.

In Zeitſchriften und Taſchenbüchern ſind erſchienen: »Weltlauf,« Novelle in der »Wiener Zeitſchrift, für Kunſt ꝛc.« 1824; »des Künſtlers Tod,« eine erzählende Dichtung im »Berliner-Geſellſchafter« 1826; »der Goldſchmied und der Bakkalaureus« in der »Zeitung für die elegante Welt« 1826; »das Bild der Lukretia,« Novelle in dem »Mitternachtsblatt« 1826; »die Extreme,« Novelle im Berliner »Konverſationsblatt« 1829; »das Geheimniß der Liebe,« poetiſche Erzählung in drei Romanzen in der »Aglaja,« 1829; »der Aeltern Segen,« im Taſchenbuche »Huldigung den Frauen« 1829; »Zu ſpät!« im Tiroler-Almanach »Alpenblumen« 1829; »das Frauenherz,« Novelle in der »Aglaja« 1830; die Schule des Lebens,« Novelle, in dem Taſchenbuche »Veſta« 1831; in eben demſelben 1832 »das Lied der alten Muhme,« ein Bild aus dem Dichterleben. Unter Halirſch's

nachgelaſſenen Schriften haben ſich noch folgende zwei, im Drucke nicht erſchienene Novellen vorgefunden: »Belladonna«, unter dem Titel »die Venus der Mediziäer« auf Grund und Boden der Handlung im Jahre 1830 entſtanden und nachher theilweiſe überändert, und »die jungen Herzen« 1831 in Mailand geſchrieben, voll tiefen Gefühles und wahrhaft geiſterartiger Anklänge.

Die rühmlichſte Anerkennung hat Halirſch als lyriſcher Dichter gefunden; ſeine in den bekannteſten deutſchen Zeitſchriften und Taſchenbüchern fortwährend erſchienenen Balladen, Romanzen und lyriſchen Gedichte haben allgemeinen Beifall erhalten. Dadurch aufgemuntert, wählte er 1828 eine Anzahl derſelben zu einer Sammlung aus, und ließ ſie wohlgeordnet bei Karl Focke in Leipzig 1829 unter dem Titel »Balladen und lyriſche Gedichte« in einem Bande erſcheinen. Eine projektirte zweite Sammlung der ſeit dem Jahre 1828 zerſtreut erſchienenen Gedichte, oder wenigſtens eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe der erſten wurde durch den frühen Tod des Dichters verhindert. Von ungedruckten kleineren Gedichten dieſer Art fand ich im Nachlaſſe nichts. Zwei größere lyriſche Werkchen hat Halirſch 1830 vollendet. Zu dem einen »Erinnerungen an den Schneeberg« in vierzig Reiſebildern, wel-

ches im Verlage von Franz Ludwig in Wien 1831, in einem Bändchen erschienen ist, hat er die Ideen auf einer im Sommer 1829 zu seiner Erholung gemachten Gebirgsreise gesammelt; der Anblick der großartigen Alpennatur hat sein für die Schönheiten der Natur höchst empfängliches Gemüth zu diesen Liedern gestimmt. Ganz aus dem Charakter des Dichters genommen sind darüber die Worte eines Rezensenten im »Planet.«*) »Man kann diese Lieder als den natürlichen, entzückten Gesang eines Vogels anhören, der jahrelang in einem Käfig eingekerkert und endlich so glücklich war, das Freie offen zu finden; nur zuweilen klingen wehmüthige Reminiszenzen durch, um der aufwirbelnden Freude, dem innigsten Entzücken über das wiedergefundene Selbst Raum zu geben.«

Von ganz anderer Art ist das gleichfalls 1830 vollendete größere Gedicht »Meister Tod« in drei Abtheilungen. Halirsch hat dasselbe mehrern bekannten Dichtern, z. B. Zedlitz, G. Schwab u. a. zur Beurtheilung übergeben, und nachdem es würdige Anerkennung gefunden, es, wie die darüber geführte Korrespondenz zeigt, zum Drucke in Berlin bestimmt. Als Probe gab der Berliner »Gesellschafter 1832« den ersten Gesang; aber

*) 1833. Nr. 52.

die Herausgabe des Ganzen ist wegen des baldigen Todes des Dichters unterblieben. Es dient seinem Nachlasse zur schönsten Zierde.

Noch verdient die literarische Thätigkeit Halirsch's in der ästhetischen Kritik eine ehrenvolle Erwähnung. Sein Talent dazu hat sich schon früh entwickelt, und er hat es durch anhaltend eifriges Studium ausgebildet. Seine kritischen Arbeiten enthalten durchaus klare und gründliche Ansichten, sind mit gewandter sicherer Feder ausgeführt und geben sein Bestreben kund, einen ernsten Sinn für die Literatur in seinem Vaterlande zu erwecken und zu pflegen. Diese ehrenwerthe Gesinnung hat auch seinen kritischen Aufsätzen im In- und deutschen Auslande Beifall verschafft, wie die Urtheile eines W. Alexis und H. Marggraff beweisen. Mit vorzüglicher Liebe hat Halirsch die deutsche Bühne zum Vorwurf seiner kritischen Arbeiten ersehen.

Vom Jahre 1823 bis zu seiner letzten Reise nach Italien im März 1831, war er einer der fleißigsten und beliebtesten Mitarbeiter der Wiener Theaterzeitung, und führte darin das Referat über das k. k. Hofburgtheater. In dieser ausgezeichneten Kunstanstalt hatte Halirsch durch fleißige Anschauung der Produkzionen deutscher Bühnendichter und Bühnenkünstler sein kritisches Urtheil geschärft. Seine Theaterkritiken beschäftigten sich

aber weniger mit der darstellenden Kunst, als mit den Schöpfungen der Dichter; sie behandelten das Leben, die Kunst und Wissenschaft als Hauptsache; persönliche Polemik und Parteiwesen blieben davon immer ausgeschlossen; das Prinzip derselben war rücksichtslose Wahrheit, wenigstens nach seiner eigenen innigsten Ueberzeugung, und davon konnten ihn auch mancherlei Widerwärtigkeiten und Angriffe beleidigter Eitelkeit, die er deßwegen zu ertragen hatte, nicht abbringen. Die besten seiner kritischen Aufsätze, welche in verschiedenen Zeitschriften Deutschland's erschienen sind, hat Halirsch zu einem Ganzen geordnet, welches unter dem Titel, »dramaturgische Skizzen,« bei Karl Focke in Leipzig 1829 in zwei Bändchen herausgegeben worden ist. Da diese Skizzen von einer Anstalt ausgehen, welche zu den bedeutendsten ihrer Art in Deutschland gehört, so sind sie für die allgemeine Geschichte der deutschen Bühne gewiß ein sehr verdienstlicher und schätzbarer Beitrag.

Dieser kurze Ueberblick der literarischen Leistungen Halirsch's bis zu seiner letzten Reise nach Italien beweist dessen unermüdliche Thätigkeit als Dichter und Schriftsteller; darin hat er sein eigentliches Glück gefunden. Aber mit diesem Glücke sind häufig auch Uebel verbunden, deren sich selbst der kräftigste Geist nicht erwehren kann, und diese ha-

ben auch Halirſch ſchmerzlich getroffen. Es waren nicht Lebensverhältniſſe, welche ihn drückten; er lebte zufrieden im väterlichen Hauſe, und ſeine beſcheidenen Anſprüche an das Leben waren hinlänglich gedeckt. Auch andere phyſiſche Leiden hatte er nicht zu ertragen, er war außer einigen nicht bedeutenden Krankheitsanfällen immer geſund. Aber »der Proteus unter den Krankheiten«, die Hypochondrie, wurzelte bei ihm durch ſeine ſitzende Lebensweiſe und übermäßige geiſtige Anſtrengung ſchon früh ein, und verurſachte ihm, bei ſeiner Reizbarkeit und regen Phantaſie, viele Leiden. Dieſes phyſiſche Uebel wirkte auch auf ſein Gemüth; aus ſeinem angebornen Ernſt wurde ein Hang zum Trübſinn und zur Schwermuth, welche ſeiner Anſchauung von Welt und Leben eine düſtere Färbung gaben.

Sein trübes Gemüth ſcheint Halirſch als kein Uebel betrachtet zu haben, aber über die mannigfaltigen Qualen, womit die Hypochondrie ihn durch ſein ganzes Leben verfolgte, hat er geheim oft bitter geklagt. Bald war es die Furcht vor einer eingebildeten Krankheit, die ihn quälte, bald ängſtigte er ſich über ſeine äußere Stellung, durch die er ſich in ſeiner literariſchen Thätigkeit geſtört, beſchränkt und gehindert glaubte, bald folterte ihn der Schmerz, das hohe Ziel, nach dem er ſtrebte, nicht erreichen

zu können, oder der Verdruß, in seinem Bestreben oft verkannt und der Eitelkeit oder Selbstüberschätzung, die ihm doch fremd waren, beschuldigt zu werden, oder es erfüllten die Stürme der Zeit, vorzüglich bei seiner Berufung nach Italien, sein Gemüth mit düstern Ahnungen. Es gab zwar kurze Perioden in Halirsch's Leben, in denen diese ängstlichen Grillen von ihm wichen, und das war besonders jene Zeit, wann er mit Freunden kleine Fußreisen in die schönen Umgebungen Wien's machte, oder andere Reisen in seinen Amtsgeschäften oder zu seiner Erholung unternahm; wenigstens wirkten diese immer für einige Zeit wohlthätig auf ihn, da sie ihm das Bewußtsein heiterer Kraft gaben; allein, da er bald wieder zu seinen angestrengten Geistesarbeiten zurückkehrte, so vermochten weder Luftveränderung, noch Reisen, noch philosophische Grundsätze den dunklen Dämon des Hypochonders aus ihm ganz zu verbannen.

So sah er in manchen Menschen Feinde, denen es nicht eingefallen wäre, ihn zu kränken, wenn sie nicht durch seine unbezwingbare, oft sogar in Bitterkeit ausartende Abneigung gereizt worden wären.

Wie oft verwundete er selbst mich in einer Anwandelung von Mißtrauen oder Uebellaune, und wie oft bereuete er es wieder, wenn er zur Einsicht kam, daß er mir Unrecht gethan habe. Ein bis-

chen mehr Selbstüberwindung in dieser Hinsicht, würde ihm manche unliebsame Begegnung, manche bittere Stunde erspart haben.

In diesem Anbetrachte muß man Halirsch's Leben als ein nicht glückliches beklagen; allein er brachte seinem eigentlichen Glücke, dem poetischen Sinnen und Schaffen, gern diese schmerzlichen Opfer. Und niemals hat er seinen leidenden Zustand öffentlich, oder in seinen Werken zur Schau gestellt, er war stets bemüht das, was er litt, in sich zu verschließen; in dem täglichen Umgange mit seinen Freunden störte er ihre Heiterkeit nicht, und nahm selbst Theil daran; aber unwillkürlich hat sich sein persönlicher Charakter oft in seinen Dichtungen abgespiegelt.

Ein neuer Abschnitt in Halirsch's Leben trat mit dem Frühjahre 1831 ein, als er aus dem gewohnten Stillleben in seiner geliebten Vaterstadt unerwartet nach Italien berufen wurde. Ueber die Veranlassung dazu wurden nach seinem Tode in auswärtigen Blättern die seltsamsten Gerüchte verbreitet. Nach einer biographischen Mittheilung von W. Alexis*) sollte diese Sendung »aus freundlich gubernialen Rücksichten« erfolgt sein, um den Dichter das Mißgeschick, welches ein dramatisches

*) Im oberwähnten Blatte des Berliner »Freimüthigen.«

Produkt auf dem Wiener Burgtheater erfahren, leichter tragen zu helfen.« In einem andern Blatte*) wird Halirsch, der sein deutsches Vaterland über alles liebte, dem Grafen Platen und dem Dichter Waiblinger an die Seite gestellt, und soll, wie diese, »den feindseligen Prinzipien, welche im deutschen Lande über die Dichter walten« nach Italien entflohen sein. Die einfache Wahrheit ist, daß Halirsch durch Beförderung in seiner Anstellung zum Dienste bei der in Italien aufgestellten Armee berufen wurde. Dieser unerwartete Ruf mußte ihn nach seinem oben angedeuteten körperlichen und Gemüthszustande in große Aufregung versetzen, und ihm einen neuen schweren Kampf bereiten. Es war ihm schmerzlich, seine geliebte Vaterstadt, die gewohnte Ruhe und Ordnung im väterlichen Hause, welche seinem Charakter so zuträglich war, zu verlassen, und sich von seinen lieben Wiener Freunden, mit denen er täglich im gesellschaftlichen und literarischen Verkehr zu stehen pflegte, zu trennen. Er befürchtete sogar, durch seine neue amtliche Stellung von der Muse, für die er allein lebte, entfernt zu werden, und nahm in einem Gedichte voll tiefer Empfindung (Trennungen, 1, 1331) von ihr Abschied. Auf der andern Seite sah er seine Wünsche

*) Berliner » Konversationsblatt, von 5. März 1836, unter der Aufschrift »Erinnerungen an L. Halirsch.«

und Pläne zu einer Reiſe durch die öſterreichiſche Schweiz bis in das Herz des Südens unvermuthet erfüllt, und ward von den kühnſten und freudigſten Erwartungen bewegt. In dieſer Aufregung, bald von Schmerz gedrückt, bald von lockenden Ausſichten hingezogen, trat Halirſch am 11. April 1831 ſeine Reiſe nach Italien an.

Es war am achtzehnten deſſelben Monates, als ich hier in Cilli, keines Beſuches gewärtig, bei meinem Pulte ſaß. Plötzlich ging die Thüre auf, und herein an meinen Hals flog Halirſch, mit einer Herzlichkeit, wie ich ſie früher nie bei ihm gefunden. Wiewohl, bei meinem Abſchiede von Wien im Jahre 1829, eine kleine Spannung zwiſchen uns obwaltete, welche durch meine Entfernung in Gleichgiltigkeit übergegangen ſchien, ſo war doch in der rückhaltloſen Freude des Wiederſehens jeder Mißton ſchnell verklungen, und im innigſten, lebhafteſten Geſpräche brachten wir ein Paar unvergeßliche Stunden hin. Mir war, als hätte dieſer Augenblick, wo wir uns ernſter, gereifter, als junge Männer fanden, einen Schleier über alle Neckereien und Tollheiten geworfen, durch die wir einander, als Jünglinge, trotz gleichen Strebens und oft brüderlicher Theilnahme, manchmal recht wehe thaten. Gerührt ſchieden wir, ohne jedoch zu ahnen, daß es ein Abſchied für's Leben ſei.

Es gehört nicht in den beschränkten Umfang der gegenwärtigen Skizze, über Halirsch's Reise und seinen Aufenthalt in Italien umständliche Nachricht zu geben. Er selbst war Willens, dieses in der Folge, bei besserer Muße, in einer »Frühlingsreise nach und durch Italien« zusammenzustellen, wozu sich auch unter den nachgelassenen Schriften der Plan, eine Menge gesammelter Notizen, viele, zwar flüchtig, aber mit Geist und Witz hingeworfene Bemerkungen und die Bruchstücke eines Reisetagebuches vorgefunden haben; da jedoch dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist, so werden hier nur einige Notizen über Halirsch's Aufenthalt in Italien und über seine dort fortgesetzte literarische Thätigkeit mitgetheilt.

Zum ersten bleibenden Aufenthalt war ihm Mailand angewiesen, wo er bei der k. k. Militär-Verpflegsdirekzion zugetheilt wurde. Nach den Briefen an seinen Vater, in denen er sein Herz mit allen seinen Empfindungen aufschloß, lebte er dort die ersten Wochen verstimmt und voll des bittersten Unmuths, wie es nach seiner Individualität nicht anders sein konnte, da er aus seiner gewohnten Lebensweise gerissen, allein in ein fremdes Land versetzt war. Aber seine Lebensverhältnisse wurden bald heiterer, indem die Isolirung, über welche er vorzüglich klagte, auf eine freundliche Art gehoben

wurde. Er war so glücklich, in Mailand eine deutsche Familie zu finden, bei welcher er fast wie im väterlichen Hause aufgenommen ward; er traf andere Bekannnte aus Wien, die daselbst angestellt waren; durch diese wurde er in das deutsche Kasino und in andere Gesellschaftszirkel eingeführt, wo er überall die freundlichste Aufnahme erhielt. Zu seiner Verwunderung war hier auch sein Name als Dichter nicht unbekannt; er kam mit Belati, dem Uebersetzer »Bürger's,« der auch schon einige von Halirsch's Balladen ins Italienische übersetzt hatte, und mit mehreren Mitarbeitern der Mailänder Zeitschrift »Eco« in Verbindung, und auf solche Art wurde seine Liebe zur Poesie und seine literarische Thätigkeit wieder aufgeweckt, welche sich bald durch neue Erzeugnisse seines rastlos thätigen Geistes kund gab.

Dazu gehören: Halirsch's »Bilder aus Mailand« — anziehende humoristische Genregemälde — von denen vier oder fünf in der Wiener Theaterzeitung, 1831 — 1832, und eines in dem Cotta'schen »Morgenblatte« erschienen, und mehrere noch entworfen waren. Auch ein großer Theil von den lyrischen Gedichten zu dem Liederkranze »Verona illustrata« und zu den »Erinnerungen an Venedig,« welche sein Nachlaß enthält, sind in Mailand gedichtet worden. Nebst

diesen Arbeiten beschäftigte sich Halirsch mit einer lebhaften Korrespondenz und vielen Aufsätzen über Italien und das dortige Leben, welche in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur ꝛc., vom Juni 1831 bis März 1832, und in auswärtigen deutschen Blättern erschienen sind. Auf mehreren Reisen, welche er von Mailand in die bewundertsten Gegenden und merkwürdigsten Städte Ober- und Mittelitaliens machte, sammelte er reichlichen Stoff, neue Kenntnisse und neue Lebenserfahrungen, welche Hoffnung gaben, von ihm eine deutsch wahrhaftige Würdigung Italiens und des dortigen Lebens in einem größeren Werke zu erhalten; leider fehlte es ihm dazu in Italien an Zeit und an der nöthigen Ruhe; es fehlte ihm »seine gesicherte Häuslichkeit und Heimlichkeit,« welche, wie er in seinen Briefen schrieb, die erste Bedingung ist, um die gesammelten Materialien zu einem Ganzen zu bilden.

Nach dieser, in seiner Vaterstadt gewohnten, Ruhe sehnte sich Halirsch mitten unter den vielen Genüssen, welche ihm sein Aufenthalt in Italien verschaffte; die Hastigkeit und Eile in diesen Genüssen betäubte ihn, und wenn er in augenblicklichen Aufwallungen über Italien mit Enthusiasmus sprach und schrieb, so konnte er doch in ruhigen Stunden die Sehnsucht nach seinem Vaterlande

nicht unterdrücken. Diese Sehnsucht ergriff ihn noch mehr, als er im Jänner 1832, nach Auflösung des in Mailand bestandenen Armee-Generalkommando's, in seiner Anstellung nach Verona übersetzt wurde, wo er in der ersten Zeit wieder ganz auf sich selbst beschränkt war. Seine damalige Stimmung schilderte er in einem Briefe an seinen Freund W. Alexis, aus welchem hier eine Stelle mitgetheilt wird, welche zu Halirsch's Charakteristik ganz passend ist. Er schrieb am 1. März 1832: »Seit einem Jahre führe ich ein ewiges Wanderleben, und selbst der Sommer- und Herbstaufenthalt in Mailand war von fortwährenden größeren und kleineren Ausflügen in die Nähe und Ferne unterbrochen. So trink' ich in der That den überschäumenden Becher des Lebens, den Italien uns von der Zeit und allen ihren Bewegungen Müdegejagten reicht, mit so vollen Zügen, daß mir, wie Goethe's König von Thule, die Augen darüber übergehen. Dennoch sehne ich mich wieder nach Deutschland zurück; es liegt in der Hastigkeit und Eile dieses Genießens etwas Uebersättigendes, und die Oberfläche, auf der alles dahin fliegt, macht am Ende doch die Leere allzusichtbar. Mit den großen Erinnerungen ist es auch nichts, sie erdrücken uns, statt uns zu heben, und es ist lauter Trümmerwerk, Bruchstücke, wehmüthige Torso's, zwi-

schen welchen die Fratzen, Arlequins und Pasquins hervorgrinsen, so daß man ein ordentliches Heimweh nach deutschen Grund und Boden und Ernst bekommt.«

Diese mißmuthige Stimmung Halirsch's wurde noch übler, als er kurz nach seiner Ankunft in Verona von einer Krankheit befallen ward; zwar wurde diese bald gehoben, aber die Qualen des Hypochonders waren wieder erwacht; es ängstigte ihn nicht bloß die Besorgniß für seine Gesundheit, sondern auch die Furcht vor einem weiteren unstäten Herumwandern; sein einziger Trost war die Hoffnung, die er von Wien aus erhielt, bald dahin zurück berufen zu werden.

In diesem Gemüthszustande war Halirsch zu neuen Geisteserzeugnissen wenig aufgelegt; er war auch zu kurz in Verona, um dort literarische Verbindungen anknüpfen zu können; aber seine Thätigkeit ermüdete nicht, sondern wendete sich, wie es seine Kräfte erlaubten, auf die Durchsicht und Verbesserung seiner früheren lyrischen Arbeiten. Er entwarf den Plan zu einer neuen Sammlung seiner Balladen und lyrischen Gedichte, wozu er einige in seine frühere Sammlung nicht aufgenommene und andere seither verfaßte Gedichte auswählte, welche theils eigenhändig von ihm mundirt, theils in Konzepten in seinem Nachlasse sich vorgefunden

haben. Zu dieſem Endzwecke ſchrieb er am 11. März 1832 an den Verleger ſeiner früheren Sammlung, und machte ihm den Antrag, einen zweiten Band ſeiner »Balladen und lyriſchen Gedichte« herauszugeben, oder mit deſſen Einverſtändniſſe den gedruckten erſten Band zu revidiren und eine neue Ausgabe in zwei Bänden zu veranſtalten. Auch von ſeinen in Italien verfaßten Gedichten, vorzüglich zu ſeinem Liederkranze »Verona illustrata« und »Erinnerungen an Venedig« arbeitete er mehrere aus, und bereitete ſie zu einer abgeſchloſſenen Sammlung vor.

Mitten in dieſem raſtloſen Wirken wurde Halirſch, in der Blüte des Lebens, durch einen eben ſo unerwarteten, als ſanften Tod hingerafft. Durch den Brief eines Bekannten des Verſtorbenen, der mit ihm in Verona täglichen Umgang hatte und ihn hoch ſchätzte, kam die erſte Nachricht von dieſem Unglücksfalle, und den näheren Umſtänden deſſelben nach Wien.

Noch am 15. März ſchrieb Halirſch, wie in einer trüben Ahnung, die letzte Nummer ſeiner »Erinnerungen an Venedig,« welche ſein Nachlaß enthält, unter der Aufſchrift »Abſchied.« Am 16. März war er noch Abends mit mehreren Bekannten beiſammen und ſehr heiter; im Nachhauſegehen klagte er aber einem ſeiner Kollegen,

der ihn begleitete, daß ihm nicht wohl sei, und am folgenden Tage früh fand ihn sein Bedienter an allen Gliedern lahm im Bette, von einer Art Rheuma befallen, das im dortigen Klima bei Erkühlungen oft eintritt, und das er sich auf seinen Spaziergängen in den schönen warmen Frühlingstagen durch zu leichte Bekleidung zugezogen hatte. Es wurde sogleich ein Arzt geholt, der Halirsch's volles Vertrauen besaß, und die nöthige Sorgfalt angewendet; dabei war Halirsch gegen Freunde und Bekannte, die ihn besuchten, wie immer gesprächig, aber sehr ängstlich. Am 18. März verließen ihn seine Bekannten erst Abends spät, und hofften ihn am nächsten Morgen außer aller Gefahr zu finden, da die Arzeneien die gewünschte Wirkung gemacht und Schweiß hervorgebracht hatten. In der Nacht um zwei Uhr sagte Halirsch seinem Bedienten, er könne sich zu Bette legen, da er ihn jetzt nicht brauche; dieser that es, kam aber schon gegen vier Uhr Morgens wieder in das Zimmer seines Herrn, um bei dem Kranken nachzusehen, und — fand ihn todt im Bette liegen; er war, wie der eiligst geholte Arzt erklärte, am Schleimschlage verschieden.

So hat Ludwig Halirsch, kaum 30 Jahre alt, sein Leben geendiget, ein Leben, bis zum letzten Hauche der Kunst gewidmet, in welcher er im-

mer gediegener und reiner zu werden gestrebt hat; sein entfesselter Geist hat sich zu jenen Gefilden emporgeschwungen, nach denen er stets so sehnsüchtig hinblickte. Ewiger Friede sei mit ihm! Sein Grab, mit einem einfachen Denkmale, welches seinen Namen bezeichnet, befindet sich in den Hallen des Cimitério della R. città di Verona, nächst dem Portale, das mit der Aufschrift: »Ingenio clari« geziert ist.

Die meisten belletristischen Zeitschriften Deutschlands haben sich über Halirsch's Tod mit großer Theilnahme ausgesprochen: dagegen ist er im Leben viel verkannt und häufig schief beurtheilt worden. Es ist daher Pflicht der Pietät gegen den Hingeschiedenen, dessen Charakter als Mensch und Dichter mit einigen unparteiischen Worten in das wahre Licht zu setzen.

Man hat Ludwig Halirsch als Mensch in öffentlichen Blättern der Verschlossenheit, eines bittern gereizten Wesens und der Selbstüberschätzung beschuldigt. Die erstern beiden Vorwürfe sind zum Theile nicht ohne Grund; denn die sich überall leicht anschmiegende Freundschaft war nicht seine Sache; sein Herz schlug warm, aber warme Herzensergießung lag nicht in seiner Gewohnheit, und den inneren Schmerz, von dem er oft gequält wurde, hat er nicht gern anderen mitgetheilt; jedoch erprobten Freunden, mit denen ihn gleiche Gesinnun-

gen verbanden, und seinem Vater, dem er mit der innigsten kindlichen Liebe ergeben war, schloß er sein Herz mit allen seinen Empfindungen ohne allen Rückhalt auf. — Die Reizbarkeit war Halirsch angeboren, und vielleicht war dieß auch die Grundlage seiner Dichtergabe. Daß seine gereizte Empfindlichkeit bisweilen an Schärfe grenzte, werden die Freunde, welche ihm näher kanden, und seine ihn oft schmerzlich verwundenden Verhältnisse kannten, gern entschuldigen; ein ferner Freund des Hingeschiedenen*) sagt darüber die wahren Worte: »Verwundende Verhältnisse können auch einem ursprünglich gesunden Sinn Stacheln und Waffen in die Hand geben, die wieder verwunden.« Halirsch selbst erkannte die Uebel, welche ihm seine Reizbarkeit verursachte, sehr wohl, und rang mit seinem Temperamente, sich davon zu befreien; in dieser Beziehung schrieb er in einem vertraulichen Briefe aus Italien: »Eines hoffe ich allerdings, daß es mit der Zeit durch die neue Umgebung und durch reichere Erfahrungen gemildert oder vielmehr ganz getilgt werde; dieß ist die krankhafte Heftig- und Bitterkeit, die mich oft nicht allein gegen das Schlechte, sondern auch gegen das überwältigt hat, was man ertragen soll und muß — ein Uebel, das mir viele Unannehmlichkeiten zugezogen hat, das aber jetzt, ich

*) W. Alexis, im oberwähnten Aufsatze des »Berliner Frauenvereins.«

fühle es deutlich, einer humanen Toleranz Platz zu machen anfängt, in der ein groſser Theil des Glück's oder der wahren Philoſophie beſteht.« — Wer ſollte bei einem ſo löblichen Beſtreben, einen Temperamentsfehler zu verbeſſern, ein hartes Urtheil fällen, wenn Halirſch in jungen Jahren ſein Temperament nicht ganz zu überwältigen vermochte?

Dagegen iſt die Beſchuldigung einer literariſchen Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung, welche über Halirſch, aus unlautern Quellen, verbreitet wurde, ganz grundlos, wenn man nicht ſein Streben nach einem hohen Ziele für Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung halten will. Er hatte Selbſtkenntniß und Beſcheidenheit genug, um einzuſehen, wie weit er noch von dem ihm vorſchwebenden Ziele entfernt war; ja es machte ihm in ſeinem öftern Trübſinn die bitterſten Stunden, daß er an ſeinen Kräften verzweifelte, dieſes Ziel zu erreichen. Den näheren Freunden Halirſch's iſt dieſes bekannt, weil er es ihnen offen klagte; für diejenigen Freunde aber, welche ihn nicht ſo genau kannten, mögen einige Stellen aus ſeinen vertraulichen Briefen als Belege dienen, wie weit er von Eitelkeit und Arroganz entfernt war. Nach den erſten Wochen ſeines Aufenthaltes in Mailand ſchrieb er: »die zuvorkommende Aufnahme, welche ich überall gefunden, ſetzt mich in träumendes Erſtaunen; man kennt

mich als Dichter, was mich nicht wenig wundert, und die Menschen glauben in mir einen der Auserwählten zu sehen, was ich doch, weiß Gott, nicht bin, und nicht sein mag.« — Als er im deutschen Kasino in Mailand ein Berliner Blatt fand, worin von seinem Aufenthalte in Italien die Rede war, machte er sich darüber lustig, und schrieb: »darin (im Journalblatte) war zu lesen, daß ich rühmlich bekannter Lyriker mich gegenwärtig in Mailand befinde, und ich weiß selbst nicht was alles dort treibe. O vanitas vanitatum! ein Anderer schimpft wieder, und so geht es fort in Ewigkeit, daß mich dieses Treiben wirklich anekelt. Ein gesundes Lob und gesunden Tadel gibt es gar nicht mehr!« — Ueber die ihm zugekommene Nachricht, daß ihm die Ehre eines Artikels in dem Brockhaus'schen Konversazionslexikon der neuesten Zeit zugedacht sei, schrieb er in einem Briefe: »weiß Gott, ich geize nicht nach der Ehre, meinen Namen in einem Konversazionslexikon zweideutig verewigt zu sehen. Mehr freut es mich, wenn ich so im Leben und in der Fremde fremden Menschen begegne, denen dieser Name doch nicht fremd ist, und die dem, der ihn trägt, als einem werthen Bekannten die Hand geben. Diesen Genuß habe ich jetzt auf meinen Wanderungen öfters gehabt, und ich kann denen, die mich für arrogant ausschreien, die Versicherung geben, daß ich's anfangs selbst nicht recht

glauben mochte, und verlegen und verwirrt darüber war, wenn man hundert Meilen von Wien, wo ein deutsches Buch eine Rarität ist, etwas von meiner Wenigkeit weiß. So fand ich in Mailand drei und hier (in Verona) schon zwei Exemplare meines Schneeberg's. Und das erquickt mich mehr als aller Lobsalm aller Journale und Journalisten, denn es ist lebendiges Leben, es ist Herz dabei und Menschlichkeit.«

Ueber Halirsch als Dichter und Schriftsteller sind die Urtheile der deutschen kritischen Blätter einstimmig. Alle erkennen sein bedeutendes Talent, vorzüglich als lyrischer Dichter, an, wiewohl hier und da der Vorwurf verlautete, daß seine meisten Dichtungen ein düsteres Ansehen haben, daß sie nur die dunkle Seite des Lebens, den Schmerz, die Nichtigkeit darstellen. Eine unbefangene Kritik wird in Halirsch's Werken auch in dieser Beziehung keinen Grund des Tadels finden. Richtig ist es, daß ihn das Tändeln und Scherzen in der Poesie nicht befriedigte, daß er in seinen Dichtungen niemals die Absicht hatte, bloß zu unterhalten. Von Natur ernst, nachdenklich und in sich gekehrt, hat er den Ernst des Lebens auch in seine Poesien übertragen, und selbst in dem Heiteren, was er produzirte, steckt das Ernste als Kern. — Eine sich hierauf beziehende Stelle aus einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe soll hier als sein eigenes Be-

kenntniß und seine Rechtfertigung gelten. Er schrieb aus Verona: »Der melancholische Blick, mit welchem ich für mich und was mein Individuum anbelangt, die Welt betrachte, liegt schon zu tief in meiner Natur und in meinem Temperamente, als daß er je ein heiterer werden könnte. Ich bin weit entfernt, diese Ansicht anderen aufdringen zu wollen, allein ich kann nicht von ihr lassen, und der Ernst des Daseins schaut mir auch aus dem rosigsten Antlitze entgegen, ja ich wünsche mir nichts mehr, als daß ich immer diesen Ernst behalte, und daß er nie jener tollen Fratzenhaftigkeit und Lustigkeit weiche, hinter der sich entweder ein weinendes Herz oder ein hohler Kopf verbirgt. Daß ich dadurch bei den Lebe- und Alletagsmenschen nicht weit kommen werde, weiß ich wohl; aber wozu führt auch ein solches Weiterkommen oder Beliebtsein, wenn es auf Kosten der innigsten besten Ueberzeugung Statt findet? In dieser Hinsicht also möchtest du dich irren, wenn du irgend eine Veränderung von mir hofftst, oder eine solche heilsam für mich wähnst. Ich bin nicht glücklich in dieser Stimmung, aber ich bin auch nicht unglücklich, — ich habe meine schönsten Lebensjahre darin verlebt, jene glückliche Periode der ersten schöpferischen Wirksamkeit, die mir mehr gegeben hat, als ich hoffte, und ich werde auch den noch übrigen Lebensrest darin verleben. — Ueber gewisse Jahre hinaus, schließt

ſich der Charakter ab, und was noch allenfalls daran verändert wird, das kann höchſtens die Aeußerlichkeiten, das Formelle betreffen. Der innere Kern bleibt, und wir können zufrieden ſein, wenn er nur nicht wurmſtichig iſt.«

Das Leben und die Schriften Halirſch's erklären ſich alſo gegenſeitig; es iſt ſein perſönlicher Charakter, der ſich in der Geſammtheit ſeiner Dichtungen offenbaret; eine Miſchung von Lebensfreude und Melancholie, ein Schweben zwiſchen Himmel und Erde, eine ernſte, nicht gewöhnliche Anſchauung des Lebens und der großen Räthſel deſſelben, aber nirgends eine innere Zerriſſenheit und Troſtloſigkeit, nirgends eine Poeſie der Verzweiflung, wie ſie Goethe nennt. Halirſch's ſittliches Gemüth, das aus ſeinen Dichtungen hervorleuchtet, hat ſich zum höhern Bewußtſein ausgebildet. Das Unvergängliche, das Ewige im Geiſte des Menſchen, hat ihn mit dem finſtern Geiſte der Vergänglichkeit ausgeſöhnt *).

Für das Reelle ſeines Talentes ſcheinen mir namentlich drei Dinge zu ſprechen, welche ich als die untrüglichſten Kriterien jedes Talentes zu betrachten pflege. Für's Erſte ſpricht ſich in allen ſeinen Arbeiten eine klare, aus wahrhaft poetiſcher Weltanſchauung hervorgegangene Idee aus: »Des Men-

*) M. v. L. Halirſch's Bild aus Mailand, »das heil. Abendmahl (Cenacolo) von L. da Vinci. Theaterz. 832, 837, 840.

ſchen Beſtimmung iſt Leben im edleren Sinne, harmoniſche Wirkſamkeit der Seele und des Körpers; wer in der Kunſt etwas Tüchtiges ſchaffen will, fuße feſt im Leben, denn nur die Kunſt, die aus dem Leben ſchöpft, wirkt wieder zurück auf's Leben!« — Für's Zweite wußte er allen ſeinen Schöpfungen ein eigenthümliches Gepräge zu geben, ſo daß, wer mit den Weiſen ſeiner Muſe nur etwas ſich vertraut machte, gewiß von jedem ſeiner Werke, ohne früher den Namen des Verfaſſers zu leſen, erkannt haben würde, daß es von Halirſch iſt; und ohne Zweifel iſt dieſe Eigenthümlichkeit in einer Periode, wo die Mehrzahl ſelbſt der Begabteren ihre Gedanken nur in die Formen zur Mode gewordener Tonangeber gießt, wo man es bequemer findet, ſich einer ſogenannten Schule anzuſchließen, oder im Chorus einer beliebt gewordenen Clique mitzuſingen, als ſich eine eigene Bahn zu brechen und ſie beharrlich zu verfolgen, ein nicht geringes Verdienſt um die Vindizirung der poetiſchen Selbſtſtändigkeit, die denn am Ende doch allein dem Dichter bleibende Dauer verſichert. — Für's Dritte hatte er, trotz aller Mängel im Einzelnen, trotz alles Ringens mit widerſtrebenden Elementen, trotz aller Fehlgriffe in Stoff oder Form, es zu jener Stufe des Geſchmackes und der Bildung gebracht, auf welcher die Feder eines Schriftſtellers, nebſt ihren poſitiven Vorzügen, auch den nicht wenig ſeltenen negativen

beſitzt, nichts mehr produziren zu können, was ganz verfehlt oder gerade zu geſchmacklos wäre, ein Vorzug, welcher den Unterſchied zwiſchen ſogenannten poetiſchen Naturen, welche nur jezuweilen fulguriren und aufflammen, und dem wahren, durch und durch poetiſchen Talente, deſſen Feuer und Wärme ununterbrochen fortwirkt, am deutlichſten heraus ſtellt.

Möchten dieſe wenigen Züge zu einem Bilde, das mir aus den Zweigen der Erinnerungsbäume, welche mein Fleckchen Erde umgrünen, ſo wehmüthig freundlich entgegenblickt, hinreichen, Halirſch's Namen der Vergeſſenheit zu entreiſſen! Möchten ſie mir zugleich das tröſtliche Bewuſtſein gewähren, daß ich der rührenden Pietät ſeines wackeren Vaters eben ſo Genüge geleiſtet habe, wie dem Gefühle meines eigenen Herzens, welches in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, dem Verklärten, von Sehnſucht und Ahnung ergriffen, mit den Worten, die es ihm bei der Kunde von ſeinem Tode weihte, wiederholt nachruft:

» Man hat in ſchöneren Tagen,
» Als wir zum Lied uns bekannt,
» Uns oft mit einander verwechſelt,
» Uns oft mit einander genannt.

» Die Väter waren ſich Freunde,
» Die Söhne waren es auch;
» Wir fühlten in gleichen Jahren
» Den gleichen belebenden Hauch.

» Zwar traten wir oft uns ferner,
» Zwar schienen wir oft uns feind,
» Doch hat ein wärmeres Stündchen
» Uns immer wieder vereint.

» Zwar hängt' er sein Herz an Manches,
» Woran mein Herz nicht hing;
» Zwar ging er gar oft am Berge,
» Wenn ich im Thale ging.

» Doch glich es sich aus durch die Trennung; —
» Lang mußten wir fern uns sein. —
» Da trat, wie vom Himmel gefallen,
» Er einst zur Thür' herein.

» Da plauderten wir von der Heimat,
» Da gingen die Herzen uns auf;
» Da schüttelten wir uns die Hände,
» Und Thränen fielen drauf. —

» Und nun — nun ist er gestorben, —
» Verscharrt im fremden Gefild — ?! —
» Fort, — fort! für den todten Sänger
» Paßt kein so trauriges Bild!

» Ich will mir ihn lieber denken, —
» Wie oft, auf den Höhen um Wien,
» Die Sonn' in zwei frohe Gesichter,
» In seines und meines, schien!«

Meister Tod.

(Ein poetisches Nachtstück.)

(Vollendet am 31. März 1830.)

Invideo, quia quiescunt!

Eingang.

Der erste Abend früher Herbstesschauer
War trüb und gramverhüllt heraufgezogen,
Jung Witwe schon, ging die Natur in Trauer.
Und leise seufzend von den Bäumen flogen
Die Blätter auf den feuchten Boden nieder
In's Grab, das um die Jugend sie betrogen.
Da schwiegen meines Innern laute Lieder,
Die rastlos sangen sonst wie Nachtigallen,
Und es begannen and're Stimmen wieder,
Ach, Klagestimmen, in der Brust zu schallen,
Die Stimmen um so Manches, was verloren,
Um manches Blatt, das schon im Lenz gefallen,
Um manches Herz, das von mir auserkoren
In seinen reichsten Blüten ward erstricket;
Und deiner dacht' ich, Frau, die mich geboren,
Der in das Mutterarm' ich nie geblicket,
Und deiner, Schwester, arme frühgeraubte,
Die oft, noch oft in meine Träume nicket; —
Auch deiner, die an meine Lieb' einst glaubte,
So wie ich selbst geglaubt an deine Liebe,
Bis Glaub' und Lieb' im ersten Sturm zerstaubte; —

Und deiner, der, so hofft' ich, mir noch bliebe,
Wenn er und ich schon nahe dem Erblassen,
Als treuer Freund mit gleichem Geist und Triebe. —
Du aber hast der erste mich verlassen! —
Selbst deiner, die mir Alles hat gegeben,
Du, mit dem Kranz, den Tausend gierig fassen,
Selbst deiner, Kunst, du meines Lebens Leben,
Konnt' ich nicht denken ohne stilles Weinen;
Ach, nur zu oft erfuhr ich's, daß dein Streben,
Das beste, nichts gelohnet als Verneinen,
Und daß die Frucht, nach der die Deinen ringen,
In Wahrheit langsam reift und schnell im — Scheinen! —
Den Geist des Unmuths wollt' ich stark bezwingen,
Umsonst! denn er hat früher mich bezwungen.
Die Saiten an der Davidsharfe springen,
Saul hat gesiegt, die Freude ist verklungen! —
An's Fenster tret' ich, und die Blicke starren
In eine Nacht, die schnell den Sieg errungen. —
Posaunentöne! Schwarze Träger harren,
Fühllos und thränenlos, auf eine Leiche,
Man hört am Sarge pochen sie und knarren;
O hebe weg dich, dunkles Bild, entweiche!
Verlöscht ihr Fackeln, deren Flammen brennend
Das Antlitz mir beleuchten, ach, das bleiche,
In dem ich jeden theuren Zug erkennend,
Nicht Licht und Leben — Nacht und Tod nur finde,
Und schluchzend, den geliebten Namen nennend,
Der hier verklingt, umsonst die Hände winde;
Es ist vorbei — nichts kann dich mehr erwecken,
Nicht schmelzen meine Thränen mehr die Rinde,

Mit der ſie bald dein ſanftes Herz bedecken —
Gut' Nacht! Gut' Nacht! Auch ich denk' auszuraſten
Von allen Mühen und von allen Schrecken! —
Vergebens, die Dämonen, die mich faßten,
Sie ruhen nicht, ſie toben nur noch ſchlimmer,
Und häufen alle Qualen, alle Laſten
Vor mir nun auf, des Daſeins wüſte Trümmer;
Die wilde Jagd der Sünden und Gebrechen,
Sie taucht empor im bleichen Mondenſchimmer;
Ich höre ſie die Zauberſprüche ſprechen,
Womit ſie um den ſchwachen Menſchen ſchwirren
Und erſt die Sinne, dann das Herz beſtechen,
Erſt nur verlocken ihn und dann verwirren,
Bis endlich jede beſſre Kraft geſunken,
Und ihn die Ketten ſchnöder Schuld umklirren!
Betäubt, von trüben Leidenſchaften trunken
Seh' ich ſie taumeln durch die Nacht der Straßen.
Ach längſt verloſchen ſind die Götterfunken
In dieſen Seelen, die das Würd'ge haſſen,
Und das Erhabene zu ſich verkleinen;
Nicht Menſchen mehr, nein, Larven ſind die blaſſen
Verkümmerten Geſtalten, die erſcheinen,
Herzlos, durch nichts begeiſtert und erhoben,
So wühlen ſie im Staube des Gemeinen! —
Hier ſchallt ein wüſtes Lied, dort freches Toben,
Gelächter da, und dort ein wildes Zanken.
Kaum iſt die eine rohe Schaar zerſtoben,
Seh' ich die zweite ſchon im Zwielicht ſchwanken;
Und immer toller wird das ekle Treiben,
Das ohne Grenzen ſcheint und ohne Schranken! —

Wann endlich werden sie in Nacht zerstäuben? —
Sie sind zerstäubt — doch die hervor sie riefen,
Die bangen Träum' und Traumesbilder bleiben!
Und immer mehr noch tauchen aus den Tiefen,
Des Lebens Bangigkeit mir auszumalen
Mit seinen Nöthen allen, die nur schliefen,
Um Kraft zu sammeln sich für neue Qualen.
Die nackte Armuth hör' ich unten wimmern,
Der aus verlöschten Augen Thränen strahlen,
Indeß daneben, bei der Lampe Schimmern
Habsücht'ger Reichthum öffnet seine Kasten,
In denen Gold und Silber tückisch flimmern!
Wie gierig seine Finger es betasten!
Unmensch, es ist ein Mensch der draußen stöhnet,
Dahin gestrecket von des Lebens Lasten!
Der Stein, auf dem du zählst den Schatz, der tönet
Doch nicht dein Herz, das klanglos ausgebrannte,
Das jede milde Regung wild verhöhnet — —
Und diese sind es, die ich Brüder nannte;
Weh mir, sie sind es, die mich Bruder nennen,
Sind Freunde mir und Nachbarn und Bekannte. —
Nein, ewig war't ihr fremd mir — laßt uns trennen,
Ich bin nicht euer, bin nicht euer's Gleichen! — —
Und doch, o Thor, lernst du dich selber kennen,
So siehst du auch an dir den Glanz erbleichen.
Du Dünkelhafter, der sich besser wähnet,
Was bist du? — Eine Leiche unter Leichen,
Nicht werth, daß eine Thräne dich bethränet,
Noch daß ein Mund den deinen sanft berühret,
Noch daß ein Herz sich nach dem deinen sehnet —

Du gehſt denſelben Weg, der dieſe führet,
Schnell, ſo wie ſie verlockt von jedem Locken.
Nicht weniger und auch nicht mehr gebühret,
Als ihnen, dir, wenn eure Pulſe ſtocken;
Denn es zerſtäubt die edelſten Gefühle
Der Wurm der Leidenſchaft auch dir, wie Flocken! —
Nicht in des Fiebers wirrem Traumgewühle
Erfaßten mich, wie jetzt, ſo bange Bilder,
Und keine Thräne, die den Brand mir kühle!
Und immer enger das Gewirr und wilder! —
So kommt ein Kreis gewappneter Geſtalten,
Die hoch und ſchweigend ihre Rieſenſchilder,
Wohin er blickt, dem Feind' entgegen halten,
Langſam, doch nah und näher angerücket,
Bis ihn erreicht die drohenden Gewalten,
Und ihre Eiſenwucht ihn niederdrücket:
So haben mich auch enger ſchon und enger
Die grimmen Geiſter dieſer Nacht umſtricket,
Und nicht mehr widerſtehen kann ich länger
Der leiſen Angſt, dem lauteren Entſetzen,
Die erſt nur bang, dann immer banger — bänger
Mich faſſen und von Stuf' auf Stufe hetzen! —
Da ſeh' ich wie die Lieb' die Liebe täuſchet,
Wie ſie ſich nähern, um ſich zu verletzen,
Wie Eine Sünde immer and're heiſchet,
Und Eine Tugend kaum die zweite findet;
Es lacht der Hohn mich an, die Bosheit kreiſchet,
Zerriſſen iſt, was edle Herzen bindet,
Die Selbſtſucht ſteht bewundert und erhoben,
Sie iſt's, vor der der Menſch im Staub ſich windet;

Sein Ich zu lieben und sein Ich zu loben,
Das ist's, und das allein, wonach er strebet;
Es mag der Tod die ganze Welt durchtoben,
Wenn er, nur er das Toben überlebet!
Sonst fühlt er nichts und bleibet unbekümmert
Um das, was eine and're Brust durchbebet —
Ob Lust, ob Schmerz im fremden Auge schimmert,
Ob gute oder böse Mächte schalten,
Ob jener schafft, was dieser dann zertrümmert,
Gleichgültig sieht er zu und läßt sie walten! —
Nichts gelten mehr erhabene Gedanken,
Die zu erhab'nen Thaten sich gestalten;
Nichts mehr der Flug der Geister, der die Schranken
Des trägen Staubes siegend überflügelt,
Nichts mehr die Kraft, die durch der Wogen Schwanken
Das kleine Schiff zum großen Hafen zügelt —
Vorbei! und was der Genius ersonnen,
Und was die kleine Seele ausgeklügelt,
Ob jener hoch hinaufrauscht zu den Sonnen,
Ob jener tief in schmutz'ger Erde wühlet,
Was Meister- und was Pfuscherhand begonnen:
Es ist all Eins, denn keinen gibt's, der's fühlet!
Sie schauen zu mit starren Leichenblicken,
Die inn're bess're Glut ist längst verkühlet,
Ein karges Lächeln und ein mattes Nicken,
Das ist die einz'ge Gunst, die sie vertheilen,
Ihr größter Beifall und ihr höchst Entzücken! —
O sterben lieber als hier länger weilen!
Verbirg mich, Nacht, in deiner dunkeln Hülle,
Und lasse mich dem wilden Schmerz enteilen,

Der mich ergreift in seiner ganzen Fülle!
Ach, Ruhe, ach, nur einen Tropfen Ruhe,
Nach all dem Lärmen um ein Nichts nur Stille,
Wär's auch die Stille einer stillen Truhe:
Vergessen will ich nur, will nichts mehr wissen,
Von dem, was and're thun, was selbst ich thue,
Nichts mehr empfangen und nichts mehr vermissen,
Nichts wünschen mehr, nichts heischen und nichts hoffen;
Ein langer Schlaf, wenn gleich auf harten Kissen,
Ihm steht das helle Reich des Traum's doch offen,
Und so nur schließen heilsam sich die Wunden,
Mit denen uns die Wirklichkeit getroffen! —
O laßt sie los, die ihr so streng gebunden,
Schenkt ihr ein Grab der lebensmüden Seele,
Und das, was nirgend, nirgend sie gefunden,
Vergönnt ihr, daß im Grabe sie erwähle,
Vergönnt ihr dort, was ihr das Leben wehrte,
Daß sie in der Begeisterung sich stähle,
Begeisterung, die sie so oft begehrte,
Begeisterung, die aus der Welt vertrieben,
Zurück nach ihrem Sternenhimmel kehrte;
Vergönnt ihr dort, was hier nur Wahn — zu lieben,
Zu lieben ohne Schein und ohne Kranken —
Vergönnt ihr, was als Hoffnung ihr geblieben,
Daß sie die Flügel darf nach oben lenken —
Sonst will sie nichts, ist sie dem Staub entnommen,
So mag sie auch den Staub dem Staube schenken! —
Doch sieh! die Sterne sind schon halb verglommen,
Und Mitternacht ertönt in ihrer Runde,
Der bleiche Mond ist still hinabgeschwommen,

Ach, da hinab, woher noch keine Kunde! —
Da hör' ich's draußen ängſtlich pochen, flehen —
Wer naht ſich noch in dieſer ſpäten Stunde?
Ein Antlitz, bleich, wie ich noch kein's geſehen:
Mein Nachbar iſt's, der, wie zum Licht die Motte,
Zu mir jetzt flüchtet vor des Todes Wehen,
Des Todes, den er nur gekannt im Spotte,
Und der im Ernſte jetzt zu ihm getreten,
Er fleht mich an bei ſein und meinem Gotte,
Von dieſer Schreckensangſt ihn zu erretten,
Und will bei mir, in meiner ſtillen Kammer,
Sich wie in einem ſichern Hafen betten:
Mich dauerte der jämmerliche Jammer,
Und ruhig bat ich ihn, zurückzukehren,
Weil all' die Schläge von des Todes Hammer,
Die ihn erſchreckt, nur meinen Sarg begehren —
Das glaubt er ruhig — ſchied dann mit Bedauern,
Verſprechend mich im Grabe noch zu ehren:
Ich aber ſank auf's Lager hin mit Trauern,
Und dachte: »Wird der Wunſch mir auch erfüllet?«
Da, in des erſten Schlummers ſüßen Schauern,
Vernahm ich's: Sieh den Tod erſt unverhüllet!

I.

Das Schlachtfeld.

1.

Es war die Zeit, wo die trübſel'ge Nacht,
Die Mutter, die mit Thränenaugen wacht,
Schon alle ihre Thränen ausgeweinet,
Von denen jede als ein Stern erſcheinet;
Es war die Zeit, wo die ſo laute Welt,
Ihr altes Mährchen nur ganz leiſe, leiſe,
Nach hergebrachter Ammenart und Weiſe,
Den Menſchen, ihren Kindern, vorerzählt.

2.

Da ſtand im ungewiſſen Dämmerlicht,
Einſam, verhüllt in ſeinen Mantel dicht,
Erſtarrt und rieſig, wie aus Stein gehauen,
Ein finſt'rer Pilger, finſter anzuſchauen;
Er ſtand auf kahlem, meilenweitem Plan,
Das Haupt geſenkt, die Rechte hoch erhoben,
Von feuchtem Dunſt und Nebeln rings umwoben,
Wie ein Klipp' im ſtillen Ocean.

3.

Die Fläche, die, dumpfschweigend, ihn umgab,
Sie war ein weites leichenschweres Grab,
Er lehnt am Grabstein, der dort aufgestellet,
Und den das bleiche Dämm'rungslicht erhellet;
Kein Laut umher — kein Mensch — kein menschlich Wort —
Der Sturm nur tobet von den nackten Hügeln
Von Zeit zu Zeit mit ungeheuern Flügeln,
Aufheulend durch die wüsten Heiden fort!

4.

Doch unserm Pilgersmann gefällt dies Bild,
Wie grauenhaft es immer ist und wild,
Mit ernstem Lächeln, heimlichem Behagen
Hält er die Blick' um jenen Stein geschlagen —
Den vollen Sternenglanz warf d'rauf die Nacht,
Als wolle sie die Inschrift ewig lesen,
Daß sie hier einst die Siegerinn gewesen;
Zwei Heere fielen hier in Einer Schlacht! —

5.

So war's! — Ein Schlachtfeld, eine kleine Welt,
Umschattend Tausende mit ihrem Zelt,
Wo Jung und Alt, wo Arm und Reich Genossen,
Wo Freund und Feind sich brüderlich umschlossen;
Im stillen Mutterschooß ein stiller Staat,
Ein Kanaan, voll unentweihtem Frieden,
Die Erd' umfängt sie fest die Erdenmüden,
Und über ihnen reift die Frühlingssaat.

6.

Wer aber iſt ſo hart — nein — wer ſo weich,
Daß jetzt ihm ſelbſt behaget dieſes Reich?
Jetzt in dem mitternächtlich ernſten Dunkeln,
Wo aus den Gräbern Geiſteraugen funkeln? —
Wer ſteht hier, wo die Zeit der Ewigkeit
Den Menſchen in die Eiſenarme leget —
Wer ſteht hier groß und feſt und unbeweget,
Und athmet auf, ſo frei, ſo licht, ſo weit?

7.

Er athmet auf, und ſingt — fürwahr, er ſingt,
Daß der Geſang die weite Welt durchdringt,
Und ihr das große, ſtarke Herz durchzittert,
Weil er nicht tönt blos, weil er auch — gewittert,
Weil er nicht flötet, ſondern donnert — ſchlägt,
Und den Erſchlag'nen doch mit milden Thränen
Empor zum Quell von allem ſeinen Sehnen,
Auf weißen Taubenflügeln friedlich trägt!

Es zieht der Tod
Im Morgenroth
Mit ausgeſpannten Flügeln,
Von Gott geſandt
Hin durch das Land,
Den Menſchenſtolz zu zügeln!

Es geht der Tod
Im Abendroth

Mit weiten Riesenschritten,
Er geht und winkt,
Das Leben sinkt
In's Grab bei seinen Tritten!

•

Wer steht und wacht
Zur Mitternacht
Um Gräber noch und Grüfte! —
Der Tod, der Tod,
Und sein Gebot
Streut Staub in alle Lüfte!

8.

Er war's, der bleiche Retter in der Noth,
Der letzte Freund, der letzte Schirm — der Tod!
Ein König stand er hier in seinen Reichen,
Sein Thron ein Grab und seine Schätze — Leichen;
Erhaben schön — das Antlitz hell und klar,
Nicht häßlich, wie die bange Furcht es malet, —
Ein Genius, von höherm Glanz umstrahlet,
Der uns verkündet: Ich allein bin wahr!

9.

Noch widerhallt die Ferne den Gesang,
Der selbst die Gräber ringsumher durchdrang,
Da schwebet sanft, so wie ein Gotteslächeln,
Der Mond herauf, und leise Lüftchen fächeln,

Und heller blitzen nun die Sterne auf,
Es iſt, als kläng' ihr reiner Sphärenreigen
Verſöhnend nieder in das Erdenſchweigen —
Einladend ruft und locket er hinauf.

10.

Der aber, der hier lehnt, vernimmt dieß nicht,
Noch tiefer hüllt er ein das Angeſicht,
Als wollt' er in die eig'ne Nacht ſich ſenken,
Um ungeſtört zu ſinnen und zu denken;
Ein Seufzer dränget ſich aus ſeiner Bruſt,
Ein Seufzer, wie gebrochner Herzen Stöhnen,
Wie Wellenſchlag in einem Meer von Thränen,
Das hinſtrömt über Trümmer einſt'ger Luſt.

11.

Was willſt du — ruft er — trügeriſcher Schein,
Du blaſſe Flamme, laß das Leuchten ſein!
Es ziemt dir nicht, du haſt noch nichts erwärmet,
Noch nichts durchglüht, durchflammt — nur abgehärmet!
Mich friert, ſeh' ich in deinen feuchten Glanz,
Der, wie ein Spiegel, mir mein Antlitz zeiget —
Fort, Trugbild, das ſich höhniſch nieder neiget —
Du biſt nur halber Tod, ich bin es ganz!

12.

Da rührt die Schulter ihm ein leiſer Schlag — —
Er fährt empor — — Was, iſt es denn ſchon Tag? —
Es iſt der Tag auf roſenrothen Wangen,
Der Tag, auf friſchen Lippen aufgegangen,

Der Tag, wie er aus blauen Augen glänzt,
Der Tag, auf einer Stirne weiß und eben —
Es iſt das junge, ſchöne, heit're Leben,
Ein Mädchen, wie zum erſten Tanz bekränzt!

13.

Der Tod erbebt — Hinweg — herrſcht er — von hier!
Was willſt auf Gräbern du, was willſt von mir? —
»Dich will ich, den ich liebe bald, bald haſſe,
Dich, den ich fliehe jetzt, und jetzt umfaſſe;
Dich will ich! — Sieh, in dieſer ſpäten Nacht
Riß ich mich los aus frohen Hochzeitsreihen,
Wo ſie mir duft'ge Roſenkränze weihen,
Und nahe flehend deiner finſtern Macht! —«

14.

»O Tod, vor dem ich ſchon ſo oft erblich,
Nur diesmal, ſtrenger Meiſter, höre mich!
Wenn je in einer beſſern, heitern Stunde
Dein trübes Auge hing an meinem Munde,
Wenn jemals deine Hand zurückgebebt —
Einmal vielleicht geſchah's in tauſend Jahren —
Da du ſie ſtreckteſt nach bekränzten Haaren,
Wenn dir ein Leben gilt, das wirklich lebt;«

15.

»O Tod, wenn einmal deine Augen nur
Der Herr umhaucht mit einer Thränen Spur,
Wenn's je in deiner Bruſt ſich ſo bewegte,
Als ob darin ein Herzensſchlag ſich regte,

Wenn du mich jemals — und du haſt's! — geliebt:
So laß bei dieſer Liebe dich beſchwören,
Nur diesmal meine Bitten zu erhören —
Nur diesmal gib, der ewig raubt, ſtatt gibt!«

16.

So ſpricht das Leben, und wie Frühlingswehn,
Wie ſanfte Glockenklänge tönt ſein Flehn;
Es küßt der Mond mit zärtlichem Verlangen
Die Thräne von den jugendheißen Wangen,
Und wo ſie ſteht, die freundliche Geſtalt,
Da ſcheinet ſelbſt die ſtarren Grabesdecken
Der Sonnenblick zu wärmen und zu wecken,
Der aus den großen Feueraugen ſtrahlt.

17.

Nur ihn erwärmt er und erweckt er nicht,
Der enger um den Stein die Rechte flicht:
Weib — ruft er bitter — ſprich, und laß die Zähren,
Die mich nicht rühren, ſprich, was dein Begehren?
Ich darf nicht raſten, mich verlangt die Zeit,
Die ich mit meinen raſchen Senſenſchlägen
Stets treiben muß, erregen und bewegen —
Denn ruht die Senſe, dann iſt's Ewigkeit!

18.

Jetzt ſinkt ſie knieend vor den Harten hin,
Dem nichts erſchüttert noch den Eiſenſinn,
Und fleht mit ausgeſtreckten weißen Armen
Mitleid von ihm und Schonung und Erbarmen;

Es flattert auf ihr gold'nes Lockenhaar,
Und fällt, ein Strom von Licht, zur Erde nieder;
Da blühen die erstorb'nen Blumen wieder,
Obgleich der Frühling längst vorüber war!

19.

»So höre mich! Es ist nur ein Atom,
Ein glänzend Tröpfchen nur in deinem Strom, —
Kein Stern! Ein Würmchen nur, das heimlich leuchtet,
Wenn Nachts mit Thau es eine Blume feuchtet;
Ein Hauch des Lenzes, einer Rose Traum,
Ein Nachtigallenlied, ein Taubengirren,
Ein Liebesblick, ein Abendlüftchen-Schwirren,
Ein Herz, das selbst in einem Veilchen Raum!«

20.

»So wenig, Tod, ach, und für mich so viel,
Ist der, den ich, ich von dir erbitten will,
So wenig und so viel, du finst'rer Richter,
O schon' ihn mir, er ist ein stiller — Dichter!
O schon' ihn mir, und schonst du Keinen auch,
So schone dieses arme Menschenleben,
Das, Mächt'ger, dir nichts nehmen kann, nichts geben —
Weil es zu dürftig ist für deinen Brauch;«

21.

»Komm mit, und schaue dir den Lieder-Schwan
In seines Blutes Wogen sterbend an,

»Sieh, wie die matte Hand noch hält die Leyer,
Sieh im gebrochnen Auge Himmelsfeuer,
Sieh auf dem bleichen Munde noch ein Lied,
Das, ein verwaistes Kind, hier einsam lieget,
Und von dem letzten Seufzer still gewieget,
Holdlächelnd in das fremde Dasein sieht!«

22.

Vernimm sein Kinderflehen, Tod, vernimm!
Dieß Lallen, kann's nicht zähmen deinen Grimm?
Sieh um dich her, wie viele Saaten reifen,
Und Ernte ist's, wo deine Blicke schweifen;
Es winket rings die reichste Beute dir —
Umnachte Augen, die schon Nacht umdunkelt,
Nicht Augen, d'raus der helle Tag noch funkelt —
Dein sei die Nacht — der Tag gehöre mir!«

23.

»Auch er ist dein, ist unverloren dein,
Doch jetzt, nur jetzt nicht, soll er's sein —
Jetzt, wo die Jugend ihm noch golden glänzet,
Und mit der Kunst vereint sein Haupt bekränzet,
Jetzt, wo die erste Frühlingsdichterkraft
So wie die erste Lerche aufwärts dringet
Und all' ihr Wohl und Weh dem Morgen singet,
Und wie der Frühling selber keimt und schafft!«

24.

»Jetzt lass' ihm, gönn' ihm noch sein schönes Recht,
Begeisternd ein entgeistertes Geschlecht,

Den Himmel, der im Herzen ruht, zu theilen
Mit denen, die nur auf der Erde weilen —
Laſſ' ihm und gönn' ihm auch die kurze Luſt,
Für die er ja ein Dichter iſt geworden,
Sich mit der Liebe hellem Blumenorden
Zu ſchmücken die beſcheid'ne Dichterbruſt!«

25.

»Hör' es, und ſenke die erhob'ne Hand!
Er hat noch nie geliebt, noch unbekannt
Sind ihm die erſten, edelſten Gefühle,
Die Leuchten in dem dunkeln Sturmgewühle,
So oft von ihm beſungen und verklärt,
Die Träume ſeiner höchſten Weiheſtunden,
So oft von ihm erſehnt, niemals gefunden,
So oft erfleht und niemals doch gewährt!«

26.

»D'rum ſchenk' ihn mir ſo lange nur, ſo lang,
Bis er ſich dieſen ſchönen Preis errang:
Einmal ſich nur zu wiegen Arm' in Armen,
Einmal das Herz am Herzen zu erwarmen,
Und Aug' in Aug' zu tauchen, Blick in Blick,
Einmal ſich, ringend zwiſchen Luſt und Weinen,
Mit einer Seele ſeelenvoll zu einen —
Einmal nur für den Dichter Liebesglück!« —

27.

Das Leben ſchwieg und ſeine warme Hand
Umklammerte des Todes Eisgewand,

Sein ſüßer Athem ſtieg, wie Sommerlüfte
Aus mildem Thal in rauhe Bergesklüfte,
Zu ihm empor, doch, weh, das ew'ge Eis
Das dieſer Fels jahrtauſendlang umſponnen,
Iſt noch von keinem Sonnenblick zerronnen —
Es bleibt erſtarrt, ob's ringsum noch ſo heiß!

28.

Wie er, iſt ſeine Antwort trüb und hart:
Ich kenne dich, und kenne deine Art.
O Thörinn, die du willſt den Tod beſtechen,
Soll deine Kinderhand die Senſe brechen? —
Das war von jeher deine Kunſt, der Schein,
Mehr gibſt du nicht, mehr kannſt du auch nicht geben,
Als Schattenbilder, die du nennſt das Leben —
Ein art'ges Spiel — es wiegt die Kleinen ein!

29.

O Weib, das wie die Weiber alle ſchwach,
Glaubſt du, es kirre mich ein Tauben-Ach?
Und eines Dichters eitles Liebesbangen,
Ein leerer Wunſch, ein thörichtes Verlangen,
Ein Schall, ein Wort, nicht einmal eine That,
Ein Seufzer könne mich ſo leicht bewegen,
In das Getriebe meine Hand zu legen,
Das ſie noch nie, noch nie gehemmet hat?

30.

Ja, Leben, das iſt dein erhab'ner Grund,
Ein Handedruck, ein Kuß auf rothen Mund,

Ein zärtlich Lied und ein gefüllter Becher,
Das iſt Begeiſt'rung für den trunknen Zecher,
Und darum ſoll, was ewig iſt und groß,
Bewundernd ſtille ſteh'n — ſoll inne halten
Der ernſte Gang des unerforſchten Walten —
Nein, ſag' ich dir, geworfen iſt das Loos!

31.

Geworfen iſt's, und wär' es mehr als Spiel,
Gelt's auch ein andres, ein erhab'ners Ziel —
Ein wahres Dichterherz, das für das Schöne
Hinſtrömt in reiner Harmonie der Töne,
Das die Begeiſt'rung hebt im Adlerflug,
Das einmal ſchon die Sonnenhöh'n durchmeſſen
Und das darüber auf ſich ſelbſt vergeſſen,
Das kennet dich, dem biſt du nie genug!

32.

Was kannſt du ihm gewähren, armes Weib,
Das immer prunkt nur mit dem ird'ſchen Leib? —
Ein durſtig Herz, voll ungeſtilltem Sehnen,
Den Durſt zu löſchen — einen Kelch voll Thränen,
Für ew'ge Thaten einen — Tageskranz,
Ein Pöbeljauchzen oder Pöbelwitze,
Für heiliger Empfindung Sonnenblitze —
Da ſind zu Ende wir, das biſt du ganz!

33.

Und iſt er aus, dein kurzer Zauberbann,
O Leben, was vermagſt, was gibſt du dann?

Dem Liebling wirfſt mit trauernder Geberde
Du auf ſein Grab die letzte Schaufel Erde
Und — einen andern ſuchſt du wieder dir:
So drehſt du ſtets dich in demſelben Kreiſe,
Du liebſt und du vergißt auf gleiche Weiſe,
Die ew'ge Liebe wohnet nur bei mir!

34.

O zweifle nicht, o ſchüttle nicht das Haupt, —
Ward glücklich je, der an dein Glück geglaubt? —
Du lächelſt ſtolz, und deine Blicke ſagen
Die eitle Antwort nur auf meine Fragen;
Wohlan, Hoffärtige, ſo ſei's verſucht,
Dir deinen ſchlimmen Uebermuth zu beugen,
Und dich die ſelbſt, ſo wie du biſt, zu zeigen,
Dich, deren Sieg nur eine ew'ge Flucht.

35.

Vernimm mich denn, und höre dieſes Wort:
Blick' um dich her, dein Zauber iſt hier fort,
Du kennſt den Grund, auf dem dein Fuß jetzt bebet,
Du kennſt das Leben, das da unten lebet —
Kennſt alle, die von deiner Laſt da ruh'n;
Ich will ſie rufen jetzt, ſie ſollen kommen,
Der Schleier, der ſie deckt, er ſei entnommen,
Und frei gegeben ihnen Wahl und Thun!

36.

Wie du hier ſtehſt, in deiner Schönheit Macht,
Noch ſchöner gegen meine trübe Nacht,

In deiner Jugend reizendfrischem Prangen,
Der Freuden Morgenroth auf deinen Wangen:
So sollen dich die Schatten wieder seh'n,
Sie sollen wieder dir im Auge lesen,
Sie sollen werden, was sie einst gewesen,
Sie sollen wieder deinen Ruf versteh'n!

37.

Was sie begeistert einst, entzückt, erfreut,
Doch auch, was sie beklagt, beweint, bereut,
Die Augenblicke, die voll heißen Wonnen,
Die Jahre, die voll kaltem Schmerz verronnen, —
Dies Alles geb' ich ihnen jetzt zurück,
Vertrocknen sollen all die Lethetropfen,
Die statt des ird'schen Bluts ihr Herz durchklopfen,
Und heben soll es wieder Schmerz und Glück!

38.

Wenn dann — o Leben, höre meinen Schwur! —
Wenn du dann Einen — Einen findest nur —
Hörst du's, aus all' den Tausenden nur Einen,
Der noch verlangt mit dir sich zu vereinen,
Der aus dem Grabe, wie einst aus der Wieg',
Als du das Kind mit deinem Kuß erwecket,
Die Arme noch sehnsüchtig nach dir strecket,
Dann ist's entschieden, dann hast du den Sieg!

39.

Dann sei dir Alles, willig sei's gewährt,
Was nur dein kühnster Wunsch von mir begehrt,

Und ſo wie einſt in Paradieſestagen,
Sollſt du die gold'ne Herrſcherkrone tragen;
Dann will ich fliehen an der Hand der Zeit —
Nicht Stunden ſoll's, nicht Jahre dann mehr geben,
Nur Eins — ein immerjunges Frühlingsleben,
Das ſegnend ſchirmt die Mutter Ewigkeit!

40.

Er ſprach's, und wie oft an des Sängers Bruſt
Die Laute zittert in geheimer Luſt,
Wenn ſich von ſeines Herzens milden Schlägen
Hold klingend ihre Silberſaiten regen:
So bebt an ihm die freundliche Geſtalt,
Die nun vertrauensvoll ihn eng umſchmieget,
Entzücken weinend, daß ſie endlich ſieget,
Und daß ihr Wort und ihre Thräne galt!

41.

»Wohl mir« — ruft ſie — »nun iſt ja Alles gut,
Und wenn dein Arm nur eine Stunde ruht,
So ſiehſt du meine Macht und wirſt erfahren,
Daß auch die Schatten mein Gedächtniß wahren,
Daß auch in ihnen noch das Leben lebt,
Und daß den Blinden gleich, die in der Sonne
Ein Strahl durchzittert von des Tages Wonne,
Bei meinem Hauch ihr kaltes Herz erbebt!« —

42.

Er drängt von ſeiner Bruſt ſie raſch zurück,
Denn ſeine Augen ſchmerzt ihr Flammenblick,

Und wenn er auch gewiß iſt, daß er ſieget,
So dauert ſie ihn doch, die ihm erlieget,
Und die jetzt, im Bewußtſeiu ihrer Macht,
Ihn treibt, das große Werk ſchnell zu beginnen,
Das ernſte Spiel, in dem ſie muß gewinnen,
Und das entſchieden wird in dieſer Nacht! —

43.

So ſey's denn! ruft er, und den Mantel faßt
Und reißt er von den Schultern jetzt mit Haſt;
Weit flattert hin und wild die dunkle Hülle,
Sie dehnt und dehnt ſich aus in breiter Fülle,
Feſthaftend am geſtirnten Himmelszelt,
Senkt ſie ſich nieder in die Erdenfelder,
Ein Rieſenvorhang, über Berg und Wälder
Sich breitend — Raum für eine kleine Welt!

44.

D'rauf über ſeine blaſſen Lippen weht
Ein kurzes, ernſtes, brünſtiges Gebet,
Und wie er's ſpricht, da fängt ſich's an zu regen,
Gleich innern Gluten, die die Erd' bewegen,
Und wie ein wildes ſturmbewegtes Meer,
So gährt es auf und tobt und ziſcht und ſauſet,
Es weint und ſtöhnt zuerſt, dann zürnt's und brauſet,
Und bäumt ſich, Wog' auf Woge, ringsumher!

45.

Und jeder Wog' entwindet, fahl und bleich,
Ein Antlitz ſich, worin das dunkle Reich,

Dem's angehöret, seinen Spruch geschrieben,
Den Spruch: »Du sollst nichts Irdisches mehr lieben;« —
Die todten Augen irren, lichtentwohnt
Aus tiefer Nacht in regellosen Kreisen,
Das Herz schweigt still bei den vergess'nen Weisen,
Nach denen es das Leben einst betont!

46.

So tauchen alle, alle sie herauf,
Die hier geendet ihres Daseins Lauf,
Jetzt alle gleich, gleich ernst, gleich abgeschlossen,
Die Hand' umschlungen, die ihr Blut vergossen;
Freund oder Feind! Verschwunden ist ihr Groll.
Nur Einen gibt es, den sie Herrscher nennen,
Es ist der finst're Meister, den wir kennen —
Sie alle schulden ihm den gleichen Zoll!

47.

Ein Wink von ihm, und lautlos huscht die Schaar
Des Grabervolks herbei nun Paar an Paar,
Und an des dunkeln Mantels breitem Saume
Sieht man empor sie tauchen, wie im Traume;
Es wird ein großes, ein erhab'nes Bild,
Zu dem sich so gestaltet das Gewimmel —
Sein Rahmen ist der goldne Sternenhimmel,
Und vor ihm steht das Leben schön und mild!

48.

Der Maler aber, der es hat gemalt,
Der Tod, vom bleichen Mondlicht überstrahlt,

Scheint's festzuhalten mit der starken Rechten,
Und es mit Künstlerliebe zu umflechten;
Nachlässig lehnt er an dem Vordergrund,
Er sieht es, wie die Gegnerinn bang zittert,
Und wie's am Sommerabend oft gewittert,
Zuckt da ein leiser Blitz um seinen Mund!

II.

Die Schatten.

1

Wie einſtens Niobe, die Mutter, ſtand,
Und rath- und hilflos ihre Hände wand
Entgegen den erzürnten Götterpfeilen,
Die nach dem Herzen ihrer Kinder eilen:
Nur Eins vermag zu ſchützen ihre Bruſt —
Doch welches? — Ach, wie könnte ſie denn wählen,
Wie ſoll die Liebe wägen oder zählen,
Und was iſt hier Gewinn und was Verluſt?

2.

So ſteht die Göttinn zweifelnd und betrübt
Vor denen, die gleich mütterlich ſie liebt;
Zwar iſt von Allen Keines ihr verloren,
Es hat der Tod es ja gelebt, geſchworen,
Wenn eines nur in ihre Arme ſinkt —
Doch welches? Ach, ſie kann ſich's nicht verhehlen,
In dieſen Augen leuchten and're Seelen,
Als jene, denen ihre Hoffnung winkt!

3.

»Sie haben seiner Farbe blassen Schein,
Ihm eigen sind sie schon und nicht mehr mein,
Das sagen mir die lichtentblößten Wangen,
Die bleichen Lippen, die nichts mehr verlangen,
Die ernste Ruhe, die nichts mehr bewegt,
Das stille Antlitz ohne Lust und Leiden,
Das, wie ein Grabstein aller meiner Freuden,
Nur Eine Inschrift: »Fried' im Grabe!« trägt!«

4.

»Und doch, und doch, seh' ich sie wieder an,
So faßt es mich, als sei es doch kein Wahn:
Es sind ja Menschen — Menschen meine Wesen,
Im edlen Gliederbaue kann ich's lesen;
Der starke Arm ruft sie zu Thaten auf,
Die volle Brust will dehnen sich und heben,
Der Mund will sprechen und die Pulse beben,
Das Auge blitzt, der Fuß greift aus zum Lauf!«

5.

»O höret mich, Kinder, höret der Mutter Ruf,
Der eine Frühlingswelt einst um euch schuf,
Seid wieder was ihr wart, und fühlet wieder.
Denkt an die Jugend und an ihre Lieder,
Denkt an die erste Lust, die euch gelacht,
Die erste Thräne, die ihr habt geweinet,
Den ersten Kuß, der euch mit mir vereinet,
Die erste That, die ihr gedacht — vollbracht!«

6.

»Denkt an mich ſelbſt, da ihr noch unbewußt,
Schirmt ich euch ſchon an meiner Mutterbruſt,
Vom wilden Knabenſpiel und ſeinem Lärmen,
Bis zu der Lieb' und Freundſchaft ſanftem Schwärmen;
Denkt der Natur, die ihren Blütenkranz
So oft euch in die heitern Locken drückte,
Und mit der Kunſt vereinigt euch entzückte —
O denkt daran — empfindet's wieder ganz!« —

7.

Das Leben ſchweigt — ein ſcharfer greller Ton
Bricht jetzt hervor — halb Jammer und halb Hohn;
Es iſt kein Lachen und es iſt kein Weinen,
Kein Bitten und kein Drohen — doch will's ſcheinen,
Als liege alles dies, ja mehr, weit mehr
In dem gedehnten langgezognen Schalle,
Aus deſſen ſchmerzlich bangem Wiederhalle
Austauſcht der Erdenſorgen trübes Heer!

8.

»Denk du — ſo ruft es — du zuerſt zurück
An dein erborgtes heuchleriſches Glück,
An das, was du verheißen und verſprochen,
An das, was du verweigert und gebrochen —
Was Jugend, Freundſchaft, Lieb'! Ein kurzer Traum,
Nicht reich genug, um alles zu gewähren,
Nicht arm genug, um ganz ihn zu entbehren —
Vergeſſen ſchon, da er geträumt noch kaum!

9.

»Und nun die schönen Worte: Kunst, Natur!
Ein Schein von Kunst, und von Natur die Spur;
Mehr fand ich nicht, mehr hab' ich nie gefunden,
Das sind die Kränze, die du uns gewunden.
Den Wand'rer, der bei dir sich wärmen will,
Verlockt ein Irrewisch mit erlog'nen Flammen
Und stürzt im Sumpfe dann mit ihm zusammen —
Dies ist dein großes Ziel — dein kleines Spiel!

10.

»Es gibt ein seltsam wunderlich Gemisch
Von Tönen, Farben, Blumen, welk und frisch,
Von Worten und Gefühlen, halb geahnet,
An die ein Laut, ein Glockenschlag oft mahnet —
Sie fahren formlos, wie ein Wolkenflug
Am Himmel unserer Erinnerungen,
Und kaum bemerkt, sind sie auch schon verklungen:
Das bist du, Leben — Augenblickes Trug!

11.

»Glaub' nicht, du seist deswegen mir verhaßt,
Weil ich gebarbt, wenn andere gepraßt,
Weil's etwas gab, das du mir nicht gegeben,
Und das ich and're sah von dir erstreben;
Von so gemeinem Grunde weiß ich nichts,
Und nicht nach mir, nicht nach dem Ich, dem kleinen,
Hab' ich gefragt — du konntest fort mich peinen, —
Denn Rettung wußt' ich ja im Quell des Lichts!

12.

» Betrachte mich, von dir erwählt, geliebt,
Bist du vielleicht noch jetzt um mich betrübt;
Du gabst mir deiner reichsten Gaben Fülle,
Und immer war mein Wille auch dein Wille;
Mit Mort' und Lorbeer krönteſt du das Haupt,
Nie hat es ſich vor einem Sturm gebücket,
Nie hat ein Blitz zu Boden es gedrücket,
Und frei und ſtark erhob ſich's ruhmbelaubt!

13.

» Dennoch, o Leben, war für meinen Muth
Nie deine Gunſt ein kämpfenswerthes Gut,
Nie ſchlug mein Herz entgegen deinem Herzen —
Ich konnte lächeln wohl zu deinen Schmerzen —
Doch ſtand ich nie in deinem Dienſt und Lohn;
Wie oft dein Kuß auch meine Stirn berühret,
Nie hat er mich verlocket, nie verführet,
Nie konnte feſſeln mich dein Roſenthron.

14.

» Denn Eines wußt' ich, als ich mir bewußt,
Daß deine Luſt nur eine eitle Luſt,
An der du ſelbſt am meiſten dich erfreueſt,
Und die du ſelbſt am meiſten auch bereueſt;
Wie ſchön du biſt, wie jung, wie frühlingsroth,
Doch biſt du nichts als eine blaſſe Leiche
Die ſich ihr Antlitz, das verwelkte, bleiche,
Geſchminkt für ihren Bräutigam — den Tod. « —

15.

Die Göttinn hört's; es trifft ihr Feuerblick
Des Sprechers Blick und schauert bang zurück;
Sie kennt den Glanz, der diesem Aug' entfunkelt —
Wie oft hat er den ihren schon verdunkelt,
Und ach, wie oft hat sie's umsonst versucht,
Die Strahlen, die so hell darin sich lichten,
Von oben ab- und auf sich selbst zu richten —
Umsonst! — Ein Blitz daraus — sie nahm die Flucht!

16.

Dennoch läßt sie zu hoffen noch nicht ab,
Bleibt doch die Hoffnung stets des Lebens Stab!
»Mag's sein, daß dieser Eine mich verlasset,
Gerade, weil ich liebend ihn umfasset:
Das war, wie oft erfuhr ich's, stets mein Lohn!
Und wo ich meinen vollsten Kranz gespendet,
Hat das bekränzte Haupt sich abgewendet,
Der Mund, den ich geküsset, sprach mir Hohn!

17.

»So höre du mich dort, der meine Last
Nur kennt, und sie getragen ohne Rast.
Verkümmerter, den schon das Leben bleichte,
Und dem der Tod die erste Gabe reichte —
Nicht wahr, du folgst mir? — Komm an diese Brust,
Und für dein langes trauriges Entbehren
Entschädigt dich ein seliges Gewähren —
O komm! Genieße nun nach Leid die Lust!« —

18.

Doch auch der Bettler ſchüttelt ernſt das Haupt,
Das von den Dornen wund noch, die's umlaubt;
Wehmüthig lächelnd ſpricht er ſanft und leiſe:
»Ich tauge nicht in deine frohen Kreiſe,
Du biſt, o Leben, mir zu ſchön, zu reich;
Du haſt mich nur gewöhnt an deine Nöthen,
Statt meiner müßteſt du darum erröthen,
Wenn ich bei deinen Feſten ſtumm und bleich!« —

19.

Ein Seufzer von dem Leben thut es kund,
Daß Wahrheit ſprach der kummervolle Mund;
Es wendet ab ſich und ein düſt'res Schweigen
Scheint ſeine Schuld und Reue zu bezeugen.
Doch bald erhebt's die Stimme wieder frei:
»Dich ſucht' ich, Unbeſiegter, deſſen Wunden
Von gleichen Siegen ſind die edlen Kunden —
Du ſchmähſt mich nicht — fliehſt nicht an mir vorbei!

20.

»Nein, wenn ſie alle flieh'n, du flieheſt nicht,
Der Lorbeer ſagt's, der dich verdient umflicht —
Was willſt du hier? — dort flattern helle Fahnen,
Die Säbel klirren und Trompeten mahnen:
Empor, empor, zum friſchen Waffenſpiel!
Die Welt hat dir nicht all' den Ruhm gegeben,
Der deinen Thaten ziemt — nun ruft das Leben,
Und trägt dich fort zu dem erſehnten Ziel!« —

21.

Umsonst! den Helden rühret nicht solches Wort,
Er weiß auch jetzt, wie oft, das Leben fort;
Stumm nimmt den Kranz er von der hohen Stirne,
Und wirft, wie nach dem Tanz mit einer Dirne,
Den welken Schmuck hinweg, der ihn nur drückt. —
Der Nachtwind rauschet durch den armen Flitter
Mit bangem Wimmern, furchtsamen Gezitter,
Und heimlich lacht der Tod dabei und nickt!

22.

»Wohlan, so höre du mich, junges Blut,
Dem Schmerz um mich noch in dem Antlitz ruht,
Du, der noch kaum von meinem Wein getrunken,
Und doch, betäubt davon, früh hingesunken —
Die hier sind übersattigt — aber du
Hast noch die Kraft, die Sehnsucht zum Genießen,
Genießen ström' ich bis zum Ueberfließen
Aus tausend Quellen dir verschwendrisch zu! —

23.

»Mein Jüngling, ja, dein sanftes Auge sagt,
Daß du noch hoffest, daß du weißt, wo's tagt;
Laß immerhin die Männer auf mich schelten,
Daß ich nur Blumen biete und nicht Welten,
Dir gilt die Blume mehr noch, als die Welt! —
Die schönsten sollen deine Locken schmücken,
Die duftigste will ich an's Herz dir drücken;
Nicht für den Tod, für's Leben sei ein Held!« —

24.

Wohl hebt die junge Brust, die noch nicht fest,
Von ird'schem Sehnen da ein leiser Rest —
Ein Seufzer ringt sich los — sie pochet schneller,
Die Wang' erröthet und der Blick wird heller,
Die Arme heben sich schon halb empor,
Den süßen Leib noch einmal zu umfangen,
Einmal noch an dem Rosenmund zu hangen —
Es klingt, es springt des Daseins goldnes Thor!

25.

Doch plötzlich zucket langsam durch sein Herz
Ein leises Weh' — aufwimmernd wie vor Schmerz,
Und eine Rose, Schatten einer Rose,
So bleich und welk, zerknickt und farbenlose,
Die an der Brust des Schattens freundlich ruht,
Sie scheint zu stechen ihn, doch nicht mit Dornen,
Nur mit Erinnrungen, ach, früh verlornen,
Die nun erwachen in der alten Glut!

26.

Die Thräne, die aus seinem Auge fließet,
Erquickt die Blume, die kein Thau mehr gießet;
»Ich danke dir — so ruft er weinend — Leben,
Für diesen Tropfen, den du mir gegeben —
Mehr will und mehr verlang' ich nicht von dir;
Du hattest Recht — was konnten alle Welten
Mir gegen diese einz'ge Rose gelten —
Doch diese einz'ge Rose — brachst du mir!« —

27.

Ein heller Ton klingt jetzt, wo alles still,
Wie von der Nachtigall, die singen will;
Ein Stern blitzt auf — er scheint sich loszuringen
Und zitternd auf die Erd' herab zu schwingen;
Der Jüngling horcht und steht erhaben da,
Es streckt der Tod die Rechte ihm entgegen:
»Du hast gesiegt! Nimm meinen besten Segen,
Den du verdienst, weil ich dich kämpfen sah!«

28.

Und alle schweigen, auch das Leben schweigt,
Dem sich des Gegners Macht so groß jetzt zeigt. —
Wie schüchtern blickt es zu dem ernsten Riesen,
Der als sein Herr und Meister sich erwiesen,
Und dessen Flammenauge, klar und mild,
Aufwärts gerichtet sich zum Himmelsbogen,
Als wären's seine Brüder, die dort zogen — —
Ist dies des Grabes, — der Verwesung Bild?!

29.

Und doch — sieht es die Schatten wieder an,
So kehrt zurück der alte eitle Wahn,
Es mag, es will die Wahrheit nimmer glauben,
Daß Todesnacht den Lebensglanz darf rauben,
Und daß der Gräber farbenloses Reich,
Das hier so endlos weit und schweigend dunkelt,
All' seine Morgenröthen überfunkelt,
An Dauer ewig und an Kraft ihm gleich!

30.

Sein Auge weilt auf einem Greiſe nun,
Der noch zu träumen ſcheint und noch zu ruhn,
Den edlen Kopf, vom Silberhaar umblitzet,
Nachläßig in die welke Hand geſtützet,
Den Blick geſchloſſen, der, ein müder Aar,
In ſeine Höhle ſich zurückgezogen,
Aus der er einſt zur Sonne aufgeflogen,
Die er doch nie erreicht, wie nah' er war! —

31.

»Wach' auf, o Greis, das Leben rufet dich,
Und flehend wirft's zu deinen Füßen ſich,
Du kannſt, du wirſt es nimmer hart verſtoßen,
Du haſt es bis zur Neige ja genoſſen,
Weißt, was es gibt und was es geben kann,
Und jedes deiner ſpätgereiften Haare
Erzählt von einem wohlgenoßnen Jahre —
Wach' auf, o Greis, und werde wieder Mann!

32.

»Wach' auf! Es ruft dich deiner Enkel Schaar,
Der einſt ein Stern dies müde Auge war,
Du ſollſt ſie wieder führen, ſollſt ſie leiten
Durch alle meine ſonnenhellen Weiten;
Da kehrt zurück die einſt'ge Heiterkeit,
Da klingt es, wie in längſtverklungnen Tagen,
Und deine Pulſe heben ſich und ſchlagen
Im neuen Takte mit der neuen Zeit!« —

33.

Der Alte ſchlägt die Blicke, trüb und matt,
Ein wenig auf; er iſt ſo ſchauensſatt,
Daß ihn die raſche Glut nur ſchmerzt und blendet,
Die ihm die Flehende entgegen ſendet;
Und wie oft durch verwittertes Geſtein
Wehmüthig einſam noch ein Blümchen keimet,
So fliegt ein Lächeln auf, nur halbgeträumet,
Durch ſein Geſicht, des Traumes Wiederſchein!

34.

Und er beginnt, zuerſt nur leiſ' und lind,
So wie der Vater warnt ſein jüngſtes Kind:
»Was weckſt du mich mit eitlem Klang und Worten?
Was pocheſt du an die verſchloßnen Pforten?
Laß ab davon, und ehre dieſes Haupt!
Du ſollſt nicht tändeln mit dem grauen Haare,
Das du gebleicht durch hundert lange Jahre,
Und mit der Aſche manches Glücks beſtaubt!« —

35.

Dann ſchüttelt er dies Haar und zetert laut,
Daß es den Schatten vor dem Schatten graut,
Und ſelbſt der Tod an ſeinem Grabſtein zittert
Vor dem Jahrhundert, das hier aufgewittert,
Das aller ſeiner hundert Jahre Wehn,
Und ſeiner hundert Jahre Thränenfließen,
Und ſeiner hundert Jahre Scheingenießen,
Wie blaſſe Geiſter läßt vorübergehn!

36.

»Kennſt du das Mährchen, alte Amme du,
Das du ſo oft uns allen ſangeſt zu;
Ich will dir es noch einmal vorerzählen,
Weil dich's gelüſtet hat, mich auszuwählen —
Horch auf, du luſtig Heer! du kennſt es gut,
Das Mährchen von jahrhundertlangem Leben
Und von jahrhundertlangem Kampf und Streben,
Du haſt's erkauft mit deinem Herzensblut!« —

37.

Von alten Tagen und von neuer Zeit,
Von dem vernarbten und vom friſchen Leid
Verkündigt er nun gleich der Weltgeſchichte,
Die auferſtehet bei dem Weltgerichte;
Er klagt das Leben an und ſeine Frucht:
»Es fabelt ewig uns von einem Schatze
Und hält darüber doch die Tigertatze —
Ihr grabt ein Grab nur, wenn ihr danach ſucht!

38.

»Für einen Schatz ein Grab — mehr wird uns nie,
Was uns auch vorgeſpiegelt Phantaſie —
Und folgten wir der Lockung rückzukehren,
In Sehnſucht würden wir uns bald verzehren,
Wie Epimenides nicht Wirth, nicht Gaſt,
Nach der Vergangenheit die Hände windend,
Und nichts als fremde Gegenwart nur findend
Und ein Geſchlecht, das uns, dem wir verhaßt!

39.

»Darum bleibt's feſt, wir ſind die deinen, Tod,
Nicht lockt uns mehr des Lebens helles Roth,
Seit wir in deinen furchenreichen Zügen
Die Wahrheit laſen, der verhaßt die Lügen,
Die Lügen, wie ſie jene oft uns gab,
Um die wir unſre beſte Kraft verſchwendet;
Der Vorhang fiel, das Schauſpiel war geendet,
Und — eine Leiche blieb zurück — ein Grab!« —

40.

Er ſprach's, und dann fortträumend ſchwieg der Greis;
Da zog ein dumpfes Murmeln, erſt nur leiſ',
Dann immer lauter durch die Schattenbilder,
Und immer heftiger und immer wilder;
Zornbrohend wenden ſie das Angeſicht
Der Göttin zu, der jeder einſt gehuldigt,
Und die nun jeder anklagt und beſchuldigt,
Indeß ihr Herz bei dieſen Klagen bricht!

41.

Umſonſt hebt ſie empor den ſchönen Blick,
In dem ſo mancher einſtens las ſein Glück;
Umſonſt ringt flehend ſie die weißen Hände,
Die gern vertheilet ihre reiche Spende;
Umſonſt ihr Bitten, wo ſie einſt befahl;
Umſonſt entſchleiert ſie den gold'nen Spiegel,
Der Tod hält d'rüber ſeine Rabenflügel,
Und was daraus hervorflammt iſt nur — Qual!

42.

Noch einmal spricht und ruft sie alle an,
Noch einmal jeden wieder einzeln dann;
Sie sollen hoffen — doch ihr bestes Hoffen
Hat für ein Herz niemals ein Herz getroffen;
Was Menschen lieben zaubert sie hervor,
Was Menschen suchen, ihre goldnen Schätze,
Sie hängt sie aus im vollen Silbernetze —
Doch keiner — keiner langt darnach empor!

43.

Und wär's ein Jason, dem sein goldnes Vließ,
Und wär's ein Shakespeare, dem sein Kranz gewiß,
Und wär's ein Cato, den der ernste Wille,
Und wärs ein Leibnitz, den die Seelenstille,
Ein Raphael, den seine Muse ruft —
Und wär's ein Romeo, der Juliens Worte
Auffammern höret an der dunkeln Pforte —
Sie blieben doch in ihrer stillen Gruft!

44.

Wär's Marius, dem neuen Blutes Strom,
Wär's Nero, dem ein neuer Brand von Rom,
Wär's Alba, dem ein neues Flandern winket,
Wär's Tilly, dem ein Magdeburg versinket,
Wär's Cromwell, dem ein neuer Tugendmord,
Wär's Don Juan, dem neuer Reiz sich weiset,
Wär's Faust, den wieder ein Mephist vereiset —
Aus ihren Gräbern lockt sie nichts mehr fort.

45.

Sie ruhn — sie ruhn! Ob kräftig oder schwach,
Nicht Kraft, nicht Schwäche macht sie wieder wach —
Ob gut, ob böse, weder Gut noch Böse
Reizt ihren Schlaf, daß er die Binde löse;
Nur Eines gibt's hier — alle wollen dies —
Ein tiefer, sturm- und thatenloser Friede,
Das ew'ge Schweigen nach dem Weltenliede,
Das sie vergöttern oder schmähen ließ!

46.

Es gleicht dies Bild dem reichgeschmückten Saal,
Voll Duft, erhellt von Lichtern ohne Zahl;
Der Jubel hat sein höchstes Maß erstiegen,
Die Herzen pochen und die Pulse fliegen;
Denn, wie verschieden auch die Gäste sind,
Des Lebens Lust hat alle gleich entzücket,
Des Augenblickes Macht sie gleich berücket,
Und für die Zukunft ist ein jeder blind.

47.

Da zieht ein Lüftchen nur ganz lind und leis,
Die Schwingen regend, durch den bunten Kreis,
Kaum, daß die heißen Wangen es verspüren,
Wie seine Küße liebend sie berühren;
Doch, es wird Nacht — wird plötzlich tiefe Nacht,
Die Lichter alle, die so hell entzündet,
Sie sind verlöscht, ihr letzter Schimmer schwindet,
Und wie ihr Glanz ist jeder Laut verfacht!

48.

Ein Scherz nur ſcheint's, und doch hat finſt'rer Schreck
Geendet alles fröhliche Geneck —
Rings Grabesdunkel! Keiner will ſich regen,
Und jeder ſcheut des anderen Bewegen,
Die Augen ſtarren glanzlos vor ſich hin;
Seltſam! Im Finſtern faßt ſie jetzt das Grauen,
Daß man ihr Inures könne doch durchſchauen,
Des Willens Meinung — der Gedanken Sinn!

49.

Und ob das Ganze nur ein Augenblick,
Wie raſch der Tag auch wieder kehrt zurück,
Wie ſehr der Wirth zur alten Luſt auch mahnet —
Es iſt vorbei, denn allen hat's geahnet,
Daß über ihnen noch ein Höh'rer lebt,
Und leiſe ſieht man einen nach dem andern
Mit trübem Sinn und ernſter Miene wandern,
Von Schauern, die nicht irdiſch ſind, durchbebt! —

50.

So flieht auch jetzt der Schatten dunkle Schaar
Das Leben, das einſt ihre Sonne war,
Und das ſich nun in ſeinen Schleier hüllet,
Und auf ein Grab gebettet, gramerfüllet
Die erſten heißen Schmerzensthränen weint.
Ach! es erkennt, daß einem Feld voll Leichen
Doch alle ſeine Zauber müſſen weichen,
Und daß der Tod ſein Meiſter, wie ſein Feind!

III.

Der Dichter.

1.

Du Kind des Lebens und des Lebens Sinn,
O Poesie, Gefühlsbeherrscherinn,
Ich seh' auf einem Wölkchen jetzt dich schweben,
Um das des Mondes Silberfluten beben:
Anadyomene der frommen Nacht
Kommst du, nicht aus des ird'schen Meeres Wogen,
Nein, aus des Himmels blauem See gezogen,
Und hältst am Himmel deine stille Wacht!

2.

Das bist du, Göttin, die so oft mir nah,
Die ich so oft im schönen Traume sah;
Die, über Tod und Leben gleich erhaben,
Bekränzt von der Begeistrung edlen Gaben,
Vertraute jeder großen Menschenthat,
Die du aufflügelst aus des Staubes Schranken
Den ird'schen Sinn und irdische Gedanken,
Wo gläubig dir ein edler Geist sich naht!

3.

Ich ſehe dich, aus deinem Sternenkranz
Strahlt milder noch der hellen Augen Glanz,
  Und deinen Arm hältſt, wie er auch geweitet,
  Du um den ſtolzen Bau der Welt gebreitet;
Du biſt das Herz in dieſem ſchönen Leib,
  Das ſich durch alle Adern raſch ergießet,
  Das mit Empfindung wärmend ihn durchfließet —
Du biſt ihm, was dem Mann ein edles Weib!

4.

In aller Noth hält ihn dein treuer Muth,
Dein Lächeln mildert ſeines Zornes Wuth,
  Dein Weinen führt der Rührung ſanften Engel
  In ſeine Bruſt voll trüber Erdenmängel.
Und wenn er ſinkt, ſo ſtützt ihn deine Hand,
  Sie ſtützt ihn mit dem feſten heil'gen Glauben,
  Den Wahn und Dünkel, ach, ſo früh ſchon rauben,
Und den er ſtets und ſtets bei dir doch fand.

5.

Ich ſehe dich, du weineſt ſanft herab
Auf das verlaßne nachtgeweihte Grab,
  Auf dem jetzt deine Mutter einſam lieget
  Und mit dem Tode um ein Leben krieget,
Das ſie durch eben dieſen Streit verlor:
  Vorbei, vorbei! Schon hat es ausgeſchlagen
  Das Dichterherz — die Kinderſeele tragen
Nachtlüftchen ſchon zum goldnen Licht empor!

6.

Mit ſeiner ſtarren Rechten weiſt der Tod
Nach einem Streifchen, das wie Morgenroth,
Wie ew'ge Klarheit nach dem Erdentraume
Hinziehet an des Himmels ſalbem Saume:
»Er iſt nun mein! — ſo ruft er kräftig aus —
Er hat geſiegt, er iſt von dir geſchieden,
So gönn' ihm jetzt den ſchwererrungnen Frieden,
Aus ferner Fremde kehrt er nun nach Haus!« —

7.

Das Leben ſtarret lang und ernſt hinauf,
Dann läßt es ſeinen Thränen freien Lauf —
O ſchöne Thränen, die dem Dichter gelten,
Euch wiegt das Gold nicht auf von allen Welten,
Und Perlen, die ein ſolches Auge weint,
Mit ihm und um ihn weint, die ſollt ihr flechten
In ſeinen Lorbeer, den verdienten echten,
Damit er ewig ſeine Stirn umſcheint!

8.

Was aber taucht aus Wolken dort hervor? —
Die Göttinn ſieht's und ſtreckt den Arm empor —
Er iſt's, er iſt's! Er iſt noch nicht verloren,
Und ſchöner noch, als ſei er neu geboren;
Die Stirn iſt heller, offner glänzt der Blick,
Das heil'ge Feuer, das im Innern lebet
Und das die Dichterbruſt ſo oft durchbebet,
Er ſtrahlt es wärmer, edler noch zurück!

9.

Und neben ihm das holde Frauenbild,
So himmlisch ernst, doch auch so menschlich mild,
Ganz Seel' in Seele, Arm um Arm geschlagen
Scheint sie jetzt ihn und jetzt er sie zu tragen.
Wer ist sie? — Mutter, kennst du nicht dein Kind?
Sagt dir es nicht die rührende Bewegung,
Sagt dir es nicht des Herzens innre Regung,
Daß diese Züge deine — deine sind?

10.

Sie sind es! — Reiner zwar und schon verklärt,
Doch deiner Tochter, die du aufgenährt,
Und wie euch jetzt entfremdet auch die Zeiten,
Das Herz der Mutter schlägt durch Ewigkeiten —
So ruhet — o des Augenblicks voll Lust! —
Nach mancher Trennung und nach mancher Irrung,
Nach so viel Zwist und trauriger Verwirrung,
Das Leben wieder an der Dichtkunst Brust!

11.

Und Aug' in Auge hangend, Mund an Mund,
Thut sich die alte Wahrheit wieder kund,
Daß, wenn die beiden feindlich sich verwunden,
Sie eins nur durch das andere gesunden,
Und daß, getrennet einmal und entzweit,
Sie ohne Rettung müssen untergehen,
Weil sie vereint und anders nicht bestehen,
Denn keins vermag zu siegen in dem Streit!

12.

So rührend iſt die Macht des Wiederſehns,
Daß ſelbſt den düſtern Meiſter des Vergehns
Die Allmacht dieſes Augenblicks ergreifet
Und eine Thräne heimlich ihm entträufet.
Er wendet ſich mit ſeinen Schauern ab,
Und hüllt ſich wieder in die dunkle Hülle,
Indeß die beiden in der Freuden Fülle,
Doch ſchmerzlich ſehen, wie ſie eint — das Grab!

13.

»O Mutter — ſchluchzt zuerſt die Poeſie —
Wo müſſen wir uns treffen — wo und wie!
Iſt dies die Stätte für ſo heil'ge Feier,
Und klingt für Leichen deine — meine Leier?
Einſt war es anders, und der goldne Tag
Hielt mit den Sonnenarmen uns umſchlungen,
Als wir vereinigt zu ihm aufgeſungen,
Und als ich noch an deinem Herzen lag.

14.

»O denkſt du noch der ſchönen Jugendzeit,
Wo du an mir, ich mich an dir erfreut,
Und wo wir alle unſre Himmelsgaben
Als Kind und Mutter treu getheilet haben:
Da klang's noch durch die weite reiche Welt,
Wie durch den Frühlingswald im Morgenglanze,
Und Kunſt und Leben flog im leichten Tanze
Durch das gewölbte blaue Himmelszelt!

15.

»Der Mensch galt uns und wir dem Menschen noch,
Er fühlte meinen Schmerz nicht, nicht dein Joch.
Das Kind, das Mährchen, hielt mit Rosenbanden
So uns verknüpft, daß wir uns immer fanden,
Und seine Schwester, das unschuld'ge Lied,
Es sang uns vor, und mit den heitern Tönen
Kam immer wahres inniges Versöhnen,
Wenn uns ein trüber Augenblick auch schied!

16.

»Das ist vorbei! Kein einfach Mährchen mehr,
Ein trunkner Satyr taumelt um dich her,
Und, ach, das Lied, es ward zur mod'schen Dame
Geputzt mit wunderlichem Flitterkrame,
Die nicht mehr rühret, die sich zieret nur;
Dazwischen keucht der Mensch mit seinen Lasten,
Du gönnst nicht einmal Ruh' ihm auszurasten,
Und hin, dahin ist meine goldne Spur!

17.

»Sie ist dahin, denn durch Jahrhundert' lang
Klagt schon um mich der bangen Dichter Sang;
Er kann sich nicht mehr freuen, kann nur weinen,
Und will er lächeln, ist es nichts als — Scheinen! —
O Leben, Mutter, warum kam es so!
Du hast dich von der Tochter abgewendet,
Die sonst mit einem Kuß dein Leid geendet,
Und niemals werden wir jetzt wieder froh!

18.

»Sieh her, dieß iſt er, dieß, dein armer Sohn,
Für den du trugſt des Todes kalten Hohn,
Für den du zu den Schatten flehend gingeſt
Und ſtatt der Gabe ſchnöden Spott empfingeſt —
O frag' ihn, Mutter, um zu finden mich,
Die Tochter, die ſonſt keiner aufgefunden,
Der nicht die Mutter gläubig hielt umwunden,
Verließ er ohne Thräu' und Reue dich!

19.

»O frag' ihn — Alles, was du ihm gewährt,
Die Sehnſucht ſtillt' es nicht, die ihn verzehrt.
O frag' ihn, ob an deinen reichſten Gaben
Das durſt'ge Herz ſich jemals konnte laben.
Das Herz, das nach der Poeſie verlangt,
Um ſich mit ihr zum Himmel aufzuheben,
Und das die Poeſie nicht fand im Leben,
Hat vor dem Leben auch nur ſtets gebangt!« —

20.

Da blitzt der Göttinn Auge raſch empor,
Das noch bis jetzt geſenkt der Wehmuth Flor.
So wie das Veilchen, das vom Thaue bebet,
Schnell aufwärts ſich zur Morgenſonne hebet,
Wenn es erwecket ihre Flammenglut:
So ſchaut das Leben jetzt empor zum Dichter,
Als wollt' es ſagen: Sei nun du der Richter,
Weil mich ſo arg verklagt mein eignes Blut!

21.

Und er verſteht den Blick, weiß, was er heiſcht;
Ach, ſolch ein Blick hat ihn ja oft getäuſcht,
Und dennoch möcht' er wieder ihm vertrauen.
Er kann es ohne Rührung nimmer ſchauen,
Wie hier zwei Herzen feindlich ſich getheilt,
Die nur beſtimmt in einer Bruſt zu ſchlagen
Und Erdenluſt und Leid vereint zu tragen,
Sie hat der Fluch verkehrter Zeit ereilt!

22.

»Genießt des Wiederſehens kurze Friſt! —
So ruft er — laßt den unheilvollen Zwiſt!
Zu viel ſchon hat die Welt dabei gelitten,
Zu viel ihr ſelbſt — ſo ſei's denn ausgeſtritten!
O Kunſt, was ſoll das Schwert in deiner Hand?
O Leben, wer hat dich zum Kampf gerüſtet?
Ihr, die ihr ſchmücken, ſegnen ſollt — verwüſtet —
Nein, knüpft es wieder an das ſchöne Band!

23.

»Seid wieder eins, erkennet den Beruf,
Der gleich an Kraft und Rechten euch erſchuf;
Nur Arm in Arm gelanget ihr zum Ziele,
Und in der Erde goldnem Saitenſpiele
Klingt's nur, wenn ihr die Saiten beide rührt —
O ſeht, es ward an eure Bruſt geleget,
Damit vereinigt ihr's erregt, beweget,
Und klanglos ruht's, ſeit euch der Streit verführt!

24.

»Du rufst den Dichter auf, o Poesie,
Das Leben anzuklagen? — Er wird's nie,
Und wenn er auch vergißt der Weihestunde,
In der es ihm die Hand gereicht zum Bunde —
Als Mensch, als reiner Mensch wird er es nicht,
Als Mensch, der sah in's reiche Menschenleben,
Der es erkannt, was uns damit gegeben,
Und der im Namen nun der Menschheit spricht!

25.

»In diesem Namen, Leben, dank' ich dir,
Für jede Labung, die du reichtest mir,
Für manchen Kuß und manche Händedrücke,
Für manchen Frühling, manche Sonnenblicke,
Für manches Lied in stiller Abendluft,
Für mancher Freuden heil'ge Morgenröthen,
Die fort und fort in meinem Herzen flöten,
Aufleuchtend durch die Nacht der Todesgruft!

26.

»In diesem Namen ruf' ich freudig jetzt:
Ich liebe dich, ob du mich auch verletzt.
Ich fand an jedem Baume Blütensterne,
Und bittre Früchte bargen süße Kerne;
Ein einfach Herz und ein zufried'ner Sinn,
Ein klarer Geist und festes Gottvertrauen,
Die werden selbst auf Gräber Hütten bauen,
Und dieß, o Leben, ist dein Hochgewinn!

27.

»Dieß iſt dein Reichthum — deine höchſte Zier,
Frohſinn, geſunder Muth, die bleiben dir,
Ein offnes Thun und tüchtiges Beſtreben,
Und eine Bruſt, die Lieb' und Treue heben,
Das biſt du, Göttin, und das ſollſt du ſein —
Ein rechter Menſch, der ſo dich aufgefaſſet,
Hat nie verkannt dich, hat dich nie gehaſſet —
Dich ſo zu haſſen, wäre — dich entweih'n!

28.

»Selbſt auf dem Schlachtfeld lebſt du — ſchaffeſt da,
Wo doch das Ende jeder Schöpfung nah,
Und wo allnächtlich Schattenbilder drohen,
Da wohnen die Lebend'gen auch, die Frohen;
In kühlen Grüften ſchäumt der junge Moſt,
Und über modernde Gebeine flieget
Die Jugend ſiegreich, Herz an Herz geſchmieget,
O Leben halte feſt an dieſem Troſt!

29.

»Und mehr des Troſtes, Göttinn, gibt's noch — mehr —
Blick' auf — empor — ſieh' in der Welt umher,
Erhebe dich wieder mit der Morgenſonne
Und ſtröme fort dein Meer von Strahlenwonne,
Ein jeder Strahl erhellt ein reiches Bild,
So wie vom Himmel, glänzt des Ew'gen Segen
Auch von der Erde tröſtend uns entgegen,
Aus Sternen dort, aus Augen hier — ſtets mild!

K. K. HOF- UND STAATS- BIBLIOTHEK

30.

»Ja, eine edle Gabe bleibt das Sein,
Und ſchließt es auch der engſte Rahmen ein,
Doch funkeln uns daraus die ſchönſten Farben
Und ringsum hängen volle Erntegarben —
Genug für einen heitern Menſchenſinn,
Dem jedes Antlitz wird zu einer Blume,
Und jedes Herz zu einem Heiligthume,
Weil eine Menſchenſeele wohnt darin!

31.

»Die Wünſche, Leben, die du nicht gewährt,
Die haben allzuviel von dir begehrt.
Doch jene, die für unſre Herzen frommen,
Die haſt du niemals feindlich uns genommen,
Und die Erfüllung hat uns nie getrügt —
Sah manchmal auch ein allzu kühnes Hoffen
Den Himmel nicht, den es erträumte, offen,
So hat die ſchöne Erd' ihm auch genügt!

32.

»Dieß, Kunſt, ſagt von dem Leben der Poet
Im Namen aller, die ſein Hauch durchweht,
Er ſagt's und fühlt's und nie ſollſt du ihm's wehren,
In deiner Mutter ſeine hochzuehren,
In ihrem Auge ſtand ſein erſt Gedicht,
Der Tochter galt, der Poeſie, die Thräne,
Die klare, die ihm ward zur Hippokrene,
Und das, o Kunſt, vergißt der Dichter nicht!

33.

»Du aber, Leben, laß' auch allen Schein
Und sei nur das, was du vermagst zu sein,
  Gesunder Boden für die künft'ge Pflanze,
  Das frische Blatt zu einem Siegerkranze,
Der edle Keim zu einer edlen Saat,
  Das Wort zu der Idee voll hoher Wahrheit,
  Die Folie zu des Diamantes Klarheit —
Doch wähne nicht, du wärst schon selbst die That!

34.

»Das wähne nicht — es bleibt ja doch nur Wahn
Und willst du überflügeln deine Bahn,
  Willst du ankämpfen gegen höh're Regeln,
  Und mit dem Faust kühn durch die Wolken segeln —
So gehst du, — o wie oft erfuhrst du dies —
  Doch unter nur in dem verwegnen Trachten,
  Und selbst dein Liebling kann dich dann nicht achten,
Weil da, wo's noth, ihn deine Macht verließ!

35.

»Dann kommst du, wie du jetzt gekommen bist,
Zum Meister, der dein Meister bleibt und ist,
  Und hoffest, daß dein Bitten ihn erweiche,
  Das Bitten für die seelenlose Leiche! —
O lasse doch die Todten ruhig ruhn,
  Es schlägt ihr Herz in edlern tiefern Schlägen,
  Längst einem edlern auch als dir entgegen —
Du segne die Lebend'gen und ihr Thun!

36.

»Uns aber gönne nur den stillen Sarg,
Der manches Herz mit seinem Weh schon barg,
Laß ruhig uns mit den gekreuzten Armen
Im Grab, wie an der Mutterbrust, erwarmen,
Denn selig, selig ist allein das Kind,
Und nach so langer Wanderschaft auf Erden,
Sich hinzulegen — wieder Kind zu werden —
Der will nichts mehr, der dies einmal gewinnt!

37.

»Ich selbst, du weißt's, ich hab' es nicht erreicht
Mein schönes Ziel, im Dämmer ist's erbleicht;
Doch meiner willen darf ich niemals rechten,
Dem Dichter, dem berufenen, dem echten,
Wird es mit seinem ersten Liede klar,
Daß ihm nur Vorbereitung sei das Leben,
In dem er nie erreichen kann, nur streben
Nach dem, was ewig schön und ewig wahr!

38.

»Vorwärts! so heißt sein großes Losungswort,
Und rastlos zieht ihm diese Losung fort,
Vorwärts, da sieht die Poesie er stehen,
Rückwärts, da hört er deine Stimme flehen;
Soll er besinnen sich? — Es winkt die Kunst,
Sie winkt ihm und verspricht ihm Ewigkeiten,
Die nicht beschränkt das karge Maß der Zeiten,
Bei dir gilt nur des Augenblickes Gunst!

39.

»D'rum wenn ich folge dieſer ſchönen Pflicht,
So wollſt verzeihen du, doch zürnen nicht —
Noch einmal nimm den wärmſten Dank, o Leben,
Für alles, alles, was du mir gegeben,
Für deine Luſt nimm ihn und für dein Leid.
Ich trank aus deinem Kelch mit vollen Zügen,
Doch dieſe Labung kann mir nicht genügen,
Und ich muß weiter, denn mein Weg iſt weit.

40.

»So fahr' denn wohl! und gelt' ich etwas dir,
Gewähre dann die letzte Bitte mir;
Sei mild, wie mir, auch allen meinen Brüdern,
Sei günſtig ihren, ſo wie meinen Liedern,
Und was du mir, dem einzelnen, beſtimmt,
O theil' es unter all' die tauſend andern,
Die, arme Pilger, deine Welt durchwandern,
Und deren Glut in trüber Aſche glimmt!

41.

»Ein Lächeln nur, das ihnen dankbar ſagt,
Daß ſie berufen ſich an's Werk gewagt,
Ein freundlich Wort, und wär' es auch nur Eines,
Es wird zur Freudenſchale ſüßen Weines,
Ein Blick, der liebend in dem ihren ruht,
Ein Druck der Hand, der Achtung ihnen kündet,
Und eine Thräne, die da mitempfindet —
O Leben, das genügt für ihren Muth!

42.

»Erfüllst du ihnen dieß — du hast die Macht —
Dann glänzt es wieder auf durch deine Nacht;
Von ew'gen Liedern wird's, wie einstens, klingen,
Die Tochter wird dich wieder fromm umschlingen,
Und die beschränkte Zeit wird Ewigkeit,
Wenn sich an ihrem Altar Kunst und Leben
Die Hände neu zum neuen Bunde geben,
Den der Poet mit Jubeltönen weiht! —

43.

»Noch einmal, fahre wohl! Mich ruft's zum Licht,
Vergiß des Dichters letzte Bitte nicht!
Auch er wird ewig — ewig deiner denken,
Und oft zu dir herab sein Auge senken —
Ach, Leben, Leben — jetzt erst fühlt er's, jetzt,
Wie schwer ihm sei von dir die Trennungsstunde,
Und wie er dich geliebt, ob manche Wunde
Von deiner Hand auch seine Brust verletzt!« —

44.

So der Poet, — es war sein Schwanensang,
Der hell aus dem gebrochnen Herzen klang;
Nun schweiget er, und seine Arme fassen
Die Kunst, um nimmermehr von ihr zu lassen,
Sie hält ihn fest und schwankt und zögert doch,
Die Mutteraugen sieht sie aufgeschlagen,
Sieht ihre Thränen, höret ihre Klagen:
Da will sie bleiben, will sie trösten noch.

45.

Will einmal noch mit heil'gem Kinderschmerz
Umfangen das verlorne theure Herz,
  Will einmal kussen noch die Blumenlippen,
  Von denen sie einst Honig durfte nippen,
Will einmal fassen noch die Mutterhand,
  Die Mutterhand zum letztenmale fassen,
  Die einst sie führte, die sie jetzt verlassen —
O daß zerrissen ward so festes Band! —

46.

Doch, weh! da wirft ein Schatten, kalt und bleich,
Sich hemmend und vernichtend zwischen euch,
  Und wie ihr strebt und ringt euch zu erlangen,
  Ihr könnt doch nur das Schattenbild umfangen,
Das Schattenbild, den Schattenfürsten Tod;
  Ernst steht er, stumm und leblos zwischen beiden,
  Und, ach, sein Fluch, der alles trennt, sein Scheiden,
Es donnert hin durch's nahe Morgenrot!

47.

Und, Scheiden! Scheiden! weint es rings umher,
Und Scheiden! klingt's aus Gräbern bang und schwer,
  Und Scheiden! wimmern oben selbst die Sterne,
  Und Scheiden! wiederhallt es in der Ferne —
O Wort, das keine Menschenbrust erfand,
  Und das doch jede Menschenbrust durchbebet,
  Du Abschiedsgruß, wenn sich das Segel hebet,
Werd' ein Willkommen uns im bessern Land! —

48.

Schon trägt ein mildes Lüftchen, sanft und sacht,
Den Dichter mit der Kunst hin durch die Nacht,
Die sich beeilt noch ihre Fahrt zu decken,
Bevor des Morgens Ruf den Tag will wecken,
Der längst auf die geliebte Stimme lauscht,
Und bis dahin sich rothe Rosen pflücket,
Die er dem Bruder in die Locken drücket,
Wenn sein »Wach auf!« von allen Bergen rauscht.

49.

Das Leben aber starrt wildbang hinauf
Und schaut vergehend, wie im Wolkenlauf
Ihm die Geliebten nach und nach entschwinden,
Die es mit keiner Macht an sich kann binden;
Ach, alle seine Schätze gäb' es hin,
Dürft' es, ein Gott, die Sonnenrosse zügeln;
Wie gerne wollt' es auch empor sich flügeln,
Doch fest im Staube klebt der träge Sinn.

50.

Und also sinkt die Göttin, matt und bleich,
Wie eine Schwester jetzt dem Tode gleich,
Hin auf den Boden, der sie angekettet,
Ihr eignes Bett, und doch so hart gebettet,
Daß sie der Bruder Tod mitleidig faßt,
Um jetzt — ist's möglich?! — in den kalten Armen
Das sonst so heiße Leben zu erwarmen,
Sein letzter Freund nun, den's zum meisten haßt!

IV.

Ahasverus.

1.

Wie den Genesenden zuerst ein Schein
Von einst'ger Kraft anruft zum neuen Sein,
Der mild durch alle seine Adern bebet,
Und die gestärkte Brust frei athmend hebet, —
Jetzt lichtet mälig sich der trübe Blick,
Noch will sich zwar das Antlitz nicht ganz röthen,
Noch klingt die Stimme weich, wie Silberflöten,
Doch Kraft und Farbe kehren schnell zurück.

2.

So ist die Erd' auch jetzt vom Weh der Nacht
Gesundet und mit frischem Muth erwacht;
Was sie erhellt ist zwar nur matter Schimmer,
Ein halber Traum noch — zitterndes Geflimmer,
Und leise steigt und sinkt ihr Athemzug;
Doch Strahl auf Strahl kommt nun heraufgeschossen,
Da wird mit Purpurgluth sie übergossen,
Und alle Pulse strömen hin im Flug.

3.

Und als die Sonne nun, das Herz der Welt,
Das in der Himmelsbruſt voll Segen ſchwellt,
Aufhebend tauſend goldne Funken ſprühet
Und mild erwärmend jedes Sein durchglühet:
Da färbt die Erde ſich mit ſanftem Roth,
Wie eine Jungfrau bei des Liebſten Grüßen,
Und von des jungen Morgens Feuerküßen
Umhaucht ſelbſt eine Spur den blaſſen Tod!

4.

So zucket durch das ſtarre Memnonsbild,
Wenn es der Tag berühret, leis und mild
Ein Ton von Liebe, als ob Harfen klängen,
Zu denen hohe Sänger Lieder ſängen:
So faßt den finſtern Meiſter Rührung jetzt,
Als in ſein Auge Licht des Lebens funkelt,
Indeß das Leben ſelbſt noch Nacht umdunkelt,
Ach, ſeine Nacht, die es ſo ſchwer verletzt!

5.

Wie regungslos liegt ſie an ſeiner Bruſt,
Der Jugend ſchöne Göttin und der Luſt,
Das blaſſe Marmorantlitz iſt erkaltet,
Und wo die reichſten Kräfte einſt gewaltet,
Starrt jetzt entſeelt ein ſeelenloſer Leib;
Da träuſt auf die geſchloßnen Augenlieder
Ein Tropfen Thau, nein — eine Thräne nieder,
Und ſo erweckt der Tod das holde Weib:

6.

»Wach' auf! Wach' auf! Es wehet Morgenluft,
Wach' auf! Der Vogel ſingt, die Blume ruft,
Wach' auf, o Leben, auf zum heitern Leben,
Dein altes Recht iſt wieder dir gegeben,
Mit Purpur ſchmücket deinen Thron der Tag,
Und rings umher ſchon jubeln und erſchallen
Die Stimmen deiner frohlichen Vaſallen:
Waldrauſchen, Bachgemurmel, Lerchenſchlag!

7.

»Vergiß den mitternächtlich bangen Traum,
Und gib der Freundin Hoffnung wieder Raum.
Sieh, Flur und Hain erglänzt von ihren Farben,
Sie ſind's, die nie von meinem Hauch erſtarben,
Sie bleiben jung, ob alles auch ergraut,
Der Hoffnung Grün kehrt ewig, ewig wieder,
Und es erfriſcht der Welt erſtorbne Glieder
So lang der treue Himmel d'rüber blaut.

8.

»O fühle, Leben, was der Tod ſelbſt fühlt,
Wie ſüß'ges Sonnengold die Bruſt umſpült,
Und wie auf dieſen hellen Strahlenwogen
Der Jugend weiße Taube kommt geflogen —
Sei, was du warſt, ob auch mein dunkler Fluch
Den trüben Schatten warf in deine Freuden,
Es ſank die bange Nacht der Grabesleiden,
Und wieder gilt dein heitrer Ruf und Spruch!« —

9.

Doch ſtets geſenket bleibt das ſchöne Haupt,
Dem ſeinen Blütenkranz der Sturm geraubt.
Das Aug' umhüllet ſtiller Wehmuth Schleier,
Und fruchtlos ſucht die Sonne d'rin das Feuer,
In dem ſie ſonſt ihr eignes wieder fand —
Es iſt umſonſt; ihr Strahlenkuß erwecket
Das Leben nicht mehr, das vor ihm erſchrecket,
Zu dem es ſonſt mit gleicher Glut ſich wand!

10.

Ein Seufzer nur, ein Athmen dann beweiſt,
Daß ſeine Flügel wieder regt der Geiſt,
Doch nicht der Geiſt, der eine Welt umfanget,
Und nach den Sternen, wie nach Blumen langet —
Nein, jener, den der Druck des Staubes lähmt;
Doch nicht die Flügel, die mit Adlerſchwingen
Und Hebe's Jugend ewig vorwärts dringen,
Nein, jene, die das erſte Lüftchen zähmt!

11.

So fühlt die Mutter, die zum letzten Letzt
Sich ſterbend in den Kreis der Kinder ſetzt:
Sie weinet — die gebrochnen Augen hangen
Mit Wehmuth an den roſenrothen Wangen,
Auf weißen Stirnen ruht die ſchwache Hand,
Die welken Finger irren in den Locken,
Die noch bekränzen Jugendfrühlingsglocken,
Und die kein Winter noch mit Schnee umwand.

12.

Ach all die Schätze, die ſo reich hier glühen,
Und all die Blumen, die hier im Erblühen,
Sie ſind ihr eigen, ſind von ihr geboren,
Und doch, und doch auf immerdar verloren!
Sie ſoll's nicht ſehen mehr, wie Frucht auf Frucht
Sich dränget aus den vollen Knoſpenhüllen,
Und wie die Hoffnungen ſich all' erfüllen,
Die ſie in ihren Wiegen ſchon geſucht.

13.

So ſchaut das Leben auch mit Thränen nur
Hinaus jetzt auf die ſonnenwarme Flur,
In der ſich ſchon voll fröhlichem Bewegen
All' ſeine Kräfte neu erwachend regen —
O, wie ſo reich iſt dieſes Morgenbild,
Voll Farbenblitze und voll Liedertöne,
Und mitten d'rin der Menſch in ſeiner Schöne,
Und d'rüber hin der Aether blau und mild.

14.

Und doch iſt dieſes raſtlos thät'ge Sein,
Dies Streben, Ringen, Schaffen nichts als Schein,
Und die Geſtalten rings, ganz zum Erfaſſen,
Sie ſind nur Schatten, die im Tod erblaſſen!
O Leben, wie hat dieſe einz'ge Nacht
Gealtert dich, weil du in ihr erfahren,
Was du der Zeit nicht glaubteſt und den Jahren,
Daß ſo vergänglich deine eitle Macht!

15.

Die Göttinn tröſtet neuerdings ihr Feind,
Mit dem ſie doch ſo innig jetzt vereint,
Und den ſein nächt'ger Sieg ſo mild geſtimmet,
Daß Mitleid in dem finſtern Auge ſchwimmet;
Ach, ein Gefühl faßt ihn aus ſchönrer Zeit,
Aus längſt verrauſchten Paradieſestagen,
Wo auch in ſeiner Bruſt ein Herz geſchlagen,
Wo's keinen Tod noch gab — nur Seligkeit!

16.

Nur Seligkeit des Lebens und des Lichts,
Kein Grab und keine Nacht, kein wüſtes Nichts,
Das ſich erſt läutern muß in trüber Erde,
Damit es wieder Strahl des Lichtes werde;
Dieß iſt's, woran er einmal feſt noch hält,
Und was der Trauernden er ſanft und linde,
Wie alte Sagen einem kranken Kinde,
Mit weicher Stimme Wohllaut vorerzählt.

17.

Wohl horcht ſie auf; es klingt ſo fromm und ſüß
Der Klang aus dem verlor'nen Paradies,
Und iſt's ein Klang auch aus des Todes Munde,
Es bringt doch von dem Paradieſe Kunde —
Noch einmal wird's, ſo wie es einſtens war,
Die Hoffnung kommt und ruft: ſo wird es wieder,
Da klingen neu die alten lieben Lieder,
Da hebt aus Trümmern friſch ſich der Altar!

18.

Schon lüftet sich die Brust, so schwer gedrückt,
Schon strebt der Leib empor, der hingebückt,
Schon fällt ein Blick, voll Dank und voll Vertrauen
Auf ihn, der ihre Furcht sonst und ihr Grauen;
Doch eben dieser Blick, erst Sonnenstrahl,
Der einen jungen Frühlingstag verkündet,
Er wird zum Blitz und kehrt zurück und zündet
Mit neuer Glut schnell auf die alte Qual!

19.

Und wie zum Nest die Taube zitternd flieht,
Wenn über ihr ein grimmer Geier zieht,
So bebt das Auge, das kaum aufgeschlagen,
Zurück, als dürf' es nicht zu schauen wagen,
Und angsterstarrt hüllt sich das Antlitz ein —
Die Rechte nur ist bebend ausgestrecket,
Abwehrend das Gespenst, das sie erschrecket,
Mit neuen Schauern und mit größrer Pein.

20.

Ja selbst der muth'ge Gräberfürst erbleicht,
Und schrickt zusammen, wenn er auch nicht weicht,
Vor dem Phantome, das er nun erkennet
Und dessen Blick ernst in den seinen brennet:
Er weiß es wohl, was dieser Blick verlangt,
Was er, Jahrtausende hindurch, erheischet,
Stets hoffend, in der Hoffnung stets getäuschet, —
Nur Einen gibt's, vor dem der Tod erbangt.

21.

Hoch steht er auf dem höchsten Bergesrand,
Der Eine, kalt im heißen Sonnenbrand;
Ob ihn der Sturm umheult, der Blitz umzücket,
Durch nichts gebeuget, fest und unverrücket,
Ein starres Bild, von Stein nicht, nicht von Erz,
Nein, ausgehauen aus lebend'gem Leben,
Das Stein und Erz im Staube sah zerbeben,
Da fort und fort noch schlug sein Menschenherz!

22.

Die Riesenglieder sind im Bad der Zeit
Gestählet mit dem Stahl der Ewigkeit,
Die Augen hat kein Schlummer je geschlossen,
Und keine Thrän' ist ihnen je entflossen,
Der Mund hat nie geseufzt und nie gelacht,
Die finst're Stirne gleichet einem Buche
Beschrieben mit uraltem Sündenfluche,
Und drüber starrt der Rabenlocken Nacht.

23.

Kein Silberhaar verkündet ernst und mild,
Daß menschlich sei dies greise Menschenbild,
Kein Fältchen sagt's und kein gebeugter Rücken,
Der sich nach seinem Grabe strebt zu bücken;
Den Muskelbau wölbt nach der Jugend Guß,
Und weder Freud' noch Leid hat ihn erschüttert,
Er wird von einem Wehe nur durchzittert,
Ach, daß er leben — leben — leben muß!

24.

Jetzt regt sich die unheimliche Gestalt
Und dehnt sich lang' im Morgen aus, und wallt
Gemeßnen Schritts mit flatterndem Talare
Vergabwärts, näher zu dem seltnen Paare,
Von dem der eine, trotzig, wie ein Feind
Dem Feind entgegenschaut, des Kampfs gewärtig,
Indeß die andere nur thränenfertig
Sich fester noch verhüllt, und stöhnt und weint.

25.

Schon ist er da, er steht vor ihnen dicht,
So wie der Kläger steht vor dem Gericht.
Und aus den wilden Zügen scheint's zu fragen:
Wer ist der Richter hier für meine Klagen?
Doch statt der Antwort hält der ernste Tod
Dem Fragenden, als sei's zum milden Segen,
Das Denkmal der geschlagnen Schlacht entgegen,
Ein Kreuz, das golden glänzt im Morgenroth!

26.

»Was willst von mir? — so ruft er — Ahasver?
Du Ruheloser, was ist dein Begehr?
Du kennst den strengen Spruch, der uns geschieden,
So ziehe fort, und suche andern Frieden,
Der meine wird, du weißt's, dir nie zu Theil —
Poch' an die Pforte nicht, sie bleibt verschlossen,
Bleibt's für den Einzigen, der ausgestoßen —
Du alter Mensch bei mir wohnt nicht dein Heil!« —

27.

» Und wo denn ſonſt, wenn nicht bei dir — bei dir? —
— So zetert er zurück — O künd' es mir?
Vielleicht bei jener dort, die ſchuldererfüllet
Das Antlitz birgt, das ſich mir längſt enthüllet? —
Auf, Leben, auf! ich bin es, der dich ſucht,
Ich, der wie keiner ſonſt dich ganz geſehen
Mit allen deinen Reizen, deinen Wehen,
Ich bin's, dein Schatten auf der ew'gen Flucht! «

28.

Dann wieder zu dem Tode wendend ſich,
Ruft er: » Du wähnſt, daß ich verlange dich? —
Du irrſt, ſchon längſt iſt mir der Wunſch genommen,
Wie kann ein Wunſch in dieſe Bruſt noch kommen,
Die da, ein ew'ger Fels im Lebensmeer,
Die Wünſche alle, die das Herz erweitern,
Im wilden Sturm der Täuſchung ſah zerſcheitern,
Ach, wie viel Trümmer ſchwammen um mich her!

29.

»Ich will nicht bitten mehr zu dir und flehn —
Ich ſtand dem Fluch und werd' ihm ferner ſtehn —
Was noth thut, weiß ich, weiß es, daß er endet.
So wall' ich fort, bis ſich die Wallfahrt wendet,
Und trug ich ein Jahrtauſend dieſe Pein,
Kann ich ſie noch durch ein Jahrtauſend tragen,
Denn einmal ſicher wird die Stunde ſchlagen,
Wo keine — keine Stunde mehr wird ſein!

30.

»Wenn mit der alten tauſcht die neue Zeit
Im Jahreswechſel, der die Menſchen freut —
Nur Einen nicht, den ewigjungen Alten,
Der's weiß, was von dem Wechſel er zu halten:
Dann peitſcht mich raſtlos fort ein innrer Drang
Nach Oſten hin, wo Sonnen auferſtehen,
Im Aufgang dort auf Golgatha zu gehen,
Und ach, zu denken an den — Untergang!

31.

»Geſenkt das Haupt, gebeugt das müde Knie,
Halt ich noch Wache, wo längſt ſchlummern ſie,
Sie alle, die vor tauſend, tauſend Jahren
Mir Freunde, Brüder und Geliebte waren —
Wo ſind ſie nun? Wo ſelbſt iſt ihre Gruft?
Dahin, dahin! Verweht im Blütenſtaube,
Ich nur, der ew'ge Herbſt mit gelbem Laube,
Vernehm's noch, wie ein Jahr das andre ruft.

32.

»Wenn nun der Hammer aus zum Schlage hebt
Und zwölfmal dröhnend die zwölf Gräber gräbt,
In die er die zwölf Monde niederſenket,
Die der Vergeſſenheit die Zeit geſchenket:
Da taucht ſie auf aus der uralten Nacht,
Die Stadt der Städte, die erhabene,
Die Tochter Zions, die begrabene,
In ihres alten Ruhmes vollſter Pracht!

33.

»Da wölbt ihr Tempel wieder ſich empor,
Erſchallend von der hohen Prieſter Chor,
Und von Melchiſedek, dem erſten Gründer,
Bis auf den überwundnen Ueberwinder,
Der kühnen Makkabäer letzten Sproß,
Reiht Held an Held ſich ruhm- und thatenglänzend,
Und Kranz an Kranz Jeruſalem bekränzend,
Das, dreimal ſtürzend, dreimal doch blieb groß!

34.

»Der böſe Geiſt des Saul, das war der Fluch,
Den weder David's milder Liederſpruch,
Noch Salomonis Weisheit konnte bannen,
Der war's, in dem die Kränze all' zerrannen,
Wie Morgenduft im wilden Meeresſturm,
Er war es, der ein Weltenreich zerſchmettert,
War's, der ein ganzes großes Volk entblättert,
Und er iſt's noch, der mich verfolgt — den Wurm!

35.

»Er iſt es noch! und früher ſchweigt er nicht,
Als bis einmal dies ſtarre Herz zerbricht,
In dem er raſtlos hämmert jetzt und pochet,
Und ſeine wüſten Zaubertränke kochet —
Er ſchweiget nicht, wir ziehen eine Bahn,
Und ſtumm wird's erſt in unſrer Grabesſtille.
Dieß iſt des Herrn Gebot und ſtrenger Wille,
Den er auf Golgatha mir kund gethan!

36.

»Es ward mir kund, und nicht mehr such' ich dich,
O Tod, seit dieser Trost erhoben mich —
Das, was dem einzelnen von dir beschieden,
Geb' ich der ganzen Welt einmal, den Frieden!
Denn einmal kommt sie, einmal kommt die Zeit,
Wo meine Wallfahrt und die deine endet.
Dann hast du deinen letzten Pfeil versendet,
Dann ruft ein Höherer: Unsterblichkeit!

37.

»Hörst du's, ein Höherer, nicht du, nicht du,
Ruft dann das Wort Unsterblichkeit uns zu —
Kennst du das Wort? — Kein Grab und keine Leichen,
Kein Staub mehr, Tod, und keiner — meines Gleichen!
Kein Leben mehr, das bange vor dir weint,
Kein Leben mehr, das krankhaft nach dir stöhnet,
Kein Leben mehr, das seine Menschen höhnet,
Doch auch kein Tod mehr, der das Leben peint!

38.

»Das ist der feste treue Wanderstab,
Der Stab des Trostes, den der Herr mir gab
Zur Stütze auf die lange Pilgerreise,
Die schon in harte Felsen drückt ihr Gleise.
Er gab ihn, als er mir das Ziel gezeigt,
Das Ziel für dieses ruhelose Wallen;
Und dieses Ziel, es winket allen, allen,
Es ist der Herr, der sich darüber neigt!

39.

»So zieht der Wandrer, ob auch rauh der Pfad,
Ob nie ein Menſchenfuß ihn noch betrat,
Ob auch die müden Glieder ſchon verſagen,
Ob ihn auch Nacht umgibt, die nie will tagen,
Er zieht dahin, und nimmer wird er irr,
Wenn nur ein theures Ziel ſein Auge leitet,
Und ihn als Stern, als einziger, begleitet,
Nach dem er blickt durch drohendes Gewirr!

40.

»Oft abgekommen von der r hten Bahn,
Oft hingehalten von ſo manchem Wahn,
Getäuſchet oft und öfters noch betrogen,
Iſt er doch weiter — weiter ſtets gezogen;
Zwar haben Zeit und Sturm ſein Haar gebleicht,
Doch friſch ſchlägt noch das Herz voll dem Verlangen,
Nach dem er einſt, wie lang ſchon! ausgegangen,
Und das noch immer in die Ferne reicht.

41.

»Darum, o Tod, biſt du gleichgültig mir,
Darum, o Leben, ſei vergeben dir —
Nicht ſeufz' ich, Tod, nach deinem Häufchen Erde,
Ich weiß es, daß ein größres Grab mir werde —
Das Grab für Ahasver iſt eine Welt,
Und ſtürzen ihre Trümmer einſt zuſammen,
Dann ſteigt mit ihm, ein Phönix aus den Flammen,
Sie erſt verklärt empor zum Himmelszelt!

42.

»Dir aber, Leben, gönn' ich gern dein Spiel,
Du haſt ja auch, gleich mir, beſtimmt dein Ziel;
So magſt du fort und fort noch um mich toſen,
Dein Sturm bricht Eichen und dein Weſt knickt Roſen:
Doch Ahasverus ſteht im Sturm und Weſt —
Dir iſt er fremd, du haſt ihn nie verſtanden,
Denn nicht mit deinen leichtzerrißnen Banden,
Die die Minute webt, hältſt du ihn feſt!

43.

»Ein Kunſtwerk, das der Meiſter nur verſteht,
Und das ein Kinderhändchen tändelnd dreht,
Weil es für ſeine Puppe alles haltet,
Selbſt das, was für die Ewigkeit geſtaltet —
So weit, nicht weiter, Leben, kennſt du mich;
Als Lied und Mahrchen ſingſt du, wenn ſie weinen,
Mein altes Leben vor den jungen Kleinen,
Damit ſie ruhig ſchlummernd fügen ſich.

44.

»Doch das, du Arme, was ich wirklich bin,
Hat nie erreicht und nie erfaßt dein Sinn;
Du ſaheſt ſtatt des Bildes nur den Rahmen,
Erkannteſt ſtatt des Geiſtes nur den Namen,
Mich aber niemals, ja ſelbſt dann noch nicht,
Als von der Tiefe meines Seins durchdrungen
Ein echter Dichtermund es dir geſungen,
Was dieſes Herz durchbebt, das nimmer bricht!

45.

»Fortwährend hältſt du mich für deinen Knecht —
Sag' an, woher dein Anſpruch und dein Recht?
Du meinſt noch immer, daß dein armes Recken
Die Bruſt von Erz vermöge zu erſchrecken,
An der der Pfeil des Todes längſt zerbrach:
Das Größte hat an dieſe Bruſt geſchlagen,
Und das Erhabenſte hat ſie getragen,
So duldet ſie denn auch, was flach und ſchwach!

46.

»Aus Stein gehauen für die Ewigkeit,
Geht ohne Spur an mir vorbei die Zeit:
Da bleibt von allen ihren Senſenſtreichen
Nicht eine Narbe und kein einzig Zeichen —
Umſonſt des Winters Froſt — der Sonne Glut —
Umſonſt die Kraft, die alles hat zerſtöret,
Hier bleibt ſie ſiegeslos und unerhöret —
Mich nicht, ſich ſelbſt zerſchellet ihre Wuth!

47.

Nur Einen gibt's, der dieſes Monument,
Das jeder nennet und doch keiner kennt,
Mit Einem Hauche, wenn er will, vernichtet,
Wie er's mit Einem Hauche hat errichtet —
Dies iſt der Schöpfer ſelbſt, der es erſchuf,
Er, der der Meiſter iſt von allen Meiſtern,
Er kann allein begeiſtern und entgeiſtern,
Und Tod und Leben lenkt allein ſein Ruf!

48.

»So hört denn, was der Meiſter euch gebeut,
Und endet, Schatten, euren Schattenſtreit,
An mir erkennt die Wahrheit, Tod und Leben,
Daß ihr nichts nehmen dürfet und nichts geben,
Ihr ſeid die Hände nur in höhrer Hand,
Nach denen ſich die Menſchen ängſtlich wenden,
Ob ſie da ſpenden oder ob ſie enden —
Mehr fand noch nicht bei euch, wer alles fand!

49.

»Mehr nicht als eine Wiege und ein Grab,
Doch über Grab und Wiege weiſt mein Stab,
Hinauf, hinaus weit über dieſe Grenzen
Seh' ich ein ew'ges Sonnenauge glänzen,
Das mild ſich niederſenkt auf Wieg' und Grab,
Die nur die Furchen ſind, die dunkeln, engen,
Aus welchen dann erſt edle Keime drängen,
Wenn Thau und Glut dies Sonnenauge gab!

50.

»Vernehmt nun, was zuletzt ein Menſch euch ſagt,
Ein Menſch, den Nacht umnachtet, Tag umtagt,
Ein Menſch, der menſchlich fühlt, wie alle andern,
Und der wie ſie, nur länger noch muß wandern,
Vernehmt das letzte Wort des letzten Mann's:
Arm biſt du, Tod, und ärmer du noch, Leben,
Ihr könnt aus Grab' und Wieg' euch nicht erheben,
Der aber drinnen liegt, der Menſch, der kann's!

51.

»Er kann's, und eben darum, weil er's kann,
Ist er euch nie und nirgend unterthan,
Nicht lieben soll er euch, soll euch nicht hassen,
Soll euch nicht suchen, und soll euch nicht lassen.
Dann ist entschieden sein und euer Krieg,
Ist menschlich von dem Menschen dann entschieden,
Der so erringt den schönsten, größten Frieden,
Weil er errang den schönsten, größten Sieg!

52.

»Ihr aber, du die Wiege, du das Grab,
Auf Erden doch des Menschen einz'ge Hab',
Ihr, die ihr euch so oft schon habt gefunden,
Seid einig fürderhin und bleibt verbunden.
Das, was euch trennt, ist nur ein schmaler Raum,
Ein Augenblick von Freuden und von Leiden,
O laßt euch nicht vom Augenblicke scheiden;
Eins seid ihr beide — beide nur ein Traum!« —

53.

So Ahasver, und größer als die zwei
Steht er vor ihnen hoch und hehr und frei,
Und schließt mit Kraft — sie weigern sich vergebens —
Die Hand des Todes in die Hand des Lebens:
Da fassen beide seines Mantels Saum,
Hinsinkend vor dem Mächtigern im Staube,
Er aber blickt empor und ruft: »Ich glaube!«
Dann weiter wandernd, träumt er fort — den Traum!

Schluß.

Ich fuhr empor, des Traumes letzte Worte
Glaubt' ich noch zu vernehmen wie vom weiten,
Ich sah den Ahasver noch durch die Pforte
Mit Geisterschritten in die Ferne schreiten;
Doch es ist Licht, und alle Nachtgestalten
Seh' ich im ernsten Sonnenstrahl zergleiten,
Es dürfen freundlichere wieder walten,
Die jetzt mit morgenhellen Kinderblicken
Den grünen Vorhang lüftend durch die Spalten
Mir lächelnd winken und entgegennicken.
Ich kenn' euch, holde Elfen, meine Freude
In bessern Tagen einst und mein Entzücken,
Eh' noch der harte Spruch erklungen: Meide!
Dem schnell der härtere sich angeschlossen,
Der, den ich selbst mir zugerufen: Scheide! —
Das Fenster auf! — Die ihr mich oft umflossen,
Des frischen Morgens frische Silberwellen,
Seid mir gegrüßt! Ein Herz, das ihr begossen,
Kann nicht verwelken, muß sich wieder hellen;
Auch mein's, ich fühl's an seinen raschen Schlägen,
Glüht wieder auf im Bade eurer Quellen,
Und neue Kräfte, nie gekannte, regen
Sich da, wo alle Kräfte schon versieget;
O sei gesegnet mir, du goldner Segen,

Du Schatz, der noch in meinem Innern lieget,
Du grüner Baum, der noch nach oben raget
Und den die Last nur seiner Früchte bieget!
Sei's, daß ich einen Augenblick verzaget,
Es war von einer Wolke nur der Schleier,
Schnell, wie sie kam, ist sie verweht, es taget
Mir wieder eines neuen Tages Feuer,
Und, wie sie erst den Trauersang gesungen,
Tönt nun ein Jubellied die Dichterleier! —
Nein, nein, noch ist der Wohllaut nicht verklungen,
Der rein und voll den Weltenbau durchwoget,
Noch sind die Saiten alle nicht gesprungen,
Mit denen, Himmel, ihr die Erd' bezoget;
Es ruht ein Etwas noch im Menschenherzen,
Um das, Dämonen, ihr es noch nicht troget,
Das hell uns leuchtet durch die Nacht der Schmerzen,
Und das uns selbst im Tode noch umflimmert,
Wie einen Sterbenden die Leichenkerzen.
Dies Etwas hat kein Sturm uns noch zertrümmert,
Wie viele schon die alte Welt erschüttert,
Es ist ein Stern, der um so heller flimmert,
Je trüber es rings um ihn her gewittert,
Und dessen Glanz selbst durch des Kerkers Spalten
Trost in den Busen des Gefangnen zittert;
Ein Engel, der in tausend von Gestalten
Begegnet uns und den wir alle kennen,
An dem wir alle — alle fest uns halten;
Vermögen wir ihn auch nicht zu benennen,
So seh' ich jetzt ihn aus den Morgenröthen
Und aus den lichtbekränzten Bergen brennen;
Ich hör' ihn aus den Glockentönen flöten,

Die Sonntagsluſt in alle Herzen gießen,
In Herzen ſelbſt voll Bangen und voll Röthen,
Die bei den Klängen weinend überfließen.
O Gabe milder Wohlthat — warmer Regen,
In dem die welken Blumen wieder ſprießen,
O ſtröme nur, ganz ſtröme deinen Segen
Herab auf dieſe kummerbleichen Wangen;
Sie ſchmachteten ſchon lange dir entgegen,
So ſtille nun und kühle ihr Verlangen. —
Sieh da, hier kommet feſtlich aufgeſchmücket
Ein froher Hochzeitzug herbeigegangen;
Wie ſtrahlt das Aug' der Braut ſo fromm entzücket,
Wie ſchwebt ſie hin im leichten Jugendtanze,
Wie ruft ein jedes Wort: Ich bin beglücket! —
O reiße nicht an dieſem Blütenkranze,
Und mahne nicht, daß ihn der Herbſt erbleichet,
Nein, freue dich, daß im beſcheid'nen Glanze
Die Luſt dem Menſchen ihre Hand noch reichet;
Sei glücklich, Herz, das mit dem Glück zufrieden,
Wenn es ſich mit dem Unglück nur vergleichet. —
Sei glücklich Herz, behalte deinen Frieden,
Den nie der Kampf zerſtört, der mich verzehret! —
Und du? — Iſt dir nicht Gleiches auch beſchieden?
Ward dir ſo heitres Loos nicht auch gewähret?
Schau an den Altar, den die Blumen kränzen,
Die dir ſo mancher ſchöne Tag beſcheret —
Wenn ſpärlich auch, ſie duften doch, ſie glänzen,
Und, Menſch, haſt du nicht alle Menſchengaben,
Um was daran noch fehlt dir zu ergänzen?

Drum muthig, muthig! Was da ſchön iſt und erhaben —
Wie vieles iſt es noch! — ſteht dir auch offen;
Wer in der Wüſte Quellen ſich will graben,
Der freilich hat nur welken Sand getroffen;
Doch gibt's Oaſen auch in dieſer Fläche,
Die immer grünen Inſeln voller Hoffen;
Da winken Schatten und da rieſeln Bäche,
Da ſchlägt die Nachtigall, da niſten Tauben,
Dorthin, dorthin, erfaßt dich bange Schwäche,
Dorthin errette dich und deinen Glauben,
Den Glauben, daß nicht alles noch verloren,
Daß eine Nacht nicht jedes Licht kann rauben,
Und daß zum Sünder keiner ward geboren! —
Was zürnſt du um der Gattung dem Geſchlechte?
Darfſt du den Weiſen ſchelten um der Thoren?
Sind's tauſend, weil du fandeſt hundert Schlechte? —
O ſchaue, welcher Troſt iſt noch geblieben?
Wie oft ſiegt noch das Würdige, das Rechte!
Wie oft verſöhnt den Haß ein mildes Lieben,
Wie oft erfreut das Schöne und das Wahre,
Das heitre Buch, das die Natur geſchrieben,
Und was die Kunſt dir reicht, die ewig klare,
Und was der Menſch vollbringt mit edlem Willen:
Die Treue, die nicht wanket bis zur Bahre,
Die Großmuth, die ſo Großes wirkt im Stillen,
Die Ehre, die ſich opfert für die Ehre,
Die Weisheit, die da dringt durch alle Hüllen,
Die Unſchuld, die ſich ſelbſt die ſtärkſte Wehre,

Das Mitleid mit den Augen voller Thränen,
Der Glaube mit der festen milden Lehre —
Dies alles wäre nichts als Traum und Wähnen?
O denke nur, wie oft sahst du's in Thaten,
Wie oft ward die Erfüllung deinem Sehnen! —
Es kommt die Ernte, wo so reich die Saaten,
Dieß künden tröstend dir die Glockentöne.
Klingt fort und laßt mich diesen Trost errathen;
Nicht wahr, er mahnt: Versöhne dich, versöhne,
O Mensch, dich mit den Menschen und dem Leben,
Erkenne und genieße alles Schöne,
Erhebe dich mit dem erhabnen Streben,
Denn darum, Mensch, bist du ein Mensch geworden,
Darum ward dir ein Herz, ein Geist gegeben! —
O nehmt mich auf in euren frommen Orden,
Ihr Pilger, die ihr folgt dem ernsten Rufen,
Ihr Gläubige vom fernsten Süd und Norden,
Die ihr versammelt an der Kirche Stufen;
In eurer Mitte will ich niedersinken,
Vergessen, was die Nacht-Dämonen schufen,
Und aus dem Kelch der Andacht Stärkung trinken! —
Dann, o Natur, will ich in deine Arme,
Die mütterlich dem Flüchtling wieder winken,
Damit an deiner Brust der Frost erwarme,
Vor dem der Quell im Innern mir vereiset
Im frühen winterlichen Todesharme;
Du bist der Lenz, der Auferstehung weiset,
Der Sänger, der Begeisterung verkündet,
Das hohe Lied, das Erd' und Himmel preiset,
Die Glut, die das erloschne Licht entzündet,

Der Weg, den eine höhre Hand gebahnet,
Und der ſich zum verlornen Paradieſe windet! —
Was ich in dieſer ernſten Nacht geahnet,
Als ich das Leben mit dem Tod ſah ſtreiten,
Woran der Pilger Ahasver gemahnet,
Und all die Schatten, die ihn treu begleiten —
In deinen klaren Augen kann ich's leſen,
Wie hell ſich dieſer dunkle Traum läßt deuten!
Nicht war's Vernichtung, Troſt iſt es geweſen,
Der größte Troſt, der ſich mir kund gegeben:
Daß kurz der Schein und ewig ſei das Weſen;
Den Tod nicht fürchten, hangen nicht am Leben,
Die Schöpfung nur erkennen in der Einheit,
Und immer nur die Einheit anzuſtreben,
Dieß iſt das Ziel in ſeiner vollen Reinheit,
Das Ziel, das ſiegreich über Nacht und Grauen,
Das Ziel, das über Selbſtſucht und Gemeinheit
Zum Himmel aufragt, zu dem ewig blauen,
Feſt wurzelnd in dem Mutterſchooß der Erden;
Zu dieſem Leuchtthurm laßt empor uns ſchauen,
Damit wir in der Fahrt nicht irre werden.

Frühlingsreise

durch

Italien.

Fragmente aus dem Tagebuche eines Enthuſiaſten.

Was Tauſende ſchon geſehen,
Das ſah auch der Tauſend und Eine,
Der das, was ſie alle nicht ſahen,
Von Herzen belacht' und beweinte!

I.

Trennungen.

(Ostern 1831.)

1.

Von der Muse.

So sei es denn, so sei es losgerissen
Aus deinen Armen, los aus meiner Welt!
Fahr' wohl, schon seh' ich dich in Duft zerfließen,
Und zum Phantome wird, was mich beseelt,
Was mich beseelt, was Eins mit mir gewesen,
Eins, wie die Blütenkrone nicht der Frucht;
Dahin, dahin, — zerstäubt in wilder Flucht,
Und kaum die Spur noch, daß es war, zu lesen!

Fahr' wohl, noch einmal ruf' ich's, trüber Schemen,
Den ich für eine Göttin einstens hielt,
Beseligend im Geben und im Nehmen!
Du aber hast die Göttin nur gespielt,
Du warst es nicht, warst todt bei meinen Küssen,
Warst kalt bei meiner allerreichsten Glut,
Und es gerann zu Eis dein mattes Blut,
Wo meines aufgeflammt in Feuergüssen.

Du Bild von Stein mit weißen Leichenwangen,
Vom bleichen Mond beſtrahlt in bleicher Nacht,
Bild meines Daſeins, das mich hält gefangen,
Für das geopfert ich, geweint, gewacht,
Für das ich Ruh' und Freud' und Glück gegeben,
Ach alles, was der arme Menſch nur hat,
Gedankenreichthum und die Kraft der That,
Antworte mir, — wie lohnteſt du mein Streben? —

Wie lohnteſt du die langen trüben Stunden,
Wo ich an deinem Altar knieend lag?
Die Angſt und Luſt, mit der ich dich umwunden?
Du gabſt dafür nicht einen Freudentag,
Kein einz'ges Lächeln allen meinen Thränen,
Nicht eine Gunſt für eine Welt voll Flehn,
Nicht einen Dank für tauſend Todeswehn,
Und nichts, und nichts, als ungeſtilltes Sehnen.

Du eine Muſe? — Du, ein Herz von Eiſen?
Du, nie begeiſtert und niemals gerührt,
Du, die den Jugendſinn entnervt zum Greiſen,
Du eine Muſe, der der Kranz gebührt?
Hinweg mit dir, die Täuſchung iſt zerronnen!
Wohl mir! daß ſie noch früh genug zerrann,
Daß ich die Feſſeln noch zerreißen kann,
Mit denen du mich allzu eng umſponnen!

Wie jener Künſtler, der im heil'gen Jammer
Sein ſelbſtgeſchaffnes Werk, was ſchlecht, zerſchlug,
So greif' auch ich nun, flammend, nach dem Hammer,
Zerſchmettre dich, du Bild voll Schein und Trug!

Sie fliegen hin, die gleißend schönen Trümmer,
Und werden, was sie waren, Asch' und Staub,
Doch ich bin frei, bin nicht ihr wüster Raub,
Mir tagt herauf ein schönrer Morgenschimmer!

Er tagt herauf aus weiter Blütenferne,
Wo goldener die goldne Sonne strahlt,
Wo die Begeistrung träuft, wie lichte Sterne,
Und wo sich regt des Lebens Urgewalt!
Horch, wie es gährt und schäumt, gleich jungen Reben,
Durch deren Adern Flammengeister sprühn!
Wie alle Kräfte jugendheiß erglühn!
Das ist's, — das ist's, — das ich gesucht, — das Leben!

Es rauscht empor in seiner Götterschöne,
In seiner ewig unbeschränkten Macht!
Du Königin, werth, daß die Welt dich kröne,
Sei mir gegrüßt, du Tag in meiner Nacht!
Wie konnt' ich dich so lange nur verkennen,
Da du es und nur du allein es bist,
Was ich ersehnt, gesucht zu jeder Frist,
Was ich vermocht zu fühlen, nicht zu nennen!

Nimm auf mich, Mutter! Deine falsche Amme,
Sie hat statt Milch nur Wermuth mir gereicht!
Aus deinem Busen aber flammt die Flamme,
Die deinen Kindern ziemt, die, frei und leicht,
Durch ihre jungen Adern Wohllaut gießet,
Die alle Knospen, alle Blüten schwillt,
Die aus des Lebens frischem Herzen quillt,
Und so in's Herz der Künste überfließet.

2.

Von der Geliebten.

So leb' denn wohl, dein Auge voller Thränen,
Die Freude wird es wieder lichten bald,
Und was du jetzt beweinst, ein leeres Wähnen
Wirst du's dann heißen und — belächeln kalt.

Einst aber, — einst, wenn alle sie verschwunden,
Die Masken aus dem kurzen Fastnachtsspiel,
Wenn schweigt Musik, und den verrauschten Stunden
Der Flittertrug entsinkt, — da wird's so still;

So nächtig still, — und doch tagt schon der Morgen,
Der Saal ist leer, und auch dein Herz ist leer;
Du seufzest bang, und nie gekannte Sorgen
Sie drängen unverlarvt sich um dich her.

Die Brust wird eng, die Augen gehen über,
Es kommt die Mahnerin: Vergangenheit;
Ernst weiset auf die Zukunft sie hinüber,
Und macht die Gegenwart zur Ewigkeit!

Dann erst, dann wirst du wieder mein gedenken,
Geliebte; aber doch auch früh genug,
Um deinen Schritt zu mir zurückzulenken,
Und auszuraften von dem raschen Flug? —

Genieſſ' indeſſen , was du kannſt genießen,
Geſättigt wirſt du, aber niemals ſatt!
Wirſt, wo des Lebens vollſte Quellen fließen,
Verſchmachtend niederſinken, — todesmatt!

Du freuſt der Kraft dich? — Mögen alle Kräfte
Vor dir entwickeln ſich in üpp'ger Macht,
Der Herbſt entnervt des jüngſten Baumes Säfte,
Und Winter wird es oft in einer Nacht.

So leb' denn wohl, und laſſ' es mich vergeſſen,
Was ich in dir zu finden einſt geglaubt;
Ich fand es nicht, — mein Wunſch war zu vermeſſen,
Du haſt die lichte Hoffnung mir geraubt;

Die Hoffnung, daß ein Herz noch ſchlagen könne
In einem ſchönen jugendlichen Leib,
Die Hoffnung, daß ich dieſes Herz gewänne, —
Doch dieſe Hoffnung, ach! — ſie war ein — Weib!

II.

An Freund Leitner.

(Bei der Durchreise durch Grätz.)

(am 18. April 1831.)

Gott zum Gruße treue Seele,
In der Heimat Gott zum Gruß!
Leider, daß mit dieſem Gruße
Ich auch wieder ſcheiden muß!

Leider, daß ich dir's nicht ſagen,
Nicht mit Küſſen ſagen kann,
Was in deinem Vaterlande
Ich erlebt ſchon und erſann.

Wie ſein Grün mich ſchon erfriſchte,
Wie ſein Mark mich ſchon geſtählt,
Wie die Alpen mich erhoben,
Wie die Menſchen mich beſeelt!

Doch warum denn immer ſagen,
Was man doch nur fühlen ſoll?
Doch warum denn immer Worte,
Wenn das Herz empfindungsvoll?

Nein, fürwahr, ſo iſt es beſſer,
Wie ein leiſer Saitenklang
In der trauten Dämmerſtunde
Trifft dich ſo des Freundes Sang:

»Und erſtarrte dich der Norden,
»Mach's, wie ich: nach Süden fort,
»Die erfrorne Thrän' im Auge
»Thauet auf zur Perle dort!«

Spielt um dich, ſo wie ein Seufzer
Von den fernen Lieben her,
Und erleichtert uns die Trennung,
Die uns ſonſten doppelt ſchwer!

Eins noch ruft er: »Muthig vorwärts,
»Wackrer Sänger, nicht geruht!
»Neue Liebe, neue Lieder,
»Neue Jugend, neuer Muth!«

III.

Verona illustrata.

An eine ſchöne Veroneſerin.

(Verona, am 1 Mai 1831.)

Was in Büchern ſteht geſchrieben,
Das fand ich in Italien nicht;
Doch das, was kein Buch beſchrieben,
Ein Leben, das wie ein Gedicht!

1.

Zueignung.

Ich bin vor dir geſtanden,
So wie der rauhe Baum
Vor dem erſten Lenzſtrahl ſtehet
Im ſchweren Wintertraum.

Und wie der erſte Lenzſtrahl
Das Eis von den Aeſtchen ſchreckt,
So hat dein Frühlingshauchen
Viel Blüten in mir erweckt.

Drum seien auch all die Blüten, —
(Sie werden, will's Gott! zur Frucht!)
Dir seien sie alle geweihet,
Die als heiterer Lenz mich besucht!

2.

Das war's.

Eine Blume aus fremden Landen
Und in fremder Luft genährt,
Sie stirbt, wenn ein freundlicher Gärtner
Ihr nicht, was ihr fehlt, gewährt.

Ein Dichter in fremden Landen,
Wo keiner seine Sprache versteht,
Er stirbt, wenn kein freundlicher Athem
Der Heimat ihn mild umweht.

Doch die Blume duftet von neuem,
Wie sehr sie auch zittert und bebt,
Wenn ihr nur eine Schaufel
Vom Mutterboden ihr gebt.

Und der Dichter fühlt doppeltes Leben,
Wenn da, wo ihn niemand kennt,
Die Schönste von allen mit Liebe
Seinen Namen und sein Dichten nennt!

Das war's, was mich ſo beweget — ?
Nein, nein, — das war es nicht,
Nein, — nur du allein biſt's geweſen,
Auf den Namen leiſt' ich Verzicht!

3.

Eins von Dreien.

Als ein Gaſt nur bin ich gekommen,
Und wollte nichts ſein, als ein Gaſt,
Doch als ich die Wirthin geſehen,
Da ward mir dies Kommen verhaßt

Dies Kommen und wieder Gehen
Es ward mir von Herzen verhaßt,
Und ich wünſchte nur Eines, nur Eines:
Zu halten hier ewige Raſt.

Ich wünſchte nur Eines, nur Eines:
Dein Bruder, dein Freund zu ſein;
Doch du willſt keinen Freund, keinen Bruder,
So bleib' ich der Liebſte dein!

4.

Die Arena.

Es war ein göttlicher Abend,
  Mich umrauſchte Guitarrenklang.
Und aus allen offnen Fenſtern
  Ertönte ſüßer Geſang.

Ich ſaß unter luftigen Säulen,
  Von Duft und Tönen umweht,
Und dachte, wie alles, ach! alles
  So ſchnell entſteht und vergeht!

Ich ſaß der Arena g'enüber,
  Die ſah mich ſo dunkel an,
Mit dunklen Geiſteraugen,
  Und ſeufzte: »Du armer Mann!

»Du armer Mann, der gekommen,
  »Um bei der Vergangenheit
»Den einzigen Troſt ſich zu holen,
  »Den nur gibt die friſchroſige Zeit!

»Wie haſt du ſo arg dich getäuſchet,
  »Wenn du das bei mir geſucht,
»Was allein gewährt das Leben,
  »Und nicht des Lebens Flucht!«

So ſprach die Arena, — ich hört' es,
Und glaubte dem Spruch doch nicht;
Da erglänzten ihre ſchwarzen Mauern
Im helſten Vollmondslicht.

Und ich ſah auf den alten Trümmern
Eine junge Frühlingsgeſtalt,
Der ein weißer, zierlicher Schleier
Um die weißen Schultern wallt.

Hoch oben ſtand ſie, und winkte,
Und ſtreckte die Arme aus;
So ſchimmert die Morgenſonne
Durch ein wüſtes, verwittertes Haus.

Und ſchnell war alles vergeſſen,
Was in Gräbern ſchlummert und ruht;
Die Arena hat wahrgeſprochen:
Das Leben bleibt das einzige Gut.

5.

Grabmal der Scaliger.

In einer engen Straße
Da ſteht ein luſtiges Haus;
Da ſieht man mit hellen Augen
Auf ein finſteres Grabmahl hinaus;

Und vor dem Hauſe pranget
Ein Erker von Blumen licht,
Und durch die Blumen winket
Ein ſchalkhaft freundlich Geſicht.

Doch auf dem Grabmahl blitzet
Helm und Panzer und Schwert;
Und in dem Grabmahl ruhet
Ein Held des Grabmahls werth.

Es klingt aus dem luſtigen Hauſe
Vielſtimmiger, froher Geſang,
Gelächter und Tanz und Jauchzen
Bei munterem Becherklang.

Doch die ernſten, roſtigen Waffen
Sind auch noch nicht zur Ruh,
Und flüſtern von ihrem Helden
Sich ſchaurige Mährchen zu.

Das Grabmahl thürmten ſich einſtens
Die alten Scaliger auf;
Das luſtige Haus daneben
Aber ſteht zum Kauf und Verkauf.

Du, der ich dies Lied geſungen,
Verſtehſt gewiß ſeinen Sinn,
Du haſt bei dem Grabmahl geweinet,
Und lachteſt im Hauſe darin.

6.

Petrarca.

Du ſpracheſt von Petrarca,
Und ſangſt von ihm ein Sonett,
Das beſte, das er geſungen,
Wenn man's nur recht verſteht.

Du ſangſt auch von ſeiner Laura,
Und blickteſt mich an dabei,
Als ob du ſelbſt dieſe Laura,
Und ich Petrarca ſei.

Da riß ich die ſtaubige Leier
Von meiner einſamen Wand,
Und ſchnitt entzwei ihre Saiten,
Entzwei ihr grünes Band!

Wohl ſahſt du's, und deine Augen
Befragten mich ſtill: Warum? —
Jetzt will ich dir geben die Antwort,
Denn damals war ich ſtumm.

Ein Stümper bin ich geweſen,
Und hab' es einſt gewagt,
Daſſelbe mit Worten zu ſagen,
Was mir dein Lied geſagt.

Ein Stümper bin ich geweſen,
Und Stümpern war mein Sang,
Der Sang, der einſt von Petrarca
Und ſeiner Laura erklang.

Du erſt, du haſt mich gelehret,
Was keine Muſe lehrt,
Wie ein Petrarca ſoll lieben,
Der einer Laura werth.

7.

Romeo und Julie.

Horch, wie wehmüthig das Glöcklein
Zum Abendgeläute klingt,
Gleich einem ſterbenden Schwane,
Der dem Himmel ſein Herzleid ſingt.

Und ſieh das einſame Kirchlein,
Das ſo durch die Dämmerung klagt,
Wie eine Waiſe, die bebend
Nach ihrer Heimat fragt.

An ſeiner Pforte lehnet
Ein Mann im ſchwarzen Talar,
Und ein Sarg mit Blumen geſchmücket
Der ſteht am Hochaltar.

Hier wird eine Braut begraben,
Die ſtarb vor Liebesgram,
Und der Mann im Trauergewande
Der war ihr Bräutigam! —

So hört' ich die Leute ſagen;
Da nahmſt du mich raſch beim Arm,
Und zogſt mich gewaltſam und heftig
Aus dem wachſenden Menſchenſchwarm.

Nach einer ſtillen Kapelle
Ging dein beflügelter Schritt,
Es wiederhallte ſchaurig
Darin unſer einſame Tritt.

Karg flammte hier eine Ampel
An einer dumpfſchweigenden Gruft,
Und ringsum Todtenſtille,
Und zum Erſticken die Luft.

Mir war's, als würde lebendig
Ein traurig ſchönes Geſicht,
Das mir oft, gar oft ſchon begegnet,
Bald als Bild und bald als Gedicht.

Doch konnt' ich mich nicht beſinnen,
So ſehr es mir auch bekannt,
Wie denn der Maler und Dichter
Dies Bild und Gedicht genannt? —

Nun knieteſt du fromm dich nieder,
Und zogeſt mich nahe, ganz nah,
Und flüſterteſt heimlich, ganz heimlich:
»Hier ruhet Julia!«

»Und Romeo!« ſeufzte das Echo
Dir leiſe weinend nach,
Als riefe der Name der Liebſten
Noch immer den Geliebten wach! —

Jetzt plötzlich auf meinem Haupte
Fühlt' ich eine kalte Hand, —
Es war der Mann in Trauer,
Der dicht neben mir wieder ſtand.

Er winkte trüb und vertraulich,
Als ſei er ein Bruder von mir;
Denn am Mutterbuſen des Schmerzens
Sind ja beide gelegen wir.

Da kam zum Glück der Kuſtode,
Und erklarte redſelig genug
Das Grab für das Grab eines Wuchrers,
Und Julias Liebe für Trug.

8.

Die Tiroler Berge.

Wir wandelten Abends zuſammen
Die brauſende Etſch entlang,
Ueber die ſich die flinke Schwalbe
Wie ein zierlicher Schmetterling ſchwang.

Bei deinem ſüßen Geplauder
Ward ich auf einmal ſtill,
Und ſeufzte, zum Himmel blickend,
Ganz leiſe: »So wie Gott will!«

Du hörteſt die fremden Worte,
Du ahnteſt ihren Sinn,
Und zeigteſt mit weißem Finger
Nach den fernen Bergen hin;

Nach den fernen blinkenden Bergen
Des treuen Landes Tirol,
Und heimlich frugſt du: »dort druben,
»Da wohnt dein Liebchen wohl?« —

Ich ſchwieg, und ſah dir in's Auge,
Das war dir Antwort genug, —
Du gabſt mir die Hand zum Abſchied
Auf meinem Pilgerzug.

Und Morgens darauf ging's weiter;
Es flog von deinem Balkon
Noch eine Roſenknoſpe —
Die nahm ich mit mir davon.

IV.

Die Nachbarsleute.

(Im Auguſt 1831.)

Zu Mailand da gibt's eine Straße,
Die ich immer durchwanderte gern,
Denn mir ſchien's, als waltete dorten
Ein ganz beſonderer Stern:
Der Stern war der Stern der Liebe,
Ich hab' ihn erkannt zur Stell',
Er blinkte mir oft entgegen,
Doch niemals ſo klar und hell!

Zu Mailand da gibt's eine Straße,
Die iſt weder licht noch breit,
Sie hat nur niedere Häuſer,
Doch drinnen wohnt die Seligkeit;
Sie hat nur kleine Fenſter,
Doch dieſe ſind groß genug,
Um ein und aus zu laſſen
Der Augen und Herzen Flug.

Seht dort, wo den ſchneeweißen Vorhang
Ein Abendlüftchen hebt,
Da lebt ein treuheimliches Leben,
Das hinter ſeinen Falten bebt;
Und dort, wo die duftende Roſe
Im zierlichen Topfe blüht,
Da ſproßt noch eine andre Roſe,
Die hinter der Schweſter glüht.

Der Vorhang birgt den Nachbar,
Die Roſe die Nachbarin,
Und Nachbarin und Nachbar,
Die ſtehen ſich wohl zu Sinn;
Sie ſtehn ſich zu Sinn und Herzen,
Das ſagt mir ein einziger Blick,
Ihr Bund iſt zwar noch verborgen,
Doch verborgen iſt auch ihr Glück.

So hab' ich ſie oft belauſchet,
Früh Morgens bis ſpät in die Nacht,
Es ward kein Wörtchen geſprochen,
Doch um deſto mehr gedacht.
Und was das für Gedanken — ?
Ihr, die ihr einmal geliebt,
Brauch' ich's euch wohl zu ſagen,
Wie viel's da zu denken gibt?

Das Veilchen war ſchon verblühet,
Die ſchöne Pfingſtroſe auch,
Da dacht' ich, nun geht es zur Hochzeit
Nach altem frommen Brauch;

Denn der Nachbar ſtand ſchon grade
Am Fenſter der Nachbarin,
Und die Nachbarin auch nickte
Nicht blos verſtohlen hin. —

Wohl wandelt' am nächſten Abend
Ich wieder die Straße hinan,
Und ſchaute ſo, wie gewöhnlich,
Nach meinem Pärchen dann.
Doch da war die Roſe verſchwunden,
Und der Vorhang hing traurig herab,
Und alles war ſtill und unheimlich,
Wie das ſtille unheimliche Grab.

Ich harrte und harrte vergebens
Wohl eine Stunde lang;
Da endlich vernahm ich Geläute,
Und Weinen und Trauergeſang.
Da öffnete ſich mein Pförtchen,
Draus kam ein Leichenzug,
Der eine blühende Jungfrau
Zum nahen Freithof trug.

Der Nachtwind rauſchte traurig
In den Blumen an dem Sarg,
Der zwiſchen Zypreſſen und Myrten
Ach! ein welkes Röschen barg.
Und durch den ſchneeweißen Vorhang
Sah ein ſchmerzlich Antlitz, und ſprach:
»Ach — ſo ein Witwer zu werden, —
»Ich folge, — ich folge bald nach!«

Und dieſes ſchmerzliche Antlitz
Sah ich ſpät zur Mitternacht,
Als wieder nach Hauſ' ich eilte,
Noch immer auf der Wacht.
Der Mond beſchien es ſo glänzend,
Als ob es von Marmor ſei;
Und gegenüber ſprang, klirrend,
Ein dunkles Fenſter entzwei.

V.

Erinnerungen an Venedig.

In zwei und zwanzig Reiſebildern.

(Gedichtet zu Mailand und Verona in den Jahren 1831 und 1832.)

— — — Obſchon ich jetzt im Schmerz
Sie fand, ſo war ſie mir wohl theurer gar,
Als da ſie noch, im Stolz, im Glanz, ein
Wunder war!

1.

Ausfahrt von Treviſo.

Nun Burſche, mach' und ſpute dich,
Der Abend iſt ſo hell,
Raſch eingeſpannt, das ſchnellſte Roß
Iſt doch für mich nicht ſchnell,
Und rennt es auch mit Sturmeskraft,
Und rennt's im Stromesflug —
Für das, was hier im Herzen brennt,
Iſt's doch nicht ſchnell genug!

Horch, wie das Poſthorn klingt und lockt,
Und wie die Peitſche knallt,

Und wie der Klang und wie der Knall
Weit in die Ferne ſchallt;
Fort! fort! bis wo der Himmel ſich
Zur Erde liebend ſchmiegt,
Gleich einem Bräutigam, dem ſtill
Die Braut am Herzen liegt.

Fort! fort! und eh' das Abendroth
Im Wolkenſaum verglimmt,
Und eh' der blaſſe Schiffer Mond
Sein Sternenmeer durchſchwimmt,
Und eh' die Säng'rin Nachtigall
Verſtummt in ſeinem Schein,
Muß es gethan, muß es geſchehn,
Muß ich am Ziele ſein! —

Drum, Burſche, auf, und ſpute dich,
Als gelt's dein Um und Auf,
Daß du den Abend überholſt,
Den Mond, die Nachtigall!
Sei ſchnell, wie mit dem erſten Kuß,
Den du geküſſet haſt,
Und wie du damals raſtlos warſt,
So halt' auch jetzt nicht Raſt!

Hei, wie das fliegt, hei, wie das ſauſt,
Die glatte Ebne fort,
Hier tanzen Rebengärten hin,
Und weiße Villen dort,

Und Wandrer rechts, und Wandrer links
Mit feuchtem Sehnſuchtsblick,
Sie kommen her, wohin ich will
Und möchten mit zurück!

Wie gern ihr Lieben nähm' ich euch,
Euch alle — alle mit,
Zurück in das gelobte Land,
Das jetzt mein Fuß betritt —
Wie gerne, Brüder, theilt' ich dann
Mit Brüdern jeden Schatz,
Wenn nur in meinem Wagen auch,
Wie in dem Herzen Platz!

2.

M e ſ s e.

St. Peregrinus iſt heute,
Ein luſtiger Wandertag,
Und fröhliches Reiſewetter,
Wie man's nur wünſchen mag.

St. Peregrinus iſt heute,
Und geht auch der Weg nicht weit,
So ſind die rüſtigen Dirnen
Zur Wanderſchaft doch bereit.

Sie kommen paarweis gezogen
Mit Stäben in der Hand,
Den runden Hut nach der Seite
Und drauf ein hellseidenes Band.

Die Röckchen geschürzt und gelüftet,
Am schwarzen Korsett einen Strauß, —
Thut nur nicht so fremd, ihr Schelme,
Ihr kennt euch zu gut nur aus.

Und wie ihr euch emsig verstellet,
Eure Kundschaft verbergt ihr doch nicht,
Sie stehet deutlich geschrieben
In dem runden Schelmengesicht.

Die Fischerinnen von Mestre,
Sie kommen mit Angel und Netz,
Sie fischen bald Scombern, bald Herzen,
Doch fischen wollen sie stets.

Dort schaut ihr heiteres Städtchen
Schon über die Bäume her,
Und aus den schwarzen Augen
Blitzt auch das tiefdunkle Meer!

3.

Die erſte Gondel.

Die erſte Gondel nun für mich,
Und raſch hinein geflogen,
Wer wird noch lang beſinnen ſich,
Kryſtallhell ſind die Wogen
Und funkeln ihren Zauberſchein
Mir bis in's tiefſte Herz hinein —
Nur muthig fortgezogen!

So nimm mich auf, du Element,
Voll neuem Wunderleben,
Das jeder nennt, das keiner kennt,
Vor dem ſo viele beben;
So nimm mich auf, und Glück zur Fahrt,
Es war ja immer meine Art
Der Größe nachzuſtreben!

Und immer zog es mich hinaus
Nach jenen fernen Weiten,
Wo eine offne Welt das Haus,
Durch das die Wandrer ſchreiten!
Hier iſt das Leben mehr als Traum,
Hier hat's nicht Maß, hier hat's nicht Raum,
Hier kennt es keine Zeiten.

Das Ruder knarrt, die Woge brauſt,
Sonſt ringsum heil'ges Schweigen,
Und wie das Schifflein vorwärts ſauſt
Möcht' ich hinab mich neigen,
Hinab, hinab zur klaren Flut
In der der ganze Himmel ruht
Mit ſeinem Sternenreigen.

Nun flieht das letzte Streifchen Land
Nun iſt's, nun iſt's geſchehen,
Und nichts mehr als das blaue Band
Von Luft und Meer zu ſehen.
Mit Silber hat's der Mond durchwebt,
Es zittert leiſe hin und bebt
Im milden Nachtluftwehen.

4.

Meeresbilder.

Und dunkler wird es und dunkler
Und kühler weht ſchon die Nacht,
Und unten, tief in der Tiefe,
Da rührt es ſich heimlich und lacht.

Streckt hier weißglänzende Arme
Nach der ſchwankenden Gondel aus,
Als wollt' es hinein uns ziehen
In das blankgeſcheuerte Haus;

Taucht dort mit rieſigem Haupte
Und drohender Mien' empor,
Und ſchaut mit ſtieren Augen
Aus dem Wogenabgrund hervor.

Dazwiſchen ſtreifen Schatten
Lautlos und klanglos umher;
Sie ſchreiten, blaſſe Geſpenſter,
Hin über das ruhende Meer.

Sie ſtrecken die klappernden Beine
Zu den blitzenden Sternen hinan,
Und wirbeln und drehen im Mondſchein
Sich über den leuchtenden Plan.

Bald werden ſie kleiner und kleiner,
Und verdämmern in der Ferne ganz,
Wie über den ſchweigenden Freithof
Verdämmert ein Todtentanz.

5.

Venedig aus der Ferne.

Jetzt plötzlich ſeh ich's funkeln,
Hier Licht und dorten Licht,
Das aus dem Meer, dem dunkeln,
Wie Sternenſchimmer bricht —

Nein, nicht wie Sternenſchimmer!
Dieß iſt ein andrer Schein,
Dies iſt des Lebens Flimmer,
Dort müſſen Menſchen ſein.

Ja Menſchen, denn ſo leuchtet,
Das Menſchenauge nur,
Das Auge, das umfeuchtet
Der Luſt, des Schmerzes Spur;
Ja Menſchen, denn die Sterne
Ziehn ſtill und ſchweigend fort —
Aus jener hellen Ferne
Klingt aber Ton und Wort.

Und doch, ſeh' ich nun wieder
Die Rieſenſchöpfung an,
Die ihre tauſend Glieder
Schon näher ſtreckt heran,
So kann ich mir's nicht deuten,
Wie Menſchenkraft dieß ſchuf,
Was nur in Götterzeiten
Aufthürmte Götterruf! —

Da liegt ſie, die von allen
Die Einzige fürwahr, —
Halb neu und halb verfallen,
Halb Löwe und halb Aar, —
Im hellen Vollmondglanze
Liegt flammend ſie vor mir,
Es bilden ſich zum Kranze
Die Wölkchen über ihr.

Sie liegt vor meinen Blicken,
  Und wechſelsweiſe faßt
Entſetzen und Entzücken
  Dabei den fremden Gaſt.
Der Wandrer, der den Leuen
  So ſchlummernd vor ſich ſchaut,
Will ſich des Anblicks freuen,
  Vor dem es ihm doch graut!

6.

Ankunft.

Durch eine fröhliche Landſchaft,
  Umſchattet von blühendem Wein,
Zog ich mit ſingendem Herzen
  Im goldenen Frühlingsſchein.

Doch als der Abend gekommen,
  Da raſſelte Riegel und Thor,
Da umſchloſſen mich finſtre Mauern,
  Umqualmt von Nebel und Moor.

Aus dem heitern Blütenleben
  Kam ich in ein wüſtes Kaſtell
Mit eiſernen Gitterfenſtern
  Und heiſerm Rüdengebell! —

Aus dem weiten unendlichen Meere,
  Wo frei die Woge rollt,
Kam ich in dumpfe Kanäle,
  Wo ſie ſtreng gefeſſelt grollt.

Ich kam zur Geſpenſter Stunde,
Da umgab mich mit doppelter Macht
Die Nacht des dunkelnden Himmels
Und der finſtern Paläſte Nacht.

Die ſchwarzen unheimlichen Wände
Umfingen mich enger und eng,
Mir war's als müßt' ich erſticken,
In dem ungeſtümen Gedräng.

Mir war's, als ob ich begraben
Und mein Sarg die Gondel ſei,
Ich rang nach Luft und Athem
Und wurde doch nicht frei.

Und eine klangloſe Stimme
Die flüſterte mir in's Ohr,
Sie erzählte mir Schauergeſchichten
Aus verklungenen Tagen vor.

Dazwiſchen dürftige Hütten,
Aus denen die Armuth ſtöhnt,
Und menſchenleere Ruinen,
Durch die ein Wehruf tönt.

7.

Riva de' Schiavoni.

»Land!« ruft auf einmal heiter
Mein fröhlicher Begleiter,
Der Gondelführer aus,
Und ſteht im raſchen Schwunge
Am Strand mit einem Sprunge:
»Mein Herr, wir ſind zu Haus!«

Zu Hauſe, ja, zu Hauſe
Biſt du in dem Gebrauſe,
Doch ich — ich bin es nicht,
Und meiner Heimat Sterne
Verdunkeln in der Ferne
Ganz ohne Glanz und Licht! —

Als ob er mich verſtände,
Reicht er mir beide Hände,
Das gute treue Blut,
Denn meine Füße ſchwanken
Und meine Sinne wanken;
Nur Muth, nur friſchen Muth! —

Wie iſt mir denn geſchehen, —
Bin ich im Reich der Feen,
Wo da mit einem Schlag
Zum Lächeln wird die Thräne,
Zur Luſt — die Trauerſcene
Und Finſterniß zum Tag?! —

Erſt noch von Nacht umgrauet,
Jetzt, was das Auge ſchauet,
Nur Licht und Duft und Klang;
Erſt noch Geſpenſterſchwirren,
Jetzt nur Guitarrenklirren
Und froher Wechſelſang!

Erſt ich noch ganz alleine
Im falben Zwielichtsſcheine
Auf weitem ſtillen Meer,
Jetzt Tauſende und Tauſend,
Die hin und wieder brauſend
Jetzt lärmen um mich her.

Ja das, das biſt du wieder,
Du Stadt der Luſt und Lieder,
Wie dich der Dichter träumt:
Venetia, Cythere,
Venus der weiten Meere,
Die Lieb' und Leben ſchäumt!

8.

Der Marcusplatz.

So wie der leichte, loſe Kahn
Hintanzt auf ſtürmiſcher Wellenbahn,
Ganz ohne Richtung, ohne Ziel,
Für jede Wog' ein Kinderſpiel:
So reißt auch mich die Menge hin,
Der ich allein und einſam bin.

Die Zenda fliegt als Segel auf,
Leitſterne für den irren Lauf
Sind Augen, deren dunkle Nacht
Doch Mittagsſonnenglut durchfacht.
Ihr holden Führer führt mich nur —
Wie gerne folg' ich eurer Spur,
Gehorſam folg' ich, willenlos,
Dem Hoffnungsſtrahl vertrauend bloß,
Der mild aus dieſen Blicken bricht,
Und ſieh — er hält, was er verſpricht! —
Im Schooß der Erd' — in Grabesnacht
Iſt einer plötzlich aufgewacht,
Den ſie für todt hineingelegt
Und der ſich nun bewegt und regt.
Er pocht und pocht, und ſtöhnt und weint,
Bis Rettung in der Noth erſcheint; —
Entzwei der Sarg und auf die Gruft,
Und wieder Leben, Licht und Luft!
Da ſtürmt er von dem Schreckensort
Im Todtenhemde fort und fort —
Wie weit der Weg, er ſtürmt hinaus
Bis zu dem nächſten Menſchenhaus.
Da ſtürzt der fremde Gaſt hinein,
Und Tanzgebraus und Kerzenſchein,
Und Sang und Klang und alle Luſt,
Die wohnt in einer frohen Bruſt,
Umſchwärmen ihn und reißen ihn,
Ob er ſich ſträubt auch, wirbelnd hin,
Der noch vor einer Spanne Zeit
Dem Grabe war, dem Tod geweiht.
So war es mir, ſo fühlt' ich mich.

So auferſtehungs-wonniglich,
So friſch und froh, ſo ſtark und frei,
So durch und durch geboren neu,
Als mir St. Marcus ſeinen Saal
Jetzt auferſchloß mit einem Mal.
Ein Saal — ein weiter luft'ger Saal,
Geſchmückt zum ew'gen Karneval,
Der Sternenhimmel blitzt darein
Mit ſeinem hellſten Vollmondſchein,
Die weiche Lenzesabendluft
Durchhauchet ihn mit Blütenduft,
Und flötend locket rings Muſik
Zu Liebesluſt und Liebesglück! —
Da wogt's, da brauſt es um mich her,
Als ſei's ein zweites Meer an Meer —
Hier Tänzerinnen, reich bekränzt,
Dort Tänzer, deren Auge glänzt,
Sie ſchweben durch die Säulen hin,
Gott ſegne euren Jugendſinn!
Selbſt an Kredenzen fehlt es nicht,
Umflammt vom bunten Lampenlicht;
Da kühlet ſich mit ſüßem Eis
Das Herz, das ſommermittagsheiß,
Das Herz, das heiß von all' der Luſt
Hoch aufſchlägt in der ſtillſten Bruſt! —
Auch meines will Erquickung nun,
Will nach der langen Wallfahrt ruhn,
Will in dem ew'gen Sturmeswehn
Das es umherjagt ſtille ſtehn! —
Mein Herz, mein Herz — was wünſcheſt du?
Für dich und mich gibt's keine Ruh!

Auf Erden nicht, mein Herz, mein Herz,
Selbſt hier wird auch der Scherz zum Schmerz!
Doch ſei's! — Was nicht in Zeit und Raum,
Das träumt man wenigſtens im Traum —
Wir wollen träumen, denn hier träumt
Sich's ſchön, von Lebensluſt umſchäumt,
Von Lebensluſt und Melodie — —
O möchten wir erwachen nie!

9.

Ein Abenteuer.

Es ſtreifte an mir vorüber
Ein ſeidnes weiches Gewand,
Und meine Rechte berührte
Ein weicher Schleierrand;
Zugleich vernahm ich die Worte,
Geliſpelt halb, halb gelacht:
Wie kann man denn jetzt ſchon ſchlafen,
Es iſt ja kaum Mitternacht! —

So ruft den ſinnenden Muslem,
Der im ſüßen Opiumduft
Sich hingeſtreckt unter Blumen,
Umkoſt von der Abendluft,
So ruft die flüſternde Stimme
Seiner Lieblingsſchönen ihn wach,
Er ſtreckt ihr entgegen die Arme
Und folgt ihr, noch träumend, nach!

So ſprang auch ich jetzt lauſchend
Zum neuen Leben empor,
Es leuchteten noch die Schleier
Aus der dunkeln Ferne hervor;
Raſch folgt' ich, — längs dem Ufer
Ging's fort brückauf und brückab,
Bald lockten Saitenklänge,
Bald war es ſtill, wie ein Grab.

Ein gellender Pfiff! Jetzt ſprangen
Aus dem Schatten zwei Rieſen auf:
Ha! Räuber! Banditen! zu Hülfe!
Ich beflügelte meinen Lauf;
Und alle romantiſchen Kunden
Aus der guten romantiſchen Zeit,
Sie kamen mir da in's Gedächtniß
Die längſt in Vergeſſenheit.

Die vielen Abenteuer
In Novellen ohne Zahl,
Die Poeſie und Proſa
Zur beliebigen Wahl und Qual,
Sie wurden nun wieder lebendig
Und rückten auf mich heran,
So ſah ich mich denn als Helden
Vom ſchönſten Ritterroman.

Schon hatten die Böſewichter
Die reizende Beute gefaßt,
Schon ſchleppten den Raub ſie zum Ufer!
Nun muthig! nun aufgepaßt!

Mit zwei gewaltigen Sprüngen
War das Ziel erstürmt und erreicht,
Ich wunderte selbst mich darüber,
Daß die Sache gar so leicht!

Doch mehr noch mußt' ich mich wundern
Als ich nun näher kam,
Und statt des Degengerassels
Nur Ruderschläge vernahm — —
Es waren zwei Gondelführer,
Zur Heimfahrt hieher bestellt,
Sie hoben die Damen in die Gondel,
Und ich war doppelt geprellt.

Noch hört' ich die kichernden Worte:
Das ist derselbe Narr,
Der am Markusplatze gesessen,
Wie ein Leichnam so stumm und starr!
Damit war dem tollen Zuge
Vernünftig ein Ende gemacht,
Und ich wünschte den fahrenden Schönen
Eine gute glückliche Nacht.

10.

Traum.

Mir träumt', am Markusplatze
Stünd' ich, so wie zuvor,
Da, wo die grimme Tatze
Der Leue hebt empor,

Wo rechts uns die Arkaden
In ihre Lauben laden,
  Und links das Viergeſpann
  Zum Himmel ſtürmt hinan.

Nacht war's, der Mond ſchien helle,
  Und Todtenſtill' umher,
Nur Welle brauſt auf Welle
  Am Strand das nahe Meer,
Und ſpricht mit ernſtem Flüſtern
Die Wächter an, die düſtern,
  Die grau im Sturmeswehn
  Jahrhunderte hier ſtehn.

Vom Markusthurme ſchallet
  Ein dumpfer Trauerſang,
Der langſam wiederhallet
  Das Dogenhaus entlang.
Die zwei, ſo ſtreng ſich trennend
Und für einander brennend,
  Sind Bräutigam und Braut,
  Die doch kein Prieſter traut! —

Ach gleicht die ſtolze, reiche,
  Die königliche Stadt
Nicht einer ſtarren Leiche,
  Die kein Begräbniß hat —?
Die Luft iſt ſtill und zittert,
Weil's in der Fern' gewittert,
  Und ſelbſt der Schifferſang
  Verſtummt, vor Stürmen bang!

Da hebt mit hellen Schlägen
Die Rieſenglocke aus,
Die Leiche will ſich regen
Und ſtreckt die Glieder aus,
Die Glieder und die Sehnen
Verſuchet ſie zu dehnen,
Die einſt ſo eiſenſtark,
Und die jetzt ohne Mark.

Sie ſangen in den Hallen
Sich rings zu rühren an —
Erdfahle Schatten wallen
Nun auf und ab die Bahn —
Nicht die vor einer Stunde
Hier hielten ihre Runde —
Sie ſind aus andrer Zeit
Und kommen weit — ach weit.

Die grabgetünchten Wangen
Verhüllt ein Mantel ganz,
Draus ſprühen nur, zwei Schlangen,
Die Augen Todesglanz —
Kein fröhliches Geſurre,
Kein ſchmerzliches Gemurre,
Nur Schweigen, tief und ſchwer,
Im Grab iſt Leben mehr.

Manch Antlitz iſt darunter,
Das mir ſchon längſt bekannt,
Ich ſah's einſt thatenmunter,
Jetzt iſt es ausgebrannt,

Der Kranz, den ſie erworben,
Verwelkt und abgeſtorben,
Er hat, die er geſchmückt,
Die Stirne wund gedrückt.

Sie huſchen und ſie ſchwirren
Rings um das Dogenhaus,
In dem die Fenſter klirren,
Als wie vom Sturmgebraus,
Und wo ein Fenſter blinket,
Da nickt heraus und winket
Ein gelbes Angeſicht
Im gelben Kerzenlicht.

Das ſind die alten Meiſter,
Die einſt dies Haus bewohnt,
Es wandeln ihre Geiſter
Noch dort, wo ſie gethront,
Vor jedem Erker einer,
Und keiner Ruhe — keiner!
Wie ruhig auch und mild
Im Saale prunkt ſein Bild!

Sie flüſtern dunkle Sprüche
Den Brüdern unten vor,
Ob's Segen oder Flüche,
Verſteht kein irdiſch Ohr;
Was Hochgewitter rauſchen,
Das läßt ſich nicht erlauſchen,
Nur ahnen läßt ſich bang
Ihr räthſelhafter Klang.

Nur ahnen läßt ſich, ahnen,
Was dieſe Sprache meint,
Die Flehen bald und Mahnen,
Bald Drohn und Zürnen ſcheint,
Und endlich leiſe, leiſe,
Wie eine alte Weiſe
Ein grauer Held ſich ſummt,
Im Morgenlicht verſtummt.

11.

Erwachen.

Als ich erwachte, da ſchaute
Der lächelnde Tag herein,
Mit himmelblauen Augen
Und Wangen voll Frühlingsſchein;
Als ich erwachte, da pochte
Das fröhliche Leben an,
Und rief mit heller Stimme:
Mach' auf — nur aufgethan!

Ich ſprang mit beiden Füßen
Empor von der kurzen Raſt,
Und eilte ſchnell zu der Thüre
Und riegelt' auf ſie mit Haſt,
Und die Fee mit dem Zauberſtabe,
Der die Welt berückt und beglückt,
Die lächelnde Fee, das Leben,
Trat vor mich, wie zum Tanz geſchmückt.

Sie berührte meine Stirne
Mit dem roſenduftigen Mund,
Da ſchwanden die Nachtgeſpenſter,
Da war ich wieder geſund.
Dann faßt ſie meine Rechte
Und führet mich zum Fenſter ſchnell,
Und öffnet beide Flügel
Dem goldnen Sonnenquell.

Da lag im Morgenglanze
Vor mir das gewaltige Meer,
Nur kleine Wölkchen hüpften
Wie Kinder darüber her;
Und auf den röthlichen Wogen,
Einer badenden Göttinn gleich
In ihrer friſcheſten Schönheit,
Schwamm das Inſelkönigreich.

O Anblick, heiliger Anblick,
Der jetzt meine Bruſt durchbebt,
O Anblick, wie ich noch keinen
In meinem Leben erlebt,
O präge mit tauſend Farben
In mein glühendes Herz dich ein,
So halt' ich dich feſt und feſter,
So bleibſt du auf ewig mein! —

Wie in ſeliger Morgenfreude
Rings alles funkelt und glänzt,
Und ſelbſt die grauen Paläſte
Ein Strahl von Jugend bekränzt,

Die Schatten ſind gebannet,
Die bei Nacht gehauſet darin,
Jetzt tanzen holdſelige Mädchen
Durch die luftigen Säle hin.

Und drunten, auf den Kanälen,
Da wimmelt's und jauchzt und ſingt,
Es reiht ſich Gondel an Gondel
Und Guitarr' und Flöte klingt;
Sogar um die Seufzerbrücke
Seufzt jetzt nur verliebtes Geneck,
Der Scherz führt als ſeinen Gefangnen
Darüber den finſtern Schreck.

Mit verſchränkten nervigen Armen
Lehnt der Schiffer am Maſt und ſchmaucht,
Indeſſen aus der Kajüte
Herauf ſein Frühmahl raucht;
Er ſieht dem geſchäftigen Kaufherrn
Und dem gähnenden Nobile zu,
Da kommt ein ſchwarzäugiges Mädchen,
Dann ſchwenkt er die Mütze im Nu! —

Und ich? — Vom Markusthurme
Schallt Sonntagsglockenklang,
Da beugen ſich meine Kniee
In der Begeiſterung Drang;
Das Leben aber legt leiſe
Die Hände ſegnend auf mich,
Und weihte ſo den Dichter
Zu ſeinem Jünger ſich!

12.

Vorwärts!

Vorwärts nun! Nicht lang beſonnen,
Und die nächſte Gondel her —
Friſch gewagt, iſt halb gewonnen,
Darum, eh' die Zeit verronnen,
Vorwärts, auf's lebend'ge Meer!

Wie die Wogen freundlich blinken,
Wie aus ihrem feuchten Schooß
Tauſend neue Schätze winken —
Raſch in dieſen Schooß zu ſinken,
Welch ein neidenswerthes Loos! —

Alſo nach dem erſten Zuge
Bebt das Vögelchen und zagt,
Bis die Mutter es, die kluge,
Mit Gewalt zu neuem Fluge
Aus dem warmen Neſtchen jagt.

Alſo nach dem erſten Tauchen
Bebt der Taucher bang zurück,
Doch er lernt die Kraft gebrauchen
Und den letzten Hauch verhauchen
Für ein bischen ſchimmernd Glück!

So der Fremdling, der befangen,
Wie das Vögelchen verzagt,
Wie der Taucher voller Bangen
Und dabei doch voll Verlangen
Sich zu dir, Venedig, wagt.

Vögelchen und Taucher kommen
Endlich zu dem Ziele doch,
Und wie sie ist er beklommen,
Aber muthig fortgeschwommen,
Dann erreicht auch er es noch!

13.

Die Markuskirche.

Im Norden ist zu schauen
Ein wunderbarer Dom,
Der mitten ruht im blauen
Gewalt'gen Meeresstrom;
Es rauschen die Wellen und Wogen
Hoch über den Kuppelbogen,
Und, ein krystallener Schrein,
Hüllt die klare Flut sie ein.

Wenn alle Stürme toben,
Klingt aus der Tiefe mild
Ein Glockenklang nach oben
Und zahmt die Wuth so wild;

Das goldene Kreuz an der Spitze
Dient' oft als geweihte Stütze,
Wenn dem Schiffer in seiner Noth
Keine Rettung der Anker bot.

Im Süden ist zu schauen
Ein andrer Wunderdom,
Der mitten ruht im blauen
Gewalt'gen Meeresstrom;
Doch der liegt noch nicht begraben,
Ueber Wellen und Wogen erhaben
Ragt sein Haupt zum Himmel hinan,
Seinen Fuß küßt der Ocean! —

Dem Schutzpatron zu Ehren
Und seinem Löwensinn,
Damit er möge wehren
Jedem feindlichen Beginn —
St. Markus und seinem Leuen,
Dem Schirmherrn aller Treuen,
Hat Venedig dies Denkmal gethürmt,
Das schon ein Jahrtausend umstürmt.

Auch steht darin zu lesen
Von tausend Jahren her,
Was damals ist gewesen
Und was jetzt nimmermehr —
Vor tausend Jahren das Leben,
Vor tausend Jahren das Streben —
Und jede Wand ein Wappenschild,
Das aus seiner Zeit ein Bild!

Ein Geiſterodem wehet
Hin durch das weite Haus,
Die Ewigkeit, ſie gehet
Darinnen ein und aus,
Und wo ſie kommt geſchritten,
Da bebt von ihren Tritten
Der glatte Boden umher,
Ein ſturmgerütteltes Meer.

Sie iſt's, die aufgeſchlagen
Dieß alte Rieſenbuch,
Und die hineingetragen
Manch inhaltreichen Spruch,
Zwiſchen Luft und Wogen ſchwebend
Und hoch und höher es erhebend
Tragt ſie's zu den Sternen hin,
Dort lieſt Gott ſelbſt darin!

Er lieſt und lieſt darinnen
Und denkt, was iſt und war;
Zwei helle Thränen rinnen
Ihm aus den Augen klar,
Und dieſe Thränen ſinken
Mit Diamantenblinken
Herab auf das letzte Blatt,
Das kein Menſch mehr beſchrieben hat!

14.

Die Triumphroſſe.

Ihr Roſſe, mächt'ge Roſſe, gewalt'ges Viergeſpann,
Wie glänzt die Morgenſonne deine ſchlanken Koller an!
Da klingt von ihren Strahlen der Geiſt, der dich belebt,
Der Künſtlergeiſt, ſo wie er das Memnonsbild durchbebt;
Er klinget ſtark und kräftig hin durch die neue Zeit
Von Thaten und von Kunden aus der Vergangenheit,
Und bei dem ernſten Liede horcht alles rings umher,
Es horcht der greiſe Löwe, es horcht das greiſe Meer,
Die Trümmer uralter Größe, ſie rütteln noch einmal ſich wach,
Und lallen mit ſchwacher Zunge die ſtolze Weiſe nach! —
Ihr Roſſe, dieſelbe Sonne, die jetzt mit Licht euch bekränzt,
Hat einſtens den Lyſippos, als er euch ſchuf, umglänzt;
Aus ihren Feueraugen las er den Siegerzug,
Der euch, wie Alexandern, durch alle Welt hintrug;
Er las ihn, ſeine Seele ward voll dabei und weit,
Denn ſo zugleich auch las er ſeines Werks Unſterblichkeit! —
Es iſt dieſelbe Sonne — auch ihr ſeid dieſelben noch,
Von keinem Zaum gezäumet, unterjocht von keinem Joch.

Ein Römer war der erſte, ein grimmer Nero zwar,
Dem ihr vorangeſprenget — genug, daß ein Römer es war,
Ein Nero, doch ein Römer, ein Römer wie Trajan,
Ihr ſchmücktet beiden wiehernd die Triumphatorbahn!
Das iſt das alte Räthſel, das ewig ſich erneut,
Von wilder und milder Größe, die ſiegt in jedem Streit —
Für wild' und milde Größe wart ihr ſtets aufgeſchirrt,
Doch immer nur für Größe — das iſt es, was euch ziert.
Geſchwunden war dieſe Größe, da ihr aus Roma zogt,
Und vor dem Chriſtenhelden, dem Konſtantinus flogt,
Nach Oſten hin, nach Oſten, zum herrlichen Byzanz,
Wo eine neue Sonne ſich hebt im neuen Glanz;
Denn Sonnenroſſe ſeid ihr, der Sonne ſelbſt entflammt,
Die heiß aus euern Augen, aus euern Nüſtern flammt.
Jetzt kamen traurige Tage, und eine traurige Raſt,
In der euch Schatten von Männern mit weibiſchem Prunk umpraßt—
Es ſchwieg die Schlachttrompete, nur Cymbel und Flöte klang,
Und den Kranz erhielt die Puppe, die am flinkſten im Tanze ſprang.
So ſtandet ihr fremd und einſam mit eurem feurigen Muth,
Und Nachts da hört man euch weinen vor grimmiger Scham und Wuth! —
Geduld, Geduld, dieß Weinen wiederhallt am Himmelszelt,

Die Wogen und Winde tragen es durch die weite Welt, —
Schon horcht der Markuslöwe — ihn ſchmerzet euer Bann,
Er will euch draus befreien, er will es, und er kann.
In ſeiner Edlen Mitte ſteht auf ein blinder Greis,
Der ſieht mit innern Augen des höchſten Sieges Preis —
Er ſieht mit innern Augen ein ew'ges Morgenroth,
Licht, Licht nach allen Nächten und tiefer Pein und Noth.
Es haben hundert Jahre das greiſe Haupt umſauſt,
Es haben Donner und Stürme das weiße Haar durchbrauſt,
Es hat ihn noch am Leben Todfinſterniß umhüllt,
Und mit des Grabes Schrecken ſein kühnes Herz erfüllt;
Dennoch ſchlägt es wie einſtens, ſchlägt in der alten Glut
Aufflammend voll Begeiſt'rung und heil'gem Heldenmuth.
So ſtürmt aus ſeinem Neſte der hundertjähr'ge Aar
Noch einmal auf zur Sonne, die ſtets ſein Leitſtern war,
Grau iſt ſchon ſein Gefieder und lichtlos iſt ſein Blick,
Und dennoch rauſcht er aufwärts vertrauend dem Geſchick; —
So ſpringt von ſeinem Lager der blinde Dandolo
Und rauſcht, ein andrer Adler, zum Thor des Oſtens ſo;
Die Silberlocken löſt er, als ſeine einz'ge Zier,
Sie flattern wild im Sturme, ein heiliges Panier;

Und wo es blitzt und flattert, da iſt der Sieg dabei,
Und wo es blitzt und flattert, da jauchzt Triumphgeſchrei! —
Triumph, Triumph, ihr Roſſe, das iſt das Loſungswort,
Das Wort, dem ihr gehorchet, wie reißet es euch fort!
Erwacht aus eurem Schlummer ſtürmt ihr im Flug dahin,
Beſeelt von neuem Leben und neuem Lebensſinn —
Triumph, Triumph — von allen, die je gefeiert ihr,
Scheint dieſer doch der größte, der ſchönſte ſcheint er mir! —
Im Kampfe der Begeiſtrung errang ihn ein blinder Held,
Und es wird einſt ſingen und ſagen von ihm die ſpäte Welt,
Sie wird noch ſingen und ſagen von der Byzantiner Schlacht,
Wenn längſt die Flamme erloſchen, die ein Dandolo angefacht! —
Drum wetzt die goldnen Hufe, die ſchlanken Hälſe ſtreckt,
Und eilt voran dem Führer, der aus tiefer Nacht euch erweckt!
Seht, ſeht, er kennt euch, kennet den Geiſt, der euch beſeelt,
Drum hat er in ſeiner Heimat den würdigſten Platz euch erwählt!
Da wo St. Markus thronet, und neben ihm der Leu,

Da sollt ihr künftig hausen, wie dieser hoch und frei,
Als Wächter an der Pforte zu jenem Heiligthum,
In dem Venedigs Größe, in dem Venedigs Ruhm! —
Und so seid ihr gestanden wohl manch Jahrhundert lang,
Als Wächter an der Pforte in aller Zeiten Drang;
Geschlechter kamen und gingen mit ew'gem Wechseln hin,
Und wie sie selber wechseln, so wechselt auch ihr Sinn.
Ihr sahet langsam sterben am Geiste und am Leib
Venetia. das schöne, das königliche Weib,
Ihr sahet es und ihr bliebet, ob sie auch noch so krank,
Ihr sahet es und ihr bliebet, wie ärmlich auch der Dank.
Umsonst hat der Pirate zu rauben euch getobt,
Umsonst der Genuese zu zäumen euch gelobt,
Umsonst die blinde Volkswuth zu euch emporgeflucht,
Umsonst Patrizierhochmuth zu stürzen euch versucht,
Ihr bliebt und bleibt dieselben, so stark noch und so frei,
Als ob die Zeit noch immer, so wie sie war, auch sei! —
Da endlich, endlich stieg es im Westen finster auf
Das Riesenungewitter, das rasch sein Siegeslauf
Durch alle Welt getragen, das alle Welt umzückt,
Und alle Welt gebeuget, und alle Welt gedrückt.
Ein Gott belebt die Wolken, ein zorn'ger Donnergott,
Der da mit Blitzen herrschte, und der mit Stürmen gebot;

Am heiter blauen Himmel Italiens hat er
Zuerſt ſich aufgethürmet in Maſſen trüb und ſchwer,
Und bei Marengo war es, am heißeſten Sommer-
tag,
Da hat die Erde gebebet von ſeinem erſten Schlag;
Da hob aus Blut und Leichen der gewalt'ge Geiſt ſich
empor
Und drang, durch nichts gehemmet, zu ſeinem Ziele
vor,
Stets weiter und ſtets weiter und immer unbeſiegt,
Und Könige und Völker zu ſeinen Füßen geſchmiegt! —
Er ſah euch an dem Grabe Venedigs trauernd ſtehn,
Und eure Mähnen doch noch wie zum Triumphe wehn,
Da hat er bei dieſen Mähnen euch raſch und muthig
gefaßt,
Und ſchwang ſich auf euren Rücken, und jagte dahin
ohne Raſt.
So jagt der wilde Jäger in tiefer Mitternacht,
Zur Wette mit der Windsbraut treibt ihn geſpenſtiſche
Macht,
Er jagt und jagt ſich ſelber bis zu dem Morgenroth,
Dann ſinket er zuſammen — er jagte ſich zu Tod.
Auch er hat ſo gejaget zu Tode ſich und euch,
Er, dem an Muth und Geiſte auf Erden keiner gleich;
Er hat ein trüber Herrſcher geherrſchet mit dem
Schwert,
Bis er dies Schwert am Ende nach der eignen Bruſt
gekehrt;
Er hat ſo lang gekämpfet, er hat ſo lang geſiegt,
Bis er ſich ſelbſt bekämpfend ſich ſelber unterliegt!

Warum, warum, o Leben, gerade dieſes Loos,
Warum gerade dieſes für das, was hoch und groß?
Das Kleine, das Gemeine, das bleibt ſich immer Freund,
Indeſſen das Erhabne ſein eigner, ſchlimmſter Feind,
Und wo in tauſend Jahren einmal ſolch ein Rieſenheld
Zum Himmel ſich erhebet aus kahlem Erdenfeld,
Da wohnt in ſeinem Herzen gewiß auch ſchon die That,
Mit der er ſelbſt zertrümmert, was er ſelbſt geſchaffen hat,
Da ſchwimmt die wüſte Inſel ſchon längſt im Ocean,
In deren kleinem Grabe ſich ſchließt die große Bahn. —
Ein Grab und eine Leiche, umarmt vom weiten Meer,
Und dieſes Grab iſt ſeines, und dieſe Leich' iſt — Er! — —
Ruht aus, ruht aus, ihr Roſſe, von dieſem letzten Zug,
Ruht aus, von dieſem letzten, von dieſem höchſten Flug;
Ruht aus, wie er nun ruhet, der euch gelenket hat,
Ruht aus, nach ſolchem Ritte, da wird man müd' und matt;
Zurück, zurück aus Weſten, dort ſchließt die Sonne den Lauf,
Zurück, zurück nach Oſten, dort geht ſie wieder auf,
Dort möget Raſt ihr halten — es kommt die Zeit der Raſt,
Wie ſie ſich auch geberdet voll Eifer und voll Haſt;

Sie kämpfet mit Sentenzen und trifft mit Worten nur,
Von echten Ritterthaten verſchwand die letzte Spur;
Es iſt ein leeres Prunken, ein hohles Kampfgeſchrei,
Ein thöricht Spiegelfechten und kein Triumph dabei.
Kein ſolcher, edle Roſſe, wie ihr gefeiert ihn,
Die Tage dieſer Schlachten, ſie ſind dahin, dahin!
Drum ſenkt die muth'gen Häupter, die Hufe ſtreifet ab,
Und weilt erhabne Reſte, auf dem erhabnen Grab,
Auf das ihr, als ein Denkmal der Größe ſeid geſtellt,
Die einſt die Welt erſchüttert, die jetzt erhebt die Welt —
Ein ſolches Grab zu Füßen — ein Meer im Angeſicht,
So, Viergeſpann des Sieges, vergißt man Siege nicht!

15.

Der Dogenpallaſt.

So ſteh' bei Tageshelle
Ich nun an deiner Schwelle,
Du Haus verſunkner Macht;
Doch wie ich drüber ſchreite,
Iſt mir es als begleite
Der Traum mich dieſer Nacht.

Und Schein und Sein vermengen
Mit wunderlichem Drängen

Sich in ein Ganzes jetzt,
Das Leben halb, halb Träumen,
In dieſen weiten Räumen
Entzückt mich und entſetzt.

Das alſo war der Rieſe
Im Flutenparadieſe,
Der mit gezücktem Schwert
Gehoben es, geſtützet,
Der es beſchirmt, beſchützet,
Bis er es ſelbſt entehrt!

Ein Gott, doch gottverlaſſen,
Ein Engel, doch zum Haſſen,
Ein Held und doch kein Mann,
Ein Heil'ger und ein Sünder,
Ein Vater ohne Kinder,
Ein Freier und Tyrann!

Bald Herr, bald unterthänig,
Bald Bettler und bald König,
Gekrönt bald, bald verbannt,
Ein Bild von aller Größe,
Ein Bild von aller Blöße,
Das durch ſich ſelbſt entmannt.

Noch ſind's dieſelben Bogen,
Kühn durch die Luft gezogen,

Die manchem würd'gen Haupt
Den Siegeskranz geſpendet,
Doch manches auch geſchändet
Das längſt ſchon kranzumlaubt.

Noch ſind's dieſelben Hallen,
Die ſtolzeſten von allen,
Weil drin das Glück gebot, —
Das Glück ging aber wandern,
Und machte Platz zwei andern:
Dem Schweigen und dem Tod!

Ja, ſtumm und lautlos lieget,
Vermodert und verſieget,
Vor mir der Königsbau;
Er prunkt zwar noch und ſlimmert,
Doch auch das Sargtuch ſchimmert
Vom Katafalk — zur Schau!

16.

Der Dogenſaal.

Die Flügelthüren rauſchen, die Halle thut ſich auf,
In der von hundert Helden aufflammt der Heldenlauf.

In der von hundert Helden die Bilder sind zu sehn,
Und heilige Geschichten, die drin geschrieben stehn;
Begeisterung durchschauert mein Herz und meinen Sinn,
Wie durch die Aeolsharfe der Nachtsturm schauert hin;
Und in des Saales Mitten taucht auf mit ernstem Blick,
Mit weithin flatternden Haaren das alte Weltgeschick.
Und an des Saales Decke, hoch über Raum und Zeit,
Rauscht im gewalt'gen Fluge die ew'ge Gerechtigkeit;
Und an des Saales Ende steht eine dritte Frau,
Die schreibt in einem Buche und ist vom Schreiben schon grau.
So wie die drei erscheinen, seufzt es von den Wänden schwer,
Und die blassen, die bleichen Bilder erblassen, erbleichen noch mehr;
Ja manches starre Auge belebt sich wunderbar,
Und eine Thräne funkelt darinnen tief und klar! —
Ihr armen, armen Helden, ob noch so muthig und reich,
Doch ärmer, als der Aermste, ob Königen einst gleich,
Was euer Lohn? Der Schatten von eurem frühen Grab!
Was eure Macht? — Von Binsen ein dürrer Herrscherstab!
Wie oder wär' es anders? — Im Angesicht der drei
Beschwör' ich euch, o saget, ob es doch anders sei?

Sprich Dandolo, du Stolzer, ſtarbſt du vor Kummer nicht?
Und du, Ziani, frommte dein Opfer für die Pflicht?
Und du Peloponneſer — der Name klingt recht gut,
Doch konnt' er dich beſchützen vor der Verleumdung Wuth?
Du endlich, Contarini, dem noch der Sieg gelang,
Als Genua ſchon die Zügel um die Markusroſſe ſchlang, —
Wie dankte dir's Venedig, daß du es kühn befreit,
Das Doria bei Giozza dem Tode ſchon geweiht?
Sie ſchweigen, ſchweigen, ſchweigen! — Beredtes Schweigen dieß!
So iſt es denn entſchieden, ſo iſt es denn gewiß,
Daß unter hundert Helden nicht Einer auserwählt,
Der unter ſeinen Kränzen den echten Kranz gezählt,
Den echten menſchlich-ſchönen, der menſchlich auch beglückt,
Der nicht die Stirne röthet, und der das Herz doch ſchmückt! —
Da faßt mich tiefe Wehmuth, doch jene ernſten drei,
Sie nicken mit den Häuptern und lächeln ſtill dabei,
Und ſeine Haare ſchüttelt, wie Schlangen das Weltgeſchick,
Und auf die Bilder weiſend ruft es: »Iſt dieß das Glück!«
Und ihre Wage richtet die ew'ge Gerechtigkeit
Und auf die Bilder weiſend ruft ſie, »Vergangenheit!«
Doch langſam von ihrem Stuhle erhebt die dritte ſich

Und donnert durch den Saal hin: »Die Geſchichte nennt man mich:
»Sie ſchweigen — ſchweigen — ſchweigen — ich aber ſpreche fort,
»Wenn alles längſt verklungen, dann gilt allein mein Wort:
»Von hundert zehn geſtorben, verjagt vom Vaterland;
»Von hundert zehn ermordet im wilden Aufruhrsdrang,
»Und wieder zehn verſenket in dumpfe Kerkernacht,
»Und wieder zehn geſchlachtet als Opfer in der Schlacht,
»Und wieder zehn, die ſelber entſagten ohne Dank,
»Und wieder zehn verſiechend, an ihrer Größe krank —
»Da ſind von hundert ſechzig, es bleiben vierzig noch
»Die vierzig waren Sklaven in einem goldnen Joch!« —
So zetert die Geſchichte, — Entſetzen rüttelt mich,
Die Bilder in ihren Rahmen verwirren und vermengen ſich,
Und alle Züge verſchwimmen, und alle Farben ſind todt,
Nur Eine, die funkelt und lebet — das helle blut'ge Roth;
Das leckt mit tauſend Zungen und flammt, ein Flammenguß,
Mit tauſend ſprühenden Funken dahin im raſchen Fluß,

Nur eine einz'ge Stelle bleibt fleckenlos und rein,
Ein Diamant im Blute, sie muß gefeit wohl sein,
Sie, die sonst nächtlich dunkel, ward plötzlich weiß und hell,
Es hat sie rein gewaschen der rothe heiße Quell;
Das ist die Trauerstelle für Falieri bestimmt,
Der Platz, von dem die Nachwelt das Schauerwort vernimmt:
»Marino Falieri, der verrieth das Vaterland,
»Er war hierher berufen, doch er starb von Henkershand! —
»Marino Falieri, dich traf der Rache Schwert
»Und keines Denkmals hielt dich die Nachwelt damals werth!
»Marino Falieri, von allen, allen hier
»Ist jetzt das größte Denkmal geblieben dir — nur dir!
»Denn über alle andern strömt hin nur die Purpurflut,
»Dein Name nur strahlt glänzend, wie einst gestrahlt dein Muth!
»Marino Falieri, dein letzter Fluch so schwer
»Ist nun erfüllt: kein Doge, kein Rath der Zehen mehr!
»Und hier, wo sie gerichtet, und hier, wo sie verdammt,
»Da sind sie nun selbst gerichtet, da sind sie nun selbst verdammt!«

17.

Die Seufzerbrücke.

In einem dunklen Gäßchen,
Wie ein Sarg ſo eng und ſchmal,
Da ſtehn ſich gegenüber
Das Haus der Luſt und Qual.

Das eine gleicht der Jungfrau
Im funkelnden Hochzeitsſchein,
Das andere der Wittib
Am ſchwarzen Leichenſtein.

Und dennoch reichen beide
Die Hände ſich zum Bund;
Es küſſen dennoch beide
Sich Wangen, Stirne, Mund;

Und dennoch jammern beide
Im Hauſe der Luſt und Qual,
Die Wittib am Leichenſteine,
Die Jungfrau im Hochzeitſaal.

Die Wittib um einen Todten,
Den kein Leben ihr wiedergibt,
Die Jungfrau um einen Lebend'gen,
Den ſie zu Tode liebt.

Und ihre Seufzer hauchen
Zuſammen in einen Kuß,
Und ihre Thränen fließen
Zuſammen in einen Fluß.

Die Thränen ſind die Wellen,
Die ſie ſcheiden und einen auch,
Die Seufzer heben und ſenken
Die Thränen mit ihrem Hauch.

Und ihre verſchlungenen Hände,
Die ſind der traurige Pfad,
Den keiner zurückgekehret,
Der einmal ihn betrat.

18.

Das Arſenal.

Es raſſelt das Thor, der Riegel ſpringt,
Der Hammer pochet, der Ambos klingt;
Eine Stadt in der Stadt, ein Leben im Leben,
Das tauſend rührige Arme heben!

Da regt ſich und rührt ſich der ſchöpfende Fleiß,
Der was er vollbringet, berechnet und weiß,
Und feſt und ſicher und abgeſchloſſen
Vom Kleinen ſich wendet zum Größern und Großen.

Er bauet und zimmert das ſchwankende Haus
Und ſchiffet damit in die Ferne hinaus,
Und bindet Brüder und Völker und Meere,
Und Hemiſphäre an Hemiſphäre!

Du nacktes Gerippe von Eiſen und Holz,
Demüthig im Anfang, am Ende ſtolz,
Wenn einmal dein Bau gefügt und geweitet
Dem Sturme die Bruſt entgegenbreitet;

Wie gleichſt du doch ganz dem Menſchenſinn,
In ſeinem Entſtehen und ſeinem Beginn:
Da bildet auch die Schule und Regel,
Bis feſt das Tauwerk und fertig die Segel;

Dann wird das tüchtige Fahrzeug flott
Und fährt vom Stapel in's Leben mit Gott,
Und ſtrebt immer weiter, und kehrt immer reicher
In den Hafen zurück, um zu füllen die Speicher! —

Stets hat mich ſo rührige Thätigkeit
Im innerſten Herzen erquickt und erfreut —
Wo alle Theile ins Ganze greifen,
Da müſſen am Baume die Früchte reifen! —

Das iſt die Gegenwart, wie ſie ſchafft,
Es blitzet ihr Auge vor muthiger Kraft,
Sie wurzelt feſt auf ſicherm Grunde,
Mit der Zeit und dem Leben im mächtigen Bunde.

Sie weiß nichts von Trümmern und vom Vergehn,
Sie weiß nur vom Schaffen und vom Beſtehn,
Sie kümmert ſich nicht um graue Sagen,
Ihr Buch iſt die Welt, die ſie aufgeſchlagen.

Sie ſchüttelt meine Rechte wie dem Manne der Mann,
Sie ſchaut mir ernſtfreundlich in's Auge dann,
Und es wird mir trotz all dem Geklapp und Gebrauſe
So heimiſch, als ſei ich nun wieder zu Hauſe!

19.

Die Merceria.

Wie das funkelt, wie das blitzet,
Wie das flimmert, wie das glitzet,
Aus der alt' und neuen Welt
Hier zum Markte hingeſtellt,
Aus dem Weſten, aus dem Oſten
Magſt du reiche Gaben koſten,
Was der Süd nicht haben kann,
Bringt der Nord, der Eiſemann.

Was da feindlich ſonſt geſchieden,
Das vereint ſich hier im Frieden,
Denn es reichet brüderlich
Haus um Haus die Hände ſich;

Was Natur, die Mutter ſpendet,
Was die Tochter Kunſt vollendet,
  Götterkraft und Menſchenwitz,
  Ladet uns hier zum Beſitz.

Wie das Gäßchen ſchmal und kleine
Gleicht es einem dunklen Schreine,
  Drin verborgen alles Gut
  Aus dem Schooß der Erde ruht,
Zwiſchen Perlen und Kriſtallen,
Diamanten und Korallen,
  Edler Stoffe Farbenpracht,
  Die in bunter Fülle lacht.

Blumen, Steine und Metalle,
Sie beſeelen alle — alle
  Geiſterchen, die hin und her
  Flattern in der Kreuz und Quer;
Bald zum Auge, bald zum Herzen
Flattern ſie mit loſen Scherzen,
  Haſchen doppelten Gewinn:
  Käufer mit der Käuferin! —

Wär' ich nur, ihr art'gen Geiſter,
Wär' ich euer Herr und Meiſter,
  Andre Arbeit wüßt' ich euch,
  Und ihr wärt mir dienſtbar gleich!
Seht, dort mit verſchamten Wangen
Kommt ein holdes Kind gegangen,
  Doch die Reize all verſteckt
  Dürftigkeit, die ſie bedeckt.

Fort mit dieſer armen Hülle!
Eurer Gaben reichſte Fülle
  Sei der Schönheit hier beſchert,
  Schönheit iſt des Schönſten werth!
Perlen ſteckt als Blütenflocken
In die ſchwarzen Ringellocken,
  Hüllt den Hals, ſo ſchlank und fein,
  In das weichſte Tuch mir ein!

Weiters ſollt mit Silberſpangen
Ihr den runden Arm umfangen,
  Um den Leib, ſo ſchlank und hold,
  Schling' ein Gürtel ſich von Gold,
Und es ſchaukle auf den Wellen,
Die den ſchönſten Buſen ſchwellen,
  Sich ein Demant, der ſo rein
  Wie die Jungfrau ſelbſt muß ſein! —

Schöne Wünſche! Ach, ſie waren
Mährchen aus den Kinderjahren,
  Ihre goldne Feenzeit
  Tödtet kalte Wirklichkeit —
Ob auch all die Schätze funkeln,
Bleibt das Mädchen doch im Dunkeln,
  Eins nur iſt es, was ſie ſchmückt —
  Eine Thräne, halb zerdrückt!

20.

Ponte Rialto.

Luſtig, luſtig, hier iſt Leben,
Wie's die Zeit, die Stunde geben,
Markt und Kirchtag, Tanz und Schmaus,
Offner Tiſch in jedem Haus!

Offner Tiſch und offne Arme,
Nach der Gäſte frohem Schwarme
Langen ſie und haſchen ſie,
Und an Gäſten fehlt es nie.

Offen, offen, alles offen,
Doch den täuſcht ſein ſüßes Hoffen,
Der dieß offen hält für frei,
Nein, die Zech' iſt auch dabei.

Nein die Zech', und welche Zeche!
Mancher ſitzt damit im Peche,
Weil er nicht daran gedacht,
Und ſie ohne Wirth gemacht.

Ja, was gut iſt, das iſt theuer,
Und was gut iſt und was theuer,
Findet aufgehäuft ſich dort —
Kennt doch alle Welt den Ort!

Denn Rialto iſt ſein Name,
Und die Herrn mit ihrem Krame
Schlagen beim Verkauf und Kauf
Gern den alten Ruhm mit auf! —

Ponte Rialto, ſchöner Bogen
Luftig durch die Luft gezogen,
So in einem Guß und Schwung,
Wie ein edles Roß im Sprung.

Doch des edlen Roſſes Rücken
Soll unedle Laſt nicht drücken,
Aber deinen beugt und biegt
Trödelwaare, die man wiegt.

Shylock, Shylock ſpukt noch immer
Ueber ſeines Hauſes Trümmer,
Am Rialto hielt er Wacht,
Am Rialto Tag und Nacht.

Sitzt in allen Schacherbuden,
Fährt in alle Schacherjuden,
Feilſcht mit Fluchen und Gekreiſch
Immer noch um Menſchenfleiſch.

Darum ſend', o Rieſendichter,
Einmal uns noch deinen Richter,
Den gerechten weiſen Mann,
Der allein hier helfen kann.

Fort, hinweg mit dem Geſindel,
Schnüren ſoll es ſeine Bündel,
Sonſt verſchachert es nach Brauch
Uns die Brück' am End' noch auch.

21.

Das Madonnenbild.

Von all dem Schauen müde,
Von all dem Hören matt,
Kam ich wie ein Praſſer vom Mahle
Ganz übervoll und ſatt;
Der Abend begann ſchon zu dämmern,
Das Ufer war menſchenbelebt,
Da ſah ich von weitem eine Ampel,
Die um ein Altärchen ſchwebt.

Und um das Altärchen knieten
Beim Ave-Maria-Klang
Viele ſchöne bleiche Kinder
Im ſtillen Andachtsdrang;
Sie knieten und beteten brünſtig,
Und der höchſte Uebermuth
Nahm, führt' ihn ſein Weg vorüber,
Ehrfürchtig herab den Hut.

Da trat ich nah und näher, —
Es war ein Madonnenbild,
Zwar von der Zeit ſchon gebleichet,
Doch immer noch ſchön und mild;
Von friſchen Kränzen umwunden
Nickt ſie herab vom Altar,
Wie eine freundliche Mutter
In ihrer Kinder Schaar.

Eine Mutter von ihren Töchtern
In der Dämmerſtunde umringt,
Die alte Mährchen und Lieder
Den Mädchen erzählt und ſingt;
Sie ſchauen mit großen Augen
Holdgläubig zu ihr hinan,
Und küſſen, hat ſie geendet,
Ihr dankbar die Hände dann!

Ja, dieß iſt freundliches Leben,
Das mir Seele und Herz erquickt,
Die ſo lange, ſo lange nur Gräber
Und Todte darinnen erblickt —
Wie klein und ärmlich das Bildchen
Und wie dürftig es auch gemalt,
Jetzt iſt es mir lieber als alle,
Die mit Farbenpracht mich umſtrahlt! —

Da hob ſich aus der Mitte
Ein ſchlank gebautes Kind —

Die ſchönſte war ſie von allen,
Doch, heiliger Gott, ſie war blind!
Lichtlos das blaſſe Antlitz
Und ſtarr zum Himmel gewandt,
So führt ſie ihr Schweſterchen ſachte
Wie ein Lamm an der kleinen Hand.

Ich hielt ſie auf mit der Bitte,
Sie möchte doch künden mir
Wie denn die Madonna heiße,
Die ſo brünſtig verehret hier;
Da liſpelt ſie kaum vernehmlich:
Wir alle ſind verwaiſt,
Madonna Annonciata
Iſt's, die uns kleidet und ſpeiſt!!! —

Madonna Annonciata,
Du heiliges Mutterherz,
An dem die Waiſen liegen
Vergeſſend ihre Noth, ihren Schmerz,
Madonna Annonciata,
Dein kleiner Altar hat
Den reinſten Troſt mir gegeben
In der großen troſtloſen Stadt.

22.

Abſchied.

Nun wird es ernſt, nun wird es Zeit,
Der Tag iſt kurz, der Weg iſt weit,
Und eh ich's noch geahnet,
Heißt es: Leb wohl Venetia,
Schon iſt die ſchnelle Gondel da,
Der Schiffer klopft und mahnet!

Leb wohl, du Wogenkönigreich,
In deinen Trümmern ſelbſt noch reich
Und lebend noch im Grabe,
Du gabſt viel edle Gaben mir,
Doch als die größte dank' ich's dir,
Daß ich geſchaut dich habe.

Daß ich geſchaut dich und beweint,
Nicht blos zu ſchauen dich gemeint,
Nein, dir im Aug geleſen!
Daß ich geſchaut dich voll und ganz,
In deinem Schatten, deinem Glanz,
Was iſt und was geweſen!

Leb wohl! Dort rollet ſchwarz und ſchwer
Am Himmel ein Gewitter her,
Der Sturm iſt ſein Begleiter,
Schon zuckt der gelbe Wiederſchein
Mir recht! muß es geſchieden ſein,
So zieh' im Sturm ich weiter! —

Mein Herz iſt bang, mein Aug iſt trüb,
Und doch hat mich hier niemand lieb,
Kaum kennt und nennt mich einer;
Und ſo wie ich gekommen bin,
Ein Fremdling zieh ich wieder hin —
Wer denkt, wer denkt wohl meiner?

So eilt der Wandrer fort und fort
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
In ew'ger Flucht auf Erden;
Er eilt thalein, er eilt thalaus,
Iſt nie daheim, iſt nie zu Haus,
Wann wird ihm Ruhe werden? —

Ach Ruhe, Ruhe, ſüßer Klang,
Wie lange mir ſchon fremd, wie lang!
Dich ſucht' ich, ſucht' ich immer.
Auf Alpenſpitzen rang ich mich,
Auf weite Meere ſchiffte ich,
Und fand dich, fand dich nimmer.

Ja ſelbſt in meinem Heimathland,
An das mich knüpft manch theures Band,
Selbſt dort mußt' ich dich miſſen;
Du warſt das Vließ, du warſt der Stern,
Der mich gelockt in weite Fern',
Und der mich fortgeriſſen.

Dir gab ich alles, alles hin,
Nur nicht den feſten Lebensſinn,

An den ich mich noch halte;
Dich find ich doch auf Erden nicht,
Er bleibt mir treu, wenn alles bricht,
Und wie es ſich geſtalte!

Ja Lebensſinn und Lebenskraft,
Die innen keimt und außen ſchafft,
Das ſind die beiden Stäbe,
Mit denen zieh' ich muthig hin,
So lang ich auf der Wallfahrt bin,
Und lebe fort und lebe!

Ludwig Halirsch's literarischer Nachlaß.

Herausgegeben

von

Johann Gabriel Seidl.

Zweites Bändchen.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold.
1840.

Inhalt

des

zweiten Bändchens.

Seite

Die jungen Herzen. Novelle. 1

Belladonna. Novelle. 75

Die jungen Herzen.

Novelle.

(Vollendet in Mailand, 1831.)

Auf den kleinen Reisen, die ich im Frühjahre und Sommer gewöhnlich zu meiner Erholung mache, versäume ich es nie, wenn es mich auch einen Umweg kosten sollte, das Städtchen G—* zu besuchen. Es ist dies einer jener stillen, heitern Provinzialörter, die durch ihre freundliche Lage, durch ihre Nettheit, Wohnlichkeit und Behaglichkeit stets in ganz eigener wohlthätiger Weise auf mich gewirkt haben. Man findet hier alles anders als in der Residenz; Ruhe und Einförmigkeit, kein Lärm, kein Wechsel — aber solch ein Ruhepunkt thut nach einem bewegten Leben wohl, man fühlt sich in die Kindheit zurück versetzt, nach welcher der Mann im thätigsten Wirken doch zuweilen einen sehnsüchtigen Blick wirft, und man wird wohl selbst wieder ein Kind, wenn auch nur auf Tage und Wochen. Ich wenigstens vermag den schönen, reinmenschlichen Eindruck kaum zu schildern, den es mir gewährt, den einfachen, immer gleichen, aber immer auch gleich glücklichen Tageslauf der zufriedenen Menschen zu beobachten, welche in solchen Städtchen zu Hause sind. Der Morgen, der Mittag und Abend gehen im ruhigen geregelten Gange, heute so wie gestern, fort — punkt sechs Uhr wird aufgestanden, punkt zwölf Uhr kommt die Suppe auf den Tisch, und mit dem Ave Maria versammelt sich vor jedem Häuschen auf der steinernen Bank die zufriedene Familie, die

es bewohnt, mancherlei beschwatzend und belachend, bis endlich die dämmernde Nacht das stille Bild abschließt. Der Großstädter macht sich über diese Einfachheit und Einförmigkeit lustig und parodirt dieselbe, aber er bedenkt nicht, daß sein Wirkungskreis der Satyre ein noch größeres Feld einräumt, daß sich alles in's Lächerliche wenden läßt, und daß die Großstädterei am Ende dieselben Thorheiten und Schwächen zur Schau stellt, wie die Kleinstädterei, nur — was schwerlich zu ihrem Vortheile spricht — in Masse und im ganzen; wo im Gegentheile die letztere sich eben nur im kleinen und einzelnen erweiset.

Inzwischen ist es nicht allein dieses Gefühl, halb aus Erinnerungen an eine gemüthliche Vergangenheit, halb aus dem Genusse einer eben so gemüthlichen Gegenwart bestehend, was mich nach G—* lockt, sondern es gibt dort noch insbesondere zwei Menschen, die mit mir verwandt und mir seit Jahren lieb und theuer geworden, und auf meine Theilnahme den ersten und gerechtesten Anspruch haben.

Wer das Städtchen G—* kennt, der kennt gewiß auch das kleine schmale weißgraue Haus mit dem rothen Dache, das rechts am Platze, zwischen der Pfarrerwohnung und dem Schulhofe wie ein schlankes freundliches Kind zwischen zwei alten ansehnlichen Herrn stehet. Dicht vor ihm liegt das kleine, mit etlichen Bäumen bepflanzte Gevierte, das die guten Leute ihre Promenade nennen, und in dessen Mitte der einzige Brunnen lustig und hell seine Fluten aus dem Rachen eines alten bemoosten Delphins in das ziemlich verwitterte Becken sprudelt. Das Häuschen

hat nur einen Stock und nur vier Fenſter, aber dieſe ſind ſo ſpiegelhell, daß die Morgenſonne ſich gerne darin beſchaut, wenn ihr nicht die netten grünen Jalouſien dann und wann eiferſüchtig den Eingang verwehren.

Wer nun dieß alles bemerkt hat, dem iſt wohl auch die alte Dame nicht entgangen, welche gewöhnlich am äußerſten linken der vier Fenſter zu ſitzen, und entweder eine weibliche Arbeit zu verrichten oder zu leſen pflegt. Ihr ſchneeweißer Morgenanzug glänzt von weitem, und das blanke zierliche Häubchen nimmt ſich auf den ſorgfältig gedrehten grauen Locken gar nicht übel aus; alles iſt ſo reinlich, ſo einfach und ſo liebenswürdig an ihr, daß man ihr ſchon deßwegen gut ſeyn muß, wenn man ſie auch ſonſt nicht perſönlich kennt. Jeder, der vorüber geht, grüßt zu ihr hinauf und ſie erwiedert freundlich nickend den Gruß, er mag kommen, von wem er wolle. — An dem äußerſten rechten Fenſter dagegen zeigt ſich um dieſelbe Zeit eine andere Erſcheinung. Es wird nämlich ein hoher ſtattlicher Mann mit ſchneeweißen glänzenden Haaren ſichtbar, unter denen das friſche freundliche Geſicht mit den hellen blauen Augen gar lieblich und heiter hervorblickt. Naſe, Mund, Kinn, jeder einzelne Zug in dem gutmüthigen Antlitze verräth, daß der Mann einmal ſchön geweſen ſei, und es auch jetzt noch ſei, weil auch das Alter ſeine Schönheit hat. Ein rothes Mützchen mit goldener Quaſte ſchaukelt ſich auf den Silberlocken, und der buntſeidene Schlafrock nimmt ſich in ſeinem Faltenwurfe um die breite Bruſt ſtattlich genug aus — die Meerſchaumpfeife mit dem

langen Weichselrohr, blauen Schnüren und bernsteinernem Mundstücke, aus welcher duftige Wölkchen in die Morgenluft kräuseln, darf nicht vergessen werden, um dieses Bild zu vollenden, das mit jenem der ehrwürdigen Dame auf der andern Seite unter dem Rahmen der blanken Spiegelscheiben zwei Gemälde aus der besten holländischen Schule gibt. Dann und wann geschieht es wohl auch, daß der alte Herr bei seiner zierlichen Nachbarin erscheint, und sich von dieser etwas vorlesen läßt, wo dann aus den Bewegungen seines Kopfes und seiner Hände der Antheil abgenommen werden kann, den er an der Sache nimmt;— oder aber die gute Frau kommt in ihrem weißen Kamisole auch wieder an das Fenster ihres heitern Nachbars, und lehnt sich im traulichen Gespräche mit ihm hinaus.

Diese Scenen, welche sich täglich erneuern, werden erst unterbrochen, wenn von dem Pfarrthurme die eilfte Stunde schlägt. Dann verschwinden beide vom Fenster, und bald darauf sieht man die alte Dame mit einem saffianenen Gebethbuche, von einem lieblichen, wahrhaft jungfräulichen Mädchen begleitet, in die gegenüberstehende Kirche zur Messe wandeln, indeß der weißlockige Greis etwas später auf einem wohlbeleibten Zelter zum Thore hinaus trabt, dem ein junger Bursche folgt, dessen offenes zutrauliches Gesicht ganz zu dieser kleinen Familie taugt, denn es spricht sich auch nur Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit und Freundlichkeit darin aus. Mit Schlag zwölf Uhr kehrt unser Spazierreiter wieder zurück, und dann ist auch die kleine Tafel schon gedeckt und bereitet, an

der nun das ältliche Paar mit fröhlichem Sinn und Herzen Platz nimmt. Später schließen sich ganz leise die Jalousien und öffnen sich erst wieder, um die erquickliche Nachtluft aufzunehmen.

Der alte Herr mit den weißen Haaren und dem freundlichen Gesichte aber ist mein Oheim, und die stillernste bejahrte Dame neben ihm ist seine Schwester.

Ich erinnere mich noch sehr genau an eine Zeit, wo ich die beiden ganz anders sah, als jetzt bei meinen Besuchen in dem Städtchen G—°. Dieß war in der Residenz, und damals war ich noch ein Knabe und mein Oheim ein blühender Mann, in den besten Jahren, voll Feuer, Leben und Scherz, den die prächtige Uniform, welche er trug, gar vornehm kleidete. Die Tante wohnte aber noch bei den Großältern, und schwebt mir deutlich als eine hohe schlanke bleiche Jungfrau vor, wie man sie auf den Gemälden Albrecht Dürer's und seiner deutschen Schule häufig zu schauen bekommt; nur war sie nicht so sanft und weich, wie jene stummen Bilder, sondern sie hatte etwas Heftiges, Leidenschaftliches und Aufgeregtes in ihrem Benehmen, was ihr oft strenge Verweise der ernsten und gesetzten Mutter zuzog. Schon damals hielten die beiden Geschwister fest an einander, und der Oheim, welchem als ältesten Sohne und wegen seines Ranges, noch mehr aber wegen des Ordens, der seine Brust schmückte, bisweilen wohl ein lauteres Wort zu Gunsten Adelheids erlaubt war, nahm stets ihre Partie, wenn sie oft, selbst in Anwesenheit von Fremden, hart angelassen wurde. Dann flüchtete sie gewöhnlich in ihr Kabinet, das ich jetzt

noch malen könnte, mit seinen hübschen Tapeten, mit den bunten Fußteppichen, dem kleinen Balkone voll frischen duftenden Blumen und dem Tischchen davor, auf dem das runde klare Glas mit Goldfischchen stand, und zierliche Arbeiten verworren herumlagen. Hier warf sie sich zuweilen in ihrer Heftigkeit mitten auf den Boden, löste die dunkeln Haare auf, daß sie von ihnen ganz bedeckt wurde und weinte bittere Thränen, bis endlich der Bruder Wilhelm zu ihr trat, sie aufhob, ihr mit seinem weißen Tuche die trüben Augen trocknete, ihre blassen Wangen streichelte, und ihr Muth und Trost zusprach. Da war sie mit einem Male ganz verändert, sie schlang die Arme um seinen Nacken, küßte ihm Stirne und Lippen und lachte noch zuweilen mit nassen Wangen, indem sie versicherte, sie sei ein Kind, und wisse selbst nicht, was sie wolle. Nun zog sie ihn auf das kleine Kanapee und flüsterte ihm heimliche und eindringliche Worte zu, die ich nicht verstehen konnte, und die er eben so heimlich und eindringlich erwiederte, bis endlich die Ankunft der Mutter oder des Vaters das Zweigespräch unterbrach.

Seitdem sind viele Jahre verflossen, die Großaltern sind längst gestorben, die Tante war nach ihrem Tode in unser Haus gezogen, wo sie, noch immer unvermählt, viel stiller und gelassener als ehemals, aber auch viel trauriger lebte, oft wochenlang in ihr Zimmer gesperrt, wohin niemand, selbst ihre nächsten Anverwandten nicht kommen durften, dann wieder Monate auf einem einsamen waldigen Landsitze zubringend, welchen sie eben in der Nähe von G—* als

ererbtes Eigenthum besaß. Wenn sie jedoch sichtbar wurde, so war sie auch heiter und gesprächig, sie hielt sich meistens zu den jungen Leuten, spielte gerne ihre Spiele mit ihnen, und es geschah wohl auch, daß sie noch eine ganze Nacht mit theilnehmender Lust durchtanzte, obschon sie kränkelte. Ihre fröhlichsten Tage zu jener Zeit waren die, wo sie Briefe von dem fernen Bruder Wilhelm erhielt, der noch vor dem Tode der Großältern plötzlich wieder zu seinem Regimente abgegangen war, eben so plötzlich quittirt hatte, und nun abwechselnd im südlichen Frankreich und in Italien lebte, jedoch ohne einen bestimmten Aufenthaltsort. Seine Mittheilungen hielt sie aber stets sehr geheim, und selbst gegen mich, der ich schon älter und erfahrener manches von dem zu ahnen begann, was diese Verhältnisse bergen mochten, äußerte sie sich nie und in keiner Art darüber, ungeachtet sie mir sonst viele Beweise ihrer vollen und besondern Gewogenheit gab.

Mein Beruf führte mich hierauf, nach vollendeten Studien, nach G—*, wo ich zuerst durch den Drang der Geschäfte, dann später durch die Verbindung mit einem liebenswürdigen Mädchen, das auch bald meine Gattin wurde, so mannigfaltig angesprochen war, daß ich den entfernten Anverwandten nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit schenken konnte, welche ihnen früher der Jüngling bezeigte, den noch keine andern Verhältnisse banden, und so blieb mir am Ende nur noch die Erinnerung an sie, wie an so manches andere Bild meiner Jugend, das ich nie vergaß.

wenn es auch die frischen Farben der Gegenwart tiefer in den Hintergrund zurückdrängten.

Während meines damaligen Aufenthaltes in G—* lernte ich unter andern geschäftigen Müßiggängern, wie es deren an solchen Örtern viele gibt, die theils ihre Pensionen, theils ihre Renten hier auf eine wohlfeilere und behaglichere Art verzehren, als in der Residenz, auch einen alten Hauptmann kennen, der mir zuerst durch die ungewöhnliche Sorgfältigkeit und Nettigkeit seines Anzuges auffiel. Er ging stets in voller Staatsuniform; die Hutrosen und das Porte-épée funkelten von weitem in der Sonne, die Wäsche war so fein und weiß, wie man sie kaum bei dem ersten Dando finden mag, und sein Stiefel glänzten so blank, daß sich Himmel und Erde darin abspiegelten. Er zog die Handschuhe nur aus, um ein Stäubchen oder Federchen von seinem Rocke wegzuschnellen, und er legte die Beine nie über einander, ohne früher das duftende ostindische Sacktuch dazwischen zu schieben. Sonst hatte der Mann aber auch gar nichts Militärisches an sich, im Gegentheile war er so weichen und sanften Gemüthes, daß er oft durch die einfachste Begebenheit bis zu Thränen gerührt werden konnte, und über jeden ungewöhnlichen Lärm aufschrack. Dabei war er meistens ernst, tiefsinnig und nachdenklich, verlebte einen Tag gleichförmig wie den andern, beschäftigte sich viel mit der neuesten Lectüre und spielte oft noch lange nach Mitternacht zärtliche aber veraltete Melodien auf der Flöte, welche noch einer Zeit

angehörten, da er jung gewesen. Einige wollten sogar behaupten, er sei auch ein heimlicher Schriftsteller und habe sich in der schönen Literatur einen bedeutenden Namen erworben, doch davon verlautbarte nichts Näheres, und er selbst beobachtete über diesen Punkt ein so tiefes Stillschweigen, als mit der Eitelkeit des bescheidensten Autors nicht vereinbar schien. Übrigens hieß er Follner und lebte schon längere Zeit in G—*, ohne weiters Bekanntschaften zu suchen oder zu machen, nur mit einem alten verheiratheten Diener, dessen Frau seine Wirthschaft besorgte, und dessen einziges Kind, ein hübsches Mädchen, er sorgfältig erziehen ließ. Seine tägliche Erholung war, außer einem regelmäßigen Morgen- und Nachmittagsspaziergang vor das Thor bis zu einem gewissen Punkte, der Besuch des einzigen Kaffeehauses, wo er sein eigenes Tischchen hatte und mit vieler Aufmerksamkeit alle Zeitungen zu durchlesen pflegte.

Alles dieß interessirte mich, und ich hätte mich gerne dem Sonderlinge genähert, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu ergeben. Sobald ich ihm mit Amalien, meiner jungen Frau, auf der Promenade begegnete, was häufig geschah, grüßte er diese letztere mit alterthümlicher Galanterie, ohne mich dabei eines Blickes zu würdigen; traf ich ihn aber allein, so sah er nach der Seite, und setzte ich mich im Kaffeehause in seine Nähe, so kehrte er mir oft geradezu den Rücken, oder stand auf und ging fort.

Endlich fand sich doch ganz unvermuthet eine Annäherung. Man trifft im Leben zuweilen auf Menschen, die eine eigene Freude daran haben, andern

die Freude zu verderben. Derlei Charaktere ſind nicht immer geradezu böſe, ſondern dieſer Zug iſt ihnen meiſtens von Natur aus angeboren und liegt in ihrem Temperamente. So erſcheint ihr Geſicht ewig bedenklich und ängſtlich, ihre Stirne gerunzelt, ihr Auge finſter, ihr Mund wie zum Weinen verzogen, und in jeder Falte ſteht eine traurige Geſchichte zu leſen, die ſie dann auch nie ermangeln mit den ſtärkſten Farben preis zu geben; ihre Einbildungskraft iſt unermüdlich in Erfindung von Schreckensſcenen aller Art, und ſie ſtehen drohend über dem heitern Leben, wie finſtere Wolken über einer Frühlingslandſchaft. Ein ſolcher Unglücksbothe traf ſich auch in unſerm kleinen Kaffeehauskreiſe in der Perſon des Herrn Kriminalrathes Immerfroh. So wie der Name dieſes Mannes ſeiner Art und Weiſe ganz entgegengeſetzt war, ſo war es auch ſein Äußeres, und Lavater's Syſtem erhielt auch hier wieder durch dieſen Widerſpruch einen neuen Stoß. Niemand hätte es der ſtattlichen wohlgenährten Geſtalt angeſehen, daß ſie ſich ſo gerne in die ſchwarze Farbe des Schmerzes kleide, und den Trauermantel eines Leichenbitters umwerfe; niemand vermochte mit dem leichten, beinahe tanzenden Gange die Bezeichnung »Todtenvogel« zu verbinden, welche wir ihm gaben, und keinem fiel es ein, in dem runden rothen Antlitze, das freilich auch einen Zug von Schwermuth hatte, den man jedoch einer ganz andern Urſache zuſchreiben mochte, all' die trübſeligen Sachen zu ſuchen, die bei ſeinem Eintritte laut wurden.

Noch hatte er Hut und Stock nicht bei Seite ge-

legt, so begann er schon: »Habt ihr's gehört, die schöne Charlotte, das blühende Mädchen ist so eben verstorben, — wie ich sage: Heute roth, morgen todt! Und ihr Vater hat Bankerout gemacht, und ihre Mutter leidet an einem unheilbaren Krebs, und ihr Bruder, der Lieutenant, ist in der letzten Schlacht um beide Augen und einen Fuß gekommen. A propos, von der letzten Schlacht! Wir sind total geschlagen, der Feind rückt von drei Seiten im Sturmschritte auf die Hauptstadt los, und es heißt, er sei fest entschlossen, keinen Pardon zu geben, alles zu sengen und zu brennen, ja, das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen — o, es ist eine böse Zeit, der Himmel verliert seine Langmuth und Gottes Strafgericht beginnt!« — In diesem Tone ging es oft stundenlang fort, und mochte man dagegen bemerken was man wollte, mochten selbst manche ihren Unmuth darüber ganz unverhohlen laut werden lassen, er gab nicht nach. Unermüdet rückte er seinen Opfern auf den Hals, hielt oft den einen oder den andern gewaltsam am Rockknopfe fest und raunte ihm seine unheimlichen Neuigkeiten zu.

Lange sann ich auf ein Mittel, wie dieser täglich sich erneuernden unangenehmen Störung unserer Geselligkeit Einhalt gethan werden könnte; endlich glaubt' ich eines gefunden zu haben, und, sieh da, es bewährte sich wirklich trefflich. Als nämlich der Todtenvogel wieder erschien und sein gewöhnliches Trauerlied anzustimmen begann, da trat ich ihm keck entgegen und kam ihm mit einem noch bei weitem stärkern Freudenhymnus zuvor. Jede florbehangene Pe-

riode, die er in Bereitſchaft hielt, ſchlug ich mit einer luſttanzenden; ſeinen Mord- und Todtſchlägen ſetzte ich eben ſo viele wunderbare Rettungen, ſeinen Begräbniſſen Hochzeiten, ſeinen Hungersnöthen dreifache Ernten, ſeinen Nieten Treffer entgegen. Es gab das wunderlichſte Schauſpiel, einer ſuchte es dem andern zuvor zu thun, die Kontraſte und Gegenſätze wurden immer greller, die beiden Redner immer erhitzter, die Zuhörer bildeten einen ſtaunenden Kreis, und erſt nach einer Stunde gelang es mir, dieſen ganz erſchöpft unter allgemeinem Beifallrufen als Sieger zu verlaſſen.

Noch zwei-, dreimal wiederholte ich dieſe Lektion um ſo lieber, als ich an dem Hauptmanne ſeitdem eine ſichtbare Veränderung bemerkte; er wurde viel freundlicher und zuthulicher, grüßte mich zuerſt, und als es mir doch endlich ſo weit gelungen war, daß der lange Criminalrath Unrath zu merken anfing und ausblieb, da bot er mir ſogar freiwillig den Sitz an ſeiner Seite an, den bisher niemand einnahm, ohne daß er aufſtand und fortging. Bald folgten auf dieſen erſten Schritt der Annäherung wechſelſeitige Mittheilungen, die immer zutraulicher und freundſchaftlicher wurden, je näher wir uns dadurch kennen lernten. Ich fand in ihm einen vielfach gebildeten geiſtreichen und namentlich von Seiten des Herzens vortrefflichen Mann; eben dieſes gute kinderfromme Herz ſchien aber, von dem Leben feindlich berührt, oft gemißbraucht, öfters noch getäuſcht, und wohl auch von einer zu reizbaren Phantaſie mitunter ſelbſt irre geführt, ſich ſchmerzlich und krankhaft ganz in

ſein Inneres zurückgezogen zu haben, und der Grund ſeines jetzigen traurigen Alleinſtehens in der Welt, ſo wie mancher Sonderbarkeiten zu ſein, die daſſelbe begleiteten. Wenigſtens konnt' ich dieß aus einzelnen abgebrochenen Äußerungen ſchließen, die ich bei verſchiedenen Anläſſen von ihm vernahm, doch beſtimmt und deutlich ſprach er ſich hierüber niemals aus, wie er denn durchaus über die Vergangenheit ein ernſtes Schweigen beobachtete, durch das nur dann und wann ein heller Klang aus den fernen glücklichen Jünglingsjahren herübertönte.

Noch hatt' ich es aber nicht dahin bringen können, daß er mich beſuchte, ungeachtet meiner öftern und dringenden Einladungen, und ungeachtet er meiner Frau, die er ſeither auf unſern Spaziergängen gleichfalls näher kennen lernte, mit einer Art von folgſamer Verehrung zugethan war, die ich bei Männern ſeines Alters und Charakters in Geſellſchaft der Beſſern des andern Geſchlechtes ſchon öfters getroffen habe. Endlich, an einem trüben regnichtkalten Herbſtabend, da wir wieder einſylbig auf unſerm alten Plätzchen im Kaffeehauſe beiſammen ſaßen, und dem monotonen Plätſchern zuhörten, das nur zuweilen ein ängſtlich ſtöhnender Windſtoß unterbrach, überredete ich ihn, mich nach Hauſe zu begleiten. Ich wußte, daß er ein leidenſchaftlicher Schachſpieler war, dieſes Spiel aber niemals an öffentlichen Orten vornahm — der Wunſch, mich mit ihm zu meſſen, war natürlich, und nach einigem Widerſtande gab er nach.

Amalie empfing uns in ihrem Arbeitszimmerchen, das ich ihr ganz nach meiner Angabe hatte ein-

richten laſſen, und das beſonders an ſolchen Abenden, wo es draußen winterte und wetterte, mit ſeinen Bequemlichkeiten etwas Wohnliches, Heimliches und Behagliches hatte, was den Geiſt erheiterte und das Herz erwärmte. Die matte Glaslampe und die grünſeidenen Gardinen verbreiteten eine wohlthätige Dämmerung, das weiße Öfchen ſtrömte eine mäßige und erquickliche Glut aus, und der runde Tiſch vor dem bequemen Sopha lud zur Geſelligkeit ein.

Gleich beim Eintritte und nach den erſten Begrüßungen bemerkte ich ſchon an meinem Gaſte eine ſeltſame Veränderung. Er warf zuerſt ſeine Blicke lang und forſchend im Zimmer umher, ließ ſie hie und da feſthaften und kehrte dann wieder damit zu meiner Frau zurück, die ein unbefangenes Geſpräch eingeleitet hatte, das er jedoch nur wortkarg fortſetzte. Plötzlich ſtand er auf und ging ein paar Mal unruhig auf und ab, bald die Teppiche auf dem Boden, bald die Landſchaften an der Wand, bald den Blumentiſch und den Canarienvogel betrachtend, der auf demſelben in einer Glaskugel zwiſchen Goldfiſchchen herumhüpfte.

Dieß alles, im Grunde ein ganz gewöhnlicher Anblick, ſchien ihn ſeltſam zu beunruhigen und zu bewegen. »Ganz ſo, ganz ſo, wie damals!« — murmelte er vor ſich hin — »und dieſes Buch, nicht wahr, es iſt die Gräfin Dolores?« — Es war aber nicht die Gräfin Dolores, ſondern der Titan, was er der etwas erſchrockenen Amalie, welche früher darin geleſen hatte, aus dem Arbeitskörbchen zog und ihr, gleich darauf ſeinen Irrthum einſehend, wieder zurückſtellte. »O, wo war ich jetzt!« — rief er, ſich

die Stirne haltend — »vergeben Sie, aber die Ähnlichkeit ist zu groß; alles um mich her ruft mir eine Vergangenheit zurück, die ich wie das Grab der Geliebten im heiligen Andenken bewahre! Warum auch jetzt noch diese Erinnerung, im trübseligen Herbste an einen rosigen Lenz, der niemals, niemals wiederkömmt!« — Er schien tief gerührt — ich hatte ihn noch nie so gesehen.

Da uns beiden auch die entferntesten Ursachen dieser ungewöhnlichen Bewegung ganz fremd waren, so macht' ich ihm schnell den Vorschlag, in mein Zimmer zu gehen, um dort die verabredete Partie zu beginnen. Er wollte mir auch folgen, doch an der Thüre blieb er wieder stehen, warf einen langen seelenvollen Blick auf die Umgebungen, drückte mir heftig die Hand, und bat: »Nein, bleiben wir doch hier — o, was bin ich für ein altes Kind!« —

So blieben wir denn, und brachten das Spiel auch richtig bis zum Ausrücken der Königsbauern, als aber nun Amalie ein Kinderhäubchen hervorzog, an dem sie emsig zu arbeiten anfing, da schob er das Schachbret mit dem Ausrufe zurück: »Ich kann heute nicht — es ist unmöglich!« verhüllte das Gesicht eine Weile mit beiden Händen — aber ich sah die Thränenperlen doch, welche durch die feinen weißen Finger quollen — erhob sich dann langsam, ging auf meine Frau zu, küßte ihre Stirne, dann die Hand, dann das Häubchen, und eilte, ehe wir es verhindern konnten, davon. Die Furcht, daß dem alten kränklichen Manne bei dieser seiner heftigen Gemüthsbewegung in der unfreundlichen Nacht irgend ein Übel zu-

ſtoßen könnte, trieb mich ihm nach; an der Straßenecke ereilte ich ihn und legte ſanft ſeinen Arm in den meinen; aber er machte ſich ſchnell wieder los und wollte durchaus meine Begleitung nicht dulden. »Laſſen Sie mich« — bat er mit einer abwehrenden Bewegung — »dieß war der letzte Sturm, bald wird er ausgetobt haben, und dann ſoll Ruhe werden — tiefe, lange Ruhe!«

Des andern Morgens, der für die ſpäte Jahreszeit ſehr heiter und ſehr mild war, hofft' ich vergebens, meinen Freund auf unſerm gewöhnlichen Spaziergange zu treffen. Nach Tiſche, als ich mich eben anſchickte, ihn zu Hauſe aufzuſuchen, wohin mich auch die Beſorgniſſe Amalien's trieben, kam ſein Bedienter, und bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſem eine Stunde zu ſchenken. Der gute Alte konnte ſeine ängſtliche Unruhe nicht verbergen, und mir ſelbſt ward bange bei der Schilderung des Zuſtandes, in dem ſich der Hauptmann befinden ſollte. Er war ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit erſt ſpät nach Mitternacht zu Hauſe gekommen, durchnäßt von dem Regen, geiſtig und körperlich völlig erſchöpft und zerrüttet, hatte er ſich, trotz aller Abmahnungen ſeiner beſorgten Hausleute, im vollen Anzuge auf ſein Bett geworfen, wo er gegen Morgen in einen fieberhaften Schlummer verfiel, dem bald ein heftiger Paroxism folgte. Der herbei gerufene Arzt erklärte den Anfall für höchſt bedenklich, ſprach ſich jedoch über die Krankheit nicht weiter aus, ſondern verordnete nur für's

erſte beſänftigende Mittel, bis die zu erwartende Kriſis eintreten würde.

So folgte ich dem treuen Diener mit etwas beklemmten Herzen, der mich durch das Studierzimmer ſeines Herrn, das alle Spuren eines ernſten und eifrig wiſſenſchaftlichen Lebens trug, in die Stube des Leidenden führte. Das ſtille, durch dunkelbräunliche Tapeten etwas melancholiſch, mehr zierlich als glänzend ausſehende Gemach, ſtimmte ganz mit dem Charakter ſeines Beſitzers überein. Er empfing mich völlig und ſorgfältig angekleidet auf ſeinem Ruhebette, neben welchem ein ungefähr fünfzehnjähriges Mädchen mit einem höchſt ſeelen- und ausdrucksvollen Geſichte ſaß, deſſen ſanfte Augen mit unverkennbarer Liebe und Bekümmerniß alle ſeine Bewegungen belauſchten und jeden ſeiner Athemzüge hüteten. Es war Käthchen, die Tochter ſeines Dieners, und indem er mir freundlich die Hand entgegen reichte, winkte er dieſer zugleich, ſich zu entfernen, was ſie ohne Beſinnen gehorſam that, indem ſie ſich noch ein paar Mal nach dem würdigen Greiſe umſah, deſſen Güte ſie augenſcheinlich mehr zu verdanken hatte, als ihr von ihren dürftigen Eltern je zu Theil geworden wäre. »Wenn Sie noch etwas befehlen, Herr Hauptmann« — ſprach ſie im Fortgehen mit einer Stimme, die mir in der Seele nachklang — »ich bleibe im Nebenzimmer.« Er nickte ihr mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit nach, und wendete ſich dann gegen mich.

»Ich habe Sie zu mir bitten laſſen« — begann er mit etwas ſchwacher, aber keineswegs unvernehmlicher Stimme — »weil Sie der Einzige hier ſind,

deſſen wahrhaft freundſchaftliche Geſinnungen mir geſtatten, ſeine Güte für den Fall anzuſprechen, als mir armen Heimatloſen etwas Menſchliches begegnen ſollte. Unterbrechen Sie mich nicht — ich weiß, was Sie ſagen wollen, aber ich weiß auch, was ich fühle. Mein Leben iſt ſchon ſeit langer Zeit nur ein verlängertes Sterben, und ein Ende dieſes traurigen Zuſtandes mußte kommen, war ſogar wünſchenswerth.«

Neuerdings wollte ich ihm mit einem Troſtſpruch in's Wort fallen; doch er zog mich mit ſanfter Gewalt dicht neben ſich und hielt ſeine glühende zitternde Rechte auf meinen Mund. — »Sie ſind auch der Einzige« — fuhr er im gleichen herzlichen Tone fort — »der eben wegen jener freundſchaftlichen Geſinnungen auch gerechten Anſpruch auf mein volles Vertrauen hat, und das ſoll Ihnen werden, ſo lange es noch meine Kräfte erlauben. Selbſt wegen meines geſtrigen ſonderbaren, ja für Ihre treffliche Amalie wohl gar abſchreckenden Benehmens bin ich Ihnen Aufklärung ſchuldig. Hören Sie alſo; aber bevor ich beginne, haben Sie die Gefälligkeit, jenes verſchleierte Bild dort über dem Schreibtiſche zu enthüllen.«

Jetzt erſt bemerkte ich dieſes Bild, das in einem einfachen goldenen Rahmen zwiſchen zwei ausgezeichnet ſchönen Originalien hing, die Melancholie und den Ritter Sintram (nach Fouqué) vorſtellend. Langſam zog ich den Vorhang weg; die ſinkende Sonne umglänzte mit ihren Strahlen, die durch die halb geſchloſſenen Jalouſien hereinzitterten, ein weibliches Portrait, und hauchte auf die blaſſen Wangen

einen Anflug von ihrem Abendroth, und in die großen dunkeln Augen einen Funken von Leben. Aber wie ward mir, als ich nun näher tretend ein bekanntes, ein geliebtes Antlitz erſah, das mich oft, wie oft, gerade ſo wie jetzt, mit ſeinen warmen ernſten Blicken durchdrungen hatte! — Jahre, welche ſeitdem verſchwunden waren, traten zurück, die Vergangenheit wurde wieder Gegenwart, die Tage der Kindheit tauchten wieder auf im Spiegel der Erinnerung, und alles vergeſſend rief ich überraſcht aus: »Tante Adelheid!« —

— »Sie kennen alſo die Jungfrau — ach, nun iſt ſie wohl ſchon eine Matrone! — welche dieſes Bild vorſtellt?« unterbrach mich der Hauptmann geſpannt.

»Ob ich ſie kenne? Gott, ſie war ja die Gefährtin, die Erzieherin des Knaben — ſie iſt ſeine liebſte Anverwandte.«

Damit verſank ich in Anſchauung des ſprechend getroffenen Gemäldes; aber Follner ließ mir hierzu keine Zeit. Mit wunderbarer Kraft hatte er ſich emporgehoben und ſtürzte jetzt auf mich zu, indem er mich in ſeine Arme ſchließend inbrünſtig küßte: »Menſch, Sohn!« — ſtammelte er — »an meine Bruſt, an mein Herz! Ach endlich, nach Jahren, wieder eine Nachricht von ihr! Sie iſt deine liebſte Anverwandte, ſagſt du? O ſag' es noch einmal, ſag es hundertmal! Es gab eine Zeit, nein, dieſe Zeit iſt noch, ſie wird ewig ſein, wo ſie auch mir die liebſte war!« —

Ich führte den tief bewegten zitternden alten Mann, in deſſen Innern noch ſo junge Empfindun-

gen lebten, auf ſein Ruhebett zurück, und bat ihn, vor allem ſich zu ſammeln, ſeinen Zuſtand zu bedenken, und nicht gewaltſam ein Daſein zu erſchüttern, auf welches vielleicht noch manches theilnehmende Herz Anſpruch hätte. Doch die einmal aufgeregten Gefühle ließen ſich nicht ſo leicht beſänftigen und ſtrömten gewaltſam aus. Noch immer hielt er mich feſt umſchlungen, ſeine ſanften Augen mit Innigkeit in die meinen heftend. »Ja« — hob er wieder an — »nun wird mir alles klar, das war es, was mich geſtern ſo ergriff und erſchütterte, als ich das Zimmer deiner Frau betrat, aus dem mir, wie aus einem Spiegel, der ſtille jungfräuliche Aufenthalt eines Weſens in all ſeinem heiligen Frieden neu aufdämmerte, wo ich einſt die ſeligſten und auch zugleich die unſeligſten Stunden meines Lebens hinbrachte. Und dieſes Weſen ſelbſt, mir jetzt ſo ferne wie die Zeiten meines Glückes, wähnte ich in der wiederzuſehen, die hier, ſo wie jene, häuslich waltete und webte; — aber ſie war es nicht, das Kinderhäubchen ſagte es mir deutlich, daß ſie es nicht war, und ich fühlte mich verlaſſener und einſamer als jemals!«

Er legte hier den Kopf auf meine Achſeln und ſchöpfte tief Athem. In der That hatte ich jenes Kabinett Amaliens ganz nach dem Zimmerchen der Tante Adelheid einrichten laſſen, das mir noch lebhaft im Gedächtniſſe war, und indem ich mich ſo an eine werthe Vergangenheit erinnerte, genoß ich zugleich doppelt die glückliche Gegenwart. Welch ein merkwürdiger Zuſammenhang der Dinge führte aber jetzt eben dadurch eine Reihe von Begebenheiten

herbei, die so innig mit dem Leben jener verehrten Person zusammen hingen, deren Andenken ich auf solche Weise täglich beging. —

»Wo ist sie jetzt, was macht, wie lebt sie?« — begann der Kranke wieder — »erzähle mir viel, recht viel von ihr; doch nein! erst vernimm mich, du weißt ja noch nicht — — o mein Himmel, ich möchte doch nicht sterben, ohne sie einmal, nur einmal wieder gesehen zu haben!«

Eine fieberhafte Röthe hatte sich jetzt auf seine Wangen gelagert und seine Stimme versagte ihm wiederholt; ich machte mir stille Vorwürfe, daß ich die Sache hatte so weit kommen lassen, und war fest entschlossen, für keinen Fall eine neue gefährliche Aufregung in seinem Gemüthe zu dulden. Entschieden erklärt' ich ihm dieß und rief zugleich Katharina herbei, deren Gegenwart ihn von jeder fernern leidenschaftlichen Mittheilung abhalten sollte, und gewiß von entschiedenem wohlthätigen Einflusse für ihn war. Das bekümmerte Mädchen warf sich weinend und bittend zu seinen Füßen, als er durchaus bei seinem Vorsatze beharren wollte, und so brachten wir es endlich dahin, daß er die Sache bis zum nächsten Tage versparte. Doch mußte ich ihm alles, was ich von der Tante, von ihrem jetzigen Leben und Wirken, von ihren Verhältnissen und Beschäftigungen wußte, immer und immer wiederholen. Als er hörte, daß sie ganz in der Nähe von G—* ein Gut besitze, welches sie stets einige Monate im Jahre bewohnte, und wo sie sich wahrscheinlich auch jetzt aufhalte, wo sie aber niemand von den Ihrigen besuchen durfte,

ſo wie auch ſie weder an jemand ſchrieb, noch zu jemand kam, da rief er heftig: »Hin, hin zu ihr!« und wollte ſich gewaltſam emporraffen, doch er ſank bald wieder zurück und ſchüttelte mit ſchmerzhaftem Lächeln den Kopf.

Die Ankunft des Arztes unterbrach endlich einen Zuſtand, der mir um ſo peinlicher wurde, je weniger ſich die bedenkliche Wirkung verkennen ließ, welche er auf den Reizbaren äußerte. Aus dem kalten, ſteinernen, ewig gleichen Geſichte des Doktors konnte man weder Furcht noch Hoffnung ſchöpfen, doch gefiel es mir nicht, daß er das Auffein, ſo wie die Spuren der tiefen Gemüthsbewegung ſeines Patienten ganz ohne Rüge hinnahm, ja ſogar zu billigen ſchien und auch ſonſt weiter keine entſchiedene Anordnung traf. Ich verließ mit ihm zugleich den Entſchlummernden, welchen ſeine liebevolle Wärterinn gewiß beſſer bewachte, als wir es vermochten, nachdem ich ihm noch einmal hatte verſprechen müſſen, morgen mit dem früheſten wieder zu kommen.

Vor dem Thore ſagte mir mein Begleiter auf meine Frage, wie es mit dem Hauptmanne ſtände, lakoniſch: »Er iſt verloren — vielleicht ſchon in zwei Tagen, vielleicht erſt in zwei Monaten, aber Rettung gibt es für ihn keine mehr; ſeine Krankheit iſt nicht von heute, ſondern von Jahren, und wenn ſo ein altes Übel einmal entſchieden ausbricht, dann iſt auch der Tod entſchieden. Darum bleibt es am beſten, ihm, wie jedem Sterbenden, in allem ſeinen Willen zu laſſen, und nicht durch fruchtloſe und qualvolle Mittel ſeine letzten Stunden zu verbittern; da-

mit allein läßt sich dieser traurige Prozeß der Natur besänftigen.«

So ganz ich auch mit dieser Ansicht einverstanden war, und einverstanden sein mußte, so tief ergrimmte mich doch die schneidende Herzlosigkeit, mit der sie ausgesprochen wurde, und um so mehr, als sie durch den raschen Übergang zu ein paar läppischen Tagesanekdoten noch greller wurde. Ich bedachte nicht, wie nothwendig und wohlthätig eine solche Fassung und Ruhe für den schwierigen Beruf des Mannes sei, und that deßwegen Unrecht, als ich ihm beim Abschiede etwas von »verwünschter Katzenberger!« nachmurmelte.

Mit Amalien, die mich ängstlich erwartet hatte, besprach ich noch bis spät in die Nacht das seltsame Verhältniß Follner's zur Tante Adelheid, welches nach allem, was ich aus seinem Munde vernommen, bestanden haben mußte, und welches uns nun so manchen Zug in diesen beiden eigenthümlichen Charakteren aufklärte, der uns bisher fremd gewesen.

Inzwischen konnte ich mich durchaus nicht entsinnen, den Hauptmann zu jener Zeit bei meinen Großältern gesehen zu haben, als Adelheid noch im Hause derselben war, wo überhaupt, ungeachtet mein Oheim selbst zu diesem Stande gehörte, kein Militär erschien. Auch hatte ich seinen Namen nie aus ihrem Munde gehört, und nebstdem konnte ich mir eine wahre Neigung zwischen beiden nicht recht vorstellen, da ein so rasches, entschiedenes und völlig eigenthümliches Mädchen an dem allzu zärtlichen, weichmüthigen und fast unmännlichen Anbeter, als welcher

Follner sich gezeigt haben mußte, keinen besondern Gefallen finden, am wenigsten aber für ihn die mit der Liebe unzertrennliche Achtung hegen konnte. Im Gegentheile mußte auch seine zarte und sanfte Seele von ihrer Heftigkeit und Launenhaftigkeit, die nicht selten in Bitterkeit ausartete, eher abgeschreckt als angezogen werden.

Doch über dieß alles konnten mir nur die Betreffenden selbst den sichersten Aufschluß geben, und indem ich diesem nicht ohne Unruhe entgegensah, tröstete ich mich zugleich mit der geheimen Hoffnung, die sich meiner bei diesen Betrachtungen bemächtigte, daß es vielleicht mit dem Kranken doch nicht so schlecht stehen möchte, als mir der Doktor glauben machen wollte, daß im Gegentheile eine offene Mittheilung von jahrelang geheim und allein getragenen Seelenschmerzen sogar wohlthätig auf ihn wirken, und daß sich auf diese Weise vielleicht noch alles freudiger ausgleichen werde, als wir erwarteten.

Ich war des andern Morgens noch kaum angezogen, als schon der Bediente des Hauptmanns eintrat. Sein Herr hatte eine vollkommen ruhige Nacht gehabt, und fühlte sich so erkräftiget, daß er bereits wieder aufgestanden war, und nachfolgende Zeilen, die mir der alte Philipp mit bedeutenden Blicken übergab, freilich mit zitternder Hand, an mich schrieb:

»Sein Sie meinetwegen unbesorgt; es geht jetzt besser, als es seit lange gegangen, und bald soll es hoffentlich ganz gut werden. Aber Sie müssen mir

einen Liebesdienſt, einen großen, einen unbezahlbaren Liebesdienſt erweiſen; auch Ihre gute Frau bitte ich herzlich darum, und ſie wird gewähren: es iſt ja die Bitte eines armen alten Mannes. Vergönnen Sie mir nur Eine Stunde in jenem freundlichen Aufenthalte zuzubringen, der für mich ſo viele unausſprechlich theure Erinnerungen enthält. Es iſt dieß jetzt meine einzige Heimath, nach der ich mich zurückſehne, wie der Wanderer nach langer Wallfahrt in das Vaterhaus, und kann ich irgendwo Geneſung hoffen, ſo erwartet ſie mich dort. Laſſen Sie jede Furcht; ich habe dieſen Schritt wohl überlegt — er kann nur heilſam für mich ſein. Die Sänfte ſteht ſchon bereit; willigen Sie ein und in fünf Minuten umarmt Sie an der Stelle, nach der alle ſeine Hoffnungen und Wünſche zurückkehren, Ihr Follner.«

Das Billet überraſchte mich, unentſchloſſen las ich es wiederholt, und theilte es endlich Amalien zur Entſcheidung mit, die ich ſelbſt unter ſo ſeltſamen Umſtänden nicht zu faſſen vermochte. Auch ſie war betroffen und meinte, daß es eben ſo gefährlich ſei, dieſen ſonderbaren Wunſch abzuſchlagen, als ihn zu erfüllen. Endlich rief ſie mit dem ihrem Geſchlechte eigenen Takte Philipp herbei, und fragte ihn, ob er von dem Begehren ſeines Herrn unterrichtet ſei?

»Ich mußte ja die Sänfte holen« — ſagte er mit ungewiſſer Stimme — »und der gute Herr Hauptmann erwartet nur meine Rückkehr, um ſich entweder von der Käthe hinab führen zu laſſen, oder — —« hier ſtockte er.

»Oder?« — fragte Amalie ängſtlich — »ſprecht aus, Philipp — Ihr dürft uns nichts verhehlen!«

»Ach, gnädige Frau« — fuhr nun der treue Diener weinend fort — »ſeit zwanzig Jahren diene ich nun meinem lieben Herrn, und kenne ihn beſſer als mich ſelbſt. Er mag wohl ſchon viel Kreuz getragen haben in der argen Welt, und das liegt nun auf ſeinem Herzen und drückt es, und erfüllt ſeine Seele mit Trauer, ſo daß er wohl nicht mehr iſt, wie die andern Menſchen und darum auch nicht ſo behandelt werden will. Laſſen Sie ihm deßwegen immer ſeine Art; als mein Käthchen noch ein Kind war, und am böſen Scharlachfieber faſt unrettbar darniederlag, da ſagte der Doktor immer zu uns: Thut ihr nur alles, was ſie will, kränkt ſie durch keine Verſagung, ſonſt iſt es aus. Sehen Sie, Euer Gnaden, und mein Herr, Gott verzeih mir's, gemahnt mich, wie das Kind, und ich bitte Sie nun auch: kränken Sie ihn durch keine Verſagung, ſonſt iſt es aus.« —

Dieß entſchied, und wir beſchloſſen nun beide, unſerm Freunde ſeinen wunderlichen Willen zu erfüllen, obſchon wir nichts Gutes von einem ſolchen gewaltſamen Schritt erwarteten. Philipp ward hiermit abgeſendet; meine Frau eilte, alle Bequemlichkeiten und Vorſichten für den Kranken herzuſtellen, und bald trat dieſer, von Katharina geführt, bei uns ein. Er ſah noch leidender und angegriffener aus, als geſtern, doch heiterte ſich ſein Antlitz ſchnell auf und ſeine Züge wurden ruhiger, als er ſich nun an der erſehnten Stelle ſah. Er drückte uns mit ſtummen aber herzlichem Danke die Hände und ſank

dann etwas erſchöpft auf das Sopha, wo Amalie ſich dicht neben ihn ſetzen mußte.

»Bleiben Sie, meine theure Freundin, ich bitte Sie darum« — ſprach er — »die Mittheilungen, welche ich Ihnen zu machen habe, ſind ja doch eigentlich nur für ein Frauenherz, dieſes iſt der mildeſte Richter, und dieſes wird mich am beſten zu fühlen und zu verſtehen wiſſen, während das Männerherz, wenn auch nicht fremd, doch kalt und gleichgültig dabei ſchlägt.«

Hier ſchwieg er und warf noch einen langen ſprechenden Blick im Zimmer umher, der jeden der verſchiedenartigen Gegenſtände wieder erkannte, und in ſich aufnahm, um das Gedächtniß daran für die Ewigkeit zu bewahren. Dann hob er mit völlig kräftiger und heller Stimme an:

»Wenn Sie, lieber Freund, ſich öfters in dem Hauſe Ihrer Großältern aufhielten zur Zeit, wo noch die ſchöne Adelheid in der erſten Blüte ihrer Jugend dort waltete, ſo erinnern Sie ſich gewiß noch eines jungen Mannes, den man wegen ſeiner etwas phantaſtiſchen Art und wegen der dichteriſchen Verſuche, die er dann und wann preis gab, hauptſächlich aber wegen ſeines wunderlichen Taufnamens den Poeten Jeremias zu nennen pflegte?«

Es hatte nur dieſes Schlagwortes bedurft, um die Erinnerung an jenes tägliche Mitglied unſerer damaligen Geſellſchaft wieder in aller Lebhaftigkeit in mir zu erwecken, und indem ich jetzt meinen Nachbar genauer prüfte, tauchten mir aus dem, freilich durch Jahre und Leiden veränderten Antlitze doch ſo

viele bekannte Züge entgegen, daß mir kein Zweifel blieb, er ſei es ſelbſt, von dem hier die Rede war.

Der Hauptmann, der bemerkte, was in meinem Innern vorging, fuhr mit einem angenehmen Lächeln fort: »Ja, ja, Sie täuſchen ſich nicht, ich bin es wirklich ſelbſt, bin der Poet Jeremias, und nun wird ſogleich ein Gedächtniß das andere erwecken, und mir in meiner Erzählung zu Hülfe kommen. Ich war damals noch ein armer Studioſus, der nichts beſaß, als ſein bischen Talent und ſein gutes redliches Herz, das ihm auch eine Freikoſt bei dem gaſtfreundlichen Tiſche Ihres würdigen Großvaters erwarb, der mich vielleicht wegen meiner angeborenen und anerzogenen Schüchternheit noch lieber hatte, als wegen meines Eifers und Fleißes, welche mich bei der Liebe zu den Wiſſenſchaften, die ich überhaupt warm und innig hegte, in der That bald weiter zu führen verſprachen. Ein Jahr war ich ſo bereits in dieſem achtungswerthen Hauſe beinahe wie zu Hauſe, und brachte alle meine freien Stunden in dem geiſtreichen Familienkreiſe zu, als die Rückkunft von Adelheids Bruder, der in dem eben vollendeten Feldzuge eine ſchnelle und glänzende Laufbahn gemacht hatte, meiner Lage daſelbſt plötzlich eine entſchiedene, für das ganze Leben nachwirkende Wendung gab.

»Ich weiß nicht, was mir dieſen trefflichen jungen Mann gleich in den erſten Stunden unſers Beiſammenſeins zum Freunde machte; genug er iſt es geworden und blieb es im vollſten Sinne des Wortes. Mit der ihm eigenen Offenheit, Wärme und Heiterkeit ſchloß er ſich ſogleich feſt an mich an, ehrte mich

durch Anerkennung deſſen, was Gutes an mir war, und beſſerte mich durch wohlgemeinten Spott von jenen gewiſſen geſelligen Fehlern und Blößen, die meine beſchränkte Erziehung mit ſich brachte, und die mich öfters dem luſtigen Gelächter der übrigen preis gaben, wo er aber dann auch nie verfehlte, mein Wort zu führen. In kurzem hatte ſich das Verhältniß zwiſchen dem unſcheinbaren Kandidaten und dem angeſehenen Major zu einem wahrhaft brüderlichen herausgebildet; wir kannten kein Geheimniß mehr unter uns, und jeder Tag, den wir ohne einander verlebten, ſchien uns verloren. Mit dieſem Verhältniſſe aber geſtaltete ſich ſeltſamer Weiſe auch ein zweites, ein ganz neues, zu der jüngſten Schweſter Wilhelms, Adelheid. Bisher war ich mit dem Mädchen nur in die äußerſten und entfernteſten Berührungen der geſellſchaftlichen Formen gekommen; ich ſah ſie nie anders als bei Tiſche, wo ſie wenig und Unbedeutendes ſprach, gewöhnlich noch früher als die übrigen aufſtand, und ſich in ihr Zimmerchen zurückzog, das damals mein Fuß noch gar nicht betreten hatte und das ſie auch des Abends, wenn Geſellſchaft war, nur höchſt ſelten verließ. Mußte ſie es aber zuweilen, von der Mutter getrieben, doch verlaſſen, ſo war ihr Benehmen ſo launenhaft und beinahe abſtoßend, daß niemand, am wenigſten ich, Gefallen daran finden konnte, dem ſie überhaupt völlig gleichgültig war, und auf welchen ſogar ihr etwas kränkelndes aber ausgezeichnet ſchönes Äußere keinen Eindruck machte.

»Aber jetzt mußte ſich dieß alles auf einmal und plötzlich verändern.« Dieſes ſteife unbehagliche We-

ſen gefällt mir nicht«« — ſagte Wilhelm eines Tages zu uns beiden, als ich mich eben im Zuſammentreffen ehrfurchtsvoll nach dem Befinden des Fräuleins erkundigte, und ſie mir eben ſo gemeſſen darüber die gewünſchte Auskunft gab. — »»Ihr müßt näher mit einander bekannt werden, denn ihr ſeid einander werth, und es macht mich immer toll, wenn ich verwandte Seelen und Herzen, die ſich gleich in die Arme fallen ſollten, kaum mit den Fingerſpitzen auf einander zugreifen ſehe. Ohnehin haben ſo wenige die Gelegenheit ſich zu finden, und ſollen denn die, welchen dieſe Gelegenheit ward, auch geſchieden bleiben?«« — Mit ſolchen und ähnlichen Reden machte mich mein Freund zuerſt auf die Schweſter aufmerkſam, und die unbegränzte Achtung und Verehrung, mit welcher dieſe an ihrem Bruder hing, erwarben andererſeits auch mir als ſeinem innigſten Freunde mehr Beweiſe von Theilnahme, als ich deren ſeither von ihr erhalten hatte. Ich mußte nach Tiſche nunmehr Wilhelm ſtets in das mir bisher ſo ſtreng verſchloſſene jungfräuliche Kloſet begleiten, und das wahrhaft poetiſche Stilleben, das ſich hier nach und nach vor meinen ſtaunenden Augen eröffnete, verfehlte nicht um ſo tiefer auf mich einzuwirken, je neuer und eben deßwegen reizender es für mich erſchien. Bald hatte ich durch die unſcheinbare, beinahe noch kindiſche Außenſeite den ſcharfen Geiſt, die wunderbare Innigkeit des Gefühls und die Charakterſtärke erkannt, welche dieſes treffliche Weſen zu einem der ſeltenſten ſeines Geſchlechtes machten. In jedem neuen Geſpräche entwickelte ſie einen neuen Reichthum von Anſichten, eine

Fülle von eigenthümlichen Gedanken, und je wärmer sie bei der Vertheidigung derselben wurde, je schöner fand ich sie auch, je entschiedener wurde der Eindruck, den eine solche Erscheinung auf den in ähnlichen Empfindungen noch ganz unerfahrnen Jüngling hervorbringen mußte. Am allergefährlichsten war mir dabei die Unbefangenheit des Mädchens, das von diesem Eindrucke noch nichts ahnend, in seiner Lebhaftigkeit und Heftigkeit oft meine Hand ergriff, oft den Arm vertrauungsvoll und mittheilend auf meine Achsel lehnte, die dunkeln sprechenden Augen groß, fragend oder auffordernd in die meinen heftete und oft sogar mit den frischen rothen Lippen im Eifer der Mittheilung so nahe an die meinen streifte, daß unser Athem sich vereinte, und ich der Versuchung kaum widerstehen konnte, einen langen, ewigkeitslangen Kuß darauf zu drücken.«

»Alles dieß beunruhigte mich zuerst, ängstigte mich dann, und ward mir endlich beinahe unerträglich. Ich wurde einsylbig und tiefsinnig, ich fing an Romane zu lesen und fand Gefallen daran, mich mit ihren Helden zu vergleichen; — sorgfaltig suchte ich alle, selbst die geringfügigsten Zeichen hervor, aus denen ich auf eine Entgegnung meiner Neigung von Seiten Adelheids schließen zu dürfen glaubte, und die ich eben so oft wieder als eitlen Wahnsinn verwarf; — kurz, ich beging alle jene Thorheiten, in die ein junges Herz beim ersten Erwachen der Leidenschaft verfällt. Der Gegenstand meiner Anbetung aber blieb sich immer gleich; die stummen zärtlichen Blicke, die ich oft so lange auf sie warf, in der süßen Hoffnung, endlich einem glei-

chen zu begegnen, wurden gar nicht beachtet, die tiefen ſchmerzlichen Seufzer überhört, alle Anſpielungen, wenn die Rede auf ähnliche Verhältniſſe kam, theils mit Scherz, theils aber auch mit einer gewiſſen Bitterkeit abgewieſen, die mich in tiefſter Seele verwundete. So entſtand eine ewige Bewegung und Gährung in mir, die mich nach und nach in jeder Beziehung aufzureiben drohte. Zwanzigmal kam ich mit dem feſten Entſchluſſe mich zu entdecken, und eben ſo oft ging ich wieder unverrichteter Sache von dannen, weil ſich die Umſtände immer ſo geſtalteten, daß ſie mir den Wink gaben, es ſei fruchtlos, ja ich könne wohl gar mit meiner thörichten Werbung kurz abgewieſen werden, wogegen ſich ein geheimer Stolz in mir ſträubte und entſetzte, der lieber das Geheimniß auf ewig in ſich zu verſchließen, ja daran zu ſterben beſchloß, als es auf Gefahr dieſes Äußerſten zu verrathen. Dieß war auch der Grund, warum ich Wilhelm, dem ſonſt nichts verborgen blieb, was mich anbelangte, gerade dieſe Seite auf das ſorgfältigſte verſchloß; ich wußte, ſeine Offenheit wäre geradezu gegangen und hätte eine ſchnelle Entſcheidung herbeigeführt; aber ſo ſehr ich dieſe auch erſehnte, eben ſo ſehr fürchtete ich ſie wieder.

»Doch ſeine Klugheit hatte längſt errathen, was ihm meine Thorheit umſonſt zu verbergen ſuchte. »» Du biſt nicht mehr derſelbe«« — ſagte er einſt in Gegenwart Adelheids zu mir — »»du biſt ein Narr — du biſt verliebt!«« — »» Und zwar in mich!«« — fiel ihm die Schweſter mit Bedeutung in die Rede, indem ſie, wie mich dünkte, einen mitleidigen, beinahe ſpöt-

tiſchen Blick auf mich warf, der mir alles Blut aus dem Herzen trieb. »» Deſto beſſer «« — fuhr der Bruder fort, harmlos in den vermeintlichen Scherz eingehend, der mir für den heiligſten Ernſt galt — »» dann iſt die Sache gleich entſchieden — ja oder nein? «« —— Ich weiß nicht, welch ein unſeliger Geiſt des Widerſpruches, der falſchen Scham, der Überraſchung oder was ſonſt für ein Dämon mir in dieſem verhängnißvollen Augenblicke ein feſtes, lautes, ſchneidendes: Nein! auspreßte, die ſeltſamſte und aberwitzigſte Lüge, die je über die Lippen eines Menſchen gekommen iſt — aber genug, es ward ausgeſprochen, es blieb ausgeſprochen, wenn auch tauſend Stimmen in mir Ja! riefen! — »» Das dacht ich wohl «« — lachte Wilhelm hierauf — »» und das nenn' ich aufrichtig! «« — Adelheid hingegen ſchwieg eine Weile, wie betroffen, und ich vergeſſe den Ausdruck nie, mit dem ihre unbeſchreiblichen Augen damals auf mir verweilten. Dabei bemächtigte ſich ein gewiſſer Ernſt, ja eine Kälte ihrer Züge, und ſie ſagte endlich, ohne mich zum Worte kommen zu laſſen, das ich zu ſpät ergreifen wollte: »» Sie haben Recht, ſehr Recht: wir zwei taugen nicht für einander! «« — Ich war ſo ganz aus der Faſſung gebracht, daß ich auch hierauf nichts zu entgegnen wußte. »Wir taugen nicht für einander!« Das tönte wie mein Todesurtheil in mir nach, und ich trat enttäuſcht, verarmt an allen Hoffnungen und Wünſchen, mit einem unausſprechlich ſchmerzlichen Gefühle an das Balkonfenſter, an das ich meine heiße Stirne lehnte. Wilhelm, der jetzt erſt die unverkennbare Spannung zu merken anfing, welche er ſelbſt voreilig

herbeigeführt hatte, suchte umsonst die frühere unbefangene Stimmung wieder unter uns herzustellen — Adelheid fand bald eine Ursache, sich zu entfernen, und auch mich litt es nun nicht mehr in diesen Mauern — ich rang nach Luft, nach Einsamkeit, nach Fassung!«

Amalie, die den Hauptmann um so sorgfältiger beobachtete, je mehr seine Erzählung ihr Mitgefühl erregte, bat ihn jetzt, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Er hielt auch wirklich einige Augenblicke inne, und fuhr sich mit seinem Tuche wiederholt über das Antlitz. Aber eine, bei Kranken seiner Art oft bemerkbare heftige Ungeduld und Unruhe schien ihn anzutreiben, das Begonnene zu vollenden.

»Lassen Sie mich, lassen Sie mich« — hob er daher wieder an — »der Schmerz, der aus offenen Wunden strömt, ist nie so gefährlich und verderblich, als jener, der in verschlossenen heimlich tobt und wüthet. Das Gefühl, mit dem ich an jenem unseligen Abende nach langem, verzweiflungsvollen Herumirren nach Hause zurückkehrte, war vernichtend. Jetzt erst, da ich Gewißheit hatte, erkannte ich, wie tief diese Leidenschaft bereits in meinem Herzen Wurzel geschlagen, wie innig damit der Gedanke an Erfüllung meiner Wünsche verschwistert gewesen sei, und wie nichtig, leer und farblos mir nun ein Dasein erschien, das diese Sonne nicht belebte. Dieß machte mich um so unglücklicher, als ich nicht umhin konnte, mir ganz allein an dem Geschehenen die Schuld beizumessen. Hätte ich, statt thöricht zu läugnen, offen

und frei geſtanden, hätte ich den Augenblick benützt, der einmal verſchwunden nimmer wiederkehrte — wer weiß, ob dann nicht ganz andere Empfindungen in Adelheid wach geworden wären, ob ſie ein Geſtändniß, das ſie nach meinem Betragen vielleicht ſchon lange geahnt und erwartet hatte, nicht zu jener milden Hingebung bewogen hätte, in welcher gerade der ſchönſte Triumph ihres Geſchlechtes liegt — während ſie ſo, das Gegentheil vernehmend, mich für einen Thoren oder Frevler halten mußte, der mit den edelſten Gefühlen ein ſchnödes Spiel trieb. Alles dieß hielt ich mir wiederholt vor; was mir früher lieb und werth geweſen, jede Richtung, die ich mir gegeben, jede Stellung, zu der mich Talent, Beruf und Neigung hinwieſen, alle Ausſichten und Plane für die Zukunft ſchwanden in graue Dämmerung zurück, und nichts blieb als das Bewußtſein, daß ich alles verloren! —

»Eine ſolche Stimmung war zu gewaltſam und heftig, als daß ſie hätte anhalten können, aber um ſie zu enden, bedurfte es auch eines äußerſten Entſchluſſes, und dieſer ward nach einer qualvollen ewigkeitslangen Nacht auch gefaßt, unabänderlich, feſt, für mein ganzes Leben gefaßt! — »»Um des Himmels willen, was iſt mit dir geſchehen?«« rief mir Wilhelm erſchrocken entgegen, als er mit dem Morgen in mein Zimmer trat und in mein blaſſes übernächtiges Antlitz ſchaute. »»Nichts«« — verſetzte ich mit möglichſter Gelaſſenheit — »»als daß ich endlich zu dem gekommen bin, was du mir ſchon ſo lange und dringend anempfohlen haſt — ich will nun etwas werden.«« — »»Und das wäre?«« — »»Soldat!«« — Anfangs konnte

er vor Staunen gar nicht zur Sprache kommen, dann aber brach ein Strom von Vorſtellungen, Bitten und endlich ſogar Drohungen gegen mich los, auf die ich jedoch nur Eine Antwort behielt: es kann nicht ſein, ich muß fort von hier, es iſt unabänderlich beſchloſſen! Er verlangte endlich nur die Urſache zu wiſſen, und warf mir zugleich einen Mangel an freundſchaftlichem Vertrauen vor. Daraus entnahm ich, daß er noch nichts von meinem Geheimniſſe ahnte, und daß er mich vielmehr in Verdacht mit einem andern Mädchen unſerer Bekanntſchaft hatte, das als Überſpannte und Schwärmerin öfters meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregte, die ich ihr auch auf mannigfache Weiſe zu erkennen gab. Ich konnte ein näheres Verhältniß hier mit Beſtimmtheit verläugnen — aber es half nichts. Er ſei nur zu überzeugt, verſicherte er, daß ich von der Narrheit dieſer Närrin ergriffen worden ſei; ſolch ein plötzliches Losreißen von einem ſchon ganz beſtimmten Lebensplane, ſolche verkehrte und übereilte Schritte, womit man die gewiſſe Gegenwart verläßt, um ſich einer ungewiſſen Zukunft in die Arme zu ſtürzen, ſeien ſtets die Folgen von krankhaften Leidenſchaften des Herzens, welche ſpäter oder früher nur fruchtloſe Reue und eine gänzliche Zerfallenheit mit ſich ſelbſt herbeiführen. Nun ſtellte er mir weiter ſehr eifrig vor, wie dieſes Mädchen durchaus nicht für mich wäre, wie ſie, in gleichem Alter mit mir, von vornehmen und reichſtolzen Ältern, die niemals ihre Einwilligung zu einer ſo ungleichen Verbindung geben würden, längſt ſchon nach dem Wunſche ihrer Sippſchaft verheirathet ſein werde, bevor ich noch

überhaupt im Stande sei, zu heirathen, und wie ich im Gegentheile, wenn sie wirklich, woran er völlig zweifle, so viele Kraft und Neigung für mich besitze, daß sie bis zu jenem fernen Zeitpunkte auszuharren im Stande sei, ein gealtertes, launenhaftes, närrisches Geschöpf in ihr wiederfinden werde, welches mir statt des Segens nur den Fluch des Lebens mit in's Haus brächte. — Alle diese Vorstellungen und Vorwürfe waren um so härter, je weniger sie Grund hatten; dennoch schwieg ich und gab es auf, mich zu vertheidigen, denn ich wollte mit meinem Bekenntnisse nicht den Frieden der mir theuersten Wesen auf Erden muthwillig stören — gestört aber mußte er dadurch werden. Deßwegen ließ ich auch Wilhelm am Ende bei einem Wahne, den ich ihm nicht nehmen konnte. —

»Er verließ mich hierauf im höchsten Grade aufgebracht und erbittert; — doch sein Freundesherz trieb ihn schon nach einer Stunde wieder zurück, und als er mich noch immer fest entschlossen fand, da gab er seine fruchtlosen Bemühungen gänzlich auf, und schien am Ende sogar den Ernst und die Beharrlichkeit zu achten, mit denen ich bei meinem Vorsatze beharrte. Er rieth mir nun, in einem wissenschaftlichen Korps meine Laufbahn zu beginnen, da mich hier die bereits erworbenen Kenntnisse am ersten weiter fördern würden, und durch seine Fürsprache, so wie durch seine Verbindungen gelang es ihm auch bald, mir eine angemessene Bedienstung in einem dieser Zweige zu verschaffen, die mich jedoch sogleich und ganz nach meinem eigenen Wunsche in eine entfernte Provinz übersetzte.

»Der letzte und ſchwerſte Schritt ſtand mir nun bevor — ich ſollte Adelheid noch einmal ſehen. Seit einiger Zeit hatte ich mich zwar, unter verſchiedenen Vorwänden, aus dem Hauſe ihrer Aeltern zurückgezogen; aber jetzt, da ſchon der Tag meiner Abreiſe beſtimmt war, forderte es die Höflichkeit ſowohl als die Dankbarkeit, von einer Familie Abſchied zu nehmen, welche mich einſt als ihr Mitglied betrachtet und als ſolches behandelt hatte. Wilhelms Vater ſchien zwar über meine plötzliche Sinnesänderung erſtaunt, jedoch dieſelbe keineswegs zu mißbilligen, da er ſie als eine Folge freier Wahl betrachtete. Er lud mich mit ſeiner gewöhnlichen milden und freundlichen Weiſe ein, die letzten Stunden noch mit ihm und den Seinen zuzubringen.«

»So trat ich denn am andern Mittage, ſchon ganz reiſefertig und in voller Uniform, mit tief bewegtem Gemüthe in das Gemach, in dem ich ſo manchen frohen unbefangenen Augenblick verlebt hatte. Alle waren bereits zugegen, auch Adelheid, welche neben der Mutter am Fenſter ſtand, und ſchweigend auf die Straße hinabſah. Wilhelm führte mich zu den Frauen; es kam ein ziemlich gleichgültiges und allgemeines Geſpräch in Gang, das mich mehr beklemmte als erheiterte, bis wir uns zu Tiſche ſetzten. Ich hatte meinen Platz Adelheid gegenüber, und bald bemerkte ich, daß ſie ihre dunkeln ſprechenden Augen öfter und länger auf mich richtete, als dieß jemals geſchehen. Zugleich äußerte ſie im Laufe der mannigfachen Bemerkungen, zu welchen theils meine Reiſe, theils mein künftiges Leben den Hauptſtoff lieferten, eine größere

Theilnahme als ſonſt, aber auch eine größere Heftigkeit und eine flüchtige Röthe überflog dabei, eben ſo ſchnell verſchwindend als erſcheinend, ihr bleiches Antlitz. Die Mutter gab ihr, wie gewöhnlich, hierüber einige ſcharfe Zurechtweiſungen, und ſie entgegnete dieſelben, was noch niemals geſchehen war, eben ſo ſcharf; kurz, aus ihrem ganzen Betragen konnte ich entnehmen, daß ſie ſich in einer gereizten und aufgeregten Stimmung befand.

»Wilhelm trank viel und oft, was er, ſo mäßig er ſonſt war, bei ſolchen Gelegenheiten, wo ſein Gefühl lebhafter als gewöhnlich erwachte, ſtets zu thun pflegte; der alte herrliche Rheinwein machte auch uns andern warm, und dieſe Wärme ging ganz natürlich in's Geſpräch über. — »»Wie werden wir uns einſt wieder finden — rief jetzt mein Freund, — das iſt immer die erſte Frage, die mir bei ſolchen Trennungs- und Liebesmahlen noch ſchwerer aufs Herz fällt, als die Trennung ſelbſt. Der da — er wies auf mich — kommt vielleicht gar nicht mehr zurück, mich kann die nächſte Kugel in der nächſten Schlacht treffen und meine Adelheid dort — nun, mache nur kein ſo böſes Geſicht, dir will ich wahrhaftig kein ſchlimmer Prophet ſein — angeſtoßen, Leutchen, auf ihre glückliche Hochzeit; vielleicht tanzen wir dann alle mit, wie wir hier ſind!«« — Die Gläſer klirrten fröhlich zuſammen, auch ich erhob mich, und wollte dem Beiſpiele folgen, zwar zitternd und mit trüben Blicken, aber doch wollt' ich folgen, und wendete mich gegen Adelheid. Da nahm mir das ungemein bewegte Mädchen den Kelch ſchnell aus der Hand und rief zornroth: »»Stoßen ſie nicht an, denn

ich werde niemals heirathen!«« — »»Und warum nicht?«« fuhr die Mutter heftig auf, während die andern durch dieſe raſche unerwartete Aeußerung geſtört in ihrem heitern Geſchäfte inne hielten, und eine unangenehme Pauſe eintrat. Aber Wilhelms glückliche Laune hob dieſe Spannung ſchnell auf. »»So ſagen alle — rief er lachend — bis zum Brautmorgen und vor dem Altare liſpeln ſie doch früher oder ſpäter ein aufrichtiges Ja! darum, liebe Mutter, nichts für ungut — Sie haben es wohl ſelbſt ſo gemacht!«« — Die gutmüthige, nur etwas raſche Frau, die noch ſtets gerne an jene Zeiten erinnert wurde, nickte und ſchmunzelte, und der Einklang ſchien wieder hergeſtellt; nur bei Adelheid nicht, die, wie ich wohl bemerkte, zu Wilhelms letzten Worten den Kopf leiſe vor ſich hinſchüttelte, und darauf das Glas haſtig ausleerte, welches ſie mir kurz vorher genommen hatte.

»Die Ausſicht in eine ferne unbekannte Zukunft, das letzte Zuſammenſein mit mir befreundeten Menſchen, die immer näher rückende Trennung, die herzliche Theilnahme aller, fingen vereint ihre Wirkung auf den Empfänglichen zu äußern an. Wilhelm hatte ſeinen Stuhl dicht neben den meinen gerückt und umſchlang mich mit zärtlicher Freundſchaft: »»Nur noch dreißig Minuten! — rief er, auf die eilende Uhr weiſend — laß uns dieſe mit vollen kräftigen Zügen genießen, dann iſt's ja ohnehin aus, vielleicht auf immer. Bleibe mein Freund, werde mein wackerer Kamerad, und niemals berücke mehr ein Weib dein Gehirn! Dieſe drei Wünſche geb' ich dir mit auf die Ausfahrt, und will's Gott, werd' ich dich einſt bei der

Rückkehr darum fragen, ob du sie mir redlich erfüllt hast!«« — Die übrigen brachten nun jedes ein artiges Andenken hervor, denn alle hatten den Poeten Jeremias lieb gehabt; nur Adelheid gab mir nichts als einen offenen Brief, den sie mir schweigend zuschob. »» Ich habe nur dieses für Sie;«« — sprach sie langsam und mit Nachdruck. — Es war ein Schreiben der Generalin M . . ., einer Jugendfreundin von ihr, das meiner armen Schwester, die ich verwaiset und allein in einem traurigen Pensions-Institute zurückließ, die Stelle einer Gesellschafterin bei der erstern zusicherte. Gerührt, auf das innigste überrascht und erschüttert sprang ich auf: »» Gutes, edles Mädchen — rief ich — sein Sie auch in Zukunft der Schutzengel dieser Verlassenen, die mit mir alles verliert, sein Sie die Schwester meiner Schwester!«« — Da schmetterte unten das Posthorn, die Stunde schlug, es war Zeit. Ich hatte im Drange des Gefühls Adelheids Hand ergriffen und sie an meine Brust gedrückt — die übrigen waren an die Fenster getreten. Nur drei Minuten befanden wir uns allein. »» Leben Sie wohl, — stammelte ich — glücklicher als ich, und gedenken Sie meiner zuweilen«« — Sie ließ mich nicht ausreden, ich fühlte mich plötzlich umfangen, ihr Herz schlug an dem meinen, ihre Wangen berührten die meinen, ihre Thränen verschmolzen mit den meinen: »» Ja du sollst es, du mußt es wissen — seufzte sie dabei mit erstickter Stimme — daß ich dich geliebt habe, innig, ganz mit erster Liebe geliebt habe, die auch meine letzte sein wird — aber du sagtest, Nein! und so nimm dieß Geständniß jetzt in die weite Ferne mit, — wir sehen uns

niemals, niemals wieder! «« — — Eh' ich noch zur Beſinnung kommen konnte, hatte ſie ſich ſchon wieder losgeriſſen und in ihe Zimmer geflüchtet; ich wollte nach — es war verſchloſſen — die Geſellſchaft trat auf mich zu und ſchloß einen Kreis um mich; was ſie ſagten, was ich antwortete, weiß ich nicht. Wilhelm trug mich mehr als ich ſelbſt ging, zum Wagen; noch ein Kuß, noch ein Händedruck, noch ein Blick zu dem kleinen Balkon hinauf, deſſen Fenſter jetzt dicht verhangen waren, dann fiel der Schlag zu, der Wagen raſſelte mit mir hinweg und ich erwachte erſt unter dem kühlen, freien, geſtirnten Nachthimmel aus dem ſchönſten Traume meines Lebens, der nun auf immer ausgeträumt war!« —

Erſchöpft und ſichtlich angegriffen machte der Erzähler hier eine Pauſe; ich betrachtete mit innigem Mitleide das krankhafte edelgeformte Antlitz, in welches die Zeit mit ausdrucksvollen Zügen ſeine ganze Leidensgeſchichte geſchrieben hatte. Amalie aber konnte ſich der Thränen über dieſes ſeltene Mißgeſchick nicht enthalten, daß zwei liebende Menſchen auf eine ſo ganz eigene verletzende Weiſe auseinanderriß. »Unſeliger Irrthum« — rief ſie aus — »iſt es denn nicht genug, daß ſo viele Herzen, die für einander ſchlagen, durch die Gewalt der Verhältniſſe getrennt werden, muß dieſe Trennung auch noch von ſolchen Herzen ſelbſt herbeigeführt werden?« —

»Sagen Sie lieber: unſelige Thorheit und Verblendung« — verſetzte der Hauptmann — »denn das war es, wenigſtens von meiner Seite, obſchon Adelheids Eigenſinn und ſeltſame Verſchloſſenheit auch ei-

nen Theil der Schuld trägt. Selbſt damals, als jenes ſpäte und leidenſchaftliche Geſtändniß erfolgte, das mir eben ſo viel nahm als gab, war es noch Zeit; ein gerader männlicher Schritt zum Ziele, ein ernſtes Wort zu dem Mädchen, das mich offenbar mißverſtand und, gleich dem Bruder, in einer andern Neigung befangen glaubte, eine entſchiedene Erklärung gegen den Freund und die Ältern konnten der Sache noch eine erfreuliche Wendung geben. Doch eine ſolche Kraft lag nicht in meinem unſeligen Charakter und ſeiner Halbheit, welche ſich in leidender Entſagung und Duldung gefiel, und die vor dem Gedanken erſchrack, da noch zu hoffen und zu wagen, wo ſie bereits aufgegeben hatte. In dieſem traumhaften und völlig reſignirten Zuſtande trat ich meine neue Beſtimmung an, ich folgte ihrem Zuge willenlos und mechaniſch, hierhin und dorthin, es verging ein Tag um den andern und ein Jahr um das andere — meine dumpfe Gleichgültigkeit nahm zu, je gewiſſer mir die Unerſetzlichkeit meines Verluſtes wurde, und ich lebte ein Leben, das gar kein Leben zu nennen war. Ein einziges Mal, ungefähr ſechs Monate nach unſerer Trennung, erhielt ich einen Brief Wilhelms, der mich wach rütteln mußte, da er mit gewaltſamer Hand in mein ganzes inneres Sein und in alle die Fäden griff, die es noch an die Außenwelt banden. Hier iſt der Brief; ich trage ihn ſtets bei mir, denn es ſpricht ein Freund, ein Bruder aus ihm, den ich nur mehr aus dieſen Zügen erkenne, weil auch er mir früher verloren ging. Leſen Sie, ich bitte, leſen Sie laut.« —

Damit reichte er mir das Blatt, welches ich nach

seinem Willen entfaltete und las, während seine Blicke aufmerksam an meinen Lippen hingen, so genau er auch schon den Inhalt kannte, und dann und wann ein leiser Seufzer oder ein dumpfer Ausruf die Stellen bezeichneten, die ihn am meisten ergriffen und berührten.

»Dein todter Tasso, armer Schwärmer« — so begann Wilhelms Brief — »hat mir nun ein Geheimniß verrathen, das du ihm lieber, als dem lebendigen Freunde anvertrautest. Ich fand unter deinen rückgelassenen Büchern das befreite Jerusalem, blätterte zufällig darin herum, und so fielen mir, gerade bei dem Ausrufe Olinth's:

O himmelsüße Qual der letzten Stunde,
Erlang' ich es, daß Brust an Brust gedrückt
Ich meinen Geist verhauch' an deinem Munde,
Daß du mit mir der Welt zugleich entrückt
Die Seel' in mich verhauchst im sel'gen Bunde —

bei diesem Ausrufe fielen mir, sag ich, jene Strophen in die Hände, womit du seinen Ideengang gleichsam fortsetzest und die an — Adelheid gerichtet sind! Also das war es! Und du hattest nicht den Muth, dich zu entdecken, ja, du verleugnetest noch, wie ein boshaftes Kind das, was redlich und frei herauszusagen deine heilige Pflicht war? Du begnügtest dich damit, in traurigen Reimen deinen Gefühlen Luft zu machen, statt sie durch die That zu bekräftigen? Du zogst es endlich vor, feig und unmännlich davon zu laufen, statt zu bleiben, zu handeln, zu wirken und so dich und die Unglückliche zu retten, die es durch dich gewor-

den iſt. Wenn dieß der Triumph der Empfindſamkeit iſt, ſo dank ich dem Himmel für meinen geſunden einfachen Sinn, der von jeher an dieſen wilden Auswüchſen einer verkehrten Phantaſie und eines irre geleiteten Verſtandes zurückſchreckte! —

»Du kommſt in das Haus eines Biedermannes durch Jahr und Tag; auf einmal fällt es dir ein, dich in ſeine Tochter zu verlieben, ein herzensgutes, nur etwas ſeltſames Mädchen, aber natürlich und ſchlicht erzogen und eben darum unbekannt mit dem Rauſchgold und Flitterwerk, womit die eitle Welt nun ſogar das Herz behängt, damit es noch durch etwas anderes in die Augen falle, als durch ſein warmes Pochen. Du ſiehſt, du ſprichſt dieſes Mädchen täglich, und dieſer tägliche Umgang eröffnet euch ganz natürlich nach und nach alle eure Geſinnungen, eure Anſichten, euer Glaubensbekenntniß von Welt und Menſchen, wodurch ihr euch zuerſt achten und dann lieben lernt. Wenigſtens war dieß bei Adelheid der Fall, die es mir nun ſelbſt geſtand, in deren echt weiblicher Natur aber, bei manchen ſonſtigen Eigenheiten, ein Entgegenkommen durchaus nicht liegt, ſondern eher eine Flucht und ein Verſtecken. So trug die Arme eine unbefriedigte Sehnſucht in ihrem Innern, die ihr ſchmerzlich fiel, die ſie aber nicht, gleich dir, verweichlichte und entnervte, weil ihr Herz von Natur aus geſund und kräftig war. Es kömmt endlich doch, von mir ſelbſt unbewußt herbeigeführt, zu einer Art von ſchmerzhafter Erklarung, in der ſich meine Schweſter bald verrathen hätte, die jedoch ſo ernſthaft endigte, daß ihr kein Zweifel über deine Geſinnung bleiben

konnte, und ſie dir, nach ihrem richtigen Gefühle, jene Antwort geben mußte, die ſie damals wirklich gab. Nachdem du dich auf dieſe Weiſe völlig als einen jener bedauernswerthen Charakterloſen gezeigt hatteſt, deren eine verfehlte Richtung des Lebens immer mehr und mehr hervorbringt, ergreifſt du, um deine ganze Schwäche bloß zu geben, noch die Flucht; ja du nimmſt ſogar in dem letzten Augenblicke der Trennung das unaufhaltſame Geſtändniß einer unentweihten, aber überwallenden Empfindung aus dem Munde der Geliebten, die beſtimmte Gewißheit ihrer entſchiedenen Zuneigung für dich regungslos hin, ohne dich ſelbſt durch dieſes Äußerſte zur That ermuthiget zu fühlen — du ſtirbſt lieber in träger Dumpfheit dahin, und klagſt das Geſchick an, daß es dich unglücklich gemacht!

»Dieß iſt die einfache aber wahre Darſtellung deiner Verirrungen. Fürchte nicht, daß ich nun anfangen werde, dir Vorwürfe darüber zu machen; nein, du Armer, die Erfahrung eines reich bewegten Lebens und inhaltſchwerer Jahre, hat mir längſt die Lehre eingeprägt, daß die Vergeltung ſtets wach iſt und die Strafe nie ausbleibt, wenn ſie auch nicht immer mit Ruthen darein ſchlägt; oft iſt ſie um deſto härter, je milder ſie ſcheint! Auch dich hat ſie ſchon erreicht, erreicht durch die Erkenntniß deiner Verkehrtheit, durch ein trauriges, mattes, ſonnenloſes Daſein, in dem du dich mit dieſer Empfindung von einer Stunde zur andern fortquälſt, ſo wie durch das Bewußtſein, daß alles ganz anders ſein könnte, wenn du ein anderer geweſen wäreſt. Werde aber noch ein anderer; du vermagſt es, ſobald du es willſt. Sieh, du biſt

jetzt in dem Alter, wo der Mann gerade Mann wird, du hast einen edlen Grund im Wissen und Erkennen gelegt, dein Herz ist warm und gut: erhebe dich aus dieser Seelenträgheit, aus der Erschlaffung, in welcher deine besten Kräfte zu Grunde gehen, tritt endlich aus der Trauerwelt in die wirkliche, athmende, schöpferische Welt, werde ganz und selbstständig, und ich will, trotz der Vergangenheit, der erste sein, der dir mit offenen Armen entgegeneilt, um den alten Bruderkuß auf deine Lippen zu drücken. Doch so kann es, so darf es nicht bleiben. Auch Adelheid läßt dich darum bitten. Sie weiß jetzt alles, und sie vergibt dir alles, aber sie kann dich nicht mehr lieben, sie kann niemals die Deine werden — dieß ist ihre feste, ihre unabänderliche Erklärung, und ich achte, ich schätze sie darum noch mehr, weil ich überzeugt bin, daß sie auch keinem andern angehören, und daß sie so in den Augen der Welt als eine von jenen vielen Verkannten herumirren wird, die das vorschnelle Urtheil wegen ihrer verfehlten Bestimmung anklagt, während oft gerade diese mit erhabener Aufopferung den edelsten Beruf des Weibes erfüllen! — Ich wünsche nur, daß du diese Ansicht mit derselben Ruhe, Klarheit und Entschiedenheit auffassen könntest, wie ich; du würdest mir dann nicht nur Recht geben, du würdest auch deinerseits thätig werden, und das große Ganze in's Auge fassen, wofür es so viel anzustreben und zu wirken gibt, daß der Einzelne seine Einzelnheit darüber leicht vergessen und sich mit dem erhebenden Troste trösten kann, den dieß gewährt! —

»So viel über dich, nun auch etwas über zwei

andere Weſen, die dir nahe ſtehen; ich meine deine Schweſter und mich. Die erſtere iſt kurz nach dir angelangt und hat uns alle durch ihre Schönheit eben ſo ſehr, als durch ihre geiſtige Vollkommenheit überraſcht. Sie ward Adelheid's Freundin im engſten Sinne des Wortes und — die Geliebte der Generalin, denn, wahrhaftig, ich weiß keine andere Bezeichnung für das Verhältniß, in welchem ſie zu der letztern ſteht. Die gute in der Einbildung kranke und ewig ſterbende junge Frau, der ein Mann zur Seite ſteht, welcher in ſeinem Leben noch nicht eine Stunde unpäßlich war, und den Tod nicht anders kennt, als wenn er mit Kanonen ſchießt, war durch das ganz entgegengeſetzte und fremde Verhältniß, welches ſich aus zwei ſo verſchiedenen Naturen geſtalten mußte, wirklich der Verzweiflung nahe, und es bedurfte der milden, alles verſöhnenden und ausgleichenden Erſcheinung Franziska's, um ſie davor zu retten. Mit dieſer iſt ein neuer Geiſt in das Haus des Generals gekommen, den er ſowohl als ſeine Gattin gleich ſegnen und verehren. Ihr feiner Takt und ihre richtige Menſchenkenntniß, die ihr angeboren ſein müſſen, denn in einem Penſionate werden dieſe gewiß nicht anerzogen, hat bald das Mittel gefunden, das hier allein zu einer wechſelſeitigen Annäherung und Ausgleichung führen konnte. Dieß Mittel aber trug ſie in ſich ſelbſt, und indem ſie gewiß nicht ohne manchen gefährlichen Widerſtand zuerſt jeden Theil für ſich zu gewinnen wußte, gewann ſie endlich beide für einander, und ſo hat ſie es endlich wirklich ſchon ſo weit gebracht, daß die ganze Welt Wunder ſchreit, denn der Gene-

ral ſitzt jetzt am Bette ſeiner Frau und lieſt ihr vor, wenn ſie Migraine hat, und die Generalin reitet, trotz des beſten Huſaren, mit ihrem Manne zu den Wachparaden!

»Wie muß ein Weſen, das ſo viel Gehalt in ſich trägt, daß es damit zwei ganz fremde beglücken kann, erſt den Auserwählten beſeligen, der ihr eigenes Herz gewinnt. Dieſer Gedanke hat mich, ſeit ich der tägliche Zeuge jener Heilung und Verſöhnung geworden bin, oft viel und ernſt beſchäftiget, — er hat endlich den Wunſch in mir erzeugt, ſelbſt dieſer Erwählte zu ſein oder zu werden; Franziska weiß bereits um dieſen Wunſch, ſie hat ihn unbefangen aber noch ausweichend aufgenommen, und es ſteht nun bei ihr, ihn zu erfüllen, ſo wie bei mir, mich dieſer Erfüllung würdig zu machen. — Du ſiehſt, mein Freund, ich gehe hier aufrichtiger zu Werke als du, die Folge wird es lehren, ob ich deßwegen auch glücklicher ſein werde, als du. Ich kann dir es jedoch nicht verhehlen, daß ich deßwegen einigen Zweifel hege. Es iſt ſeltſam, bei allen Eigenſchaften, die ich, deutlich fühle ich dieß, in mir trage, um ein edles Frauenherz für mich zu gewinnen, iſt mir dieß doch niemals gelungen, und ich fange nach und nach den Worten zu glauben an, mit denen mich einſt ein junges leichtfertiges Ding, meine erſte Liebſchaft, abwies: »Laſſen Sie mich, Sie flößen mir ſo viel Reſpekt ein, daß ich mich nie getrauen würde, Sie zu küſſen!« — Geſteh' es, es iſt etwas Trauriges um eine ſolche Reſpektsperſon; aber, bei meiner Ehre, jener Wildfang hatte Recht, und obſchon ich Major, und noch dazu ein ganz jun-

ger rüſtiger Major bin, hab' ich es doch richtig noch nicht ſo weit gebracht, einen herzhaften Kuß von einem Mädchen zu erhaſchen. Und ſo fürcht' ich am Ende auch bei Franziska, daß ſie mehr jenen fatalen Reſpekt, als eine wahre und innige Zuneigung für mich fühle; wenigſtens iſt ſie mir zu gemeſſen, beinahe möcht' ich ſagen zu verlegen ſeit jenem Geſtändniſſe, als daß ich irgend einen Grund zum Hoffen hätte. Dann bleibt mir am Ende nichts übrig, als ein alter Hageſtolz zu werden, wie meine Schweſter eine alte Jungfer; aber Gott erhalte mir nur mein Herz ſo friſch und jung, wie es jetzt iſt, auf daß es ihm wenigſtens vergönnt ſei, ſich an anderer Glück zu erfreuen, indem es auf das eigene Verzicht leiſten muß, und ein ſolches Herz, mein Guter, iſt es auch, was ich dir wünſche!« — —

Der Brief Wilhelms war zu Ende, und ein bitteres Lächeln zog über die farbloſen Lippen ſeines Freundes.

»Theure Amalie« — ſagte er zu meiner Frau — »ich leſe den Eindruck dieſer Zeilen auf Ihrem theilnehmenden Geſichte, und es ſagte mir, wie Sie eben im Begriffe ſind, dem Schreiber derſelben ein Ehrendenkmal in Ihrem unſchuldigen Herzen zu erbauen. Aber hören Sie mich erſt aus. Auch ich gelobte mir damals mit ernſtem Schwure, mich von nun an ganz der Leitung dieſes großen, wahrhaft edlen Mannes anzuvertrauen. Da erhielt ich, vierzehn Tage nach Empfang dieſes Briefes, plötzlich die Nachricht, daß Wilhelm verſchwunden und zu ſeinem Regimente zurückgekehret ſei; bald darauf hieß es, er habe quittirt, und ſei nach Italien gereiſet. Seitdem habe ich nichts

mehr von ihm vernommen, wohl aber meldete mir meine Schweſter nach langem Schweigen, das ich mir zu erklären nicht vermochte, auf einmal, eben ſo ſchnell und unerwartet, ihre Vermählung mit dem Adjutanten des Generals, einem mittelloſen ſubalternen Offizier; ſie berührte dabei auch das Verhältniß mit Wilhelm und ſeine plötzliche Flucht, aber leiſe, ſchonend und auf eine faſt ſchmerzliche Art, ſo, daß mir beinahe kein Zweifel blieb, dieſer habe jenes Verhältniß wortbrüchig und treulos aufgegeben, worauf der Verlaſſenen zur Rettung ihrer Ehre nichts erübrigte, als jene kümmerliche Verbindung! — Ich nahm nun Urlaub, um mir perſönlich über alle die bangen Fragen, welche in meiner Seele aufſtiegen, Antwort zu holen. Ich kam wieder in dem Aufenthaltsorte Adelheidsau, ich fuhr abermals an dem wohlbekannten Erker vorüber, auf dem ich einſt mit ſo ganz anderem Herzen und Sinne geſtanden; keine Blumen blühten mehr darauf und keine befreundete Geſtalt winkte mir entgegen; es ſchien mir alles ſo fremd, ſo kalt, ſo todt, was mich einſt bekannt, warm und lebendig anſprach, daß ich mich erſchüttert in die Ecke des Wagens zurückwarf.

»Meine erſte Frage war nach dem General, bei welchem das neue Ehepaar, wie ich wußte, noch wohnte, weil ſich ſeine Gemahlin durchaus von Franziska nicht trennen wollte. Man verſtändigte mich, daß er vor drei Tagen mit all den Seinen nach einem fernen Gute am Rhein abgegangen ſei. Nun erkundigte ich mich nach ſeinem Adjutanten; — auch dieſer wäre fort, hieß es — wohin, das wiſſe man nicht;

der plötzliche Tod seiner jungen Frau, mit der er erst einen Monat verheirathet gewesen, und die von einem Nervenfieber hingerafft worden sei, habe ihn so angegriffen, daß man für seinen Verstand fürchte, und in dieser Stimmung wäre er plötzlich verschwunden! — — — Dieß alles erzählten mir die Leute so ruhig, und die Mittagssonne schien dabei so roth und warm, und der Himmel strahlte so blau und friedlich, und ein paar Zeisige sangen so lustig aus ihrem verhängten Käfige dem kommenden Frühling entgegen, während ein Unglücklicher, ein Verzweifelnder daneben stand, dem jedes dieser Worte ein neues Blatt von seinem ohnehin schon verwelkenden Lebensbaume herabriß, und der in diesem Augenblicke seinen letzten Trost mit starren thränenlosen Augen zu Grabe geleitete! —

»Halten Sie ein« — unterbrach ihn hier Amalie, der seine tiefe Erschütterung nicht entging und die sie mit ihm theilte — »halten Sie ein, bedauernswerther Mann, diese Erinnerung muß Sie tödten!« —

Doch er achtete nicht darauf, ein seltsames gefährliches Beben, wie das letzte aufblitzende Flackern einer verlöschenden Flamme, zuckte durch sein ganzes Wesen; er richtete sich höher auf, das matte Auge loderte hell empor, und so fuhr er fort: »Auf dem frischen Hügel, der nun das einzige Herz bedeckte, welches noch für mich geschlagen hatte, das Schwesterherz, fand ich mich wieder, und weinte mich aus; neben mir kniete eine dunkle, ganz verschleierte Gestalt, sie legte einen Kranz von Zeitlosen auf den kleinen einfachen Stein, zog dann eine der Blumen daraus hervor, und steckte sie mir leise an die Brust —

—es war Adelheid! — Wir sprachen kein Wort; nur ihr Odem umwehte mich wie Geisterhauch, und lautlos, wie sie gekommen, schwebte sie wieder über die Gräber zurück; ich starrte ihr nach, bis ihr schwarzer, im Abendwinde flatternder Schleier verdämmerte, und seitdem hab' ich sie niemals wieder gesehen — Friede sei mit ihr, so wie mit der, auf deren einsamer Ruhestätte wir uns begegneten!«

Es fiel mir auf, daß der Hauptmann jetzt plötzlich abbrechend, schwieg, so wie mich auch die sonderbare, fast grelle Betonung, womit er die letzten Worte herausstieß, erschreckte. Ich betrachtete ihn näher; Todesblässe ruhte auf seinem Antlitze, die Hände hingen schlaff herab und der Kopf war auf die Brust gesunken.

»Ach Gott, er stirbt!« — schrie Amalie entsetzt, und beide eilten wir ihm zu gleicher Zeit zu Hülfe.

Ein leises Geräusch hinter mir, und eine weiche Hand, die mich mit sanfter Gewalt zurückzog, störten mich in dieser Beschäftigung. Ich sah bestürzt eine hochgewachsene bejahrte fremde Dame hinter mir, die so eben eingetreten sein mußte; ein Reisekleid umhüllte die edle, Ehrfurcht gebietende Gestalt.

»Laßt mich, gute Kinder« — sprach sie mit milder, aber fester Stimme — »hier ist mein Platz, und wenn ich ihn nicht zum Leben zurückrufe, so ist eure Mühe umsonst« — Wie ein Lied aus längst verklungener Jugendzeit, so bekannt klang mir diese Stimme und erweckte tausend freundliche Erinnerungen.

»Iſt es möglich« — rief ich — »wären Sie es wirklich — ja, Sie ſind es, gute edle Tante — o willkommen, willkommen im Hauſe ihres Neffen!« — Damit hatte ich eine der ſchönen weißen Hände ergriffen, die ich mit herzlicher Hochachtung küßte, indeß meine Frau, welche nun zum erſtenmal eine Verwandte erblickte, von den ſie mich ſtets nur mit begeiſterter Anbetung hatte ſprechen hören, ſich der andern Hand bemächtigte.

»Meine liebe, liebe Amalie« — begann die würdige Matrone, ſich ſanft losmachend und ſie auf die Stirne küſſend — »wie freut es mich, dich endlich zu ſehen, und wie leid thut es mir, daß dieß in einem Augenblicke geſchieht, wo — — doch ſtille, jetzt nimmt nur Einer meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, er, der ſie durch ein langes trauriges Leben am meiſten verdient hat.«

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich zu dem noch immer ohnmächtigen Follner, — wie eine Mutter ihr krankes Kind legte ſie das bleiche Haupt in ihren Schooß, ſtreichelte die dünnen grauen Haare von den eingefallenen Schläfen und ſah lange und ernſt und ſinnend in das erſtorbene Antlitz. Heiße Thränen rangen ſich dabei aus den hellen Augen und träufelten langſam auf die Wangen des Beſinnungsloſen, der davon erweckt wurde. Er ſchlug die müden Blicke auf und ſie trafen in die der Geliebten ſeiner Jugend, die er nie vergeſſen hatte, wie auch Zeit und Leben ſeither an ihm rüttelten. »Adelheid!« rief er, und ſtreckte die kraftloſen zitternden Arme nach ihr, und ein Lächeln, wie ein Sonnenſtrahl über die vermorſchten

Trümmer eines Göttertempels, flog über die zerstörten Züge. »Armer Freund« — entgegnete die Tante und richtete ihn sanft empor — »müssen wir uns so wiedersehen?« — »Es ist doch ein Wiedersehen, ein Tropfen Labsal in den bittern Kelch des Verlöschens« — versicherte er freundlich, indem er ihre warme in seine kalte Rechte legte — »O wie danke ich dem Himmel dafür, daß er mir damit das erste Zeichen der Versöhnung gibt — Adelheid, nicht wahr, ich bin inzwischen recht alt geworden?« — »Und ward ich es nicht auch?« — »Du? — Nein, nein — du bist noch ganz dieselbe, denn du hast dir dein Herz jung bewahrt, aber das meine ist noch mehr ergreifet als mein Leib; nur in Einem schlägt es gleich feurig und wird ewig schlagen, bis es ganz stille steht — in der Liebe für dich!« —

Es folgten nun einige wechselseitige Bekenntnisse, in denen sich die zwei lang getrennten Wesen endlich völlig erschlossen, wie zwei späte einsame Rosen, welche der Strahl der Wintersonne eröffnet, da sie der Frühlingssonne entbehrten. Aber auf wie lange! und wie bald verwelken sie im starren Frosthauche der frühen unaufhaltsam herannahenden Nacht! —

Schon dämmerte diese unverkennbar um den immer matter verglimmenden Freund, seine Reden wurden unzusammenhängend und verworren, er wiederholte nach langen Pausen dieselben Fragen, zupfte mit den Fingern an den Schleifen der Geliebten, und es gehörte die ganze Seelengröße und Festigkeit eines abgeschlossenen Gemüthes dazu, wie es die Tante wirklich besaß, um in diesem gewiß schmerzlichsten Momente

ihres Lebens nicht zu erliegen, wo sie denjenigen, dem sie seit den Tagen der ersten Jugendliebe mit gleichem Feuer und gleicher Treue zugethan war, nun in ihre Arme faßte, um ihn daraus auf immer in das kühle Sargbett zu betten. Auch rang sie heftig in diesem mehr als menschlichen Kampfe, und öfters gaben mir die bang gefalteten Hände und die leise unterdrückten Seufzer nur zu deutlich zu erkennen, daß sie, bei all' ihrer Kraft doch erliegen müsse, wenn es nicht bald ende. Und sie hatte dieß alles voraus gewußt, sie war, wie ich dieß später erfuhr, eigens hieher gekommen, um dem Sterbenden, von welchem sie immer geheime Nachricht einzog, im Tode noch den Trost zu geben, den sie ihm früher nicht geben durfte!

Nach einer langen, für uns alle beängstigenden Pause erhob sich der Sterbende plötzlich wieder zum vollen Bewußtsein, und sprach mit ängstlicher Hast: »Noch eine Frage, die letzte, meine Adelheid, mußt du mir beantworten; aber bedenke, daß sie ein Verscheidender an dich richtet, sei wahr, wie du es bisher stets gewesen bist!« — Hier hob er sich ganz empor und heftete seine Augen mit schmerzlichem Ausdrucke in die ihren: »Sage mir, Adelheid, hat Wilhelm meine Franziska wirklich getäuscht, starb sie wirklich aus Gram über seine Treulosigkeit?«—

Da wendete sich die treffliche Frau betrübt von ihm ab, ein tiefer Unwille schien sie zu erfassen und beinahe war es, als wollte sie, von demselben überwältiget, ihre milde Hand von dem Fragenden losmachen, der sie mit banger Kraft umklammert hielt. »Unglücklicher« — rief sie endlich — »so verfolgt dich

denn der Wankelmuth und der Zweifel, der dich durch dein ganzes Leben nicht verließ und es in seinem innersten Grunde zerstörte, auch noch bis zu dieser Stunde, wo schon die Ewigkeit die irdischen Blicke lichten sollte? Kanntest du Wilhelm nicht besser, trautest du ihm nicht mehr, war er nicht dein Freund, war er nicht mein Bruder? — Wisse es denn, Franziska hatte schon im Pensionate jenen Offizier kennen und lieben gelernt, welchem sie später die Hand reichte. Das Gefühl der Dankbarkeit, das sie an mich band, erregte nach der Erklärung meines Bruders, der von dieser Leidenschaft nichts ahnte, einen schweren Kampf in der Seele des Mädchens. Dieser Kampf entging dem forschenden Auge Wilhelms nicht, und führte ihn bald auf die rechte Spur. So wie er davon überzeugt war, hatte er auch seinen Entschluß gefaßt; mit edler Selbstaufopferung vermochte er den General, die Wünsche der Liebenden zu erfüllen, und suchte dann in der Ferne, in einem thätigen Wanderleben und in mancher edlen Frucht, die daraus hervorkeimte, Vergessenheit für eine Täuschung, die ihm um so härter fallen mußte, als dieß seine erste und letzte wahre Liebe gewesen ist. Franziska aber wurde ein Opfer der Krankheit, noch ehe sie ihr Glück recht genießen konnte, so wie ihr Mann jenes einer unmännlichen Verzweiflung über ihren Verlust. Und nun urtheile, ob Wilhelm ein Betrüger, ein Treuloser sei?« —

Eine milde, fast verklärte Ruhe verbreitete sich jetzt über das Antlitz des Sterbenden; er winkte mit seiner letzten Anstrengung uns alle näher und drückte Adelheid's Hände auf seine Brust. »Dank dir, fromme Seele« — lispelte er — »daß du mir auch

dieſen gerettet haſt; ſo kann ich verſöhnt ſcheiden, denn ich nehme das Bewußtſein mit mir, einen edlen Freund, eine tugendhafte Geliebte gehabt zu haben, und wer war dann reicher als ich, deſſen eigene Schuld es war, wenn er ſo einen Reichthum zu ſpät erkannte! Lebe wohl, meine Adelheid, lebe für mich, und gleiche durch deine Klarheit meine Verworrenheit aus; deinem Bruder aber ſage, die letzte Bitte ſeines ſterbenden Freundes ſei geweſen, er möchte ihm verzeihen, und ſein letzter Schmerz, daß er dieſe Verzeihung nicht mit ſich hinüber nehmen konnte.« — Sein Kopf ſank zurück; Adelheid beugte ſich mit Faſſung und Ergebung in ernſter Trauer über ihn, während Katharina, die jetzt hereingedrungen war, in fieberhafter Angſt ſchluchzend und weinend die Füße ihres Wohlthäters umſchlang. Noch einmal öffnete er die brechenden Augen und richtete ſie auf das troſtloſe Mädchen: »Es iſt ein gutes Kind« — hauchte er, ſchon verſcheidend — »ſei ihm eine Mutter, wie du einſt die Schweſter meiner Schweſter warſt!« —

Dieß waren ſeine letzten Worte; bald darauf hatte er ausgelitten. Jeder herbe krankhafte Zug, der ſein ſonſt edles Geſicht entſtellte, verſchwand nun aus dem freundlichen und friedlichen Antlitze, und wir erkannten mit wehmüthiger Freude auch hier wieder die große Wahrheit, daß es eine Sehnſucht im Menſchen gibt, die ihn, gleich ihrem Sinnbilde, dem ruheloſen Ahasver, raſtlos auf Erden herumtreibt, und erſt im Tode die wahre Befriedigung findet.

Als das ſtille ſtehende Herz und die erkaltete Stirne die Tante überzeugte, daß er geendet habe, küßte ſie die bleichen klangloſen Lippen, ſchloß ſeine Augen, fal-

tete seine Arme kreuzweise, schnitt dann eine von den ergrauten Locken seiner Stirne ab und sprach mit innigem Gefuhle: »So sei es denn; was ich in meiner Jugend standhaft ertragen, das wird mich auch in meinem Alter nicht erdrücken — ich habe diesen Verlust längst beweint und ihn längst in meinem Herzen begraben; jetzt, da er wirklich todt ist, kann ich ihn nur glücklich preisen, denn er war ja doch nichts als ein Fremdling im Leben, und für ihn ist's so am besten. Für mich aber wird sich noch Beschäftigung finden, um darüber den müßigen Gram zu vergessen.« —

Mit bewundernswerther Geisteskraft und Entschlossenheit ordnete sie nun alles an, wozu ich selbst für den Augenblick mich unfähig fühlte. Sie nahm zuerst die arme Katharina in ihre Arme und versicherte sie ihres fortwährenden Schutzes und ihrer thätigen Unterstützung; dann ließ sie sich in die Wohnung des Verblichenen führen, ordnete dort seine Papiere und seine Nachlassenschaft, und traf die Vorkehrungen zu einem anständigen ehrenvollen Begräbnisse. Kurz sie entwickelte eine Umsicht und Thätigkeit, welche in einer solchen Lage kaum dem entschlossensten Manne verliehen ist, und doch blieb sie dabei stets innerhalb der Gränzen strenger Weiblichkeit, welche jede ihrer Handlungen bezeichnete. — Bei dem Leichenbegängnisse folgte sie selbst dem Sarge, ganz schwarz gekleidet, eine jungfräuliche Witwe, doch aufrecht und in würdiger Haltung, welche sie auch noch am offenen Grabe behielt, wo sie ihren neuen Schützling, das gute Käthchen, das einer Ohnmacht nahe war, mit zarter Sorgfalt unterstützte. Nur als die erste Schaufel Erde dumpf und drohnend hinabrollte, da schauerte

sie zusammen und wendete sich ab, indem plötzlich ein unaufhaltsamer Thränenstrom aus ihren bisher trockenen Augen stürzte.

Spät, als die Feierlichkeit längst vorüber war, und die stille Nacht mit ihren Sternen herangezogen kam, sah ich sie noch einmal dicht verhüllt auf den Kirchhof hinaus wandeln, wo sie in der heiligen Einsamkeit gewiß das schönste Gedächtniß für den Entschlummerten beging.

Die Tante hat seitdem G—* nicht mehr verlassen. Sie kaufte jenes kleine Haus auf dem Platze, in welchem der Hauptmann wohnte, und in welchem wir sie im Anfange dieser Mittheilungen zum erstenmal gesehen haben. Hier waltete sie mit Katharina, deren Vater sie auch versorgt hatte, und die sie ganz zu sich nahm, in einem echt weiblichen Stilleben, das ihr bald alle Herzen gewann. Sie war die Mutter aller Waisen, die Rathgeberin aller Hülfsbedürftigen, der Trost aller Unglücklichen. Strenge gegen die unverbesserliche Thorheit, mild gegen die gesunkene, anerkennend gegen die geprüfte Tugend, wohlthätig und wahrhaft großmüthig, wo es wirklich noth that, aber niemals verschwenderisch aus falscher Sentimentalität oder Selbstgefälligkeit, wirkte sie bald entschieden auf den Geist ihrer Umgebungen und daher auf die meisten Frauen des Städtchens ein, die ihr mit dem besten Willen nacheiferten.

Auf eine gleiche Weise bewährte sich der Oheim Wilhelm, der endlich seiner Wanderschaft müde auch in die Heimat und zu Adelheid zurück gekehrt war,

um dort seine Erfahrungen zu sammeln und zu sichten. Gleich nach den ersten Tagen seines Aufenthaltes bei der Schwester erklärte er dieser, er wolle nun wieder jung werden, und sie eben so lieb haben, wie in den Tagen der Kindheit, und sich nicht mehr von ihr trennen. In der That war es und blieb es auch so. Ich habe nie einen liebenswürdigeren Greis gesehen, als ihn, den kein Mißgeschick und keiner von den vielen Wünschen der Vergangenheit, die ihm versagt wurden, um seine unerschütterliche Seelenheiterkeit und um seinen Geistesfrieden zu bringen vermochte. Die trübe und früh alternde Jugend unserer Zeit, die beinahe keiner reinen Freude mehr fähig scheint, sondern sich in Leidenschaftlichkeit und Gleichgültigkeit theilt — zwei gleich gefährliche Feinde der Jetztwelt — konnte an dem alten Manne lernen, wie man einen wahren und großen Schmerz, keinen bloß eingebildeten, ertragen könne und solle, ohne deßwegen mit dem Leben und mit sich selbst zu zerfallen, und diese selbstische Zerfallenheit auf sein ganzes Thun und Wirken zu übertragen. Niemand kann mit schonenderer Güte über die Fehler, niemand mit begeisterterem Lobe über die Vorzüge anderer sprechen und urtheilen, als er, er mag sie finden, wo er will. »Von den Kunden des Alterthums« — sagte er oft — »mache ihn keine so traurig als die von Diogenes, der mit der Laterne herumgegangen, um Menschen zu suchen, besonders deßwegen, weil es jetzt so viele neue Diogenesse gebe, die ihn nachäfften, aber nur in seinem Cynismus, und zuerst sich selbst suchen sollten, da sie auch zuerst sich selbst verloren hatten. Er für seinen Theil habe noch überall Menschen gefunden, und es betrübe ihn nur

Eins, daß er nicht den Tauſenden, die er gefunden, auch ſagen könne, wie ſehr er ſie liebe!« — Und dieſe Geſinnung trug er nicht bloß zur Schau, ſondern er bewährte ſie auch bei jeder Veranlaſſung durch die That! —

Es waren die ſchönſten und zugleich die lehrreichſten Jahre meines Lebens, welche ich mit dieſem vortrefflichen Paare damals in G—* zubrachte, und ſie wirken noch jetzt wohlthätig auf mein ganzes Sein nach, ja, ihr tiefer Eindruck wird ſich bis in die ſpäteſte Zukunft erhalten. Wie oft ſagte ich zu Amalien, wenn uns wieder ein neuer Zug in dem freundlichen Gemälde ihres freundlichen Lebens überraſchte: »Ja, dieß ſind zwei junge Herzen im wahren Sinne des Wortes, die es verſtanden und verdienten, ſich dieſe Jugend zu erhalten, welche bei manchen ſchon ergraut iſt, wenn noch üppige Locken das blühende Haupt umflattern!« — Leider wurde uns dieſer Genuß nur zu bald entzogen und mein Beruf führte mich zu einem bleibenden Aufenthalt in die Reſidenz. Aber, wie geſagt, ich unterließ es nicht, alljährlich wenigſtens einmal die Würdigen zu beſuchen, und in ihrem Bunde der dritte immer und immer wieder die Erinnerungen an eine liebe Vergangenheit zu erneuern, die mich ſtets beruhigend und verſöhnend aus den zwei verehrten Geſtalten anſprach, welche ich mir nicht mehr getrennt vorſtellen konnte, ſo wenig, als ich ſie älter werden ſah.

Es war im Herbſte des Jahres 1831, als der lange Friede und die ſchöne Ruhe unſers geliebten Vaterlandes eine traurige Erſchütterung durch jene furchtbare Krankheit erhielten, welche wie ein zürnendes Ge-

ſpenſt das bewegte Europa durchſtreifte, und überall Entſetzen und Vernichtung verbreitete. Der Anblick und die Erfahrungen, welche jene verhängnißvollen Tage mit ſich brachten, erhoben mich eben ſo ſehr, als ſie mich betrübten; denn wie in jeder gewichtigen Epoche durch außerordentliche Ereigniſſe auch eben ſo viele außerordentliche Kräfte als Schwächen des Menſchengeſchlechtes entwickelt werden, ſo trat dieß hier ebenfalls ein. Unſer in allen Gefahren und in allen Wechſeln inhaltsſchwerer vierzig Jahre ſtets gleich bewährter und gleich großer Monarch leuchtete auch dießmal als das erſte und erhabenſte Beiſpiel voran, indem er auch dießmal ſtandhaft blieb und die Seinen nicht verließ, wo ſo manche zitterten und die Flucht ergriffen; ich ſah wie viele der Edelſten und Würdigſten mit muthiger Faſſung dieſem Beiſpiele folgten — aber ich ſah auch die ſchnöde Eigenſucht, die nur auf ſich ſelbſt bedacht iſt, ich ſah die Verkehrtheit, die ohne Grund den Kopf verliert, und jedes Übel ſchlimmer macht; die hämiſche Bosheit, die ihren armſeligen Spaß über Leiden anderer reißt, und die gemeinſte Gewinnſucht, welche noch von dem Elende Profit zu erlangen ſtrebt. —

So kam endlich der lang gefürchtete Tag, an welchem der Tod zum erſtenmale laut und gewaltig an die verſchloſſenen Thore pochte und ſein trübſeliges Gefolge durch die ſtillen nächtlichen Gaſſen huſchte, die Opfer bezeichnend und ſuchend, die er verlangte. Da jammerte das Sterbeglöckchen unaufhörlich, da rannten die ſchwarzbehangenen Leichenträger mit ihren lebloſen Bürden durch die lebloſen Straßen hin, und bleiche verweinte Geſichter ſchauten ihnen aus

den einſamen Fenſtern nach, aus denen noch vor kurzem laute Luſt gejubelt hatte. Wie Schatten wandelten die angſtvollen Menſchen herum, und umſonſt lockten die alten fröhlichen Klänge, die ſonſt ihr Herz erfreut hatten, umſonſt rief ſie Muſik zum Tanze, umſonſt öffnete ihnen die Kunſt die heitern Arme, umſonſt winkte ihnen die Natur, an deren Bruſt ſie ſonſt ſo gerne erwarmten; — ach, ſie ſollten munter ſein und ohne Furcht, ſie wollten es auch; aber wo iſt die Menſchenkraft, welche dieß vermöchte, wenn das Theuerſte, was man hat, auf ungewiſſem Spiele ſteht, und wo iſt der Leichtſinnige, der dann noch lächeln könnte, wenn er ſchon die kalte Hand fühlt, die ſich ausſtreckt, um ihn aus dem Kreiſe des ſchönen Lebens zu reißen! — Eine lange Trauer- und Leidenswoche verging in dieſem fieberhaften Zuſtande, in dieſem dumpfen Dahinbrüten, in welchem ſich die ganze Stadt wie ein Todeskranker befand, bei welchem die entſcheidende Kriſis eingetreten iſt: da kam endlich mit dem freundlichen blauen Auge des Himmels, das ſich wieder aufſchloß, und mit dem erſten milden Sonnenſtrahle nach trüber Dämmerung ein Funke Troſt für die Troſtloſen, die bereits manchen unerſetzlichen Verluſt zu betrauern, ein Schimmer von Hoffnung für diejenigen, die denſelben Verluſt noch zu fürchten hatten. Das Heftige und Gewaltſame der erſten Angſt legte ſich nun; die ruhige Überlegung, die verſtändige Prüfung trat wieder auf, und übte ihr heilſames Amt aus; man wagte es, dem furchtbaren Feinde näher ins Auge zu ſchauen, um ſich mit ihm zu meſſen und zu verſuchen, ob ihm denn nicht muthig begegnet werden könnte; die Zahl der Geretteten vermehrte ſich und

mit ihr auch die Zahl der Ermuthigten, der Geſtärkten. Schon ward es wieder lauter und lebendiger, man fing die Gefahr, obſchon ſie noch da war, mit glücklicher Täuſchung als ganz überſtanden zu betrachten an, es wogte und ſtrömte in dem alten gewohnten Gange durch die Straßen und über die Plätze; die Flut und Ebbe des Menſchenmeeres trat in den frühern regelmäßigen Lauf, und die einzelnen Tropfen, welche darin verſiegt waren, verſpürte niemand und vermißte niemand, als jene, welche dieſe Tropfen gleich Perlen in die Muſcheln ihrer Herzen aufnahmen, um ihr Gedächtniß dort ewig zu bewahren.

Ihr armen Betrübten, euch erſchienen freilich die Lücken, die wir andern kaum bemerkten, als klaffende Riſſe und tiefe Abgründe, in welchen euer Liebſtes begraben liegt, und ob auch alles iſt, ſo wie es war, ganz und unverändert — für euch iſt es nicht ſo, für euch iſt es rings umher leer und öde, und mag der Schauplatz eurer einſtigen Freuden immerfort derſelbe ſein, jetzt ſeht ihr nur eine weite traurige Wüſte in ihm. Möge euch die milde Hand der Zeit nach und nach die Vergeſſenheit und die Beruhigung gewähren, welche euch jetzt niemand geben kann! —

Mich ſelbſt hatte dieſer plötzliche Wechſel des Glückes, dieſer ſchneidende Unterſchied von Gegenwart und Vergangenheit, dieſer raſche Übergang zu den verſchiedenartigſten Empfindungen mehr ergriffen, als irgend eine Furcht. Jetzt, da ſich der Sturm zu legen begann, und die Gewohnheit ihr Recht zu behaupten anfing, ſehnte ich mich wahrhaftig darnach, den betäubenden und beängſtigenden Eindruck, der nun erſt recht nachwirkte, durch ein milderes wohlthätigeres

Bild wieder zu besänftigen, und wo konnte ich ein solches näher und besser finden, als in meinem lieben G—*, das mir wie ein alter bewährter Freund in den Tagen der Noth Trost und Stärkung verheißend zuwinkte? — Diese Sehnsucht dahin gestaltete sich zum wahren Bedürfnisse, und Amalie, welche mit banger Sorgfalt den innern Kampf an mir gewahrte und auch die Ursache desselben ahnte, bat mich so dringend, die kleine Reise zu unternehmen, daß ich mich endlich dazu entschloß, obschon mir die Trennung von ihr jetzt schwerer als jemals fallen mußte, weil sie durchaus ihre alte Mutter nicht verlassen wollte, die in unserm Hause lebte.

So erblickte ich denn an einem schönen freundlichen Nachmittage des angenehmen Spätherbstes wieder den stillen friedlichen Aufenthalt, der mir jetzt als ein wahrer Hafen der Ruhe erschien. Die rothe sinkende Sonne warf ihre Streiflichter auf die wenigen vergilbten Blätter der Bäume, und das helle Kirchthurmkreuz funkelte in ihrem Scheine wie ein Stern vom wolkenlosen Himmel. Es war gerade Sonntag und die Leute kehrten von ihrem kleinen Spaziergange heim, während die Glocken zum Abendsegen läuteten oder sonst eine Andachtsfeier verkündeten; ich ließ den Kutscher langsam fahren und betrachtete mit Behagen dieß Gemälde voll Ruhe und Heiterkeit, das kein Schattendunkel trübte. Da fiel mir ein langer Zug von Menschen auf, welche ihre Richtung gegen den links gelegenen Kirchhof nahmen, und, wie es schien, eine Leiche begleiteten. Die Straße führte dort vorbei, und als ich näher kam, bemerkte ich mit Verwunderung unter der ganzen Menge keinen einzigen Leidtragenden, son-

dern lauter feſtlich geputzte Männer und Frauen, ganz vorne aber mehrere weiß gekleidete, mit Blumen bekränzte und hochzeitlich geſchmückte Mädchen. Immer neue Ankömmlinge vermehrten die Verſammlung, die ſich langſam fortbewegte, ſo daß beinahe das ganze Städtchen ausgewandert ſchien. Ich ſtieg endlich aus, um mich nach der Urſache dieſer ſeltſamen Feierlichkeit zu erkundigen, welche ſich auf Gräbern zum Tanze ſchürzte.

Indem ich mich vorwärts drängte, um vielleicht einen Bekannten zu treffen, der mir die beſte Auskunft geben könnte, hörte ich plötzlich hinter mir eine weinerliche Stimme, deren ich mich noch ſehr wohl aus frühern Zeiten erinnerte, und gleich darauf ſah auch das unheilverkündigende Antlitz des Herrn Kriminalrathes Immerfroh, welcher noch immer derſelbe zu ſein ſchien, bedenklich und ſeltſam in das meine. Er ſchien mich aber nicht zu erkennen und fuhr eifrig zu ſeinem Nachbar fort: »Der alte Herr hat es ſo ausdrücklich gewollt, und in ſeinem Teſtamente verordnet; ich war ſelbſt dabei, als es geſtern im Rathsſaale erbrochen und verleſen wurde, und hörte mit eigenen Ohren den Punkt, wo es heißt: Ich habe während meines ganzen langen Lebens niemand Schmerz und Trauer verurſacht, ich will es auch bei meinem Tode nicht, und erkläre ich daher für meinen ausdrücklichen Wunſch, daß mein Begräbniß zugleich mit einer Hochzeit verbunden ſein ſoll, und daß in der Stunde, wo mein Sarg in der Kirche eingeſegnet wird, dort auch ein junges liebendes Paar feierlich getraut werden ſoll, das ich nachträglich näher bezeichnen und ihm die Ausſteuer beſtimmen werde. Die Brautleute mögen dann, wenn es ihnen gut dünkt, die morſche Hülle, in der

einſt auch ein fröhliches Herz ſchlug, bis zu ihrer letzten Ruheſtätte begleiten, und ihr da ein Paar Roſen aus ihrem Freudenkranze in die blumenloſe Grube nachwerfen.« — —

Mit banger Ahnung vernahm ich dieſe Worte aus einem Munde, der mir noch nie etwas Erfreuliches verkündiget hatte. Ich kannte keinen Menſchen in G—*, der eines ſolchen letzten Willens fähig geweſen wäre, als meinen guten wackern Oheim! Dennoch wollte ich nicht fragen, und horchte nur lautlos in geſpannter Angſt auf die Fortſetzung des Geſpräches.

»Das iſt allerdings ſeltſam« — entgegnete der andere, ein ſchlichter Bürger — »aber der Major war immer ein ſeltſamer Mann und dabei die gute Stunde ſelbſt. Drum hat's auch der liebe Gott ſo verwunderlich gefügt, daß er nicht den Schmerz hatte, ſeine ſelige Jungfrau Schweſter, die er höher hielt als alles auf der Welt, zu überleben, und daß er an Einem Tage zugleich mit ihr in dem Herrn entſchlafen iſt. Sie werden nun beide auch in Einem Grabe liegen Arm in Arm, wie wir ſie ſonſt an Einem Fenſter ſtehen ſahen.«

Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig, und unaufhaltſam brach der überwaltende Schmerz hervor. Meine Umgebungen wurden aufmerkſam, Immerfroh ſah mich noch ſeltſamer und noch bedenklicher an als früher, und rings umher begann es zu ziſcheln und zu flüſtern. Da, bei einer Wendung, welche der Zug ſo eben nahm, um in den Kirchhof einzulenken, nahm mich jemand unter den Arm und zog mich raſch zur Seite nach der Mauer hin.

Es war der Doktor M., ein alter Freund von

mir, noch aus den Tagen meines einstiger Aufenthaltes in G—*.

»Fassung, bester Mann« — sprach er mir mitleidig zu — »Fassung! — Haben Sie denn die Nachricht, die ich vorgestern an Sie absendete, nicht erhalten? Doch, Sie können sie nicht erhalten haben, weil Sie hier sind. — Erholen Sie sich nur von dem ersten traurigsten Eindrucke, den freilich diese unerwartete Begegnung auf Sie machen mußte, und halten Sie an dem Gedanken fest, daß Ihre würdigen Verwandten den schönsten, den ruhigsten Tod gestorben seien, der mir jemals begegnet ist, so wie mit diesem Tode zugleich ihr sehnlichster Wunsch erfüllet wurde, das keines das andere überleben möge!«

Er schwieg hier, da er sah, wie sehr ich noch mit dem neuen Schmerze zu ringen hatte, und erst als ich ihn darum bat, fuhr er wieder mit der milden Schonung fort, welche ihm eine lange Erfahrung gelehrt hatte: »Mittwoch Nachts ward ich plötzlich gerufen. Ich fand Ihren Oheim stillbetrübt, aber keineswegs leidenschaftlich am Bette seiner Schwester. Eine verjährte Brustkrankheit, an der sie, wie ich weiß, schon von Jugend auf litt, hatte sich in einen heftigen Blutsturz ergossen, von dem ich nach allen Umständen voraus sah, daß er sich in Zeit von einigen Stunden wiederholen und dann unausweichlich tödtlich sein werde. Da beide mit gleicher Entschiedenheit und Festigkeit in mich drangen, ihnen die Wahrheit nicht zu verhehlen, so hielt ich es für meine Pflicht auszusprechen, daß menschliche Hülfe hier nicht mehr möglich sei. Der alte Major ging hierauf ein paarmal stumm und stark im Zimmer auf und ab, Ihre Tante aber betete still vor sich

hin, indem ſie ihre Blicke mit einem unausſprechlich freundlichen Ausdrucke unverwandt auf ihn heftete, bis der Geiſtliche kam, den ich ſogleich rufen ließ. Nach einer kurzen Unterredung mit dieſem winkte ſie den Bruder herbei, und legte den Kopf auf ſeinen Arm, wo ſie, ſterbend matt, eine Weile ſchweigend ruhte, nur dann und wann die ſanften Augen öffnend, und die ſeinen damit ſuchend. Dann mußte er ihre Ziehtochter, das ſanfte Käthchen, und ſeinen wackern Diener, den ehrlichen Tiroler Alexis, herbeirufen, welcher ihn ſchon auf ſeinen Reiſen begleitet hatte. Als ſie beide vor ihrem Lager ſtanden, legte ſie ihre Hände zuſammen und ſagte: »Ich weiß, ihr liebt euch und ihr ſollt euch nun haben; mein Bruder wird ſchon für das Weitere ſorgen — nicht wahr?« — Er nickte nur ſtill mit dem Kopfe und da er ſah, daß die Leutchen troß des erſehnten Glückes, doch herzlich zu weinen begannen, ſo winkte er ihnen heftig zu, ſich zu entfernen. Es war eine Szene, die mich in ihrer rührenden Einfachheit tiefer und inniger ergriff, als die heftigſten und gewaltſamſten, denen ich nicht ſelten an Sterbebetten beiwohnte! Indeſſen entfernte ich mich, um die Geſchwiſter in dieſen letzten Augenblicken allein und ſich ſelbſt zu überlaſſen, in ein Nebenzimmer. Nach einer Stunde ungefähr, binnen welcher ich nur ein einziges Mal ein ſanftes Schluchzen vernahm, das aber bald wieder verſtummte, trat der Major zu mir, und überreichte mir eine verſiegelte Schrift: »Ich werde ihr bald nachfolgen« — ſagte er ſehr ernſt — »dieſe Blätter enthalten meinen letzten Willen, und Ihnen übertrage ich es, ſie gleich nach meinem Tode zu eröffnen und denſelben zu vollſtrecken!« — —

Wir kehrten nun wieder zur Adelheid zurück, die ich ganz ruhig und schmerzlos fand. So blieb sie bis zur zehnten Morgenstunde, wo ein zweiter Blutsturz, wie ich voraus gesagt hatte, erfolgte. Sie verlor die Besinnung nicht, aber die Sprache, und indem sie der Major zärtlich in seine Arme faßte, lehnte sie ihr Haupt an seine Brust und gab so den Geist auf! —

» Mit tiefer Rührung sah ich die beiden Geschwister Herz an Herz gedrückt, vor mir, und ich konnte mich des leisen Wunsches nicht erwehren, daß doch auch jenes nun ausruhen möge, welches an dem stillestehenden ohnehin nur mehr schwach und seines eigentlichen Lebens beraubt pochte. Der Wunsch des Sterblichen aber war dießmal des Himmels Wille, und als ich nach einigen Minuten die Hand Ihres Oheims faßte, um ihn mit sanfter Gewalt aus der Umarmung des Leichnams zu ziehen, war diese kalt, und er selbst ein Leichnam. Die Eröffnung einer Ader, welche ich schnell versuchte, blieb fruchtlos; er hatte geendet, beinahe in demselben Augenblicke mit der Schwester geendet, — schnell, schmerzlos, und doch nicht unvorbereitet — ein Tod, wie wir uns ihn alle wünschen mögen!

» Tags darauf erbrach ich vor zahlreichen Zeugen das Testament, das er mir übergeben hatte, und das zugleich den letzten Willen Adelheid's enthielt. Einen Theil der Anordnungen desselben sehen Sie eben vollstrecken, und Ihre Tante nimmt nun den ewigen Ruheplatz an der Seite des einstigen Geliebten und des Bruders ein. Kathchen und Alexis, die ausdrücklich benannt sind, wurden so eben vor demselben Altare

getraut, an dem die Särge ihrer Wohlthäter ſtanden, welche ſie für ihr ganzes Leben reichlich bedacht haben. Sehen Sie, dort weinen ſie an den geöffneten Gräbern, und in ihren verweinten Augen iſt es wohl zu leſen, daß ſie die Erfüllung ihrer Wünſche für einen ſolchen Verluſt nicht zu entſchädigen vermöge. Doch erhebt ſie die Überzeugung, daß dieß das gemeinſchaftliche Begehren jener beiden außerordentlichen, nur durch das Glück anderer beglückten Menſchen geweſen ſei, und daß ihre verklärten Geiſter nur mit Wohlgefallen auf ſie herabſehen! — Auch Ihnen, lieber Freund, möge dieſe Überzeugung Troſt verleihen, wenn Sie nicht einen noch höhern und beſſern in dem Rückblicke auf das ganze vergangene edle Leben dieſer Edlen finden.« — —

Er drückte mir hier innig die Hand und führte mich dann langſam vorwärts zu den Brautleuten, welche mit ihren Gefährten die beiden Särge mit duftenden Blumen bekränzten. Jetzt knarrten die Seile und ſie ſanken hinab in die tiefe Nacht des Grabes. Ich trat zu der weinenden Katharina, und zog zwei ſich eben öffnende Roſenknospen aus ihrem Buſenſtraufe, die ich den Geliebten als letztes Andenken nachſendete. Mögen ihre jungen Herzen in dem jungen Paare fortſchlagen, deſſen Beſeligung ihr letztes Werk geweſen iſt; mich aber hat dieſes Schauſpiel des Todes, deſſen Zeuge ich hier geworden bin, erhoben und getröſtet über das Schauſpiel des Todes, welches ich ſo eben verließ.

Belladonna.

Novelle.

(1830 — 1831.)

Eins iſt, was nützt: die Klarheit. Eins iſt, was beſteht: das Recht. Eins iſt, was beſänftigt: die Liebe.

Ludwig Börne.

I.

Es fällt ein Stern vom Himmel,
Ich fing ihn auf so gern:
Wohin bist du gefallen,
Du wunderschöner Stern?

W. Müller.

In dem kolossalen Pallaste der Pittis herrschte ein reges Leben und Treiben, alle Fenster waren hell erleuchtet, die Thore weit geöffnet, so daß man den geräumigen Hof und die breiten prachtvollen Treppen überblicken konnte.

Draußen auf der Straße bildeten die Florentiner lange Reihen und standen da, das Schauspiel lebhaft besprechend, dessen Zuseher sie werden wollten. Daß dieses kein freudiges wäre, bewiesen die dunkeln florbehangenen Gestalten, die sich hier und da zwischendurch drängten, um Platz zu machen — mehr aber noch die ernsten tiefgezogenen Posaunentöne, die jetzt von oben herabklangen und verkündeten, es sei ein Leichenzug, der sich in Bewegung setze.

Dumpf schallten jetzt auch die Glocken von der St. Johannis- und Lorenzokirche, und als wollte die Natur selbst dieses Schmerzensfest mitbegehen, umzog sich der helle italienische Nachthimmel plötzlich mit schweren Regenwolken, die schnell und rasch aufstei-

gend Mond und Sterne verfinsterten. Schon fielen einzelne Tropfen; doch die Menge ließ sich dadurch nicht abhalten, ihre Neugierde zu befriedigen, das Gewoge wurde immer dichter und enger, das Gesurre immer größer, die ersten Fackelträger, die dem Zuge voraus gingen, hatten Mühe sich durchzudrängen, und mußten sogar Gewalt gebrauchen, um die Ordnung herzustellen und ihren Nachfolgern den Durchgang zu erleichtern. Sechs junge Florentiner aus den edelsten Häusern trugen den köstlich geschmückten und mit den Wappen der Pittis rings verzierten Sarg; doch war es auffallend, daß sich kein Verwandter der Bahre anzuschließen schien. Eine einzige Dame von hohem majestätischen Wuchse, ganz schwarz gekleidet und dicht verhüllt, folgte unmittelbar dem Sarge. Doch sie ging allein, niemand geleitete sie, und erst in weiter Entfernung kamen Paar an Paar die übrigen Leidtragenden, lauter angesehene Männer aus den bedeutendsten Familien der Stadt.

»Florentiner, es ist der letzte Pitti, den sie hier forttragen!« rief nun eine ernste, stark betonte Stimme aus der dichten Menge der Zuschauer.

»Ausgestorben das edle Geschlecht!« tönte es von einer andern Seite herüber.

»Gefallen der Baum, dessen Schatten euch einst schirmte!« ging wie ein Chorus die bedeutsame Mahnung fort, der eine tiefe Stille, wie der Vorbote eines nahen Gewitters folgte. Schneller eilten jetzt die Träger, die blassen Gesichter des schwarz gekleideten Gefolges wurden noch blässer, die Rückwärtigen drängten die Vordern, es entstand eine allgemeine ängst-

liche Bewegung in dem Zuge, an der nur eine Perſon, die erhabene Frau hinter dem Sarge, nicht Theil zu nehmen ſchien. Unverändert, langſam, mit feſten ſtolzen Schritten ging ſie einher, und aus dem ſchwarzen Schleier blitzten, trotz der doppelten Nacht, die ſie umgab, zwei Feueraugen auflodernd über die Menge hinweg.

Ein ſchlanker blühender Jüngling, in die Farben des Großherzogs gekleidet, drängte ſich jetzt aus den Zuſchauern dicht zu ihr und flüſterte ihr mit angelegentlich bittender Miene dringende Worte zu; doch ſie hörte nicht darauf, machte ſich haſtig von ihm los und kehrte ihm ſtolz den Rücken. In demſelben Augenblicke bog der Zug um die Ecke in eine andere Gaſſe, zwei verlarvte Männer riſſen den Jüngling zurück, und aus der Mitte des Volks erhob ſich dieſelbe Stimme, die erſt laut geworden war, mit dem Ausrufe: »Florentiner, ſeht dort die Mörderin des letzten Pittis, ſie geht hinter dem Todten, und er blutet in ſeinem Sarge!« —

»Fluch ihr! Fluch der Mörderin Geronimos!« donnerten hundert Stimmen! Nieder mit ihr, mit der Verführerin unſerer Jugend!« ſchrieen andere. »Den Sarg herab! Öffnet ihn! Er iſt vergiftet worden!« tobte eine dritte Partei. Die Verwirrung ward allgemein, umſonſt ſuchten die Beſonnenen durch Bitten und Zureden die Ordnung herzuſtellen, die Fackeln wurden verlöſcht, die Muſik ſchwieg, die Träger wurden von der Bahre hinweggeſtoßen, freche Hände riſſen die koſtbare Umhüllung herab, und gewaltige Schläge ſprengten den eichenen Deckel; ein zweiter,

ehrner, wurde leicht hinweggehoben, und alles drängte ſich nun hinzu, um die Leiche zu beſchauen.

Vier ſtarke Arme hatten indeſſen, während die allgemeine Aufmerkſamkeit nach dieſer Szene ſtrebte, die eigentliche Urſache des ſeltſamen Schauſpiels, die, wenigſtens dem Anſcheine nach, noch immer gefaßte Dame umſchlungen, und verſuchten ſie, trotz ihres kräftigen Widerſtandes, fortzuziehen. Ihr Hülferuf ward in dem toſenden Lärm ringsumher nicht vernommen, und ſchon gelang es den vereinten Kräften der beiden, ſie unbemerkt aus dem dichteſten Gedränge heraus in ein Seitengäßchen zu bringen, als die Dazwiſchenkunft eines dritten ihre Bemühungen vereitelte.

»Haltet ein« — rief dieſer, ein hochgewachſener, fremdartig gekleideter junger Mann — »was wollt ihr mit der Dame?«

»Dir ſie nachſenden in die Hölle« — entgegnete der eine der Befragten und fiel mit ſeinen langen ſpitzen Degen gerade nach dem Herzen des Fremdlings aus; doch dieſer, auf derlei Angriffe gefaßt, ſchlug ihm mit ſtarkem Schwerte den dünnen giftigen Stachel aus der Hand, und traf die letztere zugleich ſo verletzend, daß der Getroffene, vor Schmerz aufſchreiend, zurücktaumelte und ſeinen Raub fahren ließ. Mit bewundernswerther Geiſtesgegenwart benutzte die Befreite dieſen Augenblick, denn bevor ihr Retter noch Zeit fand, ſich gegen den zweiten Räuber zu wenden, ſank dieſer lautlos zu Boden, durch einen Dolch, welchen die muthige Frau in ihrem Gürtel verborgen hatte, ſchwer in die Seite getroffen, und die ſchöne

Entführte war verschwunden, ehe ihr Vertheidiger ihr zu folgen vermochte.

Betroffen und erstaunt blickte der Fremde der Fliehenden nach, er sah die Unmöglichkeit sie einzuholen, und blieb daher wie eingewurzelt stehen. »War sie's oder nicht?« murmelte er vor sich hin, als ihn ein Schlag mit der flachen Klinge aus seinem Traume erweckte. Zornig fuhr er empor und erblickte den einen seiner Gegner, der sich von der Betäubung des ersten Schmerzes erholt hatte und jetzt seine Handwunde mit einem Tuche verband. Da dem Verletzten bei diesem Geschäfte die Larve entfallen war, so wollte unser Unbekannter seinen Augen nicht trauen, als er in ihm einen lieben Freund, dem er oft beim Großherzoge begegnet war, erkannte.

»Ist's möglich« — rief er noch immer zweifelnd — »Ihr seid's, Ridolfo?« — »Hol Euch der Teufel!« versetzte dieser, mürrisch in seinem Geschäfte fortfahrend — »Euch und Eure deutsche Ritterlichkeit, die gleich blind darein schlägt, ohne zu bedenken, wen sie trifft!«

»Ei — entgegnete der andere lächelnd« — »Eure wälsche Ungroßmuth ist, denk' ich, noch schlimmer; sie schlägt zwar nicht, aber sie sticht, und das dünkt mich bei weitem gefährlicher.«

»Sagt mir um des Himmels willen« — fuhr Ridolfo fort — »welcher unselige Zufall Euch, gerade Euch herbei bringen mußte, da wir, ich und Luigi Pulci, den Ihr dort in seinem Blute schwimmen seht, gerade im Begriffe waren, einen längst vorbereiteten Plan endlich in Ausführung zu bringen?«

Nur halb vernahm der Deutſche, als ſolchen hat ihn Ridolfo bereits bezeichnet, dieſen Vorwurf. »Luigi Pulci!« — rief er, im unverhohlenen Schmerze, ſich zu dem noch immer Ohnmächtigen hinwerfend und ſeinen bleichen Mund küſſend — »O Gott, ſo mußte ich einen ſo werthen Freund in thörichter Unbeſonnenheit tödten! — Aber, nein, das Herz ſchlägt noch! Helft mir, Ridolfo, helft den Unglücklichen zu mir bringen, ein paar Schritte nur, und wir ſind zu Hauſe, wo ihm die beſte Pflege werden ſoll.«

»Ich fürchte ſehr« — entgegnete Ridolfo, indem er ſich anſchickte, der Aufforderung Folge zu leiſten — »daß ihm dieſe Pflege wenig mehr frommen werde, und wenn er auch dieſes elende Leben rettet« — murmelte er leiſer — »von nun an wird er es doch nicht mehr lieben!«

Unſer Landsmann überhörte die letzten Worte; er war ganz mit ſeinem Freunde beſchäftigt und hatte nicht eher Ruhe, als bis er dieſen auf ſeinem Zimmer, auf ſein eigenes weiches Lager gebettet, und für den erſten Augenblick von den ſchonenden Händen ſeiner gutmüthigen Hauswirthin wohlverbunden erblickte.

»Und nun, liebe Marguerita« — ſprach er, als die Sache nach vielem Treiben und Bitten endlich ſo weit gekommen war — »thut mir den einzigen Gefallen und eilt, ſo ſchnell Ihr nur vermögt, in den großherzoglichen Pallaſt, fragt dort nach dem Doktor Burchiello, Ihr und ganz Florenz kennt ihn ja, grüßt ihn von mir, von dem deutſchen Meiſter Ernſt Muth, er hat mir immer einiges Wohlwollen bewieſen, ſagt ihm daher, ich ließe ihn beſchwö-

ren, nur auf einige Augenblicke zu mir zu kommen, ein todtkranker Freund bedürfe ſeines Beiſtandes, der ohne ihn rettungslos verloren wäre.«

Langſam und nur mit vielen Einwendungen gehorchte endlich Frau Marguerita, der es durchaus nicht einleuchten wollte, wie man jetzt, zu ſo ſpäter Zeit, den Liebling und Vertrauten des Großherzogs, vielleicht aus den Zimmern des Fürſten ſelbſt, wo er gewöhnlich bis tief in die Nacht zu verweilen pflegte, abrufen könne, um einen Verwundeten zu pflegen, deſſen ganze Erſcheinung Verdacht erregte, und der, ihrer Meinung nach, eben ſo gut von dem nächſten beſten Barbier bedient werden konnte. Doch dem ſchönen Deutſchen vermochte ſie nichts abzuſchlagen, hingegen mußte aber auch er ihr geſtatten, den Sonntagsputz hervorzuſuchen, ohne welchen ſie nun einmal durchaus nicht die Schwelle des großherzoglichen Pallaſtes betreten wollte, ungeachtet der jetzt in Strömen herabſtürzende Regen ihr beſtes Kleid völlig zu vernichten drohte.

Während dieſe Anſtalten getroffen wurden, ging Ridolfo unruhig und gedankenvoll auf und ab. »Welcher Aufwand« — rief er, da Marguerita endlich fertig war, und Abſchied nahm, um ſich auf den Weg zu machen — »welche Mühe um ein armſeliges Daſein. Glaubt mir's, Meiſter Erneſto, der dort« — er wies auf den noch immer beſinnungsloſen Freund — »wird euch wenig Dank dafür wiſſen, daß ihr ſein Leben gerettet, wenn er vernimmt, daß eben auch Ihr es geweſen ſeid, der ihm diejenige entriſſen hat, die nun auf immer für ihn verloren iſt.«

»Wahrhaftig« — entgegnete der Deutſche ſo leiſe, als dieß ſeine kräftige Stimme nur immer erlaubte — »je länger ich über die Sache nachdenke, je ſeltſamer dünkt ſie mich. Ich komme von einem Ausfluge zurück, höre Lärm und Geſchrei, ſehe einen geſtörten Leichenzug, Raſende, die dem Todten im Sarge ſeine Ruhe nicht gönnen wollen, Räuber, die im Angeſichte der ganzen Stadt eine trauernde Dame, vielleicht die Gattin des Verſtorbenen, gewaltſam entführen — konnt' ich, durft' ich dabei ruhig bleiben? Frauen zu ſchützen iſt die Pflicht des Mannes, nicht bloß des Ritters, und ſo treff' ich auf zwei Freunde, die einzigen, die mir ſeit meinem kurzen Aufenthalte hier geworden ſind, ich treffe unter der Maske von Banditen zwei der edelſten Florentiner! Sprich, Ridolfo« — fuhr er heftiger fort — »du haſt mich erkannt, du mußteſt mich erkennen, warum warfſt du deine Larve nicht hinweg, warum fielſt du zuerſt nach mir aus, warum« —

»O du irrender Ritter« — unterbrach ihn Ridolfo — »was haſt du mit unſern nächtlichen Abenteuern zu ſchaffen? Bleibe du daheim, male deine Gedanken ohne Fleiſch und Blut mit matten Farben hin, oder umfange tagelang die ſteinernen Füße der Venus, um deren willen du den Norden mit dem Süden vertauſcht, aber tritt ja nicht vorſchnell in ein Leben ein, das du nicht verſtehſt; wie eine Rieſenſchlange umfängt es dich ſonſt und zermalmt dich.«

Ernſt Muth hätte ihm antworten können, daß er, trotz ſeiner Jugend, dieſes Leben auf weiten Reiſen und in den mannigfaltigſten Verhältniſſen wohl

noch beſſer kennen und verſtehen gelernt habe, als der Florentiner, dem der Arno die Gränze der Welt, und deſſen wichtigſte Unternehmung eine Fahrt zum Jubelfeſte nach Rom geweſen. Doch der Deutſche ſchwieg, denn ſein ſchwer verwundeter Freund begann ſich plötzlich unruhig zu bewegen, und öffnete nach einem tiefen Seufzer die Augen, indem er leiſe jammernd mit der Hand ſeine Seitenwunde bedeckte. Demungeachtet erkannte er Ridolfo, welcher ihm zunächſt ſtand, und rief, ihm die Rechte entgegenhaltend, ſeinen Namen aus. »Ich bin wol ſchwer verwundet« — liſpelte er nach einer Weile in Pauſen — »doch wenn es mir gelang — ſprich — iſt ſie unſer?« Der Befragte ſchüttelte ſchweigend und ernſt das Haupt.

»Wie — alſo entkommen?« fuhr Luigi haſtiger fort und richtete ſich, trotz ſeiner Schwäche, etwas in die Höhe.

»Entkommen!« wiederholte Ridolfo eintönig.

Da farbte ſich das blaſſe Geſicht des Kranken mit dunkel flammender Röthe; eh' es die Freunde verhindern konnten, hatte er den ſchwachen Verband ſeiner Wunde herabgeriſſen, und ein Strom von Blut ergoß ſich über das Lager des Unglücklichen, der von neuem beſinnungslos zurückſank.

»Dacht' ich's doch« — murmelte Ridolfo — »blute nur, blute dich aus, du armes Dichterherz, ich will dein Rächer ſein!«

Ernſt verſuchte umſonſt Hülfe zu leiſten, und gab ſchon verzweifelnd ſeinen Freund für verloren, als noch zur rechten Zeit der erſehnte Doktor herannahte. Es war dieß ein hochgewachſener kräftiger Mann,

deſſen Züge man ſchön hätte heißen können, wenn nicht eine wahre Todtenbläſſe über das ganze Geſicht verbreitet geweſen wäre, die durch das ſchwarze Gewand, das Burchiello immer zu tragen pflegte, mehr aber noch durch die dunkeln unſtäten Augen und durch die finſtern in die Stirne hinein hängenden Locken vermehrt wurde. Ein gewiſſer Zug um den Mund, von welchem man nicht entſcheiden konnte, ob man ihn ironiſch oder trauernd nennen ſollte, erhöhte noch den unheimlichen Eindruck ſeiner erſten Erſcheinung. Übrigens ſchien er ein ſtarker Vierziger, aber ſein voller Gliederbau, ſo wie die edle, ſtolze Haltung und Anmuth der Bewegung gab ein Bild vollendeter Männlichkeit, über welches man leicht das minder Anziehende und Sonderbare in ſeinem Äußern vergeſſen konnte.

Burchiello war der Günſtling des Großherzogs Cosmus des Dritten, und wie einſt ſein Namensverwandter, von dem er auch ſeine Herkunft ableitete, bei Lorenzo von Medicis, galt er alles bei ſeinem Fürſten. Die Gewalt ſeines Geiſtes und Verſtandes hatte den letztern ſo zu ſagen überwältigt; furchtſam wie er war, hielt er ſich feſt an dem, der gar keine Furcht kannte, dabei fand ſeine Vorliebe für alles Wunderbare und Myſtiſche reiche Nahrung in dem geheimnißvollen Dunkel, das über den Doktor und ſein früheres Leben verbreitet war; am meiſten aber zog ihn die tiefe Bitterkeit an, mit der Burchiello jede Verkehrtheit, ſeine eigene nicht ausgenommen, augenblicklich beſtrafte, und die ihn zum Schrecken aller Hofmenſchen machte. Der Großherzog hatte ihn

von einer Reiſe nach Mantua mitgebracht, und die wenigen, die ihn damals begleiteten, wußten nur ſo viel, daß Cosmus während ſeines kurzen Aufenthalts daſelbſt eines Abends ganz allein fortgeeilt und erſt nach einigen Tagen ſpät in der Nacht zurückgekehrt ſei; des andern Morgens fand ſich Doktor Burchiello im Vorgemache ein, der Großherzog trat ihm wie einem alten Freunde und lieben Verwandten entgegen, und von dem Augenblicke an vermochte ihn weder heimliche Intrigue, die er entlarvte, noch offene Gewalt, die er entwaffnete, von dem Fürſten zu trennen.

So konnte es nicht fehlen, daß die abenteuerlichſten Gerüchte auf Koſten dieſes geheimnißvollen Mannes laut wurden.

Einige erklärten ihn für einen morgenländiſchen Weiſen und Aſtronomen, denn die Schrift der Sterne fing gegenwärtig in Florenz wieder mehr zu gelten an, als die Schrift des Gelehrten und Dichters unter dem großen Lorenzo; noch andere hielten ihn für einen natürlichen Sohn des Großherzogs, obgleich ſein bereits gereiftes männliches Alter dieſem Glauben widerſprach; die Mehrzahl aber kam endlich überein, er ſei ein verkleideter deutſcher Prinz, der durch allerlei Unglücksfälle aus ſeinem Vaterlande vertrieben, — unter dem Schutze des Großherzogs auf beſſere Zeiten warte. Der häufige Umgang, welchen er mit Deutſchen hatte, und die ſichtbare Vorliebe, die er bei jeder Gelegenheit für dieſe Nation zeigte, trugen nicht wenig bei, um dieſe Meinung nach und nach bis zur Überzeugung zu ſteigern, ja, man ging ſchon ſo weit, mit Zuverſicht eine Verbindung des fürſtli-

chen Doktors mit der männlich stolzen und schönen Prinzessin Bianka, der Nichte des Großherzogs, voraus zu sagen, von deren wunderlichen Launen man eben so viel zu erzählen wußte, als von jenen Burchiello's.

Dieß war der Mann, der jetzt vor den bewußtlosen Dichter Luigi Pulci trat, nachdem er die beiden andern flüchtig gegrüßt hatte. Lange blickte er den Kranken an, endlich winkte er seinem Diener, einem verschrumpften häßlichen Kleinen, der nun die Wunde ohne weiteres verband, und in eine Caraffine mit Wasser einige Tropfen goß, die der Doktor dem Verwundeten zu reichen befahl, wenn dieser erwachen würde. »Sein Leben ist gerettet« — setzte er hinzu — »doch er bleibt ein Narr.«

»O mein armer Pulci!« — rief Ernst erschüttert — »so soll das Licht deines Geistes schwinden, so sollst du von nun an mit blöden Augen in den goldnen Tag des Daseins blicken — entsetzlich!«

»Versteht mich recht« — entgegnete Burchiello — »wenn ich sage ein Narr, so meine ich darunter einen solchen Narren, wie z. B. unser Freund Ridolfo ist; betrachtet ihn genau, er sieht ganz vernünftig aus, ja, er spricht auch zuweilen so — seine Beinkleider sitzen am rechten Fleck; sein Mantel hat den schönsten Wurf, seine Halskrause ist geglättet, wie eine — und doch — blickt nur nicht so verächtlich nach mir herüber, — und doch ist's nicht ganz richtig mit ihm.«

»Wir sind es schon bei Euch gewohnt, Doktor« — fuhr Ridolfo nach seiner rohen Weise auf — »daß

Eure Grobheit Eurem Witze nachhelfen muß. « — » Von Euch « — entgegnete Burchiello ganz kalt — » gilt das Gegentheil, Euer Witz hilft Eurer Grobheit niemals nach. Aber nun ein Wort im Ernst zu euch gesprochen, ihr kleinen Nachkommen großer Vorfahren. O Florenz, Florenz, was ist aus dir geworden! Heute vor zweihundert Jahren, am 26sten April 1478, Mauritio Ridolfo, war es, als Euer Ahnherr Francesco Ridolfo mit weinenden Augen und gebrochenem Herzen zu den Füßen des großen Lorenzo sank, und mit bleichen Lippen die Wunde aussog, die ihm die Pazzis geschlagen hatten, weil er glaubte, der Dolch sei vergiftet gewesen, der seinen Herzog getroffen — wär ich ein Pazzi, Mauritio, ich würde diesen Tag in Trauer und Asche zubringen, wie ich als ein Burchiello mein ganzes Leben in Trauer und Asche zubringe. — Ihr aber, ein Ridolfo, statt das Andenken der großen Thaten Eures großen Geschlechtes eben so groß zu erneuern, Ihr, pfui der Schande! rennt mit einem wahnsinnigen Versemacher einem lockern Weibe nach, stört die heilige Ruhe der Todten, empört Eure Mitbürger, verkappt Euch wie der erbärmlichste Meuchler, und zielt, wie dieser, nach dem Herzen Eures Freundes. «

» Vortrefflich, Excellenza! « — spottete Ridolfo — » Ihr habt, wie ich sehe, herrliche Kundschafter, Ihr und der Großherzog; nichts entgeht Eurer Umsicht, und selbst die galanten Abenteuer junger, lustiger Gesellen bleiben nicht verborgen vor Eurem Richterstuhle. Glaubt Ihr wohl, daß der große Lorenzo, den Ihr eben aus seinem Grabe hervorgerufen, sich auch

um derlei gekümmert habe? — Hätt' er es, theuerſter Doktor, dann würde Francesco Ridolfo, an den Ihr mich Unwürdigen zu erinnern beliebtet, ſchwerlich das gethan haben, was er wirklich that: — O ihr herrlichen gewaltigen Rieſengeiſter« — fuhr er mit flammender Begeiſterung fort — »vergebt es uns, wenn wir euch erwecken aus der Nacht einer erhabenen Vergangenheit zum Tag, der kleinen unwürdigen Gegenwart, aber wir haben ja nichts, gar nichts anders mehr, als die Erinnerung an euch; das Buch der florentiniſchen Geſchichte iſt geſchloſſen, und weil wir ſie nicht fortſetzen können, ſo leſen wir uns wenigſtens daraus vor, Kapitel auf Kapitel, bis es zu Ende geht, mit der Hiſtorie und — mit uns ſelbſt!«

»Ja, das konntet ihr von jeher — murmelte Burchiello vor ſich hin — ſchön ſprechen und klein handeln — ihr Krämerſeelen!«

Schweigend wendete er ſich zu ſeinem Kranken, während der verlegene Ernſt nicht wußte, wie er ſich dieſe Szene deuten ſolle, als plötzlich von außen hart an das Fenſter geklopft wurde, das im Erdgeſchoſſe lag. Frau Margueritа öffnete, etwas Schweres ward in das Zimmer geworfen und fiel dicht zu Ridolfo's Füßen — doch auf der Straße war niemand zu ſehen, alles ſtill und nächtlich, nur ganz aus der Ferne tönte ein einziger Saitenklang hell und ſehnſüchtig ſchwirrend. Wunderbar bewegt fuhr der horchende Ridolfo bei dieſem Tone zuſammen: »Ha, jetzt erkenn ich dich« — ſprach er vor ſich hin — »lockſt du ſchon wieder, ſchöne Sirene?« Haſtig bückte er ſich nun, und hob ein Zettelchen, das um einen

Stein gewickelt war, auf. Doch kaum hatte er es abgelöset und hineingeblickt, als er in ein wildes Gelächter ausbrechend, das Papier dem Maler gewaltsam in die Hand drückte, und mit dem Ausrufe: »Lustig, nun kommt die Reihe auch an dich!« fortstürzte. Draußen durch die öden Straßen wiederhallte noch sein tolles, wahnsinniges Lachen.

II.

Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
So wie ein letztes Röcheln in leerer Luft verhaucht!

Uhland.

»Morgen um eilf Uhr erwartet den ritterlichen Beschützer der Dank seiner Dame bei der Venus von Medicis.«

Dieß waren die Worte, welche auf dem Zettel standen, und welche Ernst jetzt wiederholt vor sich hin las. »Nun beim Himmel,« rief er endlich — »da seh' ich nichts Lächerliches und nichts Verwirrendes darin, was mag den Ridolfo nur anfechten?« — »Der Satan ficht ihn an — ihn, wie Euch!« nahm Burchiello das Wort, indem er einen scharfen prüfenden Blick auf das Schreiben warf. — »Ernst« — fuhr er hierauf nach einer Pause mit der ihm eigenen ergreifenden Beredsamkeit fort — »Ihr habt die Verhältnisse durchschaut, in welchen ich mich hier unter diesem leichtsinnigen Volke befinde, das, wie Kinder, auf den Ruinen einer großen Vergangenheit herumschwärmt und spielt, ganz des edlen Geistes der Ahnen vergessend, die den großen Bau einst vollbracht — ja, Ihr kennt mich, Eure Thränen bei meinen Scherzen haben mir es gesagt, daß Ihr es fühlt, welch eine tiefe herzzerreißende Wehmuth sich unter der lä-

chelnden Larve des Günſtlings verbirgt, welch ein ſchreiender Schmerz ſich in den Ausbrüchen toller Laune Luft zu machen ſtrebt. Auch ich durchſchaute Euch längſt, ganz und klar, wie ein ſonniger Teich; ſo hell und rein, auf dem ſtille Schwäne friedlich hin und wieder ziehen, liegt Euer ſchuldloſes treues Künſtlerherz vor mir, Euer friedliches einfaches Künſtlerleben, das ohne traurige Erfahrungen ſich vertrauungsvoll in die Arme der Zukunft wirft, und in jeder Fremde ſeine Heimath ſieht. O wahrt dieſes Herz, dieſes Leben, kehrt zurück zu den alten Bergen, in den Schutz Eurer heiligen Wälder, hier findet Ihr ja doch nicht, was Ihr ſucht, auch die Kunſt nicht, nur Kunſtwerke, und die bleiben todt, weil ihnen der echte Prometheus-Funke fehlt; Ihr aber könnt dabei verlieren, was Euch keine Kunſt und keine Natur wieder zu geben vermag, das eigentliche Glück des Menſchen, die innere Ruhe, den Frieden, das klare Bewußtſein!«

Es lag etwas in dieſer Anrede, wie herzlich und warm gemeint ſie auch ſchien, was dem Maler abſichtlich und verſteckt vorkam, auch gefiel ihm die Heftigkeit des ſonſt ſo verſchloſſenen Mannes nicht, und er mißtraute deßhalb ſeinen Worten. »Sprecht deutlich« — entgegnete er ziemlich kalt — »einen Deutſchen erſchreckt Ihr nicht ſo leicht; zeigt mir die Gefahr, damit ich ihr begegnen könne, feſt und muthig, wie es dem Manne ziemt, aber ausweichen werde ich ihr nicht, das glaubt für's erſte, und von der Bahn, die ich einmal betreten, mit Begeiſterung und Liebe für mein Ziel, ſoll mich nichts, keine träumeriſchen und keine wirklichen Drohungen abhalten.«

Burchiello ging ein paarmal ſchweigend auf und ab in dem kleinen Zimmer, trat dann vor das Bett des unruhig ſchlummernden Kranken, neben welchem Frau Marguerita in dem hohen weichen Lehnſtuhle feſt entſchlafen war, fachte, die dem Verlöſchen nahe Lampe heller auf, und ſetzte ſich endlich an das offene Fenſter, Ernſt winkend, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

»Geht morgen nicht zu der Venus« — begann nun Burchiello dringend und im beſchwörenden Tone — »laßt die ſinnverwirrende Göttin, gebt der Einladung kein Gehör — Eure Hand darauf, — geht nicht hin!«

Ernſt, durch das Geheimnißvolle aller dieſer Reden mehr bewegt und geängſtigt, als durch irgend eine Furcht, vermochte ſeinen Unwillen nicht länger zu verbergen: »Was wollt Ihr, was verlangt Ihr von mir« — fuhr er zornig auf — »was drängt Ihr Euch in den Willen und das Beginnen eines Fremdlings, der Euch nicht näher ſteht und nicht näher ſtehen will. Seit meiner Ankunft in Florenz verfolgt Ihr mich; wie ein tückiſcher Felſen ſteht Ihr in dem klaren offenen Strome des Lebens, der mich hier umbrauſet, und ſpaltet ihn; wo ich die freudigen Arme nach dem Schönen ausſtrecken will, da ſeid Ihr gleich mit einer Frage bei der Hand, die es mir verbittert; wo ich mich meiner Jugend und der Gegenwart erfreuen will, da kommt Ihr mit räthſelhaften Warnungen; wo ich die Erinnerung herbeirufen und den klaſſiſchen Boden zu ehren gedenke, welchen mein Fuß zum erſtenmal mit entzücktem Beben betreten hat, da zaubert Ihr eure Nacht-

geſpenſter hervor, und ſo ſteht Ihr mir überall im Wege auf der fröhlichen Künſtlerfahrt, wie die Proſa der Poeſie! — Darum, gute Nacht, und laßt dem Kranken hier meinen Unmuth nicht entgelten, es hat ſchon lange in mir gekocht, bis es ſich endlich Luft machte.«

Somit wollte er fort.

Da richtete ſich der Doktor plötzlich aus der gebückten Haltung, in welcher er anſcheinend ruhig dieſe heftige Rede vernommen hatte, rieſig empor, ſeine dunkeln Augen ſprühten, ſein blaſſes Antlitz wurde noch bläſſer, mit gewaltſamer Hand faßte er den Jüngling und riß ihn zurück: »Halt, du leidenſchaftlicher Thor« — ſprach er, die Thüre verſchließend und den Schlüſſel zu ſich ſteckend — »du bleibſt hier, keine Widerrede!«

So entſchieden war der Eindruck, welchen Burchiello auf ſeine Umgebung ohne Ausnahme und vorzüglich in Augenblicken wie der gegenwärtige ausübte, daß der muthige Deutſche gegen ſeinen Willen dieſem Eindrucke gehorchen mußte. Unwillig warf er ſich an's Fenſter zurück und ſtarrte ſchweigend in die ernſte finſtere Nacht hinaus.

»Die Florentiner« — begann Burchiello nach einer langen Pauſe, indem er ſich ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, neben Ernſt zum Fenſter hinſetzte — »die Florentiner haben ein altes Mährchen von der mediceiſchen Venus, auf welche ſie ſo ſtolz ſind. Ich wollte, ich könnte es Euch ſo wieder erzählen, wie ich's einſt von einem graubärtigen Improviſator mit einem wahren Homerskopf vernahm, der es im Volksdialekte herabſang, aber lebendig und ausdrucksreich, voll

Klang und Ton und Bilder. Der junge Lorenzo, der die Göttin auftrieb, mußte dem Griechen, welcher sie als Eigenthum besaß, dafür ein geliebtes Mädchen überlassen, an dem er mit der heftigsten Leidenschaft hing und das seine Leidenschaft mit gleicher Glut entgegnete. Als nun nach langem Kampfe der todte Stein über das lebendige Leben siegte, als der Grausame das treueste Herz für die herzlose Statue hingab, und der Fremde die Jungfrau auf sein Schiff schleppte, in die traurige Ferne von ihrem Vaterlande und Verwandten hinweg: da soll sich ihre Liebe in Grimm verwandelt haben, und sie soll, die weißen Arme gegen Himmel hebend, den entsetzlichsten Fluch gegen Lorenzo und sein Geschlecht ausgestoßen haben. »Es möge blühen und gedeihen, möge Könige beherrschen und Königinnen erzeugen« — so schrie sie herab vom Verdecke des fortsegelnden Schiffes und überschrie das Toben der Brandung und das Geheul des Sturms — »sein Name möge leuchten unter den ersten der Welt, alle Länder und Meere mögen ihm ihre Schätze liefern, alle Kunst und Wissenschaft in seinem Schooße gedeihen, dennoch werde das alte Unglück stets an der Schwelle seines Pallastes Wache halten, und in der lautlos stillen Mitternacht wie in der Stunde des übermüthigsten Jubels rastlos daran pochen; kein Mediceer werde eine reine Freude genießen, der Verlust werde stets den Gewinn überwiegen, die Rose immer den Wurm beherbergen, der sich aus ihr selbst erzeugt, wie aus ihnen das Unheil, das sie treffen wird, und wie das todte Bild, für welches Lorenzo die lebendige Liebe hingegeben, so werde sein Geschlecht, von

außen entzückend durch die Schönheit und den Adel der Form, angestaunt, bewundert, gepriesen sein, doch innen bleibt es kalt, fühllos, durch die starren Augen dringt kein erwärmender Strahl des Lichts, in der marmornen Brust regt sich keine menschliche Empfindung, und weder Freude noch Schmerz tönt aus dem klanglosen Munde! Einst aber, einst, wenn auch spät, werde die Rächerin nahen, ihre Rächerin, die Rächerin eines auf ewig zerstörten reichen und begabten Menschenlebens, hingeopfert für ein Lebloses; dann werde Lorenzo's Stamm zertrümmern in die dreißig Stücke, aus welchen sein Götterbild zusammengesetzt ist, und in sich selbst werde der stolze Bau versinken, sei er auch für die Ewigkeit aufgethürmt!« —

Burchiello schwieg hier, und Ernst schauerte unwillkürlich zurück, als er in sein geisterhaftes Antlitz blickte, auf dem die im Nachtwinde flackernde Lampe mit seltsamen Lichtern spielte.

»Wohl mag es« — fuhr der Doktor endlich wieder fort — »nur eine Sage, ein Mährchen gewesen sein, was der Alte dem lauschenden Volke mit wunderlichen Geberden vortrug, aber ich fand darin einen tiefen Sinn, und wenn ich die Geschichte der Mediceer von jenem Augenblicke an bis zu dem heutigen durchgehe, so finde ich überall die prophetischen Worte jener Jungfrau bestätiget. Ihr Lorenzo selbst, wie hoch und herrlich er auch unter allen seines Geschlechtes hervorleuchtete, so daß ihn seine Zeitgenossen wohl mit Recht den Prächtigen nannten, wie makellos und würdig er auch im Buche der Geschichte als Gründer aller Kunst und Wissenschaft in Italien

daſteht, und wie thätig er bemüht war, durch ein edles und ausgezeichnetes Leben manchen Fehltritt ſeiner Jugend auszugleichen, glücklich war er doch nicht! Wohl rang er darnach, wie jeder von uns ringt, mit ſeinen vollſten Kräften, mit aller Glut und Sehnſucht eines heißen Herzens — Schlacht folgte auf Schlacht, Kampf auf Kampf — er blieb Sieger, doch der Sieg erzeugte neuen Streit, und ſeine goldnen Früchte in ſeliger Ruhe zu genießen, blieb ihm nie vergönnt; denn ſo oft er heimkehrte mit der heißen Sehnſucht nach dieſem Genuſſe, ſo ſtand auch der Bote des Unglücks ſchon vor der Schwelle ſeines Hauſes und pochte daran, wie es die Verſtoßene weisſagte. Jetzt hatte das rächende Meer, dasſelbe Meer, das die Verwünſchungen ſeiner Geliebten vernommen, ſeine reichen Schiffe und Schätze verſchlungen — jetzt kam ihm die Nachricht von einer neuen Verkehrtheit desjenigen entgegen, auf welchen er alle ſeine Hoffnungen und Erwartungen legte, des wüſten Pierro, ſeines Erſtgebornen, der dieſe Hoffnungen und Erwartungen ſo bitter täuſchte; nicht Boccaccio's Laune und nicht Petrarca's Phantaſie vermochten ihn zu tröſten, als in demſelben Augenblicke die Leiche ſeiner Frau aus dem goldſchimmernden Pallaſte getragen wurde, da er ſich in ihren Armen erſt ſeines Lebens zu erfreuen gedachte — und — welche Kunſt, welche Wiſſenſchaft konnte ihm den Bruder erſetzen, den unglückſeligen Bruder, der an ſeiner Seite, an ſeinem Herzen, dem er am nächſten ſtand, auf das entſetzlichſte hingemordet wurde? — Ernſt« — unterbrach ſich hier der Erzähler, indem er mit faſt erſchreckender Heftigkeit

die Hand des Deutschen ergriff — »Ernst, hörtest du nie den Namen der Pazzi?«

»Halt ein, Furchtbarer« — rief dieser, seine Hand zurückziehend — »was weckest du, wie ein alter Hexenmeister, in dunkler Mitternacht die versunkenen Gräber, und zauberst die blutigen Schatten der Vergangenheit herauf?«

»Ja« — fuhr Burchiello fort — »versunkene Gräber, das sind ihre Denkmäler, Staub und Asche ist ihr Überrest, Schatten ihr Gedächtniß! Wie der Sturm den Sand der Wüste, so hat die Nemesis das unglückselige Geschlecht in alle Welt zerstreut, verrauscht sind seine Thaten, verklungen seine Namen, verloschen ist die heilige Johannisflamme, die sie sonst, die Ersten in Florenz, hinübertrugen in den alten herrlichen Pallast: aber verrauscht, verklungen, verloschen sind auch die, welche mit unbarmherziger Hand in sein innerstes Leben hineingriffen und es auf ewige Zeiten zerstört haben. Auf der höchsten Stufe irdischer Macht und Größe, in der reichsten Jugendfülle stand der prächtige Lorenzo, da griff der Tod nach seinem Herzen und brach es entzwei, kein Denkmal, keine Inschrift sagt der Nachwelt wo er ruht, und der Enkel tritt den Staub seiner Gebeine mit Füßen, wie jenen der Pazzi; wie die Pazzi mußte sein Sohn, der armselige Pierro, der zu den Füßen des achten Carls um Florenz gebettelt hat — hört ihr's wohl, ein Mediceer lag im Staube vor einem Menschen — er mußte, gleich jenem Unglücklichen, aus der Heimat flüchten, mußte in der traurigen Fremde herumirren und ein Sklave fremder Macht sein, wäh-

rend daheim der Pallaſt ſeiner Väter geplündert, während an einem Tage all die Schätze und Kunſtwerke, welche ſie durch Jahre dort aufgehäuft hatten, zertrümmert und der rohen Gierde preis gegeben wurden. Und der Herr dieſer Reichthümer, der Erſtgeborne des prächtigen Lorenzo, er ſtarb, ein Knecht Frankreichs, nicht den Tod der Helden, nicht auf einem ehrenvollen Sterbebette, umringt von weinenden Kindern und Freunden — nein die Wellen des Garigliano verſchlangen ihn und ſtrömten ſpurlos über ihrem Opfer zuſammen.«

Wieder trat eine Pauſe ein, in der Burchiello das heiße Antlitz in der friſchen Nachtluft abkühlte, während ſein Geſellſchafter nicht mehr wagte, das tiefe Schweigen zu unterbrechen.

»Siehſt du, Jüngling« — begann er hierauf ruhiger — »das war der Spruch, das der Fluch des fortſchiffenden Mädchens, und wie der ſchwarze Faden, den der Weber in ein Hochzeitkleid webt, ſo flocht er ſich fort und fort von Zweig auf Zweig des ſo mächtig emporgeſchoſſenen Stammes, für den nach Pieros Tode zwar noch einmal ein neuer Frühling kam, der aber doch nur welke Blüten und krankhafte Früchte entwickelte. Die Mediceer wurden zurückberufen, allein auf elendem Siechbettte verkümmerte der zweite Lorenzo ſein ganzes Leben, mit ihm auch ſeine Gattin, die nur gebar, um eine Katharina von Medicis zu gebären, ein Name, den die Geſchichte jetzt bereits gerichtet hat! Von nun an fielen die Looſe immer ſchwärzer, immer deutlicher trat das Unheil aus der Nacht hervor, die es bisher verſchleierte, und aus der es

nur zuweilen mit der Rieſenhand nach ſeinem Opfer langte. Das blutige Ende Alexanders von Medicis, der durch die meuchleriſche Hand ſeines nächſten Anverwandten fiel, iſt ſo ſchauerlich und unerhört, daß die Kunde davon wohl auch bis zu euch nach Deutſchland drang. So aber mußte es kommen, mit eigenen Händen mußten ſie in ihrem eigenen Marke wüthen, und ſich ſelbſt zerſtören, denn der Mörder endete nach einer eilfjährigen Kainswanderung unter den Lanzenſtichen zweier florentiniſcher Söldner. Die uralte Freiheit, die angeſtammten Rechte, mit ihnen die Macht und Größe von Florenz mußten rettungslos zu Grunde gehen, der Kreis war geſchloſſen, die Enden mußten ſich begegnen, und wie ſie begonnen, ſo hören ſie auf: das heitere Künſtlerleben weicht dem trägen Alletagsleben; wo Buonarotti gebildet und Raphael gemalt hat, da pfuſchen grobe Handwerker mit grobem Witze in die edlen Werke edler Meiſter; den Geiſt der Wiſſenſchaft verdrängt der Krämergeiſt; wo das Wort der tiefſinnigſten Forſchung von den Lippen eines Giovanni Pico da Mirandola floß, da berechnet ein hohler Schädel mit todten Zahlen den todten Gewinn; wo die feinſte Humanität und Urbanität herrſchte, da macht ſich die rohe Sinnlichkeit und der Cynismus breit, und wo Cosmus der Große ſein Kontobuch mit dem Ariſtoteles vertauſchte, ſein Geld für edles Wiſſen und Aufklärung hingab, da beginnt der Großherzog Cosmus der Dritte wieder ſeinen Kleinhandel, und bemüht ſich in abergläubiſcher Thorheit, Gold zu verdienen oder — zu machen! Dieß aber iſt das ſichere Zeichen, daß es nun

gänzlich zu Ende geht mit dem Geſchlechte der Mediceer wie der Pazzi; daß die Stunde gekommen ſei, welche die ſcheidende Prophetin vorausgekündet, wo ſich die letzten der beiden Geſchlechter, wie die Trümmer zweier feindſeligen Veſten, ernſt und ſchweigend gegenüberſtehen, traurige Überreſte vergangener Kraft und Herrlichkeit, vom Sturme durchſauſt, vom Blitze durchwühlt, von der Zeit zerſplittert — ja, gekommen iſt die Stunde der vollen Vergeltung. Das Leben, das um der Kunſt willen geopfert wurde, verlangt ſein altes Recht, denn ohne Leben gibt es keine Kunſt, und wo beide im Streite ſind, da geht eins wie das andere rettungslos unter. Aber auch die Rächerin iſt gekommen, die längſt vorhergeſagte Rächerin, beſtimmt, den Faden dieſes dunkeln Gewebes abzuſchneiden. Du kennſt ſie, und du wirſt dir nun meine Warnungen zu deuten wiſſen, da ich dich eingeweiht habe in den ernſten Gang eines höhern Waltens, das ſich hier offenbart — du kennſt die Braut, deren Bräutigam dem Tode verfallen iſt, und deren Liebe das Leben verlangt, das ſchon drei thörichte Freier an ihrer Seite eingebüßt haben, du kennſt ſie nun ganz, die ſchöne, die — giftige Belladonna, wie ſie von den Florentinern genannt wird — du haſt ſie gerettet — nun eile, wenn es dich noch gelüſtet, ihren Dank zu empfangen.«

Hier endete Burchiello, ſo außerordentlich bewegt, wie ihn der Deutſche noch niemals geſehen hatte, den ein verſtärktes Gefühl von Unheimlichkeit dieſem ſeltſamen leidenſchaftlichen Menſchen gegenüber anfaßte.

Der Verwundete fing zu ſtöhnen und zu wimmern

an, Frau Marguerita ſchrie entſetzt auf im böſen Traume, ein kühler ſchneidender Luftzug flog wie Geiſterwehen durch das Gemach und von der ſteinernen Bank unter dem Fenſter, wo der Doktor und der Maler ſtanden, erhob ſich plötzlich eine dunkle hohe Geſtalt, tief in den ſchirmenden Mantel gehüllt, die faſt bis zu ihnen emporragte und mit tiefer Stimme die bedeutſamen, zu Burchiello gerichteten Worte ſprach: Thor, der du dich ſo klug dünkſt, und doch glauben magſt, ein reicher blühender Staat, von der Wärme des Lebens, der Kunſt und des Wiſſens aufgenährt und entwickelt, werde zu Grunde gehen um der wahnwitzigen Verwünſchungen eines liebekranken Mädchens und um der Ränke verbannter Aufrührer willen — hör' es denn, nicht Lukretia Donati und nicht die Pazzi — nicht du und nicht deine Belladonna, nicht einzelne, nicht der Staub, den der Sturm hier und da aus der Maſſe emporwühlt und zerſtäubt, nein, das Ganze greift hier zuſammen, um ein Ganzes zu vernichten, und höhere Prinzipe als menſchliche Leidenſchaften müſſen da eintreten, wo ſo viel Großes und Herrliches unaufhaltſam verflacht und verkümmert!

»Pfaffe, es war keine Beicht« — ſchrie jetzt Burchiello, den Sprecher erkennend — »du haſt doch nichts erhorcht!« und ſtürzte, ohne Abſchied von Ernſt zu nehmen, hinaus; doch der Mönch verſchwand ſo ſchnell als er erſchienen im Dunkel der Nacht. Unſer Künſtler aber dachte noch lange den mannigfaltigen Eindrücken dieſes Abends nach, von welchem keiner eine größere und bedeutſamere Wirkung auf ſein Inneres

hervorbrachte, als Burchiellos ſchauerliche Erzählung, und ſein geheimnißvolles Hindeuten auf die Belladonna. — Belladonna! dieſen Gedanken nahm der Jüngling noch in den fieberhaften Traum des unruhigen Schlummers hinüber, der ihn endlich mit dem kommenden Tage überraſchte.

III.

Was für Gestrüpp
Ist Rom, und was für Plunder, wenn es dient
Zum schlechten Stoff, der einem schnöden Dinge
Wie Cäsar Licht verleiht!

Shakespeare.

In dem ungeheuren, aus einem einzigen Gewölbe bestehenden Saale des Pallastes Poggio Cajano saß der Großherzog im nachläßigen Morgengewande; vor ihm auf dem Tische war eine große Weltkarte ausgebreitet, die er mit starren Blicken betrachtete, an denen man jedoch nicht entscheiden konnte, ob sie Nachsinnen oder Zerstreutheit bedeuten sollten. Er war ein Mann, schon vorgerückt in Jahren, doch konnte seine Gestalt noch immer edel, seine Züge konnten schön genannt werden, wenn die erstere nicht durch eine krankhafte Haltung gebeugt, letztere nicht durch einen Schatten von Leiden und Gedrücktsein entstellt worden wären.

Zu seiner Linken, an demselben Tische, nur in einiger Entfernung, hatte Lord Howard Platz genommen, ein edler Britte, der in den traurigen Angelegenheiten seines Königs, des unglücklichen Jakobs II nach Florenz gekommen war, um für ihn die Freunde in der Ferne zu suchen, welche Parteigängerei und

Fanatismus im eigenen Reiche längſt entfernt hatten. Doch ſelbſt als Hülfeſuchender konnte der ſtolze Engländer ſeinen Nationalcharakter nicht verläugnen, der ihm mit der erſten Nahrung eingeſäugt wurde, und wäre dieſe auch aus der Bruſt einer gemeinen Amme geweſen. Hier, einem der erſten, und was für ſeinen Zweck noch mehr ſagen wollte, einem der reichſten Fürſten Italiens gegenüber, deſſen Unterſtützung ihm der Papſt ſelbſt als unentbehrlich geſchildert hatte, um ſeinem entſetzten Könige Land und Krone wieder zu gewinnen, behauptete er dieſelbe Ruhe und Freiheit, mit der er als Sprecher eines Volkes im Parlamente ſtand. Mit verſchränkten Füßen, den einen Arm um den prächtigen Lehnſtuhl geſchlungen, den andern ſpielend auf die marmorne Tiſchplatte geſtützt, ſaß er da, in nachläßiger und doch edler Haltung, wie der Freund neben dem Freunde, während er mit ſcharfen geiſtreichen Blicken, kaum ein Lächeln unterdrückend, dem Treiben des Großherzogs zuſah.

Zur Rechten von den beiden, in einiger Entfernung, aber doch ſo, daß er ſie ſtets im Auge behielt, ſtand Burchiello in einer Fenſterniſche; neben ihm und im angelegentlichen Geſpräche eine hochgewachſene, wahrhaft majeſtätiſche Dame, in der vollſten Blüte des Weibes, die als die vollkommenſte Schönheit von Florenz gelten konnte, wenn die ſchneebleichen durchſichtigen Wangen nur von irgend einer Röthe des Gefühls, das aus dem Herzen kommt, gefärbt geweſen wären. So aber glich Bianka von Medicis, die Nichte des Großherzogs, in ihrer ernſten, beinahe ſtolz herausfordernden Haltung mehr einer ſchönen Bild-

ſäule als einer jugendanmuthigen lebensheitern Jungfrau. Sie war, gleich Burchiello, ganz ſchwarz angezogen, und einem ſchärfern Beobachter konnte es nicht entgehen, daß ſich die äußere Ähnlichkeit beider auch im Innern begegne.

» Einen fünften Welttheil zu entdecken! « rief jetzt der Großherzog aus, ſeinem Nachſinnen Worte gebend — » was ſagt Ihr dazu, Lord Howard, iſt der Gedanke nicht groß? «

» Ich meine, Ew. Durchlaucht « — entgegnete der Engländer — » die vier alten machen uns zu ſchaffen genug, und wir könnten des fünften entbehren. «

» Wieder ein neues Projekt « — flüſterte Bianka zu Burchiello — » wißt Ihr nicht, das wievielte dieß ſeit geſtern Nachts iſt? «

» Als ich ihn beim Schlafengehen verließ « — entgegnete dieſer, und ſo laut, daß es dem Fürſten nicht entgehen konnte — » war er eben beſchäftigt, ſich durch eine Vermählung mit der ehrwürdigen Chriſtina von Schweden, die jetzt zu Rom ihren chemiſchen Apparat aufgeſchlagen hat, den Thron jenes Landes zu verſichern, und durch dieſe kühne Idee den Norden mit dem Süden unauflöslich zu verbinden — es iſt auch deßhalb ſogleich ein Kavalier mit Geleite abgeſendet worden, um die privatiſirende Königin nach Florenz zu laden. «

» Ich bin doch neugierig ob ſie kommen wird « — unterbrach Cosmus dieſe Bemerkungen, indem er, ohne ſeinem Günſtlinge die Freiheit zu verargen, welche er ihm nun einmal eingeräumt hatte, die Karte ſchnell zuſammenſchlug, und den fünften Welttheil über die-

ſem frühern Plan vergaß, den er jetzt wieder auf-faßte.

Aber Burchiello ließ ſich nicht ſtören. »Seine Durchlaucht« — fuhr er, immer gegen Bianka gewendet, fort — »ſcheinen jedoch im Traume andern Sinnes geworden zu ſein; wenigſtens geruhten Dieſelben mir heute beim Ankleiden Ihren Wunſch zu vertrauen, das laſtende Geſchäft der Leitung eines Staates ganz nieder zu legen, den drückenden Purpur fallen zu laſſen, und die eigentliche lang entbehrte Ruhe endlich dort zu ſuchen, wo ſie allein zu finden iſt, im Kreiſe jener Stillen des Landes, die ihr Lehrer, der ehrwürdige Molinos *) auf die hohe Stufe der Betrachtung und Erkenntniß geführt hat, in der allein das Glück des Lebens beſteht.«

»Ja, du haſt Recht, Burchiello« — rief der Großherzog, begeiſtert aufſtehend — »bald hätte ich es vergeſſen; das war mein Entſchluß und er ſoll es bleiben! Wie oft hab' ich den freundlich ernſten Pater Matteo beneidet, der drüben jenſeits des Arno zwiſchen Roſen und Myrthengeſträuchen ſeine friedliche Hütte aufſchlug, zwiſchen deren blumenbekränzten Wänden er ein glücklicherer Fürſt iſt, als ich im weiten glänzenden Pallaſte der Mediceer. Kein Wunſch, keine Hoffnung, keine Leidenſchaft bewegt ſeine Seele; einig mit ſich ſelbſt und der Welt, ganz und abgeſchloſſen, lebt er nur in der Erfüllung ſeiner reinmenſchlichen Beſtimmung, in der Natur, dem Wiſſen, dem Be-

*) Stifter des Quietismus, der um dieſe Zeit entſtand, und an der Frau von Guyon, ſo wie an dem berühmten Fenelon gleich eifrige Verehrer fand.

trachten, und wie die Schnecke zieht er ſich in ſein ſchirmendes Haus zurück, wenn ihn die Außenwelt unſanft berührt.«

»Dieſelbe Glückſeligkeit« — fiel hier der Lord ein, der gleichfalls aufgeſtanden war — »genießt der Türke, wenn er Opium verſchlungen hat, und auf den Boden gekauert, die Hände im Schooße, die bunten Farbenblaſen anſtarrt, die ſein berauſchtes Gehirn wirft. Nein, Ew. Durchlaucht, für den Mann und Chriſten gibt es noch eine höhere Beſtimmung, als in ſelbſtiſcher Zurückgezogenheit ein thatenloſes Leben durchzuträumen — er gehört dem Ganzen, der Welt an, und tauſende haben die heiligſten Anſprüche an jede ſeiner Kräfte, wirken ſoll er und anſtreben, ſoll das kleinſte Vermögen, das er beſitzt, nicht nur für ſich, ſondern für alle herausbilden. Vollends aber der Furſt, den der Himmel ſelbſt ſchon auf die Höhe geſtellt hat, die andere unter ihm erſt mühſam ein ganzes Leben hindurch erklimmen müſſen, um jene großartige Wirkſamkeit zu erreichen, welche ihm ſchon durch ſeine Geburt zugewieſen iſt! Wer da zurücktreten kann in die Tiefe, der — mit Ew. Durchlaucht Erlaubniß, und weil es doch nur eine flüchtige Idee von Ihnen war — der iſt nie werth geweſen, dort oben zu ſtehen!«

Ein ſcharfer, tiefdringender Blick aus Bianka's Augen traf jetzt den Engländer, dem er, ohne auszuweichen ruhig begegnete.

»Beim heiligen Laurentius« — verſicherte Cosmus, dem Lord gnädig die Hand reichend — »Ihr habt geſprochen, als wart Ihr ſelbſt ein Furſt!

Ja, das iſt es, was ich immer geſagt habe, dieß Bewußtſein unſerer erhabenen Würde, dieſer Wirkungskreis, der uns eröffnet wurde, um die Idee alles Großen, Wahren und Schönen lebendig herzuſtellen, das iſt es allein, was uns zu tröſten vermag über ſo manche bittere Entbehrungen, die damit verbunden ſind, über ſo manche ſchmerzliche Opfer, die wir dafür bringen müſſen. Wie auf höchſter Bergesſpitze ein gewaltiger einſamer Baum, ſo ſteht der Herrſcher auf ſeinem Throne, allein, entfernt von den Genoſſen des Thals — aber der Adler horſtet in ſeinen rieſigen Zweigen, und Schutz und Schirm, Schatten und Frucht reicht er denen, die ſich zu ihm flüchten; keine Menſchenhand verletzt und entheiligt ihn, nur der Sturm des Himmels darf ihn rütteln und der Blitz ihn vernichten! — — Burchiello, Ihr gebt Euch ja mit Poeſie ab, was ſagt Ihr zu dieſem Gleichniſſe — ich dächte, Ihr könntet es füglich zu einer Canzone benützen.«

»Der Gedanke iſt ſo herrlich« — entgegnete der Befragte — »daß er wohl eines fürſtlichen Dichters werth wäre, und doch hat eine fürſtliche Dichterin über denſelben Gegenſtand noch einen größern ausgeſprochen, obſchon mit anderer Geſinnung.«

»Laßt hören! laßt hören!« — rief der Großherzog, der ſich in derlei Geſprächen am meiſten gefiel, indem er, nach ſeiner Gewohnheit, die linke Hand auf die Achſel des Doktors legte, und mit der Rechten ſein Wamms auf- und zuknöpfte. Burchiello zog hierauf zwei goldene Denkmünzen hervor. Die eine ſtellte eine Krone dar, mit der Umſchrift: Et

sine te! (Auch ohne dich!); auf der andern erblickte man die Weltkugel mit der Umschrift: Ne mi bisogno, ne mi basta! (Weder bedarf ich sie, noch ist sie mir genug!) »Ich dächte, Ew. Durchlaucht« — sprach er dabei — »dieß wären auch zwei inhaltschwere Gedichte.«

»Und sie können ihre Verfasserin nicht verläugnen« — setzte Howard hinzu. — »Man weiß es aber, welche Mühe sich dieselbe Christina gab, die hier der Welt glauben machen will, was sie selbst nicht glaubte, späterhin die Krone wieder zu erlangen, welche sie so laut verschmähte. Ihre Resignation und noch mehr die baldige Reue auf diese Resignation bewiesen neuerdings, wie wenig ihr Geschlecht überhaupt, und nur wenige ausgenommen, da zum Herrschen taugt, wo es gilt, am ersten sich selbst zu beherrschen; nur ein Weib vermochte diesen Schritt zu thun, das trotz aller Nachahmung von männlicher Gesinnung, immer nur ein Weib blieb.«

»Gewiß, gewiß nur ein Weib!« bestätigte Cosmus, indem er sich mit einer Art von Selbstgefühl die Hände rieb und höher emporgerichtet durch den Saal schritt.

Bianka aber rauschte unwillig aus ihrer bisherigen Stellung auf; sie konnte es durchaus nicht vertragen, daß man in ihrer Gegenwart die Schwächen eines Geschlechtes zur Sprache brachte, dem sie angehörte, und mit Heftigkeit rief sie: »Oheim, noch vor wenigen Stunden waren sie anderer Meinung, und ich weiß eine Zeit, wo sich der spanische Gesandte ihre Ungnade zuzog, weil er es wagte, Ihren

damaligen Lobpreiſungen Cheiſinens einen leiſen und beſcheidenen Zweifel entgegen zu ſetzen — oder ſollte in dieſem offenbaren Widerſpruche vielleicht auch einer jener geheimen Vorzüge liegen, mit welchen ſich die Männer ſo gerne auf unſere Koſten erheben wollen?«

Dieſe letzte Frage war halb an Howard gerichtet, der ſich jedoch weder durch die der Prinzeſſin ganz eigene Schärfe der Betonung, noch durch den etwas höhniſchen Zug, welcher dabei den ſchönen Mund entſtellte, aus ſeiner Ruhe und Faſſung bringen ließ, ſondern ganz gelaſſen und mit einer höflichen Verbeugung entgegnete: Ausnahmen hab' ich ja ſchon zugegeben, ſchöne Fürſtin, und wer könnte dieſe in Ihrer Gegenwart hinwegläugnen wollen?« —

— Eine ſolche, vielleicht zweideutige Galanterie ſchien aber Bianka nicht zu verſöhnen; mit einem kurzen: »Guten Morgen!« gegen den Lord, und einer nachläßigeren Verbeugung gegen den Großherzog, als dieß die damalige ſtrenge Etikette erlaubte, nahm ſie Burchiello's Arm und entfernte ſich. Cosmus blickte ihr lächelnd nach: »Katharina von Medicis!« ſprach er vor ſich hin, und winkte dann ſeinem Kammerherrn, dem er auftrug, das Audienzzimmer öffnen zu laſſen.

»Ich will meine guten Unterthanen hören« — ſprach er — »ſie ſollen an mir einen gerechten Richter finden, ihren Klagen und Beſchwerden ſoll abgeholfen werden, ſchnell! Alle, ohne Ausnahme müſſen vorgelaſſen werden.«

Der Kammerherr wagte zu bemerken, daß ſich niemand vorfinden dürfte, der von der Gnade Er.

Durchlaucht Gebrauch machen könnte, indem dieſe hinlänglich dafür geſorgt habe, daß die beglückten Florentiner gar nicht nöthig hätten, dieſelbe in Anſpruch zu nehmen, und überdieß derlei Audienzen ſeit dem Regierungsantritte Sr. Durchlaucht ganz abgekommen wären. — Es half nichts; die Worte des Lords und ſein eigenes Fortſpinnen derſelben hatten den Großherzog ſo angefeuert, daß er durchaus einmal wieder die Rolle des Regenten ſpielen wollte, und der arme dienſtthuende Kavalier dachte ſchon, in Ermangelung anderer Hülfeflehenden, ſeine eigenen Kameraden zu ihrem Herrn abzuſenden, um ſeine großmüthige Laune zu benützen, als zum Glücke der Marcheſe Ridolfo angemeldet wurde, und Cosmus bei Nennung dieſes Namens ſchnell auf andere Gedanken kam.

»Beliebt es dem Unruhſtifter endlich einmal zu kommen!« — rief er — »beim heiligen Laurentius er hat gut daran gethan, denn Wir hätten Uns ſeiner ſonſt leicht auf eine andere Art bemächtigt! Laßt ihn herein!«

»Durchlaucht haben Geſchäfte« — ſprach jetzt der Lord, welcher bei der vorhergegangenen Szene nur ein ſtummer leiſe lächelnder Zuhörer war — »Sie erlauben alſo, daß ich mich entferne!«

»Nein, bleibt Howard, bleibt! Ihr ſollt Zeuge ſein, wie der Großherzog von Florenz den Übermuth ſeines Adels ſtraft, der ſich zum Pöbel erniedriget. Wahrlich, dieſe jungen Ritter, die zum Ärgerniſſe der ruhigen ehrbaren Burger müßig unſere Straßen durchſtreifen, und ihre Degen an jedem Steine wetzen, weil ſie ſonſt keine Beſchäftigung dafür haben, dieſe thö-

richten aufgeblaſenen Jante, die ſich um der Thaten ihrer ehrwürdigen Vorfahren willen jeden Gewaltſtreich erlauben, und wie ich fürchte ſelbſt Uſſere geheiligte Perſon nicht verſchonen würden, wenn es anders in ihrer Macht ſtünde, ſollen Uns endlich kennen lernen!«

Wirklich ſchien der Wankelmuth des Großherzogs, in welchem wir ihn bisher geſehen haben, jetzt einer ernſtern Stimmung Platz zu machen, die nicht erwarten ließ, daß ſie ſo leicht wie die frühern, von einem neuen Eindruck verdrängt werden könne. Seine bräunlichen Wangen färbte eine dunkle Zornesröthe, er trat ſtärker auf, und die Haltung, mit der er, in ſeinem Armſtuhle Platz nehmend, den Marcheſe empfing, war in der That würdig und kräftig.

»Warum ſo ſpät?« — donnerte er dem Eintretenden entgegen — »gilt Euch der Befehl Eures Herrn ſo wenig?«

»Ew. Durchlaucht verzeihen« — entgegnete Ridolfo ziemlich gefaßt — »ein unglücklicher Freund, der zum Tode erkrankt und ohne Pflege« —

»Ich kenne ihn, dieſen unglücklichen Freund« — unterbrach ihn Cosmus — »und auch die Urſache ſeiner Verwundung oder Erkrankung, wie Ihr Euch auszudrücken beliebtet — ich kenne ihn, den luſtigen Pulci, der ſich einen Dichter ſchelten läßt, aber in der Wahrheit nichts mit einem ſolchen gemein hat, als die Liebe zum Wein und den Weibern, und den Namen des berühmten Verfaſſers des Morgante maggiore, deſſen Ausſpruch:

Tu nascesti col segno di capestro
Come in Francia si dice della croce *)

ganz auf den unwürdigen Nachkommen zu paſſen ſcheint. Ich kenne Euch und Eures Gleichen. Ihr macht die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht; Eure Heldenthaten beſtehen in zerbrochenen Gläſern, zerſchlagenen Fenſtern, geprellten Wirthen, in Prügeln, die Ihr gebt und bekommt, Hörnern, die Ihr armſeligen Ehemännern aufſetzt, und Strumpfbändern, die Ihr liederlichen Dirnen ſtehlt. Es iſt traurig, daß dieß die Ritterthaten unſerer Ritterſchaft ſind. Doch es mag hingehen, weil es überhaupt in Florenz keine Ritterſchaft mehr gibt. Aber weiterſchreiten ſollt Ihr mir nicht, ſollt es nicht wagen, mit den frechen Händen, wie Ihr es geſtern gethan, in die öffentliche Ruhe, in die geheiligten Gebräuche unſerer Religion einzugreifen, ſollt nicht Euren frechen Begierden Perſonen aufopfern wollen, die ſich Unſeres Schutzes zu erfreuen haben, und das Volk, das von jeher der Thorheit ein nur zu williges Ohr lieh, gegen dieſe und gegen Uns ſelbſt aufzuwiegeln ſuchen.«

»Das thaten wir nicht« — begann jetzt Ridolfo, indem er furchtlos und muthig näher trat — »nicht mit den Florentinern und ihrem Gebieter hatten wir es zu thun, ſondern mit der fremden unbekannten Sirene, die unſern edlen Freund Pitti verlockt hat in denſelben Tod, welchen um ihretwillen bereits der treffliche Gonzago erlitt, und welchem jetzt wahr-

*) Du biſt geboren mit des Strickes Zeichen
Wie's andre mit dem Zeichen ſind des Kreuzes.

ſcheinlich auch mein armer Pulci verfallen iſt. Sie hat es der Florentiſchen Jugend angethan, und iſt eine Zauberinn, wie Armida, die uns alle verderben wird.«

»Thörichte Ausflüchte« — fuhr Cosmus auf— »ihre Schönheit iſt ihre Zauberei, und die Florentiniſche Jugend bedarf keiner Circe mehr, um in das verwandelt zu werden, was ſie ſchon iſt. Die Fremde wurde Uns von bedeutenden Freunden empfohlen, und wer ſie beleidigt, der beleidigt Uns. Zu lange ſchon habt Ihr Unſere Geduld mißbraucht, wagt ſich Eure tolle Zügelloſigkeit ſelbſt an diejenigen, die ſich Unſers nächſten Schutzes zu erfreuen haben, ſo möget Ihr auch die Folgen Unſeres Zornes erfahren, und darum, Ridolfo, verbanne ich Euch und Euren Freund Luigi Pulci ſo lange aus Florenz, bis Ihr« —

»Großherzog« — unterbrach ihn hier Ridolfo »erlaubt mir fortzuſprechen« — fuhr er fort, als Cosmus ſichtlich beängſtigt aufſprang, und nach der Schelle langte, — »Es iſt wahr, ich bin in Eurer Gewalt, und mit mir könnt Ihr thun, wie Euch beliebt, aber, bei dem Blute meiner Vorfahren, das einſt für die Euren gefloſſen, ſchwör' ich's Euch, jedes Haar auf meinem Kopfe iſt gezählt, und ungeſtraft ſollt Ihr keines krümmen. Eure Schwäche hat das ſtarke Florenz entſeelt und entgeiſtert, es iſt nicht mehr der Schatten von dem, was es einſt geweſen — Euer Wankelmuth hat die Vaterſtadt verlaſſen und ſich in die Fremde gewendet, wo Ihr das ſuchet, was Ihr daheim finden ſolltet. Der Ausländer gilt Euch in allem mehr als der Einheimiſche, das Wort mehr als die That.

Wünschen und Hoffen mehr, als das Vollbringen. Sei es darum: das schöne Götterbild, dem einst Florenz geglichen, ist nun einmal zertrümmert, und seine edlen Glieder sind zu Staub getreten, der Staub aber läßt sich niemals wieder in die herrliche Urform zurückgestalten; doch, wenn Ihr auch die karge Freiheit der Edlen Eures Landes, wenn Ihr sogar ihr Leben antasten wollt, um eines unbekannten Günstlings willen, der wieder eine Unbekannte begünstiget, dann möchte sich wohl die gelähmte Kraft noch einmal, wenn auch zum letztenmal emporrichten, und dann, Großherzog, dann ist die Zeit gekommen, die noch kommen soll, Ihr wißt es, wo die Pazzi aus ihren Gräbern auferstehen und sich die Medicis heimführen werden, hört Ihr's, Großherzog, die Zeit ist dann gekommen, wo die Venus, die Schönheit, die Pracht Eures Hauses zerstäubt, und wo der letzte Eures Stammes das edle Reich, wie Lorenzo seine Geliebte, an den Bestbietenden verkaufen wird!« —

Cosmus hatte gleich im Anfange dieser Rede die Hand wieder von der Schelle gezogen, und wurde im Laufe derselben immer bleicher — jetzt, als er am Schlusse die Mahnung an eine alte Wahrsagung vernahm, die er nur zu gut kannte, und die sein schwaches, ohnehin zum Aberglauben geneigtes Gemüth nicht wenig ängstigte, schlug er mit unverhohlenem Schmerze die Hände über das Gesicht und brach in einen langen Klageruf aus. Ridolfo aber, der diese schwache Seite recht gut kannte, blieb ruhig stehen und erwartete den Erfolg ihrer Berührung.

»Fort« — rief endlich der Großherzog, ihm zuwinkend — »fort — aus meinen Augen!«

»Nicht eher, als bis Ihr mir vergeben habt, Durchlaucht!« — entgegnete der Marcheſe, plötzlich ganz verändert zu ſeinen Füßen ſtürzend, und mit überſtrömenden Augen ſeine Hand ergreifend. — »O Himmel, was hab' ich gethan! das beſte Herz des beſten Fürſten unverzeihlich gekränkt, in raſendem Übermuthe eine Wunde berührt, an der es verbluten könnte — nein, nein! wendet Euch nicht ab von mir, mein gnädigſter Herr, laßt mich die ganze Gewalt Eures gerechten Zornes treffen, aber dann vergeßt, verzeiht den Ausbruch wilder Verzweiflung, den ja doch nur die bange Furcht erzeugt hat, aus Eurer belebenden Nähe, aus der milden Sonne des Vaterlandes in die ewige Nacht einer traurigen Fremde verſtoßen zu werden!« —

Man ſieht, die Umgebungen des Großherzogs blieben nicht hinter ihm zurück in den widerſprechendſten Äußerungen und im augenblicklichen Wechſel der Geſinnung. Dieß aber war es gerade, was er wollte: Charakterſtärke, Willenskraft und echte männliche Feſtigkeit liebte er nur als Ausnahmen, in der Regel aber durften ſie ihm nicht begegnen, ohne ſeine Furcht und ſeinen Widerwillen zu erregen.

Auch jetzt fühlte er ſich durch Ridolfo's raſchen und unvermutheten Uebergang um deſto mehr befriediget, als dieſer zugleich geeignet war, ihn von Gedanken abzuwenden, vor denen er innerlich erbebte. Nach einer Pauſe, während welcher er den Knienden mit erheitertem Geſichte betrachtete, winkte er ihm aufzuſtehen, und reichte ihm mit wirklich liebenswürdiger

Milde die Hand zum Kusse. »Die Nachwelt« — sprach er — »soll Cosmus nicht anklagen, einen Reuigen verdammt zu haben; besucht auf einige Tage Eure Güter, Marchese, und dann mögt Ihr Euch wieder bei Uns einfinden, um Unsern fernern Willen zu vernehmen.«

Eine demüthige Geberde Ridolfo's bewies seine Ergebung in diesen Befehl. Schweigend wollte er sich hierauf entfernen, doch der Großherzog rief ihn noch einmal zurück. »Vergeßt nicht, Marchese« — erinnerte er mit erhöhter Stimme — »daß die Donna unter meinem Schutze stehe, und daß ich zum zweitenmal nicht so geneigt sein dürfte zu vergeben als dießmal — somit wünsch' ich Euch glückliche Reise!«

Ohne die Antwort abzuwarten nahm er den Lord unter den Arm und entfernte sich mit ihm in sein Kabinet. Ridolfo aber brach an der Thüre in ein langverhaltenes schallendes Gelächter aus, das jedoch zu höhnisch klang, um nur von dem Eindrucke des Ebenerlebten entsprungen zu sein.

IV.

— — — — — Ihre Augen
Erglänzten nicht von eignem Feuer, nicht
Von dieser Erde sprach der Blick, sie war
Von einer Zauberwelt die Königin!

Byron.

Der deutsche Maler hatte sich, wie gewöhnlich, mit dem frühesten Morgen in der großherzoglichen Gallerie eingefunden, um dort seine Studien bei den trefflichen Mustern zu betreiben, die ihm ringsum entgegen winkten. Doch wollte es ihm diesmal damit nicht wie sonst gelingen; es fehlte ihm die unerläßliche Ruhe und Klarheit des Gemüthes, welche die eigentliche Seele jeder künstlerischen Bestrebung bleibt. So ging er bewegt und aufgeregt herum, ohne im Stande zu sein, bei einem bestimmten Gegenstande zu verweilen, oder eine sichere Wahl zu treffen. Nicht allein das gestrige Abenteuer, der noch gefährlicher gewordene Zustand seines Freundes Pulci, und Burchiello's bedeutsame Erzählung hatten ihn so angegriffen, sondern es war noch etwas anderes, er fühlte dieß genau, was den Einklang seines Innern störte, ihn beunruhigte und mit seltsamen Wünschen und Erwartungen erfüllte. Unwillkürlich kehrte er bei seinen Wanderungen durch die weiten Säle immer und im-

mer wieder in das Gemach zurück, aus welchem, in räthſelhaftes Dämmerlicht gehüllt, ihm die ſchon ſo oft bewunderte und angeſtaunte Göttin der Liebe ſchöner aber auch geheimnißvoller als je entgegenblickte. Er hatte den Zettel nicht wieder geleſen, der ihn hieher berufen, aber er ruhte auf ſeiner Bruſt — warum gerade dort? Dieß vermochte er ſich ſelbſt nicht klar zu machen.

Bald mußte auch die Stunde kommen, die ihm ſo räthſelhaft bezeichnet worden war, und deren Herannahen er eben ſo ſehr wünſchte als fürchtete. »Denk an Burchiello's Warnung!« — ſprach eine innere Stimme — »und fliehe!« — »Bleib!« ermahnte dagegen der Stolz, die Männlichkeit und jene Sucht nach ungewöhnlichen Begebenheiten, welche die Bruſt jedes Jünglings, vor allem aber die des Künſtlers belebt.

Jetzt kehrte er wieder nach dem erſten Saale zurück, und trat dort, um ſich zu zerſtreuen, weil er es ſcheute, einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen, hinter den Stuhl eines jungen, ihm bekannten Kunſtgenoſſen, der emſig und mit ſichtlicher Wärme an ſeiner Staffelei arbeitete. Nur einen flüchtigen und unaufmerkſamen Blick warf er Anfangs auf das halb vollendete Gemälde, das ein Porträt ſchien, zu welchem der Maler die landſchaftliche Umgebung ſeltſamer Weiſe nach einem Salvator Roſa, und zwar nach einem der ſchauerlichſten Phantaſieſtücke des finſtern Meiſters entwarf. Dieſer Gedanke zog ihn zuerſt an und feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit; aber bald ſtieg die letztere zum leidenſchaftlichen Entzücken, als er den noch nicht

ganz ausgeführten weiblichen Kopf näher und schärfer betrachtete, in welchem er mit eben so viel Freude als Entsetzen das Bild wieder erkannte, das längst, wachend und träumend, seine Künstlerseele umschwebte, das sie ganz erfüllt hatte, und das er doch, wie sehr er auch darnach gestrebt, niemals aus sich herausschaffen konnte, wie er es gesehen, wie es vor ihm stand, seit sein Genius zum erstenmal die Flügel regte. Ja, das war's, diese Mischung vom Himmlischen und Irdischen, von Fremdem und Bekanntem, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von Alt und Neu, von Christen- und Heidenthum, diese üppige Lebensglut, gemildert von einer tiefen, aufwärts strebenden Sehnsucht, welche aus den großen dunkeln, nach der weiten Meeresferne des Hintergrundes gerichteten Augen flammte; dieser Geist und Adel auf der gewölbten durchsichtig klaren Stirne, diese ernste Heiterkeit um den feinen Mund, diese über Erdenleid und Erdenfreude gleich erhabene Ruhe, welche ihren göttlichen Schimmer über alle Züge verbreitete, endlich diese vollendete, durch die reinste Harmonie der einzelnen Theile bestimmte Schönheit — das war's, so hatte er sie oft in stillen Feiernächten der höchsten Weihe geschaut, verlangend die Arme nach ihr ausgestreckt, um sie an das glühende Künstlerherz zu drücken, dort festzuhalten bis zum kommenden Morgen, und dann mit schöpferischer Hand in's goldne Leben zu stellen, als das Höchste, Herrlichste, was seine Kunst jemals geleistet! — Und nun sollte ein anderer das, was er gedacht, was er empfunden, was so ganz ihm selbst gehörte wie sonst nichts auf der weiten Welt — das

ſollte ein anderer beſitzen, mit gleichem, ja mit noch größerem Rechte des Schöpfers, der den Gedanken ausſpricht, der der Empfindung Licht, dem Gefühle Ausdruck gibt, während er ſelbſt es nicht vermocht hatte! — Der ungeheuerſte Schmerz, der je eine Künſtlerbruſt zerriſſen hat, und wahrlich es kann keinen tiefern mehr geben, durchſchnitt in dieſem verhängnißvollen Augenblicke ſein Herz, als wollte er es auf immer tödten, und machte ſich in einem lauten ſchneidenden Jammerrufe Luft.

Verwundert über dieſe Störung ſah ſich der Maler um, und reichte dem Genoſſen, als er ihn erkannte, lächelnd die Hand über den Stuhl hinüber, an deſſen Lehne ſich dieſer krampfhaft hielt, um nicht ohnmächtig niederzuſinken. »Nicht wahr, Meiſter Ernesto« — ſprach er dann — »Ihr ſtaunt auch über den wunderlichen Gedanken, der dieſe junge Schöne in die wildeſte Waldeseinſamkeit verſetzt hat, welche je dem tollen Salvator während ſeines tollen Banditenlebens vorkam. Ich thu's auch nur, weil ich es einmal verſprochen habe. Die Einfälle der Damen ſind oft wunderlich, und ich bin nicht der, der ſich in alle ſchicken mag; aber dieſer gefällt mir, weil eine Art von Eigenthümlichkeit und Größe darin liegt, was dem ganzen Bilde einen beſondern Werth gibt und es über den zweifelhaften eines Porträts erhebt.«

»Porträt« — rief jetzt Ernſt, plötzlich wieder belebt — »alſo kein Ideal? Menſch, Bruder, ſprich's noch einmal aus, Porträt?«

»Nun ja« — entgegnete der andere, nicht wenig erſtaunt über dieſes Ungeſtüm — »Porträt! Was

ſeid Ihr doch noch für ein Fremdling in unſerer Stadt, daß Ihr nicht einmal diejenige kennt, die ſchon ſeit Monden die Neugier aller, vom Großherzoge bis zu dem lumpigſten Waſſerträger herab beſchäftiget!«

»Alſo lebendig, athmend, fühlend, denkend!« — fuhr der Deutſche in abgeriſſenen Pauſen auf — »und wer iſt ſie, ſprecht, wer iſt ſie?«

»Da fragt Ihr mich mehr, als ich beantworten kann. So viel nur weiß ich, daß es ungefähr ein halbes Jahr her ſein mag, als die Florentiner des Nachts durch das Getrabe vieler Roſſe, durch hellen Fackelſchein und mannigfaches Getümmel aus ihrem erſten Schlafe aufgeſchreckt wurden. Anfangs glaubte man, es ſeien die Mailänder, die den alten Groll in neuem Streit zu erfriſchen ſuchten, und unſere jungen Ritter zogen ſchon die jungfräulichen Degen aus den blanken Scheiden, aber ihre drohenden Mienen verwandelten ſich bald in freundliche, als ſie in der doppelten Betrachtung des klarfunkelnden Mondes und der hellen Lichter des zahlreichen fremdartig gekleideten Gefolges, mitten unter dem letztern, eine eben ſo fremdartig gekleidete Dame erblickten, deren Antlitz gar ſorgfältig verſchleiert war, deren Augen aber ſo ſiegreich durch die doppelte Nacht hervorſtrahlten, und deren Geſtalt und Wuchs von ſo außerordentlichem Ebenmaße vor, daß man, auch ohne ihre Züge geſehen zu haben, ſchwören mochte, ſie gehöre zu dem Schönſten, was dieſe Erde jemals getragen hat. Ob dieß ein Meineid geweſen wäre, das könnt Ihr gleich jetzt entſcheiden, denn hier, auf dieſem, leider noch ſehr unvollſtändigen Bilde ſeht Ihr doch ziemlich klar

und deutlich, was damals noch für jedermann verborgen war.«

»Weiter! Weiter!« unterbrach hier Ernſt ungeduldig den redſeligen Italiener.

»Am nächſten Morgen« — fuhr dieſer fort — »ſah man ſchon den Doktor Burchiello — den kennt Ihr aber doch? — zu dem Gaſthofe eilen, in welchem die Fremde einſtweilen mit ihrem Gefolge eingezogen war. Bald darauf erſchien ſie ſelbſt in ſeiner Begleitung, zierlicher als bei ihrer Ankunft geſchmückt, aber doch noch immer dicht verſchleiert, und in einem ganz ausländiſchen Koſtüme. Sie ritt nur mit einigen Dienern vor den großherzoglichen Pallaſt und ſtieg dort ab, wo ſie, wie man nachher erfuhr, eine lange Audienz bei Cosmus hatte. Sehr gnädig mußte dieſer ſie empfangen, aber auch ſeine Urſachen dazu gehabt haben, denn von nun an ſchaltete und waltete ſie frei in Florenz, als wäre ſie hier geboren. Der größte Theil ihres Gefolges, aus Heloten beſtehend, wurde entlaſſen, und verſchwand auf eine eben ſo ſchnelle und unerwartete Weiſe, als er gekommen war; nur ein junges griechiſches Mädchen und einen alten finſtern Armenier behielt ſie in ihren Dienſten. Mit dieſen beiden bezog die Dame nun das alte Prachtgebäude der ſo tief herabgekommenen Monteſecci, das ſie, ſammt allen Kunſtſchätzen um einen ſo ungeheuren Preis an ſich gekauft hatte, daß die Menge nicht ermangelte ſogleich allerlei Mährchen auf ihre Rechnung in Umlauf zu ſetzen. Aber kann man der rohen Maſſe das verargen, was ſelbſt die feiner Gebildeten und Aufgeklärten, welche in nähere Berührung mit ihr kamen,

zu glauben anfingen? Auch ohne das Geheimnißvolle ihrer Erſcheinung, ihrer Umgebung und ihrer ganzen Lebensweiſe, durfte man nur ſie ſelbſt erblicken, wenn ſie, ganz wie Ihr ſie hier auf dem Bilde erblickt, mit den langen flatternden Lockenhaaren, mit der enganliegenden braunen Tunika, welche der Diamantengürtel ſtreng gefeſſelt hält, und mit dem weiten ſchwarzen fliegenden Mantel, eine Laute um den Nacken geworfen, auf ihrem ſtolzen ſpaniſchen Schimmel dahin ſprengte, um von der glänzenden Schönheit dieſer Erſcheinung eben ſo ſehr entzückt, als von ihrer Seltſamkeit und Außerordentlichkeit erſtaunt zu werden. So viel wußte man zwar, daß ſie eine Griechin von Geburt und Eudoxia benannt ſei, aber dieſer Name genügte nicht, und ſo behielt ſie die Benennung Belladonna, womit ſie das Volk gleich bei ihrem erſten Erſcheinen bezeichnet hatte.«

»Belladonna!« rief hier Ernſt, das Gemälde noch feuriger betrachtend — »meine Ahnung! ja wohl Belladonna — ſo und nur ſo hab' ich mir ſie gedacht!«

»Belladonna« — fuhr der Erzähler fort — »war auch bald das Loſungswort von allen edlen Florentinern, die Kühnſten und Ritterlichſten aus ihnen bewarben ſich unverhohlen um ſie. Alles wurde verſucht, was eine Annäherung herbeiführen konnte, die ſie, in ſtrenger, beinahe klöſterlicher Abgeſchiedenheit lebend, fortwährend vermied. Endlich gelang es dem jungen Gonzago, aus einem der älteſten und reichſten Geſchlechter, ſchön, muthig, galant, ausgezeichnet in allen ſchönen Künſten und bewandert in vielen

Wissenschaften, den Kreis zu durchdringen, welchen diese gefährliche Zauberin mit unerbittlichem Herzen um sich gezogen hatte. In der Hitze des Tages und in der Kühle der Nacht stand er unermüdlich vor der ewig verschlossenen Pforte und starrte zu dem dichtvergitterten Fenster empor; mit dem schmelzenden Zauber seiner Stimme schilderte er in lebendigen Liedern seine Leidenschaft; stundenlang harrte er den Augenblick ab, wo er ihr in der Kirche das Weihwasser reichen durfte; auf allen ihren Spazierritten begleitete er sie in ehrerbietiger Entfernung als ihr treuester Diener, und bereitete ihr die sinnreichsten Überraschungen, welche nur die heißeste Liebe zu erdenken vermochte — aber umsonst! Nie begegnete das große ernste Auge dem seinen, auch nicht mit dem flüchtigsten Blicke, nie ward sein ehrfurchtsvolles Grüßen bemerkt, und nicht das leiseste Neigen des stolzen Hauptes belohnte seine zarteste Aufmerksamkeit. Da, in der Verzweiflung ungestillter Sehnsucht, beschloß er das Äußerste zu wagen. Nach unzähligen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm, als Grieche verkleidet, und selbst für seine besten Freunde unkenntlich, den alten Armenier für sich zu gewinnen, der sich zu gewissen Zeiten und in mondhellen Nächten regelmäßig im Arno zu baden pflegte. Schlau wußte er ihm bei einem dieser nächtlichen Spaziergänge zu begegnen und Sprache abzugewinnen. Seine gründliche Kenntniß der Astrologie war ihm hiezu am meisten behülflich, und, indem er sich dem Geheimnißvollen gegenüber auch geheimnißvoll zeigte, indem er manches ahnen, manches vermuthen ließ, was nur Vertrauen gegen Vertrauen

auszutauſchen vermochte, ſah er ſich endlich nach langem Harren und unzähligen Opfern am erſehnten Ziele. Es ward nämlich eine Nacht feſtgeſetzt, wo ſich die verſchloſſene Pforte eröffnen, wo ihn der Alte auf ſein Zimmer führen ſollte, um dort vereinigt ein großes längſt erwartetes Zuſammentreffen der Geſtirne zu beobachten. Wohl war es auch ein großes längſt erwartetes Zuſammentreffen für Gonzago, aber in einem andern Sinne, und doch auch wieder in dem rechten, denn, ſo bedeutſam ſind die Fügungen des Himmels! nur zu ſehr bewährte ſich das, was er als bloßen Vorwand benützte, um endlich zu der Geliebten zu gelangen, und verhängnißvoll ſtieg ſein Unglücksſtern in dieſer Nacht über ſein Haupt empor! — Aber, was treibt Ihr denn?« — unterbrach ſich jetzt der Maler ſelbſt — »Ihr hört mich ja nicht, und während ich Euch durch die Erzählung einer Begebenheit zu feſſeln ſuche, die ganz Florenz in Bewegung ſetzte, beſchäftigt Ihr Euch noch immer mit dem todten Bilde.«

»O wäre es todt!« — ſeufzte Ernſt — »doch nein, Himmel nein! Ich weiß nicht, was ich wünſchen ſoll. Fahrt fort, Meiſter, fahrt fort, mir entgeht kein Wörtchen Eurer Geſchichte!« — Und ſo verſank er wieder in ſtille träumeriſche Betrachtung.

»Die Stunde, wo ſich die beiden trafen, ſchlug — die ernſte Mitternacht ſah ſie ſchweigend, tief in ihre Mäntel gehüllt durch das kleine Seitenpförtchen des Palaſtes eintreten — unwillkürlich erbebte Gonzago, als es ſich hinter ihm ſchloß, nun konnte er nicht mehr zurück, nun mußte ſich's entſcheiden! Sein ſcharfer Blick hatte längſt die Fenſter erſpäht, durch deren dunkelrothe Gar-

dinen ein Licht flammte, so sehnsüchtig glühend, daß er nicht zweifelte, dort walte das Geheimniß seiner Liebe — auch der Armenier hatte es ihm versichert, daß in diesem Theile seine Gebieterin wohne. Jetzt waren sie durch einen langen Corridor zu der Stelle gelangt, wo dieser sich gegen den rechten und linken Flügel des Pallastes zu theilte; schweigend deutete der Greis links, aber für seinen Begleiter gab es nur einen Weg zum Glücke, und den mußte er einschlagen, galt es auch sein Leben. Mit Gewalt riß er dem schwachen Alten die Fackel aus der Hand und verlöschte sie, ja, als sich dieser wehren und ihn zurückhalten wollte, stieß er, getrieben von wahnsinniger Leidenschaft, alles vergessend, dem laut Rufenden seinen Dolch in die Brust, der ihn auf ewig verstummen machte. So, blutbefleckt, entstellt durch eine That, die selbst dem Antlitze des Verruchtesten die Spuren ihres Gräuels einprägt, ein Mörder um der Geliebten willen, trat er nun vor diese Geliebte selbst, athemlos, mit rollenden Augen, emporgesträubten Haaren, in der einen Hand noch unbewußt das Werkzeug seiner entsetzlichen That tragend, mit der andern in fieberhafter Eile die Thüre aufreißend, die zu dem Gemache der Dame führte. Aber wie ward ihm, als — — doch das, was jetzt folgt, hättet Ihr aus seinem Munde hören sollen, aus dem Munde des Sterbenden, wie ich es hörte und viele andere, die das Bekenntniß seiner Schuld in der letzten Stunde des Armen vernahmen! Er hatte, wie gesagt, die Thüre ihres Gemaches leise geöffnet und stand nun, das Ziel seiner Wünsche aus der Ferne betrachtend, an der Schwelle. Schöner, als er sie je-

mals geſehen, ruhte ſie auf einer dunkeln Ottomane, in blendend weißem griechiſchen Gewande, das eine goldene Spange auf der Achſel und ein ſilberner Gürtel um den Leib umſchloſſen hielt. Die reichen dunkeln Locken hingen bis auf den buntgeſtickten Teppich herab, der den Boden bedeckte, und zwiſchen durch ſchimmerte ein weißer glänzender Arm, wie ein Streif der Milchſtraße durch die wolkenzerriſſene Nacht, während das ſchwärmeriſche Antlitz auf den andern geſtützt tiefſinnig nach der hohen Decke blickte, welche aus ſchweren dunkelſeidenen Stoffen gebildet, mit goldenen Sternen geſtickt, und von der matt flimmernden Lampe in der Mitte erhellt, dem nächtlichen Himmel glich. Rings herum blühten und dufteten fremde Blumen, der heißeſten Zone angehörend, und mit ihrem ſeltſamen Farbenſpiele das Auge beinahe verwirrend; in goldenen Käfigen hingen dazwiſchen Papageien und glänzende Colibris, während in durchſichtigen alabaſternen Vaſen die feinſten Gewürze brannten, und in leichten blauen Wölkchen emporkräuſelten. «

»Noch hatte Gonzago dieſes mährchenhafte betäubende Bild nicht ganz in ſich aufgenommen, noch ſtand er regungslos und ſtaunend an dem Eingange zu dieſem neuen Paradieſe, als die Bewohnerin desſelben plötzlich, wie aus ſchwerem Traume erwachend, ſchmerzlich zuſammenzuckte, mit der Hand nach dem Herzen fuhr und ſich raſch erhebend den fremden Gaſt erblickte, der ſo kühn zu ihr gedrungen war. Ein gellender Schrei entfloh ihrem Munde, in demſelben Augenblicke verwandelte die Lampe ihren ſanften ſilbernen Schein in eine blendende bläuliche Helle, aus den Va-

sen zuckten rothe Flammen empor, die Blumen verloren ihre Farbe, und welkten ab, ein schneidender Sturm zog mit Grabeskälte durch das Gemach, und statt der Gottin seines Lebens stand vor dem bebenden Jüngling eine blasse versteinerte Gestalt, deren starre leblose Augen sich wie Dolche in sein Herz bohrten, und deren drohend emporgehobener Zeigefinger dem Tode zu winken schien, welcher schon die Hand nach seinem Opfer ausstreckte. Da ergriff Gonzago eine ungeheure Angst; er wollte die Geliebte rufen, doch nur das Wort »Mörder« erklang als ein schauerliches Selbstbekenntniß aus seinem eigenen Munde und hallte zurück an allen Wänden — und höher wuchs die kalte bleiche Gestalt und näher schwebte sie auf ihn zu, und wie eine Stimme aus tiefem Grabe vernahm er ihre Drohung: »Wer mich freit, der freit den Tod!« — Seine Sinne schwanden — er stürzte bewußtlos zu Boden. So fand man ihn des andern Morgens an der Schwelle seines Vaterhauses, binnen wenigen Tagen erlag seine Jugendkraft der Gewalt des furchtbaren hitzigen Fiebers, das ihn ergriffen hatte, und erst kurz vor seinem Ende erwachte er noch einmal, beruhigt und klar, um seinen Freunden das Räthsel dieser traurigen Begebenheit zu lösen; dennoch war sein letzter Ausruf: Belladonna!« —

Der Erzähler schwieg nun, um zu beobachten, welchen Eindruck diese Geschichte auf seinen Zuhörer gemacht habe; aber es schien nicht der zu sein, den er erwartete. Noch immer in die Anschauung des Gemäldes vertieft, begann Ernst endlich, als ihn das fortwährende Schweigen des Malers zu einer Antwort

aufforderte: »In der That, ich kann es begreifen, daß dieſer Vorfall Aufſehen erregen mußte, ſo wie ich es ganz natürlich finde, daß Gonzago in dem doppelten Wahnſinn des Verbrechens und der Krankheit, die ihn zerſtörte, das Unnatürlichſte und Unglaublichſte geſehen zu haben meinte. Dieſe ſchöne Zauberin vermag durch ihre außerordentliche Erſcheinung wohl Gelaſſenere und Ruhigere, als jenen leidenſchaftlichen Unglücklichen zu bethören. Ihn aber traf nur die Hand der ewigen Gerechtigkeit für ſein verruchtes Beginnen, und, wahrlich, anders wird kein Verſtändiger dieß ganze Ereigniß deuten können.«

»Nicht?« — fuhr der Italiener empor — »nun ſo werdet Ihr wohl auch den eben ſo ſchnellen Tod des armen Pitti gleich erklärbar finden; es wird Euch natürlich ſcheinen, daß Pulci an ſeinen Wunden unheilbar darnieder liegt, und daß Ridolfo ſich zum Schatten verzehrt. Aber ich verſtehe; auch Ihr ſeid bereits in dieſen Netzen gefangen und dann gnade Euch Gott! Denkt an ihren Ausſpruch: »Wer mich freit, der freit den Tod!« — Ja, wahrlich, den Tod haben ſie alle gefreit, und Pitti, der friſche, blühende, kräftige Pitti ſtünde noch jetzt, wie ſonſt, heiter und lachend in unſerer Mitte, wenn er ſich nicht der Belladonna anverlobt hätte.«

»Wie?« fragte Ernſt — »Pitti war verlobt mit ihr?«

»Verlobt, wie nur Braut und Bräutigam es ſein können. O was ſprecht Ihr doch ſo vorlaut Euer unüberlegtes Urtheil aus, ohne Euch früher von dem wahren Sachbeſtande genau unterrichtet zu haben! Mag

es ſein, daß den Gonzago der eigene Frevel in's Verderben ſtürzte, den Pitti kann dieſer Vorwurf nicht treffen, rein und ſchuldlos ging er unter für ſeine reine und ſchuldloſe Liebe, ein Opfer des zürnenden Himmels, der dieſes eben ſo herrliche als gefährliche Weſen gleich einem Racheengel geſchickt hat. Er war unſer letzter Ritter, mit ihm verwelkte die Blüte unſeres Adels! Sein wackerer Sinn verſchmähte jede Liſt; er hatte die Schöne mit Gefahr ſeines Lebens gerettet, als ihr Roß, ſich ſcheuend, mit der kühnen Reiterin durchging, die in ihr langes Gewand verwickelt, ſich nicht loszumachen vermochte, und händeringend und hülferufend dem unausweichlichen Tode in der reißenden Strömung des Arno entgegen ſah, welchem das zornige Thier ſturmſchnell zueilte. Noch ſchneller aber flog Pitti auf ſeinem Wettrenner nach, der im Corſo zu Rom dreimal den Preis davon trug, warf ſich, jede Gefahr verachtend, als er ſein Ziel erreicht hatte vom Sattel herab, riß die Zügel der wüthenden Beſtie an ſich, und brachte dieſe, bis zum Uferrande geſchleift, erſt dort, durch alle Anſtrengung ſeiner jugendlichen Kraft zum Stehen. — Dieſe That, noch mehr aber ſeine offene, wahrhaft ritterliche Bewerbung ſchien ihm wirklich das ſtolze Herz gewonnen zu haben. Man ſah ſie von nun an immer an ſeiner Seite, zu jeder Stunde war dem Begünſtigten ihr Haus eröffnet, und je ſtrenger ſie andere behandelte, je zuvorkommender war ſie gegen ihn; je mehr ſie mit den kleinſten Gunſtbezeugungen kargte, je verſchwenderiſcher theilte ſie die reichſten an den glücklichen und doch ſo unglücklichen Pitti aus. Bald durfte

man an ihrer Verbindung nicht mehr zweifeln, der Tag der Verlobung war bereits festgesetzt, und die Liebe beider schien diesem Bunde eine ewige Dauer, das reinste Glück, die seligste Freude zu versprechen. Nun, Ihr werdet selbst von den glänzenden Vorbereitungen gehört haben, die zu diesem Feste getroffen wurden.« — »Du irrst« — entgegnete Ernst mit steigender Aufmerksamkeit — »ich war damals nach Rom verreiset, hörte nur flüchtig von der Vermählung Pitti's mit einer ausgezeichneten Fremden sprechen, und kehrte erst zurück, als« —

»Als die Hochzeit mit einem Begräbnisse endete! — O es war gräßlich, entsetzlich! Kaum hatten nach der durchschwelgten Nacht schon am Morgen des Tages, wo die Verbindung sein sollte, die fröhlichen Gäste, welche zu dieser Vorfeier geladen waren, den Pallast Pitti's verlassen; noch funkelte der Wein in den halbgeleerten Gläsern, noch blitzten zahllose schimmernde Lichter, noch hingen Kränze des Mahls um die gedeckte Tafel, und die heimkehrenden Musikanten spielten den Verlobten ihr letztes Ständchen vor: da entstand plötzlich in dem Flügel, wo die Braut von nun an wohnen sollte, ein unruhiges Treiben; Fackeln, von eilig Vorübergehenden getragen, tauchten bald hier, bald dort an den dunkeln Fenstern auf; lauter und lauter wurde das Rufen und Schreien der Diener, von welchen einige mit blassen verstörten Mienen aus dem Hause stürzten, aber keinem der Neugierigen, welche sich nach und nach sammelten, Antwort geben wollten. Endlich ertönte in langen klagenden Tönen das Sterbeglöckchen von St. Johannis — es galt dem bejam-

mernswerthen Pitti, welchen so eben am Ziele aller seiner Wünsche, auf dem Gipfel aller Lust, in den Armen seiner Geliebten der Tod ereilte, den er sich mit ihr in's Haus geführt hatte!«

Ernst schauerte tief erschüttert zusammen, und diese Erschütterung ward noch vermehrt, als ihm jetzt das Bild der schönen gefährlichen Frau, deren Liebe man mit dem Leben erkaufen mußte, in der vollen glänzenden Beleuchtung der Mittagssonne entgegen strahlte, so daß die großen Augen sich warm und glühend, wie von dem Strahle ihrer Seele entzündet in die seinen tauchten, und der blühende halbgeöffnete Mund ihn mit heißem Athem anzuhauchen schien. Aber aus der öden Wildniß, die sie umgab, tauchte zwischen zwei Felsentrümmern, welche die Phantasie des Malers wie die beiden Hälften eines riesigen Sarges zwischen wüstes Gestripp hingeworfen hatte, zuerst Gonzago's bleiches verzehrtes Antlitz, dann das im wehmüthigen Schmerze lächelnde Gesicht Pitti's hervor. Mit namenlosem Grauen bebte der Deutsche vor diesem sinnverwirrenden Anblicke zurück; da fühlte er plötzlich eine kleine warme Hand in der seinen, und sich umwendend sah er einen zierlich geschmückten, schwarzgekleideten Pagen vor sich, der ihm zuflüsterte: »die Donna erwartet Euch!« — und dann, den Finger auf den Mund legend, ihm fortwinkte.

Jetzt erst gedachte Ernst wieder der geheimnißvollen Einladung, die er über den lebhaften Eindruck des eben Gehörten und — Gesehenen fast vergessen hatte; nun aber vereinigte sich beides, um ihn mit gleicher Gewalt aufzuregen. Sein Gefährte war ab-

gerufen worden, er ſah ſich allein mit dem kleinen Boten in dem groſsen hellſchimmernden Saale, von deſſen Wänden die verſchiedenartigſten Bilder ihn wechſelsweiſe warnend und aufmunternd anblickten, während das eine, das ſeine ganze Seele erfüllte und mit den widerſprechendſten Gefühlen beſtürmte, mit aller Beredſamkeit des glühenden Farbenſpiels jeden Zweifel löſte, der ihn beängſtigte und abhielt.

Einen Augenblick noch bedachte er ſich, einmal noch ſah er in die edeln begeiſterten Züge, von denen er unmöglich glauben mochte, daſs ſie täuſchten, daſs ſie Unheiliges verbergen könnten. »Nein!« rief er dann — »wer du auch ſeiſt, welches trübe Geſchick dich auch mit den finſtern Geſtalten des Abgrunds umgibt und in ihre Mitte ſtellt, du gehörſt einer ſchönern Beſtimmung, in deiner Bruſt wohnt doch der Himmel, und wird einſt ſiegreich hervorſtrahlen mit ſeinen Sonnen und Sternen durch die Wolkennacht, die dich jetzt umgibt!«

Entſchloſſen folgte er nun ſeinem Führer nach.

V.

Es zogen vom lustigen Hochzeitschmaus
Mit Sang und Klang die Gäste nach Haus;
Doch als gekommen das Morgenroth,
Da waren Braut und Bräutigam todt!

Alte Ballade.

Lord Howard hatte den Großherzog verstimmter als jemals verlassen. Dem Wankelmuthe dieses Fürsten war durchaus kein fester Entschluß, am wenigsten aber in einer so wichtigen und bedeutsamen Angelegenheit, als die des unglücklichen Jakob, abzugewinnen. So verging unter fortwährenden Vertröstungen und Ausflüchten die unwiederbringliche Zeit, immer dringender und trüber wurden die Briefe aus England und der edle Britte konnte sich die unausweichliche Gefahr, in der sein theurer König schwebte, eben so wenig verhehlen, als er ihr abzuhelfen vermochte; mit tief bewegtem Herzen sah er die Stunde unausweichlich herannahen, wo der entthronte Monarch als ein Flüchtling das Land seiner Väter dem glücklicheren Wilhelm von Oranien werde räumen müssen.

So wie man ihm schrieb, hatte jetzt auch der vor allem begünstigte Beichtvater Jakob's, der Jesuit Peter, England verlassen, um nach Rom zu eilen

und dort die Verbindungen, welche Howard ſchon angeknüpft, durch die Gewalt ſeines geiſtlichen Anſehens und durch das Vertrauen des Papſtes, das er genoß, feſter und dauerhafter zu Stande zu bringen, als dieß dem Lord bisher gelungen war. Der ſchlaue Prieſter übernahm dann gewiß auch die Unterhandlungen mit Florenz, und ſo durfte Howard endlich hoffen, von dem ihm ſo mannigfach unangenehmen Poſten befreit zu werden, um an der Seite ſeines Königs ein offenes, ſeinem edlen Geiſte genügendes Feld des Wirkens antreten zu können.

Einſam, in tiefes Nachſinnen über Vergangenheit und Zukunft wandelte er jetzt aus der Stadt, deren Kunſtgegenſtände ihm durch die Menſchen verleidet, welche ſie umgaben, das Intereſſe nicht mehr zu gewähren vermochten, das ihm in deſto reicherem Maße die Natur der heitern, von einem ewigen Frühling beſonnten Landſchaft darbot. Ohne auf den Weg zu achten, fand er ſich, plötzlich aufblickend, vor der freundlichen Hütte des Pater Matteo, der hier in wahrhaft patriachaliſcher Einſamkeit unter Blumen und Quellen ein friedlicheres und freundlicheres Leben führte, als in dem finſtern Kerker der Kloſtermauern, denen er ſich entzogen hatte. Dabei aber wirkte er doch aus ſeiner kleinen Anſiedelung kräftig und klug für die Welt und die Menſchen, mit denen er im fortdauernden Verkehr ſtand. Obſchon er dieſe Zurückgezogenheit nicht billigte, ſo verweilte der freiſinnige Lord doch öfters und gerne bei dem heitern Greiſe, unter deſſen Silberhaare noch immer eine Feuerſeele wohnte, wie unter dem Schnee des Veſuvs die raſt-

los arbeitende Flamme, und der ſich eben darum auch offen und warm mitzutheilen pflegte. In mannigfaltigem Wechſel berührte dann ihr Geſpräch das, was die reiche Erfahrung beider erworben hatte, und was die wichtigſten und heiligſten Intereſſen der Menſchheit in Anregung brachte. Waren ſie auch nicht in allem einig, ſo führte doch eben dieſer Zwieſpalt einen Umtauſch der Ideen herbei, welcher jedem gleich willkommen und erfreulich ſein mußte.

In dieſem Augenblicke konnte für Howard nichts erwünſchter ſein, als dieß Wiederfinden ſeiner ſelbſt an einem Orte, wo er wußte, daß er verſtanden und erkannt werde, daß ſeine Klagen und ſeine Plane Billigung fänden. Völlig erheitert drückte er daher die Thüre der niedlichen Klauſe ſanft auf und trat in das kühle duftige Gemach. Doch Matteo war dießmal nicht allein. Aufrecht ſtand er mitten im Zimmer, hoch und herrlich, an eine der kräftigen Greiſengeſtalten in Leonardo da Vinci's heiligem Gaſtmahl erinnernd, die großen blauen Feueraugen nach oben gerichtet und beide Hände wie ſegnend oder beſchwichtigend auf das dunkellockige Haupt einer ſchwarzgekleideten Dame gelegt, die zu ſeinen Füßen kniete und das demüthig geſenkte Antlitz, laut weinend in die weiten Falten ſeines Gewandes verhüllte. Er winkte ihr Schweigen und Ruhe zu, ſprach noch ein ſtilles Gebet über ſie und endigte dann mit den Worten: »Steht auf, Signora, wir ſind nicht mehr allein.

Erſchrocken fuhr die jugendlich ſchöne Geſtalt nun empor, zog ſchnell den dichten ſchwarzen Schleier, der um ihren Nacken hing, über das Geſicht, ſo daß es

dem Lord, wäre er auch neugierig geweſen, unmöglich blieb, irgend einen Zug auszunehmen, und wollte ſich mit einer ſtummen Verbeugung entfernen.

»Nicht ſo« — ſprach Matteo hierauf, ſie mit ſanfter Gewalt zurückziehend — »ich bitte Euch, bleibt, Ihr ſeid in zu heftiger Aufregung, als daß ich Euch jetzt ſchon von mir laſſen könnte, und es wird jedenfalls nöthig ſein, daß Ihr die Zurückkunft Eurer Begleiterin abwartet. Dieß hier iſt Lord Howard, ein Fremder und mein Freund — von ihm habt ihr nichts zu befürchten.

War die Dame ſchon früher bewegt, ſo ſchien ſie es jetzt noch mehr zu werden, ihre Glieder bebten ſichtbar von einer leiſen Erſchütterung durchzuckt, ein Schmerzensruf drängte ſich aus ihrem Munde, und als der Lord ſich hierauf entſchuldigend ihr nähern wollte, wandte ſie ſich mit allen Zeichen der tiefſten Leidenſchaftlichkeit haſtig von ihm ab, ſchnellen Schrittes in das Gärtchen entfliehend, das hinter dem Hauſe lag.

»Vergebt ihr«, ſprach Matteo jetzt zu Howard, indem er fühlte, daß ein ſo ſonderbares, beinahe abſtoßendes Betragen dieſen verletzen mußte — »Ihr ſeht ſelbſt, in welcher leidenſchaftlichen Stimmung ſich die Unglückliche befindet — ich fürchte nur ſie kommt nie mehr zur Ruhe, und doch ringt ſie ſich die Hände darum wund.«

»Wenn es die iſt, die ich beim erſten Anblicke in ihr zu erkennen glaubte, ſo habt Ihr Recht, die kommt nie mehr zur Ruhe, und ſie iſt es — ſeht nur, jetzt bleibt mir kein Zweifel mehr!«

Er wies auf das in den Garten führende Fenſter,

durch welches ſie die Unbekannte erblickten, wie ſie ſich eben in ungeduldiger Haſt über den niedern Zaun auf das daran gebundene Roß ſchwang und ſo, plötzlich ganz verändert, als fühle ſie ſich jetzt erſt wieder frei und in ihrem urſprünglichen Elemente, den Schleier zurückwerfend, in ſiegreicher Kühnheit davon ſprengte.

»Du arme Schönheit« — rief ihr der Lord bewegt nach — »geſchaffen um zu verderben — wie gleichſt du doch in deiner Verfallenheit und Verſtörtheit ganz der Stadt, der du jetzt zufliegſt. Nichts erweckt ein traurigeres Gefühl, als ſolche herrliche Formen zu ſehen, die durch keinen innern Halt, durch keinen Einklang verbunden ſind, und denen es durchaus an dem rechten belebenden Geiſte fehlt, der ſie zuſammen halten ſoll, um dem todten Stoffe erſt den eigentlichen Adel zu verleihen.«

»Ihr kennt ſie alſo?« fragte Matteo.

»Ob ich ſie kenne! O Himmel ich ſah ſie ja — — doch nein, davon jetzt nicht — es gibt Erinnerungen, die man nur zur rechten Stunde erwecken darf, wenn ſie nicht gefährlich werden ſollen. Nur ſo viel kann ich Euch jetzt ſagen, ich war am Abende jener verhängnißvollen Nacht vor dem Tode Pitt's ſammt vielen andern Gaſten zur Vorfeier der Hochzeit eingeladen. Erlaßt mir die nähere Schilderung von einem Eindrucke, welcher mir ſelbſt noch immer nicht ganz klar geworden iſt. Nichts auf der Welt hat mich zugleich ſo angezogen und abgeſtoßen, als dieſe außerordentliche Erſcheinung ihres Geſchlechtes, ungeachtet ſie mir, wie ich mich gleich beim erſten Anblicke überzeugte, ſchon einmal im Leben begegnet war Sie empfing

uns mit der zuvorkommenden Artigkeit einer Dame von Welt, mit der ſtolzen Haltung einer Königin, die ſich doch vor jedem zu beugen und jedem etwas Erfreuliches zu ſagen wußte; ſie war ganz Weiblichkeit und dabei voll Geiſt, Witz und Lebendigkeit. Der Gegenſtand ihrer Wahl ſchien der glücklichſte Menſch; und er war es auch, dieß leuchtete aus ſeiner begeiſterten Miene, aus den glühenden Wangen, aus den funkelnden Blicken, welche mit dem Ausdrucke der ſeligſten Freude auf ſeiner Braut verweilten. Doch plötzlich wich dieſes Betragen einer Art von ausgelaſſener Luſtigkeit, die mir zu mißfallen anfing, weil ſie mir unnatürlich erſchien; dieſelbe Bemerkung theilte mir in dem nämlichen Augenblicke ein Nachbar mit, und zugleich fiel es uns beiden auf, daß die Geſellſchaft aus lauter Männern beſtand. Demungeachtet ſchlug die Dame einen Tanz vor, welchen ſie mit ihrem Bräutigam anführte, wir mußten uns aus Höflichkeit in dieſe höchſt ſeltſame Laune fügen, und je leidenſchaftlicher und heftiger die Touren waren, welche das junge Paar angab, deſto wunderlicher geſtaltete ſich das Schauſpiel von geſetzten und ernſthaften Perſonen unſeres Standes, welche ihre Kräfte anſtrengen mußten, dieſem Beiſpiel zu folgen, das einige der anweſenden jungen Ritter, Freunde Pitti's, durch tollen Muthwillen noch ſteigerten. Mich ergriff endlich ein geheimes Grauen bei dieſem Treiben, durch welches ich das Lachen eines laurenden Unfalls vernahm, und auf die Gefahr hin, unartig zu erſcheinen, durchbrach ich den wirbelnden Reihen. Die andern ſchienen nur ein ſolches Beiſpiel erwartet zu haben, um ihm Folge zu

leiſten, denn alle zerſtreuten ſich jetzt, und das Paar ſah ſich plötzlich allein in der Mitte des großen weiten Saales, ohne aber dadurch in ſeiner Luſt geſtört zu werden, ſondern dieſe immer erregter und geräuſchvoller fortſetzend bis zum völligen Ermatten. Demungeachtet hatte die Dame recht wohl bemerkt, daß ich die erſte Veranlaſſung zu dem Aufbruche der übrigen gegeben, und als die Geſellſchaft wieder zur Ruhe gekommen war, trat ſie mit böſer Miene vor mich hin, und machte mir ganz unverhehlte und ſchneidende Vorwürfe über mein Betragen, in denen aber noch ein Etwas lag, das ich nicht bezeichnen kann, das mich jedoch gewaltſam ergriff. Meine Antwort ging in den Geiſt ihrer Anrede ein und gab ihr zu verſtehen, daß ich es wohl wüßte, was die echte Weiblichkeit von der Männlichkeit verlangen dürfe, wo aber die erſtere ausarte, da müſſe die letztere ihr Anſehen gebrauchen, um den geſtörten Einklang herzuſtellen. Dieß Geſpräch ward leiſe und ſchnell in einer Fenſtervertiefung geführt, wo uns niemand bemerkte und niemand vernahm. Sie ließ mich nicht ganz ausreden, wie zwei Blitze fuhren die zürnenden Strahlen ihrer ſchönen Augen in meine Seele. »Weiblichkeit! Männlichkeit!« — rief ſie bitter — »laßt doch ſehen, wie weit dieſe Männlichkeit reicht!« — damit hatte ſie meine linke Hand ergriffen und eh' ich es verhindern konnte, den kleinen Finger derſelben in ihren Mund genommen; die ſcharfen Perlenzähne biſſen ſo heftig hinein, daß ich überraſcht von dieſem ganzen ſeltſamen, unerwarteten Auftritte leiſe aufſchrie — halblachend entfernte ſie ſich ſchnell und unbefangen. Als

ich aber die Wunde am Finger, die zu bluten anfing, näher beſichtigen wollte, erblickte ich dieſen köſtlichen Diamantring daran, den ſie mir in dem Augenblicke, wo ſie meine Hand ergriff, angeſteckt haben mußte. Unbegreiflich war mir dieſes Benehmen, weniger unbegreiflich jedoch nach dem, was ich bereits von dieſer Unglücklichen wußte, das ernſte ſchwermüthige Nachſinnen, in welches ſie jetzt plötzlich verſank, und das Pitti umſonſt durch die rauſchendſte Luſt, die er, ſchon vertraut mit ihren Launen, um ſie her laut werden ließ, zu verbannen ſtrebte. Unwillkürlich verfolgten ſie meine Blicke; da plötzlich ſah ich ſie wieder in einer dunkeln Ecke — nein, heiliger Gott! nicht ſie, eine andere ſah ich, die ich ſchon einmal geſehen, o furchtbare Erinnerung! Es war nicht die ſchöne, blühende, blumenbekränzte Braut, mit den Roſen des Frühlings auf den Wangen und mit dem Himmel der Freude im Blicke — nein, eine todtbleiche, ſtarre, lebloſe Geſtalt ſchwebte vor mir, kalt wie Grabesluft umwehte mich ihr Athem, und die weitgeöffneten Leichenaugen ſahen mich an wie ein Bild der Vernichtung. Nur eine Minute lang dauerte dieſe Erſcheinung, und dennoch ergriff ſie mich mit dem tiefſten Entſetzen, denn, wie geſagt, eine zweite tauchte neben ihr auf aus dem Grabe der Vergangenheit, die ich noch immer nicht vergeſſen konnte — — beide aber traten mit doppeltem Grauen wieder in dem Momente vor mich hin, als ich Tags darauf Pitti's plötzlichen Tod vernahm, und noch jetzt verfolgen ſie mich, ja ſie werden mich ſelbſt in der Stunde des Sterbens nicht verlaſſen!«

»Ich weiß zwar nicht« — sagte Matteo — »auf welch ein anderes Zusammentreffen mit dieser wunderbaren Jungfrau Ihr noch hingedeutet habt, aber bitten will ich Euch, werdet deßwegen nicht ungerecht, und bedenkt, daß sie bei allen Irrthümern und Schwächen einen solchen innern Reichthum habe, wie keine ihres Geschlechtes. Die Zeit wird manches aufklären müssen, was uns jetzt noch an ihr verborgen ist, doch davon bin ich überzeugt, daß sie weder eine Zauberin, noch eine Mörderin sei, wie der Wahn des Pöbels meint, sondern eine Unglückliche, die unser Mitleid verdient, wenn sie auch nicht ganz schuldlos genannt werden darf.«

»Ich möchte Euch gerne glauben« — versetzte der Lord — »ja, ich weiß vielleicht noch weit mehr von ihr, was sie entschuldigen könnte, als Ihr, und doch klagen sie dieselben Gründe auch wieder an. Floß nicht um ihretwillen das Blut von zwei edlen Freiern? Wie soll ich mir das erstaunenswerthe Benehmen an jenem Abende deuten, und diesen Ring, und jene doppelte gräßliche Verwandlung, von der ich Zeuge war? — In Schottland haben sie ein Mährchen, ich weiß nicht ob Ihr es kennt, aber es ist das schauerlichste, das je aus der düstern Phantasie eines Dichters hervorging, und als ich es zum erstenmal auf einem einsamen Nachtlager im Hochgebirge aus dem Munde eines eisgrauen Jägers vernahm, da faßte mich ein Grauen, wie ich es seitdem erst wieder im heitern Italien erfahren habe. Das Mährchen erzählt von einem Leichname, der aus dem kühlen Grabe emporstieg, und gierig nach dem verlornen jungen Leben

es überall aufſuchte, wo Jugend und Leben war. Den blühenden Jüngling wählte er deßhalb zu ſeinem Freunde und die friſche Jungfrau zu ſeiner Geliebten. Wenn nun die Armen ruhig an einer fühlenden Menſchenbruſt zu liegen meinten, dann preßte der Todte ſeine blaſſen Lippen an ihre rothen und trank daraus das warme Blut, nach dem er lechzte, und trank und trank, bis er die reiche Quelle ganz geleert hatte, aus der er ſein ſtille ſtehendes Herz wieder nährte. Und immer ſchöner, immer kräftiger wurde ſo die Leiche, ihre Wangen röthete fremdes Blut, und fremde Glut ſtrahlte aus ihren Blicken; nur um Mitternacht, wenn die fahlen Schatten aus ihren Gräbern tauchen, dann mußte auch ſie ſich zum Schatten verwandeln und die geraubte Hülle ablegen! — Seht, Matteo, dieß iſt das Mährchen vom Vampyr, und dieſes Mährchen fiel mir ein, als ich die ſchöne giftige Belladonna, ſie, die geboren iſt, um zu todten, plötzlich wie in ihr eigenes Geſpenſt verwandelt vor mir ſtehen ſah!«

»Ums Himmels willen« — rief Matteo — »erzählt Euer Mährchen keinem Zweiten, wir haben ein ähnliches, und es möchte in ſeiner Anwendung nur zu willigen Glauben finden.«

»Und was haltet Ihr davon?« fragte der Lord.

»Seht, hier kommt die Prinzeſſin Bianka mit dem wunderlichen Doktor Burchiello.«

»Was haltet Ihr davon?« — wiederholte Howard dringender.

»Nun denn,« verſetzte Matteo, der nicht mehr ausweichen konnte — »jedem Mährchen liegt eine Allegorie zum Grunde, in welche die Volkspoeſie eine tiefe

Wahrheit des Lebens eingeprägt hat, und so möchte wohl auch in diesem — »aber« — unterbrach sich der Pater plötzlich — »da ist jemand, der Eure Frage besser beantworten kann, als ich.« — Er wies auf Burchiello, welcher der Prinzessin folgte, und empfing die letztere bei ihrem Eintritte unter sein Dach mit einer ritterlichen Galanterie, die niemand unter der einfachen Kutte und dem ergrauten Haare gesucht hätte.

»Das muß ein wichtiger Prozeß sein« — hob der Doktor an —

»Es handelt sich um eine Glaubenssache« — versicherte der Lord, indem er Bianka, welche seinen Gruß mehr stolz als freundlich entgegnete, zu dem Lehnstuhle des Eremiten führte.

»Ei, laßt doch hören« — setzte Burchiello das einmal eingeleitete Gespräch fort — »was den Glauben anbelangt, so versteh' ich mich darauf besser, als auf die Liebe, die bei mir immer ohne Hoffnung bleibt.« — Den ernsten Blick, welchen er bei diesen Worten auf die Prinzessin warf, bemerkte niemand als die letztere; aber auch niemand als er bemerkte die leichte Röthe, die flüchtig ihre blassen Wangen färbte, wie ein vorüberfliegendes rothes Abendwölkchen die Blätter einer Lilie.

»Es ziemt sich nicht« — nahm Matteo das Wort — »in Gegenwart unseres fürstlichen Gastes die Vergangenheit zu berühren; erlaubt mir daher, gnädigste Prinzessin, nach den Befehlen zu fragen, die Ihr mir zu ertheilen habt.«

»Davon später« — entgegnete Bianka, deren

Neugierde durch dieſe Wendung erregt wurde — »jetzt will ich, daß Ihr Euch durch mich nicht im geringſten ſtören laſſet, ſondern in dem Streite, zu dem Ihr den Doktor als Schiedsrichter aufrieſt, fortfahrt. Sei es was es wolle, Bianka von Medicis iſt nicht wie andere ihres Geſchlechtes, und noch nie hat ſie der flüchtige Laut eines flüchtigen Worts erſchreckt — ſelbſt die That nicht!« — »Nun denn« — entgegnete der Eremit — »weil Ihr es befehlt: es war die Rede von Vampyren, von jenen Todten, die, aus ihren Särgen geſchlüpft, ſich das Leben von andern Leben holen« —

»Wie, Ihr glaubt alſo an dieſe Fabel?« — unterbrach die Prinzeſſin den Mönch ziemlich heftig und bleicher als gewöhnlich werdend.

»Eben nur als Fabel glaube ich daran« — entgegnete Matteo lächelnd — »und zwar genau mit dem haec fabula docet des Phädrus. Es gibt nämlich Menſchen, ſo geheimnißvoll, ſo in ſich ſelbſt verſchloſſen, ſo ſchweigend und dabei doch ſo anziehend, ſo furchtbar liebenswürdig, möchte ich ſagen, daß ſich die Fabel von den Vampyren auf ihre Erſcheinung am natürlichſten anwenden läßt. Wie dieſe gleiten ſie als lebendige Schatten durch die Welt dahin, todt im Herzen, und nur lebendig durch die Bewegung; wie dieſe ſtrecken ſie die Arme gierig nach allem aus, was das Daſein adelt, verſchönert und erhebt, doch nicht, um es liebend zu umfaſſen, nein, um es zu zerſtören, zu vernichten und in das Grab hinabzuziehen, dem ſie ſelbſt angehören; was nicht jene ewige Nacht theilt, die ſie umfängt, das haſſen ſie und dem haben

ſie Rache geſchworen — dieß ſind die Vampyre, die ich meine; nun wäre ich jedoch neugierig, Euer Urtheil darüber zu vernehmen, würdiger Herr Doktor.«

»In der That« — entgegnete dieſer, den Pater ſeltſam anblickend — »ich ſtimme ganz mit Euch überein, ganz; denn Eure Beſchreibung, läugnet es nur nicht, war auf mich gezielt, und auf mich habt Ihr es ſchon längſt abgeſehen, das ſagte mir geſtern wieder unſere nächtliche Begegnung vor dem Fenſter des deutſchen Malers, wo Ihr, wahrſcheinlich für das Heil meiner Seele beſorgt, mich gegen mein Wiſſen und Willen Beichte hörtet! Inzwiſchen habt ihr Recht, ich bin ein ſolcher Vampyr, der nur lebt um zu haſſen, und nur liebt um zu verderben — nicht wahr, ſchönſte Bianka?«

Noch nie hatte Burchiello es gewagt, die ſtolze Fürſtin in Gegenwart anderer ſo vertraulich anzuſprechen; Matteo und Howard konnten ihr Erſtaunen über dieſes Betragen kaum verbergen, und die Prinzeſſin, dadurch doppelt erbittert, obwohl Meiſterin ihres Zorns, ſtand raſch auf: »Ich verſtehe Euch nicht, Doktor« — ſagte ſie kalt und vornehm — »doch dort ſeh' ich meinen Stallmeiſter, ich bedarf nunmehr Eure Begleitung nicht, und Pater Matteo wird wohl die Güte haben, ſich morgen bei mir einzufinden, um dort meine Wünſche zu erfahren.« — Somit entfernte ſie ſich, den Mönch leicht begrüßend und den Lord unſanft zurückweiſend, der ſie bis zu ihrem Gefolge geleiten wollte. Burchiello aber blickte ihr ruhig und zufrieden lächelnd nach, wie jemand, der ſeiner Sache vollkommen gewiß iſt.

»Welche Frauen!« — bemerkte Howard, zurückkehrend — »wahrhaftig, die Natur hat hier die Geſchlechter verkehrt, und Weiber zu Männern, Männer zu Weibern geſchaffen — o wie ſehne ich mich nach meinem guten alten England zurück!«

»Und ſind ſie dort anders, als hier?« fragte Burchiello — »ſind ſie überhaupt irgendwo in der Welt anders? Lachen ſie nicht überall, wo ſie weinen, weinen ſie nicht überall, wo ſie lachen möchten? Lieben ſie nicht, wenn ſie zu haſſen, und haſſen ſie nicht, wenn ſie zu lieben ſcheinen? Schwach ſtellen ſie ſich, und beſitzen doch die Stärke der Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, wo ſie nur wollen; ſtark ſtellen ſie ſich, und ſind doch furchtſam wie zitternde Lämmer, wo ſich eine ernſte großartige Manneskraft ihrer eingebildeten entgegenſtellt.«

»Ja, Ihr habt Recht, Burchiello« — rief Matteo — »Alle ſind ſie gleich, denn alle belebt das, was auch dem beſten von uns fehlt, ein zartes, mitfühlendes, mitleidendes Herz! Schmählt und tadelt immerhin das Geſchlecht, dieß könnt Ihr doch mit aller Klugheit und allem Witze nicht hinwegläugnen, nein, Ihr könnt es nicht, denn Ihr lagt ja auch an einem Mutterherzen; Ihr könnt den frommen Troſt nicht hinwegläugnen, den uns ein ſolches Herz in der bittern Stunde des Kummers gewährt, nicht die erhöhte Luſt, welche uns die Freude gibt, die es mit uns theilt und uns erſt recht genießen lehrt. O was wäre das Daſein ohne dieſe Herzen — ein Frühling ohne Sonne, eine Harfe ohne Saiten, ein Buch ohne Worte! Empfindungen, die uns auf im-

mer verloren gingen, hält es feſt und bringt uns zu ihrer Erkenntniß; alles Gute und Schöne klingt in ihm an und aus ihm hervor; ja, aller Verſtand und alle Erfahrung des Mannes reicht nicht aus gegen dieſes Herz, und die nach langen Kämpfen errungene Lebensruhe bleibt doch nur eine kalte todte Meeresſtille, wenn ſich nicht der blaue warme leuchtende Himmel einer fühlenden Frauenſeele liebend darüber ſpannt. Oder gibt es etwas Reinmenſchlicheres und Begeiſternderes zugleich, als eine Jungfrau, die zum erſtenmal mit dem Geſtändniſſe ihrer Liebe in das Auge des Geliebten blickt — ein Weib, in deren offenen Armen der mit ſeinen Hoffnungen und Plänen geſcheiterte Mann den einzigen ruhigen Hafen findet — eine Mutter, die den Säugling an der keuſchen Bruſt, eine Herrſcherin im Reiche der Gefühle daſteht und mit keiner kinderloſen Königin tauſchen würde?«

Erſtaunt betrachtete Howard den begeiſterten Sprecher, der höher und größer zu werden ſchien im Gefühle der Sache, für die er das Wort führte. Seine Augen flammten, eine jugendliche Röthe flog über ſein greiſes Antlitz, und aus ſeinen verklärten Zügen ſtrahlte die Erinnerung an eine, ach, längſtverrauſchte helle goldene Zeit des Glückes und der Liebe. Das Eis jedoch, das ſeit Jahren Buccicllo's Bruſt umzogen, vermochte keine Wärme der Empfindung zu ſchmelzen, ja es wurde dadurch nur härter, glätter und gefährlicher; ſo war er auch jetzt, während Matteo's Rede plötzlich, ohne Abſchied zu nehmen, verſchwunden, indeß der Lord ruhig, ernſt und heiter wie immer, dem edlen Greiſe die Hand reichte, wel-

cher ſich hierauf, überwältigt von dem Eindrucke des Augenblicks, in ſeine innerſte Zelle zurückzog, um dort unter den Bildern einer ſchönen Vergangenheit ſich wieder den Muth und die Duldung für die Gegenwart zu holen.

VI.

Ich will kein Vaterunser beten mehr,
Bevor mein Herz nicht blut'ge Sühnung hat!
Viktor Hugo.

Der Page, welcher den deutschen Maler abgeholt hatte, führte ihn schweigend nach dem todten und ausgestorbenen Pallaste der Pittis, durch leere schwarz behangene weithallende Gemächer, deren trauriger Prunk nur an geschmückte Leichen erinnerte. Diese Gegenstände waren nicht geeignet im Herzen des Künstlers freudige Hoffnungen zu erregen, und als ihn nun sein Begleiter in einem der großen Säle verließ, um der Herrin seine Ankunft zu melden, da mußte er das holde Bild, das er so eben verlassen, recht lebhaft zurückrufen, um den aufkeimenden Vorsatz zu unterdrücken, sich wieder zu entfernen und die unheilsvollen Mächte nicht muthwillig zum Kampfe aufzufordern, die hier walteten. Seine angeborne Ritterlichkeit entschied endlich: er beschloß zu bleiben, um den Willen der Dame zu vernehmen, die ihn beschieden hatte; er beschloß aber auch mit voller Kraft gegen alles anzukämpfen, was in dieser Zusammenkunft gefährlich für ihn werden könnte.

So hin und her wandelnd in dem weiten Gemache

und aufgeregt durch die widerſtreitendſten Gefühle, kam immer mehr und mehr die Erinnerung an den Beſitzer dieſes Hauſes und an deſſen trauriges Ende in ſein Gedächtniß; es war ihm, als trete er aus jeder der dunkeln Wände ihm entgegen und hebe warnend die Leichenhand empor. Nur zu ſehr fühlte er ſich plötzlich in ein Getriebe von Leidenſchaften verflochten, das ihm bisher ganz fremd geweſen war, und zum erſtenmal überfiel es ihn, wie ein tiefes Heimweh, wenn er dagegen an ſein klares, ernſtes, ruhiges Vaterland dachte. Dort hatte er nur als Mährchen vernommen, was ihm hier als Leben entgegentrat, und hier war das ein Mährchen, was dort das eigentlichſte, ſchönſte Leben. Je länger er darüber nachſann, deſto unwiderſtehlicher ward die Sehnſucht zur Rückkehr in ihm; er wünſchte ſich Flügel, um den fernen lieben Alpen entgegen eilen zu können, die ihm mit den weißen Häuptern, wie greiſe Ältern dem verlornen Sohne winkten, und deutlich erkannte er's, daß das Ideal, welches noch kürzlich ſo verlockend ihm vorſchwebte, nicht in ſeinem Geiſte und Gefühle, ſondern nur in ſeinem Blute lag, und daß es keine Belladonna ſein dürfe, die ein edles Künſtlergemüth zum Schaffen aufrege.

Dieſe Betrachtungen wurden durch ein Geräuſch in einem Nebenzimmer geſtört. »Nun kommt ſie!« dachte er, und das Gefährliche, das Entſcheidende dieſes Augenblickes fühlend, den ſchon gefaßten Entſchluß kräftig erneuernd, ſah er der Erſcheinung ernſt und feſt entgegen.

Die Thüre öffnete ſich, es war nicht die Erwar-

tete, es war — Ridolfo. Die erregte Einbildungskraft des Malers erkannte den Freund nicht sogleich; die blasse, entstellte, in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt dünkte ihm der Geist des verstorbenen Pitti, seine Haare sträubten sich empor, er trat bebend zurück. Doch nun schlug dieser den Mantel zurück und näherte sich ihm.

»Ridolfo!« — schrie er auf — »um Gottes willen, was suchst du hier, wie siehst du aus?«

»Pulci ist nicht mehr; « entgegnete der andere mit jener zitternden Betonung, in der sich der höchste Schmerz und höchste Grimm des Mannes kund gibt.

Ernst stürzte jetzt auf ihn zu und faßte ihn bei beiden Armen, in sein Gesicht starrend. »Es kann nicht sein« — stammelte er — »nimm das gräßliche Wort zurück — als ich ihn verließ, schlummerte er so ruhig« —

Jetzt schlummert er ewig! Dank sei es seinem wackern Arzte, der wohl verstand, was ihm Noth that. Wie ich vom Großherzoge zurückkam, zu dem ich gerufen wurde, fand ich ihn bleich, kalt, entseelt.«

»Also glaubst du, Burchiello könnte« —

»Ich glaube nichts, ich weiß nur, daß dieser Burchiello Zeuge war, als Pulci und ich die zitternden Hande zuerst auf das todte Herz unsers Freundes Pitti, dann auf das Kruzifix legten und seiner Mörderin ewige Rache schwuren. Du, vorwitziger Jüngling, hast mit unberufener Hand in das heilige Sühnungswerk gegriffen und Pulci ist diesem Eingriffe erlegen, ich aber lebe noch, ich habe meinen Eid an seinem Sterbebett aufgefrischt und werde nun den doppelten Mord rächen!«

»So entführte Euer Haß, nicht Eure Liebe die Donna?«

»Liebe, hahaha — Liebe! Und der erſte, den ſie mit ihren todtbringenden Lockungen verſtrickte, war Pulcio's Schwager, und der zweite, den ſie geſtern begruben, war mein Vetter — nein, fort mit dieſen todten Worten! ſie waren uns mehr, ſie lagen, wie Brüder, von Kindheit in unſern Armen, ſie theilten unſere Freuden und Leiden, das edelſte Mitgefühl, die innigſte Freundſchaft verband uns, eine Empfindung reiner und höher als alle Liebe der Welt. Da nahte dieſe verruchte Zauberin, hinter deren Reizen ſich, wie im Mährchen, der Teufel verbirgt und oft genug aus den ſchwarzen Augen hervorglüht; ſie zerriß zuerſt eine Verbindung, die für die Ewigkeit geſchaffen war, indem ſie uns alle vier mit gleich wahnſinniger Leidenſchaft erfüllte — dann fiel Gonzago als ihr erſtes Opfer. Damals ſchon erwachte ich aus dem Taumel, und beſchwor die andern, das ſchaurige Götzenbild aus dem Herzen zu reißen und zu zertrümmern, das aus der verſunkenen Heidenwelt wieder emportauchte, um ſich blutige Hekatomben zu holen. Aber die Thoren hörten nicht; Pitti tadelte ſogar den Freund: »Warum wollte er ſich erzwingen, was ſich nur erringen läßt!« rief er aus, und rang und rang, bis er ſich endlich daſſelbe errang, was Gonzago ſich erzwungen hatte, einen frühen Tod in der reichſten Fülle des Lebens! Nie vergeß' ich jene furchtbare Verlobungsnacht — ich ſelbſt wurde getäuſcht, als mir aus dem Auge des Freundes die ſeligſte Luſt leuchtete, und wie nun Pulci, die edle treue Seele,

er, der ſich dabei ſelbſt aufopferte, indem er noch immer insgeheim für die ſchöne Braut erglühte — wie er ſein ſchönſtes gefühlteſtes Lied zur Feier dieſes Tages ſang, wie wir darauf alle die vollen Becher anſtießen und das fromme Gedächtniß an den vierten unſers Bundes erneuten, uns heilig gelobend, von nun an dieſen Bund feſt zu halten bis an's Grab: da dachte wohl keiner, daß in einer Stunde darnach der, dem dieſes Feſt galt, auch nicht mehr unter uns weilen werde. Pulci ging mit mir nach Hauſe; wir konnten beide nicht ſchlafen; wir hörten endlich das Sterbeglöcklein von St. Johann durch die Nacht herabwimmern. »Wem mag das gelten?« fragte ich mit heimlichem Schauder. — »Das gilt dem Pitti!« zeterte der Dichter im prophetiſchen Wahnſinn, und beide ſtürzten wir fort nach dem eben verlaſſenen Hochzeithauſe, das ſchon ein Trauerhaus geworden war. Sah ich jemals einen Menſchen ganz außer ſich, ſo war es Pulci, als nun das Entſetzliche als wirklich geſchehen in der Geſtalt des verblichenen, noch mit dem Bräutigamsſchmucke gezierten Freundes vor ſeinen Augen lag. Er warf ſich anfangs beſinnungslos auf die Leiche; dann, in die ungeheuerſten Verwünſchungen ausbrechend, wüthete er gegen ſich ſelbſt und die ganze Umgebung — wie ein Raſender ſtürzte er mit gezücktem Dolche von Gemach zu Gemach, die Belladonna aufſuchend, und als er ſie nirgends fand, riß er das Kruzifix vom Hausaltare und ſchwur auf die Wunden des Erlöſers den entſetzlichſten Eid, Pitti an ſeiner Mörderin zu rächen. Ich war bisher regungslos dageſtanden — ſo tief und gewaltig

hatte mich der Jammer ergriffen, daß ich nicht einmal Athem zu holen vermochte und mein Herz stille stand; endlich preßten sich kalte Thränen aus den Augen und ich fühlte wieder, und mit Pulci zugleich legte ich die Rechte auf das Kreuz, den Schwur wiederholend, den er gethan! — Ihn zu erfüllen bin ich hier — drei Todte heben die Arme um Rache zu mir empor, und bei der ewigen Gerechtigkeit des Himmels, sie soll ihnen werden! Hier ist der Eingang zu ihrem Kabinette, dort ist das Gemach, in dem Pitti sein edles Leben verhauchte, von einer Schwelle zur andern will ich gehen und mein Wehe über die Mörderin hinfluchen, bis sie nicht mehr ist!« —

Jetzt kehrte der Page zurück und meldete, daß die Dame nicht zu Hause sei, doch bald zurückkehren werde.

»Ich erwarte sie!« — sprach Ridolfo mit einer Stimme, in der mehr als der Tod lag.

»Auch ich« — betheuerte der Maler — »und daß Ihr's nur wißt, Ridolfo, sollten wir uns selbst zum zweitenmal feindlich begegnen — ich dulde es nicht, daß der Dame ein Leid zugefügt werde, ich würde es nicht dulden, selbst wenn sie das wäre, wofür Ihr sie haltet und was sie gewiß nicht ist. Sie bleibt ein Weib, und Männern steht es übel an, gegen dieses Geschlecht eine Kraft geltend zu machen, für die es keine Wehre hat. Überlaßt es dem dort oben — ist sie schuldig, so trifft er sie gewiß!«

»Hoho« — fuhr Ridolfo empor — »singt das deutsche Vöglein so? — Hat sie dich auch schon gekirrt? Nun meinetwegen, du magst der Vierte sein,

wenn's dich darnach gelüſtet, aber ich halte meinen Schwur!« — Er ſprach nun kein Wort weiter, ſondern hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſetzte ſich ſtumm und regungslos auf die Schwelle des Gemachs, aus welchem der Page getreten war, der ſich wieder entfernt hatte.

Ernſt ſtellte ſich an das Fenſter und ſah hinab in die ſchöne Stadt, hinaus in die reiche blühende Landſchaft, hinauf zu dem reinen wolkenloſen tiefblauen Himmel; vor ihm ſtanden hohe heitere luftige Palläſte, jeder ein Kunſtwerk; zierlich geſchmückte Springbrunnen plätſcherten mit der kryſtallenen Flut, die im Sonnenſchein wie flüſſiges Gold funkelte — warme wollüſtige Lüftchen trugen ihm Orangendüfte entgegen — die Pinien ſäuſelten lieblich und freundlich mit ihren hellgrünen Blättern — alles war ſo vollendet, ſo entzückend, und doch lauerte zwiſchen der Schönheit der Natur und Kunſt die wilde Leidenſchaft des Menſchen, die ewige Diſſonanz, die jeden Einklang vernichtet. Dieſer Gegenſatz erfüllte die Bruſt des Jünglings mit der tiefſten Wehmuth, und ergriff ihn ſo, daß er Ridolfo damit zu bewegen hoffte. Er wollte ihm ſein Gefühl deutlich machen, aber vergebens! »O du blinder Thor« — verſetzte der Florentiner — »ſiehſt du denn nicht die Riſſe und Blutflecken in den alten Häuſern, von denen uns jeder eine ſchaurige Geſchichte erzählt — weißt du es nicht, daß dieſe Springbrunnen nur die Thränen ſind, die wir ſeit Jahrhunderten geweint, und daß dieſe freundlichen Lüftchen den Sirocco bringen, der uns verzehrt? Schau auf, die blühenden Bäume und duftenden Blumen ſproſſen aus

den Gräbern unſerer Größe hervor, und ihr Duft iſt Leichengeruch — ja, das tiefblaue Himmelsgewölbe iſt nur ein weit geöffneter Löwenrachen uns alle zu verſchlingen, in dem als rothglühende Zunge die heiße Sonne hängt!« —

Unter dieſen wechſelſeitigen, der Stimmung und dem Charakter der beiden jungen Männer angemeſſenen Betrachtungen verfloß Stund' auf Stunde; es begann ſchon zu dämmern, und noch immer harrten ſie vergebens. Endlich horchten ſie zugleich auf — ein fernes Geräuſch — Thüren wurden geöffnet und zugeworfen — dazwiſchen klangen verworrene Stimmen. Ridolfo fuhr empor; wie ein Tieger, der zum Sprunge bereit iſt, ſtand er da, mit funkelnden Augen und glühendem Geſichte; der Maler dagegen hielt mit ruhiger Faſſung die Rechte an ſein Schwert, feſt entſchloſſen, die Unglückliche mit ſeinem Leben gegen den Wahnſinnigen zu vertheidigen.

Aber es wurde wieder alles ſtill. Da rannte der Florentiner fort von Saal zu Saal, doch nirgends fand er das, was er ſuchte — er kehrte wieder zurück — er drang bis in das innerſte Frauengemach — der Page, das einzige lebende Weſen, das ihm begegnete, floh ſchreiend vor ſeinem Anblicke — auch hier war ſie nicht. Nun ſann er eine Weile nach. »In dieſen Mauern iſt ſie« — murmelte er vor ſich hin — »das bleibt gewiß, ich habe ihre Stimme gehört, und ich kenne dieſe Stimme, ob ſie auch aus dem tiefſten Grabe herauf oder aus den höchſten Wolken herab klänge! Doch wo? wo? — — Halt! ich weiß es aus frühern Zeiten, als dieſes Haus noch von Luſt und

Freude belebt wurde, es muß hier eine Treppe auf die Höhe des Daches führen; dort lag ich oft die schönen Nächte hindurch mit Pitti und sang von Liebe, Jugend und Wein — o ihr schönen verklungenen und verrauschten Lieder! — dort stand auch sie oft still und unbeweglich, wie eine marmorne Göttin, und starrte in die Sterne, aus denen sie ihre Zaubersprüche las! Hinauf, hinauf, dort muß sie sein!«

Der Aufgang war bald gefunden; hastig stürzte er vorwärts, Ernst folgte langsamer, und bald hatten sie die Gallerie erreicht, über welche sich bereits der stille funkelnde Sternenhimmel wölbte, denn in diesem wunderbaren Lande verdrängt die tiefe dunkle Nacht eben so augenblicklich und unvermuthet den schönsten und heitersten Tag, als der ernste Tod das freudige Leben.

Zwischen duftenden Blumen und Gesträuchen aller Art stand hier, in der nördlichen Ecke, eine hohe Frauengestalt, und ein kurzer dumpfer Schrei der furchtbarsten Freude, welcher sich aus Ridolfo's Brust drangte, verkündigte, daß dieß die Gesuchte sei. Doch sie war nicht allein, neben ihr erblickten sie einen gleich hohen finstern Mann, der mit eindringlichen Worten und Geberden zu der Unbeweglichen sprach, obwohl so leise, daß man in der Entfernung nur einzelne heftigere Betonungen des Gesprächs vernehmen konnte.

»Sagt mir nichts weiter« — hörten sie endlich die Schöne laut und entschieden rufen — »Weh mir, daß ich jemals diesen Reden Gehör gegeben habe! doch nun bleibt es fest und unwiderruflich, von dieser

Stunde an höre ich auf, das Werkzeug Eurer verruchten Pläne zu sein, und kehre in die Heimath zurück — mag mich auch dort das Verhängniß treffen, dem ich nun einmal nicht entgehen kann, wenigstens soll es mich frei von Schuld treffen, und ich will sterben mit dem Bewußtsein eines unbefleckten Lebens.«

»Nun so stirb denn mit diesem Bewußtsein, wenn du es hast« — schrie hier Ridolfo, mit mächtiger Faust seinen Dolch nach ihr schleudernd — »stirb, aber denk an Gonzago, an Pitti, an« —

Ernst hatte noch zur rechten Zeit die erhobene Hand, welche den tödlichen Stahl warf, erfaßt, und so den Wurf unschädlich gemacht. Die Jungfrau blieb unbeweglich wie früher stehen, nur ihr Gefährte eilte mit dem Ausrufe: »Wer ist hier?« auf die beiden zu.

»Der Teufel!« wüthete Ridolfo, sich mit Ungestüm von dem Maler losreißend und auf denjenigen zustürzend, der diese Frage an ihn stellte. — »der Teufel, Burchiello, der dich und deine Genossin zu holen kommt!« Damit faßte er den Doktor um den Leib und riß ihn gegen die Brüstung des Daches, dahin, wo die Ursache ihres Streites noch immer mit zum Himmel erhobenem Antlitze dastand, ohne darauf zu achten, was umher vorging. »Hinunter mit dir, dann mit ihr in den Abgrund, dem ihr angehört!« raſete der Florentiner und bemühte sich mit übermenschlicher Anstrengung, Burchiello über die Gallerie hinauszuschwingen. Doch dieser hatte mit der Linken das Geländer kräftig gefaßt und stieß darauf mit der Rechten seinen Gegner, dem er an Besonnenheit, Kraft und Gewandtheit gleich überlegen war,

so gewaltig von sich, daß der letztere taumelnd und das Gleichgewicht verlierend, selbst rettungslos in die schauerliche Tiefe hinabstürzte.

Alles dieses war das Werk weniger Augenblicke, und bevor Ernst hinzueilen konnte, um die Rasenden zu trennen, hörte er schon den dumpfen Fall des sich zerschmetternden Körpers. »Gott sei seiner Seele gnädig!« — rief er kraftlos, von all den hereinstürmenden Schrecken überwältigt, niedersinkend, — Burchiello blieb noch eine Weile über die Brüstung gebogen stehen; dann die schwarzen flatternden Locken aus der Stirne streichend und das blasse im Mondschein glänzende Antlitz gegen den Maler wendend, sprach er so ruhig, als sei nichts vorgefallen. »Er wollte es selbst so! — Aber kommt, laßt uns gehen, es ist hier rauh und kühl, diese Luft taugt nicht für Eure Gesundheit!« — Dabei sah er sich rings um, als suche er die Person, zu der er gesprochen hatte. Als er sie jedoch nirgends fand, ging eine völlige Veränderung mit ihm vor, die ernste Verschlossenheit machte der heftigsten Leidenschaft Platz: »Hölle und Teufel« — schrie er auf — »Eudoxia, wo bist du? — Weh mir, wenn sie entkam!« — So rannte er die Gallerie auf und ab, und stürzte dann hinab.

Ernst hatte nichts mehr hievon vernommen; er lag in tiefer, langer Ohnmacht, aus der ihn erst die schärfer wehende Mitternachtsluft erweckte. Nun raffte er sich empor und eilte in der innersten Seele verletzt von einem Schauplatze hinweg, dessen Gräuelscenen ihn durch sein ganzes Leben zu begleiten drohten. »Fort fort von hier!« dieß war der einzige Gedanke, den

er dachte, der einzige Wunsch, der ihn bewegte, und fest entschlossen, nicht einen Tag länger in einer Umgebung zu verweilen, welche den Spiegel seines hellen Künstlergemüthes mit den Schattenbildern eines dunkeln Lebens auf ewig zu blenden drohte, floh er durch die öden offenen Hallen des Pallastes, in dem nur mehr der finstere Tod zu thronen schien, nach seiner Wohnung, um dort alles zur Abreise für den nächsten Morgen vorzubereiten.

VII.

Bist du Prometheus, der die Wunde fühlet,
Bist du der Geier, der sein Herz durchwühlet?

Zedlitz.

In seiner stillen Zelle saß Matteo noch zur späten Mitternacht bei der einsamen Lampe, vertieft im eifrigen Durchlesen einer vor ihm liegenden Schrift, deren Inhalt wichtig genug sein mußte, um den Greis so anhaltend zu beschäftigen. Lord Howard's vertrautester Diener hatte ihm diese Blätter, sorgfältig versiegelt, in der ersten Abenddämmerung gebracht, als er eben, nach langem Verweilen, wieder aus seinem innersten Heiligthume, in dem er die Erinnerungen einer längst verrauschten Zeit bewahrte, hervorgetreten war, und ruhig und heiter wie sonst seine Blumen begoß. Gleich der Anfang des Schreibens fesselte seine Aufmerksamkeit, und je weiter er sich hinein las, je tiefer stieg diese, bis er endlich, alles andere darüber vergessend, sich ganz und gar im Nachsinnen über das Seltsame und Hochwichtige vertiefte, was ihm hier kund wurde.

Da diese Mittheilungen Howard's wesentlich in den Gang der Begebenheiten eingreifen, welche wir bisher geschildert haben, so geben wir sie auch unsern

Leſern ohne weitern Eingang und Unterbrechung unverändert wieder.

»Bevor ich auf immer aus dieſem Lande ſcheide« — ſchrieb der Lord — »halte ich es für unerläßliche Pflicht, Euch, hochwürdiger Herr, Ereigniſſe zu eröffnen, die einer frühern Zeit angehörend, jetzt wieder durch die nächſte Gegenwart in mir verlebendigt worden ſind, und die ich um ſo weniger vorenthalten darf, als ſie, wie ich nun klar einſehe, unmittelbar auf das Schickſal dieſes Landes und ſeines Fürſten einwirken. Das Seltſame, faſt Mährchenhafte in dieſen Begebenheiten hat mich dieſelben bisher nur als Traumbilder betrachten laſſen, die ſelbſt einem verſtändigen Manne wohl auch mitunter im Leben begegnen, denen er aber keine weitere als eine vorübergehende Aufmerkſamkeit ſchenkt. Neuere Erfahrungen haben mich jedoch eines andern belehrt; der heutige Morgen, mein wiederholtes Zuſammentreffen mit jenem wunderbaren Weibe, Belladonna genannt, mit Bianka und Burchiello, laſſen mir keinen weitern Zweifel, daß ſich die Traumbilder zur Wirklichkeit geſtalten, und daß es Noth thut, einen Schritt zu machen, der leicht zu ſpät werden könnte, wenn er länger verzögert würde. Eure Erfahrung und Einſicht wird am beſten entſcheiden, auf welche Art Ihr dem Großherzoge das hier Folgende mittheilen könnt und dürft. Für's erſte mögt Ihr ihn jedoch nur warnen, und nur dann, wenn die Warnung nichts fruchtet, mögt Ihr ihm die Gefahr in ihrer ganzen Größe zeigen, denn ich möchte nicht gerne, daß durch meine Entdeckung ein Herz völlig gebrochen würde, das ohnehin nur leiſe mehr ſchlagen wird, und deſſen

Werth Ihr selbst so schön gewürdiget habt. Nun aber zur Sache.«

»Es war im Sommer 1668, nach dem berühmten Aachner Friedensschlusse, als ich meinen ersten Gesandtschaftsposten zu Hamburg antrat, und eines Abends bei Christinen von Schweden, die jene Stadt damals zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte, einen jungen, durch Gestalt und Geist gleich ausgezeichneten Mann kennen lernte, der sich Giuseppe Borri nannte. Er gab sich für einen Alchymisten aus Rom aus, von wo er, seltsamer Händel wegen, flüchtig wurde, und jetzt das volle Vertrauen, ja, wie es hieß, die geheime Gunst der vierzigjährigen feurigen Fürstin besaß. Man sprach allerlei von den verborgenen Künsten, mit welchen er diese Gunst zu fesseln verstand; so viel ist gewiß, trotz seiner großen Jugend, verrieth er viele Lebens- und Menschenkenntniß, Erfahrung und einen tiefen Blick in die Welt seiner Umgebungen. Er sprach wenig, doch das Wenige war eigenthümlich, geistreich und meistens auch treffend, dazu kam ein für diese Jahre seltener Ernst, welcher sich in seiner ganzen Erscheinung aussprach; scharfe bestimmte Gesichtszüge, eine helle wohlklingende Stimme, und eine außerordentliche Gabe des Vortrags.«

»Borri war an diesem Abende noch viel stiller als gewöhnlich. Er lehnte in einer Fenstervertiefung und starrte in das allmälig seinen Tageslauf beschließende Volksgewühl hinab, ohne auf das mannigfache bewegte Leben und Gespräch der Gesellschaft zu achten. Ein Senatorssohn, der erst unlängst von seinen Reisen zurückgekehrt war, erzählte viel und gut von Ita-

lien; Chriſtina, deren Wünſche ſchon längſt mehr dem Süden als dem Norden gehörten, verweilte mit ſichtlichem Vergnügen bei dieſem Geſpräche, und gab ihm durch ihre eigenen Anſichten und Erfahrungen neue Nahrung. So kam man auch auf Florenz zu ſprechen. Der junge Patricier, ſelbſt ein Dilettant, ſprach mit Begeiſterung von den mannigfachen Kunſtſchätzen, die hier aufgehäuft ſind, und rechnete, wie jeder Deutſche, die wenigen Tage, in ihrer Mitte verlebt, zu den unvergeßlichſten. Chriſtina lächelte bitter zu dieſem Enthuſiasmus, und fragte, ob er Cosmus den Zweiten geſehen habe, der damals im ſieben und vierzigſten Jahre ſeiner Regierung ſtand und bald darauf ſtarb. Als es der Gereiſte etwas verlegen verneinte, ergriff ſie die Gelegenheit und äußerte ſich mit vielleicht zu leidenſchaftlichem Eifer gegen die mediceiſchen Großherzoge. Sie ſprach ihnen nicht allein die Kunſt zu regieren ab, ſondern überhaupt allen Geiſt und alle Thatkraft; ja, ſie ging noch weiter, indem ſie den nahen Untergang des ganzen Geſchlechts als unausweichlich vorausſagte. Der franzöſiſche Geſandte, wahrſcheinlich durch die Beleidigungen verletzt, welche einem Fürſtenhauſe galten, das ſeinem Vaterlande einſt eine, freilich verhaßte, Herrſcherin gegeben, wagte es, der Königin zu widerſprechen, und es entſpann ſich ein Streit, der vielleicht nicht ſobald beendiget worden wäre, wenn ihm nicht Borri's Einmiſchung ſchnell eine andere Wendung gegeben hätte. Dieſer trat nämlich plötzlich und raſch aus ſeiner Zurückgezogenheit hervor, in die Mitte der Geſellſchaft. Er ließ den Geſandten ruhig eine kunſtvolle Periode ſchließen, welche dieſer

begonnen hatte, und mit der er den Beweis von dem gewichtigen Einfluß Toskana's auf die übrigen Kabinette Europas meisterhaft auszuführen dachte. Nun aber begann der junge Mann mit einem Anstande, der fürstlich genannt werden durfte, und mit einem Feuer, das alles hinreißen mußte, zuerst mit allgemeinen Bemerkungen über Fürsten und Staaten, Völker und Verfassungen, Leben, Kunst, Wissenschaft, ihre wechselseitige Beziehung und Verbindung, dann, auf den gegebenen Fall übergehend, trat er nicht nur Christinen bei, sondern er ließ sie in seinen Behauptungen weit zurück. Es sprach sich ein so tiefer, glühender unauslöschlicher Haß gegen die Mediceer in ihm aus, wie er mir seitdem nie und nirgends mehr vorgekommen ist. Je eifriger der junge Mann redete, je tiefer war das Schweigen rings umher, und es gab ein merkwürdiges Schauspiel, ihn in seiner steigenden Heftigkeit, die das kränkliche Gesicht mit aufflammenden Blitzen überflog, der stolzen ruhigen Fürstin gegenüber zu sehen, welche mit sichtlichem Vergnügen diesen Ausbrüchen einer ungemessenen Leidenschaft zuhörte. Die meisten Anwesenden, worunter viele diplomatische Personen, hatten, noch bevor Borri geendet, unter diesem und jenem Vorwande die Gesellschaft verlassen, nur einige Hamburger, ein Schweizer und ich waren geblieben. Ich hörte nun deutlich, wie Christina ihrer Nachbarin, der polnischen Fürstin Czartoryski, zuflüsterte: »Wundert Euch nicht über diesen glühenden Haß, es ist ein Pazzi, der so spricht, der letzte Sprosse des durch die Mediceer verbannten und geächteten Geschlechtes!«

»Obſchon dieſe Äußerung damals eben keine beſondere Aufmerkſamkeit von mir erhielt, ſo erregte ſie dennoch ein erhöhtes Intereſſe für die Perſon, welche ſie betraf, doch machte dieß bald wichtigeren Ereigniſſen Platz, die mich nach England zurück riefen. Es mochte zehn Jahre ſpäter ſein, als mich die Hinrichtung Colemans und die fanatiſche Verfolgung der Katholiken wieder aus meinem Vaterlande vertrieb, womit unter dem leichtſinnigen zweiten Carl die Kette jener unſeligen Begebenheiten begann, deren Ende noch nicht abzuſehen iſt. Durch dieſe Entfernung wurde zugleich ein Bündniß auf immer abgebrochen, welches das Glück meines Lebens gemacht hätte, das aber, wie ſo viele meiner ſchönſten Hoffnungen, im Keime vernichtet werden mußte. Ich ſchied von dem einzigen Weſen auf der Welt, das mich je aus ganzem Herzen geliebt hatte, mit der Überzeugung, es nie wieder zu ſehen und »Vergeſſenheit« ſuchend, ſtrebte ich in die weiteſte Ferne. So gelangte ich zuerſt nach Italien, dann nach Sicilien, endlich nach Griechenland.

»Dort, auf der Inſel Chios war's, wo ich während eines raſenden Gewitters, wie ſie nur jener Himmel in ſeiner heißen Bruſt auskocht, zu landen genöthigt war und einem ſeltſamen Schauſpiele begegnete. Viele Menſchen hatten ſich am Ufer verſammelt; ein kleines Fahrzeug, von der heftigen Brandung hin und her getrieben, ſchien zur Abfahrt bereit, denn die Ruderer peitſchten ungeduldig die zornigen Wellen. Im Sturme wehende Fackeln und bläuliche Blitze erhellten mit wunderbarer Beleuchtung die Abſchiedsſcene, welche man hier feierte. Vor allem zog ein

Kreis von jungen Mädchen meine Aufmerksamkeit an sich, in deren Mitte ich diejenigen zu erblicken glaubte, welche diesen Abschied nahmen. Wie sehr, aber erstaunte ich, als ich, näher tretend, unter ihnen einen Mann sah, der über alle empor ragte, und in dem ich bald wieder jenen geheimnißvollen Begleiter Christinens, jenen Borri erkannte, von welchem es doch hieß, er sei unlängst in Rom gestorben. Die Fackel, welche er in der Linken hielt, warf trotz der tobenden Elemente ihren vollen Schein auf das todtblasse Antlitz und zuckte in wunderlichen Lichtern darauf herum; mit der Rechten umfing er eine Jungfrau von noch sehr zartem Alter, um die sich ihre Freundinnen und Gespielinnen versammelt hatten, ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Kein Vater gab der Scheidenden seinen Segen, keine Mutter weinte ihr fromme Thränen nach, nur jene Mädchen hingen mit einer fast abgöttischen Liebe an ihr. Einige knieten zu ihren Füßen und umfingen dieselben, andere küßten die schlaff herabhängenden Hände mit feurigen Küssen, noch andere trockneten die lang herabflatternden Haare und die weiße Stirne mit ihren Tüchern von dem herabströmenden Regen, der aber ihr Werk gleich wieder vernichtete. Die Älteste aus ihnen, zugleich die Leidenschaftlichste, hatte den Mann, der, ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme in den steinernen Zügen zu äußern, im Begriffe stand, ihre Freundin zu entführen, am Mantel erfaßt, als wollte sie ihn gewaltsam zurückhalten, ihre Locken ringelten sich wie Schlangen, ihre schönen großen Augen rollten in weiten Kreisen, das edle echt griechische Antlitz war von dem heftigsten Schmerze

zerriſſen, und die geöffneten Lippen ſchienen einen Fluch ausſtoßen zu wollen.

» In dieſem Augenblicke riß ſich der unheimliche Fremde mit Rieſenkraft von ihr los, und eilte mit ſeiner ſchönen bewußtloſen Beute nach dem Schiffe. Jetzt erſt bekam der Schmerz des raſenden Mädchens Worte; wie eine Kaſſandra klagte ſie durch Nacht und Sturm den Frevler an, der ſich in das ſtille Heiligthum ihrer Inſel gedrängt, und die ſchönſte und unſchuldigſte Jungfrau auf derſelben mit ſeiner Häßlichkeit und Schuld befleckt habe; ſie nannte ihn einen verruchten Zauberer, der mit ſchwarzen Künſten das argloſe Vertrauen getäuſcht, deſſen tödtlicher Athem ſeine eigene Bläſſe auf die rothen Wangen der Jugend gehaucht und die fünfzehn Jahre eines glückſeligen Kinderlebens in Einem Monde entblättert, gealtert habe. Dazu ſang der Sturm ſein wildes Lied, und der Donner rollte, und die Wogen ſauſten; doch unbekümmert hieb der Fühlloſe die Ankertaue entzwei, das raſende Element empfing jauchzend ſeinen Spielball, und jeder Gefahr trotzend lehnte ſich der Mann an den ſchwachen wankenden Maſt, indeß die Jungfrau, wie ein weinendes Kind, ihre beiden Arme um ſeinen Nacken ſchlang. Ein langer glühender Blitz warf ſeinen vollen Schein noch einmal auf dies Bild und ließ mich jetzt erſt die ganze Schönheit der Geraubten erkennen, eine Schönheit, von der ich damals noch nicht ahnte, wie verderblich ſie ſei. Aber noch eine andere traurige Entdeckung machte ich bei jenem Blitzſtrahle: meine Kaſſandra war verſchwunden, ihre begeiſterte Freundſchaft hatte ſie der Freundin nachge-

trieben, und ich sah sie jetzt, nur schwach mehr mit der rasenden Brandung kämpfend, umsonst einem Ziele entgegen streben, welches Nacht und Sturm ihr entrissen. Rasch stürzte ich mich ihr nach in die empörte Flut — das noch immer forttobende Gewitter gönnte mir mitleidig seine verderblichen, hier aber wohlthätigen Leuchten — der weiße Schleier, der wie ein Schwanenfittig auf den schwarzen Wogen flatterte, leitete mich, und es gelang mir, die Verlorne zu retten! — Das leicht bewegliche und erregbare Volk hob mich nun auf seine Arme, trug mich im Triumphzuge zu seiner Stadt, und vergötterte mich gleich einem Halbgotte, denn der Geist seiner Väter belebt es noch immer. So blieb ich acht Tage auf der Insel, geliebt, verehrt, und seltsam genug, nur von meiner Geretteten vermieden, die mir überall scheu aus dem Wege ging, wie sehr ich mich auch bemühte, ihr Vertrauen zu gewinnen. Einmal, als ich sie sanft beim Arme [illegible]riff, und an mich ziehen wollte, schrie sie, mich mit Männerkraft zurückstoßend; »Hinweg, du bist ein Zauberer, wie er!« und von diesem Augenblicke an sah ich sie nicht wieder. Wohl aber erfuhr ich von dem alten Manne, bei dem ich wohnte, und dessen Frau die Amme der Entführten gewesen, die merkwürdige Geschichte ihrer Entführung.

»Eudoxia, so hieß das Mädchen eigentlich, war schon im ersten Jahre ihrer Geburt verwaiset. Sie theilte dies Schicksal mit ihrer Mutter und Großmutter, ja so lange sich die ältesten Leute erinnern konnten, war es das dunkle Loos dieser Familie gewesen, daß der Mann gleich nach der Vermählung, und das

Weib nach der Entbindung ſtarb: niemals wurde von den Unglücklichen ein Knäblein geboren, ſondern ſtets ein Mädchen, das ſo lange in friſcher Jugendſchönheit heranblühte, bis ſich wieder ein Freier fand, der ihr Opfer und deſſen Opfer ſie wurde. Mich ergriff ein tiefes Entſetzen vor dieſem ſich ewig wiedergebärenden Jammer, und ich würde mich in das Heidenthum mit ſeinen gräulichen Vorherbeſtimmungen zurückverſetzt geglaubt haben, wenn ich nicht ähnliche Beiſpiele einer durch ganze Geſchlechter ſich fortpflanzenden und fortwirkenden Seelen- oder Leibeskrankheit auch in unſerm chriſtlichen England gefunden hätte. Mein Grieche erzählte mir zugleich eine Sage hierüber, welche dieſes furchtbare Geſchick zum Theil aufklärte. Es war die Sage von der ſchönen lebendigen Jungfrau, die Lorenzo von Medicis gegen die ſchöne todte Venusſtatue vertauſchte — eine Sage, die auch Euch, ehrwürdiger Herr, nicht fremd ſein wird, da ſie noch im Munde der Florentiner fortlebt. Jene Jungfrau ſoll eine Frucht ihrer Liebe zu Lorenzo unter dem Herzen getragen haben, die ſie in dem ungeheuren Schmerze der bitterſten Kränkung und Täuſchung zu früh gebar; dieſe Geburt koſtete ihr das Leben, und ſterbend ſprach ſie über das zarte Kind geheime Beſchwörungen, die damals niemand verſtand, deren Inhalt aber in der Folge klar wurde, als dasſelbe Geſchick ſich von dieſem Kinde aus, das mit der Leiche ſeiner Mutter nach Chios kam, auf alle Nachkommen pflanzte. Der Grieche, der das florentiniſche Mädchen dem Mediceer für ſeinen todten Stein abgelockt hatte, war dort anſäßig und nahm ſich der hülfloſen Waiſe an, die ſchnell in

wunderbarer Schönheit aufblühte, obſchon dieſe Schönheit zugleich etwas Fremdartiges hatte, das weder irdiſch noch göttlich, mit unheimlichem Staunen erfüllte. So kam es bald, daß der einzige Sohn ihres Pflegevaters mit heißer Liebe für die Jungfrau entbrannte, die deſto heftiger wurde, je weniger ſie Entgegnung fand. Es ſchien nur zu gewiß, daß der Tochter das Herz der Mutter fehlte, das im Schmerze der Liebe brach, ſie war ganz unempfindlich für die zärtlichen Regungen, welche ſonſt die Welt des Weibes bilden, und ein ſtarres eiſiges Lächeln, das allen Einklang in dem ſchönen Geſichte zerſtörte, zog um ihren Mund, wenn ſolche Gefühle zur Sprache kamen. Dennoch reichte ſie dem jungen Manne ohne Widerſtand die Hand, als es ihr ſein Vater befahl. Aber ſchon am Morgen nach der Vermählung war der Jüngling ganz verändert; ein tiefer unauslöſchlicher Abſcheu war mit Todesfurchen in jeden ſeiner Züge geprägt, er floh das junge Weib, das er geſtern noch vergöttert hatte, mit allen Zeichen des Abſcheues, und flüchtete ſich wie ein wildes Thier in den Wald, wo man nach einigen Tagen ſeine Leiche fand. Neun Monde ſpäter gebar die Witwe ein Töchterchen, ihr völliges Ebenbild — und drei Stunden nach der Geburt verſchied ſie. Dieß iſt der ſchauerliche Kreislauf, in dem ſich fort und fort dasſelbe blutige Geſchick wieder erneuerte — der Schwindel des Entſetzens ergreift mich, je länger ich in dieſen unerſättlichen Strudel blicke, der ſich im wilden Wogentanze öffnet, und wieder ſchließt! Wie die Bäume am Grabe des Proteſilaus bis zu ihrer erſten Blüte grünen, dann aber verdorren, ſo ſind hier

ſechs jugendliche Bräute verwelkt, und immer trat die nachfolgende, wie die vorhergegangenen, mit ruhiger kalter Ergebung als geſchmücktes Opfer vor den Altar hin — ſechs kräftig blühende Männer fanden in den Armen der herzloſen Weiber ihren Tod, und doch ſtürzte die wahnſinnigſte Leidenſchaft einen nach dem andern in dieſe Arme! Die ſiebente aber, Matteo — Ihr kennt ſie — die ſiebente ſoll die längſt vorher gekündigte Rächerin ſein — die ſiebente weiß es, was den andern ein Geheimniß blieb; der blaſſe Zauberer, der in ihre Heimath gekommen, um ſie aufzuſuchen, hat es ihr ſo lange zugeflüſtert und zugeliſpelt, bis ſie, verlockt durch ſeine ſinnverwirrenden Worte, ihm in die ferne Fremde nachfolgte, wo die Rache winkt, und nun iſt ſie hier, und ſie heißt Eudoxia-Belladonna, und ihr Entführer iſt Johann von Pazzi, genannt — Burchiello!

»Ich weiß es, ehrwürdiger Herr, Ihr werdet nun auch die Beweiſe für eine Behauptung verlangen, die Euch eben ſo unglaublich erſcheinen mag, als Euch die Gefahr nicht entgehen kann, welche den Großherzog von Florenz bedroht, wenn ſie ſich dennoch beſtätiget. Vernehmt daher, wie ich zu der Überzeugung von dem gekommen bin, was ich ſo eben ausgeſprochen habe! — Was mir der alte Grieche von Eudoxia und dem Schickſale ihrer Familie erzählte, ſo wie das räthſelhafte Dunkel, das ihren Begleiter umhüllte, eiferte mich an, dieſen beiden zu folgen, und da ich damals keine andere Beſtimmung hatte, ſo beſchloß ich, dieſer ſeltſamen Verbindung und Flucht weiter nachzuforſchen. Das Schiff, welches die Schei-

denden von der Inſel fortbrachte, war, ſo viel erfuhr ich, in einem der ſüdlichen italieniſchen Häfen gelandet; aber hier verſchwand jede weitere Spur, und bloß einer unbeſtimmten Ahnung folgend näherte ich mich auf Umwegen und in weiten Kreiſen dem toskaniſchen Gebiete; ich vermuthete den Todfeind der Mediceer in ihrer Nähe, und ich vermuthete richtig — wo wäre auch der Falke anders, als in der Nähe des Kaninchens, der Habicht beim Sperlingsneſte!

»Endlich kam ich nach Mantua. Am kleinen Hofe der Gonzaga's freundlich aufgenommen, beſchloß ich hier für's erſte eine bleibende Stätte zu wählen. Ich hatte die Verbindung mit meinem Vaterlande einſtweilen wieder angeknüpft. Nachrichten von dort kamen ab und zu, die mich, vereint mit größern und kleinen Ausflügen in dem ſchönen Garten der Lombardie ſo reich beſchäftigten, daß jene Geſtalten und Begebenheiten, welche mich vor kurzem noch ſo lebhaft aufregten, faſt ganz in traumhafte Vergangenheit zurückgedrängt wurden. Erſt das plötzliche Erſcheinen des ruheloſen Cosmus unter uns, und der ſchlimme Handel, welchen er mitbrachte, weckten wieder die halbverloſchene Erinnernng. Es war jene merkwürdige Begebenheit mit dem Kavalier Acciaioli, die den Großherzog herbeiführte; bekanntlich hatte er deſſen Braut, eine angeſehene Dame, entführen und in ein Kloſter bringen laſſen, von wo aus ſie ſich, trotz jeder Verfolgung, durch Briefe, in denen alle mündlichen Förmlichkeiten beobachtet wurden, mit ihrem Bräutigam vermählte, und fortan als deſſen chriſtlich und rechtlich angetraute Gattin öffentlich erklärte. Das Ereigniß wurde laut und

erregte die Aufmerkſamkeit von ganz Italien. Acciaioli hatte ſich aus Florenz geflüchtet, es hieß, er ſei nach Mantua, und Cosmus, der heftigſte, unerbittlichſte Parteigänger, hielt es nicht unter ſeiner Würde, ſich perſönlich um ſeine Auslieferung zu bewerben. Allein Carl Gonzaga dachte zu edel und freiſinnig, um den Gaſt zu verrathen, der ſich an ſeinen Herd geflüchtet hatte; er ſuchte daher auszuweichen und die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, bis er dem Kavalier, den er auf einer entfernten Villa verborgen hielt, Mittel zur Rettung verſchaffen könnte.

»In dieſer Zeit geſchah es, daß Cosmus mit einem Male unſichtbar wurde; die Vertrauteſten ſeines Gefolges wußten nichts von ſeinem Aufenthalte, und erſt nach mehreren Tagen kehrte er in Begleitung eines Mannes zurück, der von nun an ſein erſter Freund wurde, indem er alle Gewalt über ihn ausübte, welche der geiſtigen Kraft über die geiſtige Schwäche eingeräumt iſt. Burchiello nannte ſich der Mann; aber es gab einen in ſeiner Nähe, der ihn noch unter einem andern Namen kannte, und der, ihm jetzt zum dritten Male begegnend, nicht eher zu ruhen beſchloß, als bis er zur völligen Klarheit über dieſe dunkle, unheimliche Erſcheinung gekommen ſei. Unbemerkt folgte ich ihm, als er am Abende vor der Abreiſe des Großherzogs, welchen er des andern Tags begleiten ſollte, ſich in ſeine Wohnung begab, denn mir war es aufgefallen, daß er ſich ſo hartnäckig weigerte, die Gemächer anzunehmen, welche ihm neben Cosmus eingeräumt wurden. Der Weg ging in eines der engſten und ſchmutzigſten Gäßchen, abgelegen von den

übrigen Theilen der Stadt, nur von der Hefe des Volkes bewohnt. In dem Augenblicke, als er vor einer ſchmalen Thüre ſtillſtand und dieſe geöffnet hatte, rief ich ihn mit ſtarker Stimme bei jenem Namen, den ich einſt von Chriſtinen gehört hatte: »Johann von Pazzi!« an, und warf mich zugleich hinter eine vor der Pforte liegende abgebrochene Säule. Beim Schimmer der Blendlaterne, die er in der Hand hielt, ſah ich deutlich den heftigen Eindruck, welchen dieſer Ausruf auf ihn machte. Er zitterte, er wurde wo möglich noch bleicher, ſein Haar ſträubte ſich empor, die geballte Fauſt riß einen Dolch aus der Bruſt, und unwillkürlich ſtürzte er einige Schritte zurück, der Stimme nachzuforſchen, die ihn ſo erſchüttert hatte. Dieß benützte ich, um durch die geöffnete Pforte in das Haus zu ſchlüpfen, denn ich war bereit, alles daran zu ſetzen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen; auch war ich nicht unbewaffnet, und durfte mich auf meinen Muth und meine Kraft verlaſſen.

»Burchiello kehrte ſchnell zurück, während ich mich in dem Gange, der nach der Treppe führte, wieder dicht an der Wand der Länge nach auf den Boden warf, ſo daß mich der Schatten bedeckte. Sorgfältig verſchließend und umherleuchtend ging er an mir vorbei, noch immer heftig bewegt und ergriffen — ſeine Schritte ſchallten durch das Haus — kein Laut war ſonſt zu hören — es ſchien gänzlich unbewohnt. Nun hatte er die Treppe erreicht und ſtieg hinauf; ich folgte langſam und vorſichtig. Endlich hörte ich ihn ſtehen bleiben, erſt leiſe, dann lauter pochen — hierauf einen gellenden, durch die öden Gewölbe fortzitternden Schrei,

der mir durch die Seele ſchnitt — dann das raſche Zuwerfen einer Thüre, zuletzt war wieder lange Stille. Stufe für Stufe an der Wand mich forttappend, fühlte ich jetzt unter den Füßen einen Ruhepunkt, es war augenſcheinlich ein Abſatz auf der Treppe — umhergreifend traf ich rechts eine eiſerne Thüre, deren Klinke meinem Drücken wich; langſam öffnete ich, und ſah in ein kleines Vorzimmer, das durch ein ſchmales Fenſter matt erhellt wurde, welches in ein hell beleuchtetes Gemach führte. Hier ſtand ich bald unbemerkt an der Stelle, von wo aus ich den ganzen Schauplatz, der ſich mir nun darbot, überblicken konnte.

»Es war eine weite geräumige Halle, mit allerlei aſtronomiſchen und alchymiſtiſchen Geräthen angefüllt; Gerippe mit Senſen und Sanduhren ſtanden dazwiſchen; wunderliche Thiergeſtalten grinſten aus den Ecken hervor und züngelnde Schlangen wanden ſich am Boden. Mitten ſtand Burchiello, und zu ſeinen Füßen lag, als Gegenſatz dieſer gräulichen Umgebung, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, mit lang zur Erde herabwallenden Haaren; die weißen Arme zu ihm emporringend und heiße Thränen weinend. Es war Eudoxia, es konnte keine andere ſein, denn es gab keine zweite. Sie beſchwor, den Mann, dem eine ſo außerordentliche Gewalt über ihr Schickſal verliehen ſchien, und der dieſe ſo eifern geltend machte, ſie nicht zu verlaſſen, ſie erinnerte ihn an alle die Betheuerungen, mit denen er ſie aus ihrer Heimath verlockt, an die Opfer, welche ſie ihm, ſeit einem Jahre in dieſem Kerker eingeſargt, brachte — umſonſt! Feſt blieb er bei ſeinem Entſchluſſe, Cosmus zu beglei-

ten, und ſie nicht eher aus dieſem ſchauerlichen Gefängniſſe an das Tageslicht zu bringen, als bis die großen Plane gereift ſeien, die ſie ſelbſt kenne, und die mit ihrem eigenen Leben ſo verzweigt ſeien, daß ſie ihnen gehorchen müſſe. Je kälter Burchiello dabei blieb, je wärmer und ungeſtümer wurde die Jungfrau; ſie rief die Schatten der Vergangenheit mit gellender Stimme aus ihren Gräbern hervor, um ihn zu rühren — vergebens! — Aber bebend vernahm ich nun aus ihren ſchauerlichen Wechſelreden den furchtbaren Zuſammenhang von Begebenheiten, die noch über die Trümmer von Jahrhunderten bis in die Gegenwart wirkten. Der letzte Sproſſe eines entarteten aber hochbegabten Geſchlechts ſtand hier vor mir, das ſich', gleich fruchtlos wuthenden Wogen, in ſeiner weltgeſchichtlich gewordenen Verſchwörung an der Felſenbruſt Lorenzo's von Medicis zerſchellt hatte, und das nun, ſo wie jenes tückiſche Element, fort und fort den ſteinernen Rieſen heimlich untergrub, bis er, dem Sturze nah', nur noch des entſcheidenden Stoßes bedurfte. — Johann von Pazzi ſtand vor mir, im Begriffe dieſen entſcheidenden Stoß zu thun, und ſeine Gefährtin, wie er, ein Opfer der fortwuchernden Sünde, ſollte ihm die ſchwachen Hände leihen, um dieſe Sünde zu rächen!

»Es war ein teufliſches Gewebe, deſſen Fäden ich jetzt durchſchaute. Was der Verderber früher unter dem Namen Borri fruchtlos verſucht hatte, das gelang ihm als Burchiello: er gewann das Vertrauen des Großherzogs, indem er Acciaioli in ſeine Hände lieferte, deſſen Aufenthalt er ausgekund-

ſchaftet hatte. Der Unglückliche lag bereits in dem ſchauerlichen Kerker von Volterra; Cosmus triumphirte und ahnte nicht, daß jener, welcher ihm dieſen Triumph bereitet, noch einen größern über ihn ſelbſt zu feiern gedenke. Abergläubiſch und ſchwach, dabei in ewiger Furcht und Reue, mußte ihm ein Anhalt, wie ihn der geheimnißvolle Doktor im Kleide des Wunderbaren und Übereirdiſchen verſprach, höchſt willkommen ſein; er hielt ſich mit aller Kraft, deren er fähig war, daran feſt, ein paar Nächte, unter allerlei Beſchwörungen und Prophezeiungen in Burchiello's Geſellſchaft und zauberhafter Umgebung zugebracht, führten dieſen vollends zum Ziele — der Großherzog war ſein, und die geächteten heimatloſen Pazzi ſollten nun gerächt werden. Früher wollte er ihn noch ganz in ſeine Netze verſtricken, daß er auf keinen Fall entrinnen könne — dann erſt ſollte Eudoxia kommen und mit ihrer todtbringenden Schönheit die alten Sagen im Volke wieder erwecken, das ohnehin ſchon unruhig nur einer ſolchen äußern Veranlaſſung bedurfte, einer Erinnerung, die die Überlieferung heimlich, um verderblich aufzuſtürmen. Aber die ſtolze Jungfrau, welche, wie ich nun deutlich erkannte, mit Burchiello in keinem andern Verhältniſſe ſtand, als in dem, das durch die Gleichheit abenteuerlicher Geſchicke herbeigeführt wurde, weigerte ſich jetzt entſchieden, ihm ferner zu ſeinen Zwecken zu dienen; er hatte das ſchauerliche Loos benützen wollen, welches ihr bevorſtand, wenn ſie einem Manne ihre Liebe zuwendete und ihm eigen wurde, um ihr durch die Offenbarung deſſelben eine ewige Bangigkeit vor der

Wirkung, und einen ewigen Haß gegen die Urſache in das ſtille Herz zu pflanzen; aber er hatte das Gegentheil dadurch bewirkt — dieſes Herz war nach und nach mit jenem ſchrecklichen Gedanken vertraut geworden, und fing ſich darüber zu erheben an. Ja, es klang durch alle Äußerungen ihrer heftigen Erregung eine Art von Sehnſucht gerade nach jener Liebe hervor, welche ſie verderben mußte. Gräßlich waren die Vorwürfe, mit denen ſie Burchiello überhäufte, daß er die Gewißheit deſſen, was ſie erwartete, in ihr erweckt habe, noch gräßlicher jedoch lauteten ſeine Antworten; ſie klangen wie betäubende Zauberſprüche — der Schauer des tiefſten Entſetzens ergriff mich; es war, als würden alle die todten, längſt dem Grabe angehörigen Weſen rings umher lebendig; die Gerippe ſchwangen die Senſen, und rüttelten die Sanduhren; die Peſtien nickten mit den beinernen Schädeln; die Schlangen ziſchten und ringelten ſich empor, und flochten ſich in die Locken der ſchönen Eudoxia, deren Antlitz ſich verſtellt und verzerrt, wie das einer Meduſa nach mir wandte, und die ſtarren Augen als Dolche in meine Bruſt ſenkte. Im höchſten Grauen ſchrie ich jetzt auf und ſtürzte fort, hinab an die verſchloſſene Thüre, die eiligen Schritte des Verfolgers hinter mir gaben mir Rieſenkraft, ich ſprengte das Schloß, und noch ganz beſinnungslos durch einige Straßen rennend ſank ich endlich vor meinem Hauſe nieder.« —

Hier endeten die Mittheilungen des Lords, welche nur noch die wiederholte Bitte an Matteo enthielten, den Großherzog zu warnen, und Eudoxia wo möglich von Burchiello zu befreien, was er ſelbſt

ſchon längſt unternommen hätte, wenn ihr Benehmen gegen ihn nicht von der Art wäre, daß es jedes Vertrauen ausſchlöſſe, und beinahe an offenen Haß gränzte. Cosmus ſei nicht der Mann, der bei ſeinem Eigenſinne eine Äußerung wider ſeinen Liebling von einem Fremden beachten könne und werde; wohl aber dürfte es Matteo gelingen, das Vertrauen zu benützen, das ihm der Großherzog ſchenke, und dieſen nach und nach von dem in Kenntniß zu ſetzen, was er für keinen Fall plötzlich und überraſchend erfahren dürfte, weil dieß noch ſchlimmere Folgen nach ſich ziehen könnte.

Nachdem der ehrwürdige Greis dieſe Blätter durchleſen hatte, verſank er in tiefes Nachdenken über ihren wichtigen vielbedeutenden Inhalt. Aber wie mannigfaltig er ſich auch davon angeregt fühlte, immer kehrten ſeine Gedanken zu der beweinenswerthen Jungfrau zurück, deren Schickſal nun erſt wie eine weite endloſe Nacht vor ſeinen Blicken lag.

»Nein, ich gebe dich nicht auf« — ſprach er vor ſich hin — »jetzt noch weniger als früher, wo ich nur ein ganz zerrüttetes und zerfallenes Gemüth aus deinen verworrenen Reden erkannte. Es iſt ein großes, ein edles, ein begeiſtertes Herz, das in dieſer, von dem Drucke eines herben Geſchickes zermalmten Bruſt ſchlägt. Welch einen Kampf hat ſie zu kämpfen, mit jeder Minute ihres noch jugendlich ſchönen Lebens zu kämpfen, und wie erhaben ſteht ſie in dieſem Kampfe. O du arme gepeinigte Seele, nun verſteh' ich wohl ganz deine geheimen Schwingungen und Bebungen, die unverſtändlich, aber mit ſo ergreifenden und erſchütternden Tönen, wie die regelloſen Klänge einer

vom Sturme gepeitſchten Aeolsharfe, mich ſo oft umzitterten — nun die weinende Sehnſucht nach Frieden und Liebe, die du, Friedens- und Liebloſe, mir ſo oft zuhauchteſt. Gewiß, du biſt frei und rein von dem allen, was ſie dir anſinnen; trägſt du irgend eine Schuld, ſo iſt es die, daß du dem Verſucher, welcher dir nahte, ein zu williges Ohr liebeſt, aber noch biſt du nicht ſein eigen, noch haſt du die Kraft, dich loszuringen, und du wirſt es auch — du wirſt's!«

VIII.

Muß das Herz dir brechen,
Bleibe feſt dein Muth,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchſtes Gut!

Adalbert von Chamiſſo.

Ernſt erſtaunte nicht wenig, ſein Gemach erleuchtet und Frau Marguerita noch munter zu finden. Er hatte vergeſſen, daß ein Todter in ſeinem Hauſe lag, bei dem die fromme Sitte Wache hielt. Der Leichnam des unglücklichen Pulci war auf ſein eigenes Lager gebettet und zu ſeinem Haupte kniete eine ſchlanke verhüllte Geſtalt, heiße Thränen auf das bleiche Antlitz herabweinend.

Der Maler hielt ſie anfangs für eine Verwandte des Dichters, und winkte Margueriten Schweigen zu, um ihren heiligen Schmerz nicht zu ſtören. Doch dieſer Schmerz wurde nun laut und bei dem erſten Klange der reinen Stimme fuhr Ernſt ahnend zuſammen — bald blieb ihm auch kein Zweifel: die Fremde war Eudoxia. Alle Erinnerungen an das eben Erlebte wurden nun in ihm wach, und er bedurfte ſeiner vollen männlichen Faſſung, um nicht abermals zu erliegen.

Die ſchöne Griechin drückte jetzt einen Lorberkranz

auf das edle Haupt Pulci's. »Versöhnung« — sprach sie — »und Friede! Dein klarer Geist schwebt nun über dem Staube, welcher dein Auge hiernieden getrübt, er durchschaut das unselige Gewebe, das ihm bisher unsichtbar geblieben, und du nimmst den ungerechten Schwur zurück, der mich verfolgte. Ja, du bist glücklich, denn du bist todt, und du verdienst den Kranz, weil du todt und glücklich bist — ach das Leben hat weder Glück noch Kränze! Ich aber lege diese Hand auf dein jetzt von allem Hasse befreites Herz, und so wahr, als es nicht mehr schlägt, so wahr trag' ich keine Schuld, weder an deinem, noch an deiner Freunde unglückseligem Ende!«

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, der mit den aufgelösten dunkeln Locken auf den Boden hinabrollte, ihr klares durchsichtiges Antlitz war nach oben gerichtet, und die großen herrlichen Augen leuchteten daraus hervor, wie die milde ruhige Altarflamme der Vesta. Die eine Hand ruhte auf der Brust des Todten, die andere war emporgehoben zum feierlichen Schwure. Nie hatte der Maler ein schöneres Bild gesehen — diese edle Gestalt, im vollsten Einklange und Ebenmaße, diese reinen, ganz regelmäßigen Züge, von denen jeder Laut für die göttliche Abstammung des Menschen sprach, konnten unmöglich täuschen, und Ernst von diesem Anblicke unwiderstehlich fortgerissen wiederholte laut: »Nein, nein, du trägst keine Schuld daran!«

Eudoxia wendete sich bei diesem Ausrufe um; sie schien weder erstaunt noch bestürzt über die Anwesenheit des Deutschen, sondern erhob sich gefaßt

und trat ihm ruhig entgegen. »Ihr lügt« — ſprach ſie zu ihm — »denn Ihr ſeid nicht überzeugt von dem, was Ihr ſagt — — Ihr wißt es nicht — Niemand weiß es — nur ich, ich allein! Euch beſticht die ſchöne Form und der Klang der Rede, aber Künſtler, nimm dich in Acht, die Form zerſtäubt und der Klang verhallt — auch deine Kunſt wird zerſtäuben und verhallen, wenn ſie in keinem feſtern Boden wurzelt! — Genug hievon, Signor Erneſto, ich kam hieher, um bei Euch und dieſer guten Frau hier Zuflucht vor den Verfolgungen eines Mannes zu ſuchen, dem ich aus thörichter Furcht bisher gefolgt bin, und der mich nur für verruchte Zwecke zu benützen gedenkt. Ihr gabt mir ſchon einmal Beweiſe Eures ritterlichen Sinnes für den Schutz der Frauen — dieſen wiederholt aufzurufen beabſichtigte mein Schreiben, das Euch zu mir einlud — mein Verfolger, der um dieſe Zuſammenkunft wußte, ſuchte ſie zu vereiteln; aber Gott iſt mächtiger als er, und ſendet mich nun zu Euch!«

»So ſprecht, Signora, was iſt Euer Begehr?«

»Nichts, als daß Ihr mich bis zum Morgen hier bei dieſer Leiche wachen laſſet, und daß Ihr mir ein ſchlichtes Malerkleid gebt, das mich ſo lange bergen ſoll, bis ich auf immer geborgen bin.«

»Wie« — unterbrach ſie Ernſt, durch dieſe ſchwermüthige Hindeutung erſchreckt — »ſo glaubt Ihr?« —

»Ich glaube nicht, ich weiß es, daß ich dieſem hier bald folgen werde!«

Sie kehrte ſich um und kniete wieder mit verhülltem Antlitze zur Seite des Todten. Ernſt warf ſich ihr gegenüber leiſe betend nieder, und ſo verharrten

sie beide lange Zeit in tiefem Schweigen und ernsten Betrachtungen. Frau Marguerita aber war, der Gewohnheit und Ermattung erliegend, mit dem Haupte in ihren Sorgenstuhl gesunken und sanft entschlummert.

Da erhob Eudoxia plötzlich, wie von einem gewaltigen Gedanken ergriffen, das Antlitz, in dem die Begeisterung dieses Gedankens widerglänzte, und nachdem sie den Künstler tiefsinnend betrachtet, begann sie: »Jüngling, mir sagt es mein Herz, das in deiner Nähe ruhiger schlägt, du bist noch rein und unbefleckt, du hast noch keine Unschuld verführet, du kennst die Lüge, die Heuchelei und den Eidbruch nicht, du hast die Ehre niemals verläugnet und dein Haupt nie zum schnöden Sklavendienst gebeugt — höre mich — ich habe lange nicht gebeichtet — ach, es ist etwas Erhebendes und Entzückendes um das Vertrauen gegen Vertrauen, das der Mensch dem Menschen schenkt, doch nur so — nicht eines Wahnes, einer Feigheit, einer Eitelkeit willen, nein, nur um Vertrauen gegen Vertrauen! — Vernimm denn, vernimm hier, im Angesichte des Todes, umweht von seinen Grabesschauern, die Beichte einer Sünderin, die es seit Jahren drängte, das, was ihr Herz bestürmte einem gleichgesinnten mitzutheilen und Gefühl um Gefühl zu tauschen!«

Ernst versuchte umsonst, ihr diesen Entschluß auszureden, er machte sie aufmerksam, daß sie zu erregt sei, er bat sie einen ruhigern Augenblick abzuwarten, er wollte sich endlich sogar entfernen — aber die Bitten und Thränen der Schwärmerin hielten ihn

feſt; er war ſelbſt noch zu jung und der Augenblick war zu außerordentlich, als daß er es vermocht hätte, ſeinem überwältigenden Eindrucke entſchieden zu widerſtehen.

So vernahm er denn in dieſer merkwürdigſten Nacht und Lage ſeines Lebens, von häufigen Thränen unterbrochen, die Geſchichte der Unglücklichen, welche wir theilweiſe ſchon aus Lord Howard's Mittheilungen kennen.

Johann von Pazzi, der einzige Überreſt der geächteten Familie, welche ſeit jener Verſchwörung nie mehr in das Vaterland zurückgekehrt war, aber auch im fernen Norden der Verbannung den glühenden Haß gegen ihre Verfolger vom Vater auf den Sohn fortpflanzte — Johann von Pazzi, der letzte des zahlreichen Geſchlechtes, vereinte in ſeiner ungeſtümen Bruſt den Grimm aller gegen die Mediceer. Sein ganzes Leben ſetzte er für einen Augenblick von Rache auf das Spiel, und ſo verband er ſich zuerſt mit der proteſtantiſchen Chriſtina von Schweden zu dieſem Zwecke; doch als die länderloſe Königin bald darnach dem blutig erkauften Glauben ihres Vaters um einer Laune willen entſagte und zu Rom den Papſt zum Erben ihres Vermögens einſetzte, da veränderte ſie auch ihre Geſinnungen für den einſt geliebten Borri. Mit genauer Noth entkam er dem Schickſale Monaldeschi's, das mehr als einen Günſtling der Fürſtin traf; der Name Borri aber wurde mit der entſtellten Leiche, welche die doppelt beſtochenen Banditen für die ſeine ausgeben mußten, begraben, und Burchiello dafür geboren. Ohne Macht, ohne Vermö-

gen, ja ſelbſt ohne einen beſtimmten Plan herumirrend gelangte er nach Chios. Dort war es, wo er jene ſchaurige Sage an der Geliebten Lorenzo's und ihren Nachkommen in einem dieſer Nachkommen, in der eben aufblühenden Eudoxia ſich verlebendigen ſah. Der frühgereifte Geiſt des nur an Jahren noch beinahe kindiſchen Mädchens erregte ſein hohes Erſtaunen. Mit der ihm eigenen Klarheit und Sicherheit erkannte er den Vortheil, welcher ſich ihm hier zur Erreichung jenes Zieles zeigte, das er ſich nun einmal für ſein Leben geſteckt hatte. Die Jungfrau war die Erbin von ſechs der reichſten Familien des Landes, deren Schätze ſich durch das Abſterben ihrer Beſitzer vermehrt hatten — gelang es ihm, ſie für ſich zu gewinnen, ſo hatte er das erſte, was er bedurfte, den Schlüſſel zum Herzen des Fürſten wie des Bettlers — Gold; aber er hatte auch ihre gefährliche Schönheit, die ganz geeignet war, anzulocken und abzuſchrecken, er hatte ihre Abſtammung von der verkauften Florentinerin, den Reiz des Wunderbaren und Schauerlichen für ſich, um unruhige Gemüther aufzuregen.

So war ſein Entſchluß ſchnell gefaßt. Die Künſte, die er ſchon früher bei Chriſtinen geltend gemacht hatte, jene Künſte, welche die Phantaſie in Anſpruch nehmen und mehr als alle andern ſich das reizbare weibliche Herz unterwerfen, wurden auch hier mit dem entſchiedenſten Erfolg geltend gemacht. Das arme wehrloſe Opfer erlag dem erſten Angriffe, welchen er damit begann, daß er ihr mit den brennendſten Farben das Loos ſchilderte, welches ihr bevorſtand,

und welches bisher keine der Unglücklichen mit Bestimmtheit kannte. Das Wissen um ein bevorstehendes unausweichliches Übel, die Überzeugung von der Unabwendbarkeit desselben ist wohl die schrecklichste Qual für den Menschen, und diese Qual warf der Entsetzliche schonungslos in die Brust der unerfahrnen Jungfrau, die noch ganz mit der heitern Hingebung der ersten Jugend an dem schönen Leben hing; schonungslos hieß er sie auf dieses Leben und auf das, ohne welches es gar kein Leben gibt, auf die Liebe Verzicht leisten. Welch eine Erfahrung, welch ein Kampf für ein fünfzehnjähriges Mädchen! »Die Liebe tödtet dein Leben!« dieß war der Spruch, der unauslöschlich vor ihren Augen stand, den sie überall vernahm, — es war der ewige Streit ihres Innern, und daneben stand der Verfolger, der ihr zuflüsterte: »Folge mir, ich allein kann dich retten, das Verderben endet mit der Quelle des Verderbens, lebe ohne zu lieben, bis der letzte Mediceer gefallen ist, dann wird der Bann gelöset, du wirst frei, und du wirst leben und lieben!« — Nur zu willig gab sie diesen Lockungen Gehör, und je schlauer ihr Burchiello jede andere Hoffnung zu nehmen wußte, je inniger und ungetheilter klammerte sie sich an diese fest. Mit unermüdeter Sorgfalt hegte und pflegte der Bösewicht den Keim der Selbstsucht, den er auf diese Weise in die junge Brust pflanzte, und der schnell darin fortwuchernd und sich ausbreitend bald jedes bessere Gefühl zu ersticken drohte. Schon sah Eudoxia mit Angst und Abscheu in jedem Manne ihren Feind, nur in einem nicht, der ihr schlimmster war; achten

konnte sie auch den nicht, noch weniger ihm zugeneigt sein, aber wie der Meister den Zauberlehrling festhält mit der Gewalt des Wissens und Vollbringens, so hielt auch er sie fest durch die Kraft und Entschiedenheit seines Benehmens.

Leicht beredete er sie, mit ihm diese Insel zu verlassen, an die sie nur die traurigsten Erinnerungen festhielten. Seit die Arme nun das furchtbare Geheimniß wußte, sehnte sie sich selbst rastlos hinaus aus dem engen finstern Kreise, wo sie alles daran mahnte; in die Ferne, in die Weite, ins Freie trieb sie eine ruhelose Sehnsucht, gleich dem unheilbaren Kranken. Burchiello trat nun zu diesem Zwecke öffentlich als ihr begünstigter Brautwerber auf. Die Vormundschaft, welche Eudoxia's Vermögen verwaltete, gab seiner Bitte schnelles Gehör, denn Adel und Würde bei voller Sicherheit des Benehmens entfernte jeden Verdacht von ihm, er erschien durchaus nicht als ein gewöhnlicher Abenteurer; zudem aber war es allen willkommen, durch die Verbindung Eudoxia's mit einem Fremden von der Gefahr befreit zu werden, die sie mit der Jugend und Schönheit des Mädchens für ihre Söhne und Angehörigen heranwachsen sahen.

Ein Gelübde vorgebend, das ihm die feierliche Vermählung mit seiner Braut erst zu Rom gestattete, erhielt der Bräutigam ohne Anstand die Bewilligung, sich mit ihr zu diesem Zwecke zu entfernen, und die größere Hälfte ihres Erbtheils ward ihm einbehändiget, mit dem Bedeuten, daß er den Überrest dann erst erhalten solle, wenn er wieder zurückgekehrt sei und sich auf Chios ansässig machen wolle.

Dieß war der Zeitpunkt, wo Lord Howard daſelbſt eintraf. Als er Eudoxia in jener ſtürmiſchen Nacht mit ihrem Räuber davon ſegeln ſah, und als die heimathliche Küſte vor ihren Blicken verſchwand, da hielt ſie Burchiello feſt umſchlungen und ſie hörte deutlich die Worte, welche er mit gräßlicher Freude vor ſich hin flüſterte: »Jetzt iſt ſie mein, ganz, auf ewig mein!« — Dieſer unwillkürliche Ausruf ließ die Jungfrau zuerſt die Feſſeln ſchmerzlich ahnen, die ſie von nun an ihrer Freiheit auf ewig berauben ſollten; bald genug aber mußte ſie dieſelben auch fühlen. Das Verhältniß, in welchem ſie zu dem Entführer ſtand, trug gar nichts Strafbares an ſich, denn er verlangte eben ſo wenig eine Gunſt, als ſie eine gewährt hätte, doch war es von der Art, daß ſie ſich in jeder Hinſicht völlig abhängig befand und entſchieden ſeiner Willkür preis gegeben ſah. Mit eiſernem Zwange hielt er ſie feſt; ja er beherrſchte ſogar ihre Gedanken, nicht bloß ihre Worte und Thaten; die immer wiederkehrende gräßliche Mahnung an das dunkle Geſchick, das ſie bedrohte, erhielt ſie in ewiger Furcht und ſtumpfte ſie am Ende gegen jeden andern ſchmerzlichen Eindruck ab, da dieſer eine ihre ganze Bruſt mit ſeinem ganzen Entſetzen ausfüllte.

So führte er, insgeheim, langſam, aber ſicher an ſeinem Racheplan fortarbeitend, das ſchöne Mädchen als ſeine Sklavin und Gefangene mit ſich, allen Launen und Stürmen des fort und fort arbeitenden Gemüthes ausgeſetzt. Die Abſchiedsſcene in Mantua, welche uns der Britte geſchildert, war nur eine von jenen, wie ſie täglich vorfielen und wiederkehrten;

denn je entschiedener der Zwiespalt wurde, je feindlicher sich die innersten Naturen beider entgegen standen, je peinlicher mußte ihnen auch eine Verbindung werden, die sie jedoch nicht auflösen konnten. Burchiello haßte seine Gefährtin schon deßwegen, weil er sich in ihr getäuscht hatte, weil sie seinem Zwange Widerstand entgegensetzte; aber er wußte auch, wie unentbehrlich sie ihm dennoch sei, und wie ihn alles bedrohte, wenn er sich jetzt von ihr trennte, wo sie die geheimsten Regungen seines Innern kannte; Eudoxia dagegen verachtete den Böswicht, der sie verlockt und betrogen, der sie nur als Werkzeug benützen wollte; aber seine Vorspieglungen hatten doch in dem leichtgläubigen Herzen Wurzel geschlagen, und die Hoffnung durch ihn das zu gewinnen, was ihr ohne ihn auf immer verloren war: das Leben und die Liebe, ermunterten sie, alles standhaft zu erdulden.

Nach sechs im eigentlichsten Sinne des Wortes im Kerker zugebrachten Monden ward sie endlich von Burchiello nach Florenz berufen, wo sich dieser inzwischen dem Großherzog unentbehrlich gemacht und ihn auf ihre Ankunft durch ein Mährchen vorbereitet hatte, das die Neugierde und Theilnahme des Wundersüchtigen erregte. Hier nun sollte die Belladonna durch ihre Schönheit und ihren Reichthum die jungen Edlen verlocken und verderben, dadurch sollten die Gemüther erhitzt, das schon vorhandene Übel, das sie ohnehin aufregte, sollte durch die Erinnerung an die vergangenen Sünden des verhaßten Geschlechtes, die noch in den Nachkommen fortwirkten, verstärkt, der Großherzog sollte endlich zu einem Gewaltstreiche

verleitet und so der rasche Ausbruch der Gährung herbeigeführt werden.

Das war gut überlegt und ein Meisterwerk des berechnenden Verstandes; aber in Einem schlug die Berechnung doch fehl, nämlich im weiblichen Herzen, diesem unergründlichen Räthsel, das, wie eine Perle im Schooße der Muschel, in seinem geheimnißvollen Dunkel ruht. Einmal kommt der Taucher, der diese Perle hervorholt an das goldene Licht des Tages, und geküßt von den Strahlen der Sonne bricht der siebenfache Glanz unwiderstehlich hervor, der bisher jedem Auge verborgen war. Burchiello hatte bei all seiner Klugheit dieses Herz doch vergessen, das, wie die Natur, in einer einzigen Frühlingsstunde auflebt, welche mit warmem Odem alles Eis zerschmilzt.

Gonzago's Tod war die erste Veranlassung zu dem Erwachen aus jenem selbstsüchtigen Schlummer, in welchen das mit den edelsten Gaben ausgerüstete Wesen gesunken war. Das Bild des blassen sterbenden Jünglings, den die Liebe für sie in den Tod getrieben, umschwebte sie rastlos. Die furchtbare Gewißheit ließ sich nicht länger läugnen, daß jener Starrkrampf, der sie in den Augenblicken tobender Leidenschaften befiel, und in dem ihre ganze Gestalt zum kalten leblosen Leichname wurde, eine Veränderung in ihrer Erscheinung hervorbringe, vor der sie sich selbst entsetzte, und die auf ihre Umgebungen noch gefährlicher einwirkte. Schon öfters von dieser Krankheit befallen, hatte sie doch erst jetzt den tödtlichen Eindruck derselben nach außen erfahren — ein Spiegel hatte ihr die ganze gräuliche Veränderung gewiesen, die mit

ihr vorgegangen war, und im höchsten Grauen darüber war sie bewußtlos zusammengestürzt. Die milde Sonne echter Weiblichkeit, noch nicht ganz erstickt, drang jetzt plötzlich mit aller warmen Kraft aus ihrem Innern hervor. Sie hatte es nun erfahren, was die Gewalt der Liebe vermag; sie hatte es erfahren, daß dieses Gefühl, erhaben über Tod und Leben, das siegreichste Zeichen des wahren Menschenberufes sei — es wurde ihr klar, daß ein Dasein ohne Liebe, daß ihr Dasein nur ein Nichtsein wäre!

Je deutlicher ihr dieß alles wurde, je heller tagte es vor ihren Blicken, je weiter dämmerten die düstern Grabesgestalten zurück, mit denen sie Burchiello umgeben; der Entschluß, sich von dem letztern ganz zu befreien, bildete sich nun fest in ihr heraus, und mit ihm kam Ruhe und Friede in die bisher ruhe- und friedenslose Brust. Um jene Zeit war es, als der ritterliche Pitti, durch die unermüdete Aufmerksamkeit, welche er ihr bewies, auch ihre Aufmerksamkeit erregte, was noch keinem Manne gelungen war. Die eben erwachte Sehnsucht nach jenem unerklärbaren Gefühle, dessen Kraft sie kennen gelernt hatte, begegnete der seinen; diese Theilnahme ward durch die aufopfernde Liebe erhöht, mit der er ihr Leben rettete — der große entscheidende Augenblick schien gekommen, in welchem die Gewalt edler und heiliger Empfindungen den höchsten Triumph in ihr feiern sollte, den Triumph, daß es ihnen verliehen sei, den Menschen um des geliebten Menschen willen sich selbst vergessen zu machen, und daß nichts, auch nicht die Gewißheit des Todes, sie zu unterdrücken vermöge. In

dieſer ſchönen Selbſtvergeſſenheit ſank ſie an Pitti's Bruſt, ihm alles geſtehend, alles vertrauend, zum erſten Male ganz hingebendes Weib, und nichts ſo ſehr ſich wünſchend, als was ſie früher ſo ſehr gefürchtet hatte, in den Armen des Geliebten, vereint mit ihm, von ſeinem Athem umweht, an ſeinem Herzen den ſeligen Tod der Liebe zu ſterben! —

Bisher haben wir es verſucht, die merkwürdigen Bekenntniſſe der ſchönen Unglücklichen ſo wiederzugeben, wie es der ruhige Ton der Erzählung verlangt, der die aufjammernden Ausbrüche des höchſten innern Leidens und die ungeſtümen Äußerungen des Mitgefühls, welche hier laut wurden, eben ſo wenig verträgt, als die langen Pauſen verſtummender Erſchütterung, die häufig eintraten. Nun führen wir unſere Leſer wieder zurück auf den verlaſſenen Schauplatz, um dasjenige, was die Erzählerin nur allein zu ſchildern vermag, aus ihrem eigenen Munde und mit ihren eigenen Worten zu vernehmen.

Eudoxia iſt jetzt aufgeſtanden; ſie hält nicht mehr die Hand auf das Herz des Todten, ſondern auf ihr eigenes, das auch ſtille ſteht — ſie iſt keine reuige Magdalena mehr, ſie iſt eine erhabene, ſich ſelbſt aufopfernde Iphigenia, mit der Glut einer überirdiſchen Begeiſterung in den großen ſtrahlenden Blicken. Auch ihr Zuhörer hatte ſeine Stellung verändert, er liegt zu ihren Füßen, und hat das jugendlich blühende Antlitz, in dem ſich die reinſte Theilnahme abſpiegelt, mit dem Ausdrucke andächtiger Bewunderung zu ihr empor gehoben.

»Was für ein ſchwaches unzuverläßiges Ding« —

beginnt sie jetzt eben wieder, das eingetretene Schweigen unterbrechend — » ist dieses schwankende, von dem Wellenschlage des Blutes hin und her getriebene Schiffchen, Herz genannt! Wer begreift, wer versteht es ganz? Wie oft wird es in die Irre getrieben, wie oft scheitert es! Heute fliegt es rasch und freudig einem verwandten entgegen — morgen zieht es sich schüchtern und fremd von eben diesem wieder zurück; gleich dem Eisenstäubchen reißt es ein Magnet von dem andern hinweg, und so fliegt es rastlos herum, keine Ruhe findend, als bis es nichts Irdisches mehr bewegt! — Pitti wußte nun um mein Geheimniß; er wußte, was ihn, was mich bedrohte, aber er fürchtete es nicht, und drang täglich heftiger in mich, unsere Verbindung zu beschleunigen. Ich fügte mich endlich in seinen Willen, obschon ungern, theils von einer heimlichen Ahnung, theils dadurch zurückgehalten, daß Burchiello, der sich seit einiger Zeit zurückgezogen hatte, mir jetzt wieder auffallend näher kam und unsern Entschluß vollkommen zu billigen schien. Wo aber dieser verneinende Geist bejahte, da brütete er gewiß ein Unheil aus. O hätte ich mich warnen lassen, da es noch Zeit war, es stünde vielleicht — doch nein, nein « — unterbrach sie sich heftig — » so allein und nur so ist's gut!

» Die Gegenwart meines Versuchers fing wieder ihre alte unwiderstehliche Gewalt über mich auszuüben an, obgleich in anderer Art. Es war nicht mehr die Furcht vor dem Tode, die mich beängstigte, es war ein anderes unerklärbares Etwas — eine entsetzliche Unruhe, ein Zweifel an mir selbst und meinem

Willen, eine Launenhaftigkeit, die von einem Äußersten zum andern sprang — kurz eine Verworrenheit und Zerfallenheit, die stets zunahm, und am Tage der Verlobung selbst den höchsten Grad erreichte. Das schauerliche Ereigniß jenes Tages ist in ganz Florenz bekannt, so wie seine Folgen es sind — ach, sie liegen ja noch hier vor unsern Augen, und sie würden mich anklagen mit den bleichen Lippen, wenn mich nicht mein Bewußtsein frei von jeder Schuld spräche. — Hört nun, was noch niemand erfahren hat, und was ich Euch allein mittheile, weil ich weiß, daß Ihr es in dem Grabe Eurer Brust vergraben werdet als heiliges unverletzbares Geheimniß, heiliger durch diesen Augenblick als durch das Siegel der Beichte; — hört den Grund jener traurigen, aber nothwendig herbeigeführten Begebenheit.

» In der Gesellschaft, die gebeten war, und aus der nach meinem ausdrücklichen Wunsche alle Frauen entfernt blieben, befand sich auch ein Britte, Namens Howard. Ich hatte den Lord nie früher gesehen, und doch leuchtete mir seine Gestalt, als sie mit aller Würde der vollkommensten Männlichkeit und mit dem Anstande der edelsten Bildung mir entgegen trat, wie der helle Stern einer großen unendlich theuren Erinnerung aus der sturmbewegten und zerrissenen Nacht meines Lebens hervor. Je länger ich ihn betrachtete, je mehr füllte eine mir bisher völlig fremd gebliebene Empfindung meine ganze Seele aus; es war mir, als sei ich nicht mehr Ich selbst, als gehöre mein ganzes Wesen, jede meiner Kräfte, all mein Fühlen und Denken, mein Wünschen und Hoffen, jede tiefe Regung

meines Innerſten ihm, nur ihm allein an. Wie er redete, ſo klang es mir, als hörte ich die Stimme meines Vaters oder meiner Mutter, und jeder Gedanke, den er ausſprach, war mein, kam aus meinem Geiſte, aus meinem Herzen; der Wunſch, ja die Begierde, ihm das Theuerſte, das Heiligſte, was ich beſaß, zum Opfer zu bringen, riß mich faſt zu ſeinen Füßen hin, und wie ein Sonnenſtrahl in einen Kerker fiel in meine Bruſt die Idee: »Dieß iſt die Liebe, du haſt noch nie geliebt!« — der Schleier war zerriſſen, das Heiligſte ſtand zum erſten Male in ſeiner Klarheit und Wahrheit vor mir — kalt und nüchtern fand ich jetzt das Gefühl für Pitti — ein Traum gegen die Wirklichkeit, eine Sehnſucht gegen die Erfüllung, eine Knoſpe gegen die Frucht, der Taumel einer Stunde gegen die Begeiſterung einer Ewigkeit! — Und doch war es ſchon geſchehen, unabänderlich geſchehen, der Wahn ſollte ſiegen, ein Schatten von Glück mir das Glück erſetzen! — Da ergriff mich der bittere, an Wahnſinn gränzende Schmerz der Verzweiflung, die alte Raſerei kehrte zurück und ſtarrte mich aus dem zerriſſenen Geſpenſterantlitze Burchiello's an; all die Spukgeſtalten, welche dieſer auf mich aufgehäuft hatte, kamen wieder und nickten und winkten mir entgegen. »Verloren!« kreiſchten ſie — »verloren! tönte ein unendliches Echo lang' und langſam nach! — Was ich in dieſem Zuſtande gänzlicher Vernichtung und Bewußtloſigkeit unternahm, blieb mir unbewußt, nur ſo viel erinnere ich mich noch, daß ich nach einem kurzen Geſpräche mit dem Fremden, deſſen kaltes, beinahe verletzendes Benehmen gegen mich meine

Leidenſchaft nur noch mehr entflammte, ihm, überwältigt vom Sturme wechſelnder Empfindungen, alles vergeſſend, meinen Verlobungsring, ein theures Familienkleinod, an den Finger ſteckte, und daß mich in demſelben Augenblicke wieder jener entſetzliche Starrkrampf erfaßte, von dem ich mich ſchon ganz geheilt glaubte. Zwar ließ der Anfall bald nach, aber eine völlige Unempfindlichkeit, ein dumpfes Hinbrüten trat dagegen ein, das erſt dann aufhörte, als ſich die Gäſte bereits alle entfernt hatten, und ich mich allein, verlaſſen, in den Armen meines Bräutigams wiederfand. Mit einem Schrei unauslöſchlicher Angſt ſtieß ich ihn zurück — erſtaunt, beſtürzt, außer ſich über dieſe Behandlung verlangte er Aufklärung. Niemals hätt' ich ihn täuſchen oder belügen können — die Entſcheidung war gekommen — er mußte die Wahrheit vernehmen — alles wiſſen. Ich ſprach es aus, kurz, beſtimmt, klar, daß ich ihn und mich ſelbſt getäuſcht, daß ich ihn nie geliebt, daß es nur Einen für mich gebe, dem ich angehören dürfe, und daß ohne dieſen das Leben für mich ein Sarg, die Welt ein Grab ſei. Ich ſah noch die Todtenbläſſe, die hierauf ſein Antlitz überzog, ich hörte noch den Schmerzensruf, der ſich aus ſeinem gebrochenen Herzen drängte, dann ſank ich ohnmächtig nieder, um — an ſeiner Leiche zu erwachen!« —

Eudoxia hatte dieſe letzten Worte unbetont und langſam vor ſich hin geſprochen; die hohe Geſtalt ſank bei jedem derſelben mehr und mehr zuſammen, bis endlich ihr Knie wieder die Erde, ihr Haupt den Todten berührte. Ernſt legte, hingeriſſen von der innigſten Theilnahme, ſeine Hand, wie beſchwichtigend, auf

dieſes ſchöne Haupt, und es trat eine große ernſte Stille ein, nur unterbrochen von den Frühglocken der nächſten Kirche, die zum Morgengebete läuteten. Der erſte Strahl des aufflammenden Tages fiel in die Stube und auf die blaſſe Leiche, ihre Wangen mit einer höhern Röthe färbend, als ihnen das Leben und ſeine Leidenſchaften zu geben vermochte. Dann ſpiegelte er ſich mit der Siebenfarbenpracht, die zum Himmel aufweiſet, in den Thränen, welche an Eudoxia's langen Augenwimpern hingen.

»Ja.« — rief ſie, nun wieder begeiſtert ſich erhebend — »es wird, es muß tagen! Sei mir willkommen, du Bote des Lichts, ich kenne dich, ich weiß, was du mir verkünden ſollſt, bald wirſt du mir ewig funkeln, dann wird es keine Nacht mehr geben, und keine Todtenglocke wird mehr klingen, nur die Glocke der Auferſtehung! — Du aber, der du den Schmerz dieſer ſchnell verrauſchten Stunden mit mir getheilt haſt, fremder Freund, den mir ein gütiger Himmel als willkommenen Tröſter geſendet, du, der die Fremde verſteht, welche gleich dir zu der Heimath zurückeilt, vernimm noch ihre letzte Bitte! Es wird eine Zeit kommen, wo du längſt zu Hauſe, unter dem eigenen Dache, am eigenen Herde, im Arm eines treuen Weibes und in heiterer Künſtlerthätigkeit, dich dieſer Nacht nur mehr wie eines ſchaurigen Mährchens aus der Kinderzeit erinnern wirſt, und wo das Gedächtniß an diejenige, die dir jetzt ihre Hand zum ewigen Abſchiede reicht, nur noch zuweilen gleich einem längſt vergeſſenen Liede, durch eine verwandte Melodie geweckt, auftauchen wird; dann, du Guter, wenn im erſten

Lenzſcheine die erſte Schwalbe aus dem Süden an dein Fenſter pocht, und mit klaren Augen in deinen häuslichen Frieden blickt, dann erinnere dich meiner und meines letzten Wunſches, ſetze dich hin zur rechten Stunde und ſchreibe mit ſchlichten Worten, einfach und wahr, dasjenige hin, was du jetzt von mir erfahren haſt, und was ſonſt keiner erfahren ſoll — auch Er nicht! Sende dann die traurige Geſchichte von der unglücklichen Belladonna getroſt hinaus in die Welt — vielleicht wird manches Herz über meine Qualen die ſeinen vergeſſen, und manches tiefer blickende Auge wird wohl auch aus den dunkeln Farben des düſtern Gemäldes den Strahl des Lichts hervorſchimmern ſehen, der, wie jetzt, von oben herabfällt — manches leiſe Ohr wird auch durch das wilde Toben der Leidenſchaften den Klang der Friedensglocken vernehmen! Einer aber vor allen, der mich jetzt noch verkennt und verachtet, wird mich dann erkennen und bemitleiden, er wird, o ſchöner heiliger Troſt, auf mein Grab gelagert, die ernſten Blätter leſen, und daraus den Glauben faſſen, daß es doch noch eine Liebe im Leben gibt, die über das Leben hinausreicht und der große Bürge für ein anderes reineres Daſein bleibt, wo ihre Sehnſucht erſt befriediget wird!« —

Der volle Morgen beleuchtete jetzt das kleine Gemach. Frau Marguerita erhob ſich ſchlaftrunken und warf die letzte Hülle über die Leiche. Eudoxia ergriff beide Hände des Künſtlers, hauchte einen Kuß auf ſeine Stirne und ſprach: »Nun gib mir dein Malerkleid, es ſoll mein Sterbehemd ſein, und wie ſo

mancher Sünder im härenen Bußgewande, will ich im heitern Gewande der Kunst begraben werden!«

Ernst erfüllte ihr Geheiß, und eine Stunde darauf hatte Frau Marguerita ihren alten Gast verloren, der mit raschen Schritten den Bergen zueilte, die schon gestern das Ziel seiner Sehnsucht waren. Aber ein neuer Gast bezog dafür sein einsames Stübchen, und horchte, den Lockenkopf in die weiße Hand gestützt, sinnend den Erzählungen der geschwätzigen Wirthin, die, was der Mensch so gerne von jedem Scheidenden thut, des deutschen Malers gute Eigenschaften laut und verklärend pries.

IX.

In den hellen Pfingſttagen —
Sollt' ich ſterben — ſollt' ich freien;
Was dir Himmel mag behagen —
Laß' es nur um Pfingſten ſein!

Fr. Rückert.

Die heißere Jahreszeit hatte begonnen! die Florentiner bezogen ihre Villen — in der Stadt ſelbſt ward es leer und öde. Nur der Großherzog konnte ſich, alles immer auf den letzten Augenblick verſchiebend, noch nicht entſchließen, die weiten kühlen Säle ſeines Pallaſtes zu verlaſſen. Auch Bianka unterließ für dießmal die Ermahnungen und Anſpielungen, mit denen ſie ſonſt ſo unermüdlich war, um den wankelmüthigen Oheim in Bewegung zu ſetzen. Etwas Ernſteres und Wichtigeres ſchien ſie zu beſchäftigen, ſie wurde ſelten ſichtbar, war häufig allein und litt nur wenige vertraute Dienerinnen um ſich, da ihr ſtolzes herriſches Gemüth doch ſonſt den Großherzog ſelbſt an Glanz und Staat zu übertreffen wetteiferte. So lag das Schweigen einer drückenden Mittagsſchwüle über dem ganzen Hof und ſchien die Annäherung eines ſchweren Gewitters zu verkünden. Sogar Burchiello's Witz verſtummte; ſeit dem plötzlichen Verſchwinden der Belladonna hatte auch er ſich zurückge-

zogen, nachdem er umsonst bemüht war, die Spur der Entflohenen wieder aufzufinden, wobei ihn der Großherzog thätigst unterstützte. Es schien als ob er alle seine frühern Plane gänzlich aufgegeben hätte und dagegen nur mehr mit seinem Verhältnisse zu Bianka beschäftiget sei, das sich immer deutlicher offenbarte. Nur zuweilen blitzte aus seinen Augen noch ein Strahl der ehemaligen Glut, wenn wieder eine neue Botschaft anlangte von irgend einem neuen Unheil, das den Großherzog betraf.

An solchen Botschaften aber fehlte es nicht, ja sie wurden von Tag zu Tag bedenklicher, wie der Zustand des Reiches überhaupt. Alles vereinigte sich, um die Regierung Cosmus III, so wie es sein Todfeind längst vorausgekündet hatte, durch weit und tief eingreifende Drangsale zur Epoche des völligen Verfalls der florentinischen Größe zu machen. Nachdem der verschwenderische Fürst alle ordentlichen Einkünfte seines Landes verpraßt hatte, häufte er Schulden auf Schulden, um sich nur in dem Prunke zu erhalten, mit dem er sich gleich Anfangs umgeben hatte. Steuern aller Art drückten das Volk und dienten zugleich zum Vorwande noch größerer Erpressungen — eine doppelte Last, welcher der Langmuth der Träger nicht gewachsen schien. Das Geld kam außer Umlauf, indem es sich in den Kisten einiger Monopolisten häufte, und so stieg die Noth immer höher. Während die mediceischen Gärten ein Bild des höchsten Luxus darboten, verwilderten die Felder in den Provinzen; der Ackerbau lag darnieder, häufige Perioden des Mangels und der Theurung traten ein — Viele verließen

ihren vaterländiſchen Grund und Boden und wanderten aus dem Lande; die Zurückgebliebenen vermehrten nur durch ihre Unzufriedenheit das Übel, und ſetzten der thörichten Gewalt, mit welcher Cosmus das ins Stocken gerathene Räderwerk in den Gang bringen wollte, heimlichen, ja nicht ſelten ſogar öffentlichen Widerſtand entgegen.

Um dieſe Zeit begab es ſich, daß eines Abends im dichteſten Bosket der fürſtlichen Gärten eine hohe Dame nach langem und eifrigem Geſpräche, das mit großer Leidenſchaftlichkeit geführt wurde, dem ihr zur Seite wandelnden ſtattlichen Begleiter plötzlich und unverſehens laut aufweinend zu Füßen ſank. Dieſer trat einige Schritte zurück, und ohne nur die geringſte Miene zu machen, die ſchöne Kniende aufzuheben, betrachtete er ſie vielmehr mit ſiegreicher Miene, indem er vor ſich hin murmelte: »Ja, ſo wollt' ich es, ſo weit mußte es kommen!«

»Sieh mich hier zu deinen Füßen« — flehte indeſſen die Kniende — »Bianka, noch ſtolzer als Weib, wie als Fürſtinn, liegt zu den Füßen eines Mannes, die Herrin kniet vor dem Knechte — laſſe dich bewegen, nimm dein Wort zurück!«

»Im Gegentheile, Prinzeſſin, ich muß es wiederholen, es bleibt unwiderruflich — Morgen zieh' ich von hier.«

»Gut« — rief die Dame, ſich in höchſter Erbitterung erhebend — »ſo ſoll es der Herzog heute noch erfahren.«

»Dann erfährt er auch, daß ſeine Nichte kurz vorher zu den Füßen ſeines Doktors lag.« Burchiello,

den unſere Leſer ſchon erkannt haben, klatſchte jetzt in die Hände, und aus den verworrenen Gebüſchen wand ſich ſein häßlicher Zwerg mit fratzenhaftem Grinſen. »Seht Ihr, ſchöne Dame, hier ſteht ſchon mein Zeuge.«

»Ungeheuer« — knirſchte Bianka, die weißen Arme troſtlos ringend — »iſt es denn möglich, kann das der Dank ſein, den der Menſch dem Menſchen für die gränzenloſeſte Liebe zollt?«

»Ich habe Eure Liebe niemals geſucht, noch gewollt, — es iſt ein freiwilliges Geſchenk, durch deſſen Annahme nur Ein Theil verpflichtet ward, der gebende, weil der nehmende es nicht erbat und nicht verlangte.«

»Das iſt's ja, das iſt mein höchſtes Unglück, meine tiefſte Schmach! Fürſten buhlten um meine Gunſt und ich mißhandelte ſie, da kommt der Sklave und ein Blick von ihm bändigt, ein Wort feſſelt mich; je weniger er mich achtet, je mehr verehr' ich ihn; je ſchärfer er mich kränkt, je zärtlicher bin ich ihm zugethan, und wenn er mich ſchlüge, ich würde ſeine Hand küſſen, barfuß würde ich ihm folgen durch Sturm und Nacht, durch jedes Ungemach der Erde als ſeine getreue Magd. O Burchiello, Burchiello, fühlteſt du, wie dieſes Herz nicht mehr für mich, ſondern für dich ſchlägt, wie es alles, was es einſt bewegte, jedes Gefühl, jede Leidenſchaft hinausgeſtoßen hat, um nur Eines, Eines nur zu umfaſſen und feſtzuhalten, dein Bild! Hätteſt du eine Ahnung von dieſer heißen unauslöſchlichen verzehrenden Glut, die mein Inneres von früheſter Jugend auf durchraſ'te, und die ſich nun gleich der Opferflamme, welche ewig dem

Himmel zuſtrebt, einzig und allein dir zugewendet hat — Mann, deine ſtarren Leichenaugen würden dann zu Sonnen, um die vereiſten Blumen meiner Liebe aufzuthauen «

» Bianka du kennſt das Ziel meines Lebens, ich hab' es dir unverhohlen entdeckt, es iſt « —

» Haß, Haß, und immer Haß! O ich weiß es, ich weiß auch den Augenblick noch, wo dieſer Haß mir zum erſten Male offenbar wurde. Erinnerſt du dich noch — ich hatte dich aufgefordert, mir zum Pater Matteo zu folgen; bei der heiligen Jungfrau, es war damals mein feſter Wille, mein heiligſter Entſchluß, in ſeiner Gegenwart zum erſten Male an dein männliches Herz zu ſinken und mich dir in derſelben Stunde anzuverloben, mochte mein Bruder dann beginnen, was er wollte! Aber der Pater war nicht allein, und deine kühnen Reden in Gegenwart des mir verhaßten Engländers verletzten mich auf das bitterſte. Ein Reſt des alten Hochmuthes erwachte, ich ſchied, doch indem ich ſchied, reute es mich ſchon; mein Gefolg unter irgend einem Vorwande entfernend warf ich mich in ein nahes Roſengeſträuch, um deine Rückkehr abzuwarten, dir mein Unrecht zu geſtehen — abzubitten — o Himmel, was, was erwartete ich, was hoffte ich alles von dieſem Augenblicke, und was brachte er mir! «

» Einen Mann, der dieß alles ſchon im voraus wußte, was du ihm damals ſagteſt, einen Mann, der auf die Frage: liebſt du mich? nur eine Antwort hatte und hat, die Antwort: Ich haſſe dich! «

» Und doch wirſt du eher mit dieſer Antwort er-

müden, als ich mit meiner Frage, und doch iſt dieſe Liebe von ſo gewaltiger, unermeßlicher, unverſiegbarer Kraft, daß dein Haß, gelte er ſelbſt mir und meinem Geſchlechte, im Thaue ihrer heißen Thränen zerſchmelzen wird, wie dreifaches Eis des Nordens im Frühlingshauche des Südens! — O bleibe, Burchiello, bleibe!«

Es ſchien beinahe, als ob dieſer Reichthum von Zuneigung und Anhänglichkeit das Wunder wirklich hervorbringen könne, das Bianka von ihm erwartete, wenigſtens betrachtete ſie der bisher ganz fühlloſe Mann mit wärmeren Blicken. — »Was ſoll ich hier« — entgegnete er endlich — »was ſoll ich in den Dienſten eines Schattenfürſten, ſo unſcheinbar, wie nur irgend einer, den die trügeriſche Kunſt zum Schrecken für Kinder an den Wänden vorbeihuſchen läßt? — Zu ihm taugt, wie zum Bette des Sterbenden, den der Arzt ſchon aufgegeben hat, nur der dumpfe Mönch; er mag ſich von dieſem Buße zuſprechen laſſen — mich ſieht er nie wieder! Oder kannſt du mich für ſo unmännlich halten, Bianka, daß ich um deiner, um eines Weibes willen, das am höchſten mit Empfindungen ſpielt, den Anforderungen entſagen ſollte, welche die Welt, das Leben, die Menſchen, meine eigene Kraft an mich ſtellen? Dann haſt du mich nie geliebt, du haſt nie das in mir geliebt, was allein der Liebe werth iſt!«

»Ja« — rief die Prinzeſſin begeiſtert — »du Stolzer, du Muthiger, deſſen Stolz und Muth mich allein feſſelten, ich erkenne es nun, du darfſt nicht bleiben; aber auch ich darf nicht — ich folge dir!«

»Wie, Bianka — mir, mir wollteſt du folgen?«

»Als dein Schatten — bis in's Grab!« — Ungeſtüm warf ſie ſich an ſeine Bruſt, und ſchlang beide Arme unauflösbar, wie zum ewigen Bündniſſe um ſeinen Nacken.

»Aber haſt du auch bedacht?«

»Alles, denn du biſt mir alles!«

»Du folgſt einem Heimathloſen.«

»Meine Heimath iſt bei dir!«

»Einem Bettler.«

»Meine Liebe macht mich reich!«

»Du wirſt entehrt vor der Welt.«

»Doch nicht vor dir — du biſt meine Welt!«

»Fürſtin, dein Gefolge wird Noth, deine Dienerin Kummer, dein Schmuck werden Thränen ſein.«

»Mann, du theilſt dieſe Noth, dieſen Kummer, dieſe Thränen mit mir, und mehr verlange ich nicht.«

»So höre das Letzte! Für alle dieſe Opfer erhältſt du doch keine Liebe von mir — längſt iſt das heitere Wort aus der Nacht meines Lebens geſtrichen, und nur Eines funkelt unheildrohend daraus hervor, das nennt ſich Haß — ewigen Haß allen Mediceern, denn wiſſ' es, ich bin — ein Pazzi!«

»Ein Pazzi!« — ſchrie hier die ſtarke Jungfrau erblaſſend auf, und faßte eine Platane, um ſich feſtzuhalten — »heiliger Gott, ein Pazzi! Fort, fort! Hinweg!«

»Nun, du Gewaltige, folgſt du mir noch?« — fragte Pazzi nach einer Pauſe, in der ſie mit abgewandtem Geſichte und abwehrend nach ihm ausgeſtreckten Armen an den Baum gelehnt ſtille ſtand. — »Folgſt

du mir noch?« wiederholte er, eine dieser Hände ergreifend, als sie noch immer schwieg.

Bianka hob jetzt das schöne gesenkte Haupt wieder empor, ihre Brust arbeitete heftig, ihre Augen flogen lange herum, ehe sie es wagte, denjenigen wieder anzublicken, der ruhig, im Bewußtsein der ihm verliehenen Kraft und ihres gewissen Sieges vor ihr stand. Endlich trafen sie die seinen und hingen daran fest, wie von einem unwiderstehlichen Zauber angezogen. »Folgst du mir noch?« — fragte er nun zum dritten Male.

»Ich folge dir — ich kann nicht anders!« — rief nun das liebende Weib im stürmischen Ausbruche aller Leidenschaften an sein Herz stürzend. »Gott oder Teufel, Burchiello oder Pazzi — wie der Magnet das Eisen reißest du mich dir nach. Wer mag es hindern? Wer mag es wehren? Es ist einmal so, und es kann nicht anders sein — geschehe nun, was da wolle, uns trennt nichts — nichts mehr!«

»Wohlan denn, so schwöre mir bei deiner Schutzheiligen, vor deren Bilde du jeden Abend die Sünden des Tages mit heißen Thränen und auf wunden Knieen abbüßest, bei dieser schwöre mir, daß mein Wille von nun an der deine werden soll, daß ein Wink meines Fingers dir Befehl, ein Blick meiner Augen dir Gesetz sein solle, daß du keinen Oheim, keinen Neffen, keinen Fürsten, kein Vaterland mehr haben willst, nur mich, mich allein — dieß schwöre mir!«

Sie schauerte zurück, aber er drückte sie fest an seine Brust, und — sie sprach den Schwur, sprach ihn zwar mit bebender Stimme, mit bleichen Lippen,

aber — ſie ſprach ihn doch, und verhüllte dann ihr glühendes Antlitz an ſeinem Herzen.

»Es iſt geſchehen« — begann er hierauf — »und nun ſollſt du es wiſſen: gäb' es noch etwas auf dieſer armen, troſtloſen, nichtigen Welt, die eine Ruine in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt, gäb' es noch etwas Ganzes, Großes auf ihr, was mich ganz und groß erfaſſen könnte, ſo wärſt du's und deine Liebe!«

Wer das ſeltſame Paar jetzt erblickte, den hohen ſtattlichen Mann, wie er die ſchöne fürſtliche Jungfrau innig an ſich drückte, wie in ſeinem Angeſichte endlich etwas Höheres aufdämmerte, als der finſtere Rachegeiſt, der ihn bisher gefangen hielt, wie in ihren Blicken der Sieg eines reinmenſchlichen Gefühls über den irdiſchen Hochmuth lag, der mußte es bedauern daß zwei ſo gewaltige Naturen dennoch für das Beſſere verloren waren, aber er mußte ſich auch freuen, daß dieſes Beſſere noch nicht ganz in ihnen ausgeſtorben, daß ſie noch dafür empfänglich waren.

Burchiello, oder Pazzi, wie wir ihn nun nennen wollen, unterdrückte jedoch mit dem alten Starrſinne die ungewöhnliche Bewegung, die ihn überwältigte; er nahm Bianka an ſeinen Arm, und wandelte noch lange mit ihr auf und ab, im ernſten, oft ſich ereifernden Geſpräche, aus welchem die Namen: »Cosmus,« »Eudoxia« und »Howard« wiederholt hervortönten. Endlich erinnerte ſie der höher ſteigende Mond, der mit hellem Schimmer die Gegend umher beleuchtete, daß es Zeit ſei, ſich zu trennen, wenn dieſe Zuſammenkunft nicht zu früh entdeckt werden ſollte.

»Es geschehe wie du willst« — sprach Bianka noch, ihm zum Abschiede die weiße Hand reichend die er nicht küßte, sondern, gleich der eines Freundes, fest und innig drückte. »Morgen sollst du mich bereit finden!« — Mit diesen Worten glitt sie leise und schnell durch die lange Platanen-Allee nach einem Seiteneingange des Pallastes; eben so leise und schnell folgte ihr Pazzi's Zwerg auf einen Wink seines Herrn, und dieser blieb allein zurück.

»Morgen, morgen!« — wiederholte er vor sich hin — »O warum ist denn nicht heute schon morgen, warum noch dieser gleichförmige Takt von Minuten und Stunden zu durchleben, deren jede wie ein langsamer Gifttropfen meine Adern durchschleicht? Schatten meiner Väter, hervor aus euern Gräbern! Hervor ihr, die ihr noch bekränzt und gekrönt ruhig in der Prachtgruft eures Hauses schlaft! Hervor ihr, die ihr geächtet und zerstäubt hie und da in unbekannter Erde euer kummervolles Dasein verträumt! Ich, der Letzte eures Geschlechtes, rufe euch: hervor, hervor! Stellt euch um mich, ihr blassen vermoderten Leichengestalten, weiht mich ein mit den dürren Todtenhänden zu dem lange vorbereiteten Rachewerk, dem ich ein ganzes reiches Leben aufgeopfert — stärkt, segnet mich dazu, und dann nehmt mich mit euch, längst bin ich euer!«

Der Nachtwind rauschte kühl und schaurig durch die dunkeln Büsche, als gehorche er der Beschwörung und trage die Gerufenen auf seinen Riesenfittigen herbei; mit wilder Freude streckte ihm der grimmige Mann die Arme entgegen, und verweilte so im tiefen

Sinnen und Brüten auf der einſamen Stelle. Erſt als das Licht des Tages ſchon zu dämmern begann, der ſeinen Sieg beleuchten ſollte, raffte er ſich auf, ſchwang ſich kühn und raſch über die hohe Gartenmauer und eilte durch die lebloſen ſchweigenden Straßen, bis er vor einem kleinen Hauſe ſtille ſtand, das wir bereits kennen, und aus dem ihm das helle Morgenlied Margueritas entgegentönte.

Bald darauf öffnete ſich die Thüre, und mit einer Laute um den Nacken geſchlungen, ſchritt eine leichte zierliche Jünglingsgeſtalt hervor, ſprang flüchtig an ihm vorüber und verſchwand in der nächſten Gaſſe. Eben ſo ſchnell aber eilte ihr Pazzi nach, und es währte nicht lange, ſo erblickte er den fremden Maler wieder — als ſolchen bezeichnete ihn ſein Anzug — wie er ſich an eine der Säulen in der Marmorhalle des ſtattlichen Pallaſtes lehnte, den Lord Howard bewohnte, und ſehnſüchtig zu den hohen Fenſtern hinaufblickend, ein trauriges Abſchiedslied ſang, das Pazzi in frühern Zeiten oft vornommen hatte. Jetzt trat Howard völlig angekleidet auf den Balkon. »Sieh da, Eugenius« — ſprach er zu dem Sänger — »du hältſt Wort, aber du kommſt noch zu früh mit deinem Lebewohl «

»O möchte dieß zu früh ewig -- ewig dauern!« ſeufzte Eugenius.

»Wunderlicher Burſche« — entgegnete der Lord — »ſo komme mit! Ich trug dir es ja ſchon einmal an; und dennoch verweigerſt du dieß eben ſo heftig, als du es zu begehren ſcheinſt. «

»Nimmermehr darf ich das!« — rief der Jüng-

ling höchſt bewegt. — Ihr bleibt mein Herr und Gebieter — ach — mein Höchſtes, mein Einziges auf dieſer Erde; ich kann nichts fühlen, nichts hoffen, nichts wünſchen mehr, als Euch; aber ſcheiden müſſen wir doch! O gedenkt des armen Eugenius freundlich in der Ferne — gedenkt« — Die Macht des Gefühls überwältigte ihn hier — er konnte nicht weiter ſprechen.

»Guter Junge, ſieh, wie du zitterſt in der kühlen Morgenluft; hier haſt du den Schlüſſel« — er warf ihn hinab — »öffne dir das Thor, und komm herauf zu mir; ich denke noch einige Werke bei dir zu beſtellen, und ſo wollen wir uns die Abſchiedsſtunde verſcheuchen. Du geleiteſt mich ſpäter noch zum Großherzoge, und dann« —

»Dann iſt der Traum des Lebens ausgeträumt,« — flüſterte der Jüngling vor ſich hin, indem er die Thüre langſam aufſchloß — »das ruheloſe Herz kommt zur ewigen Ruhe.« — Mit dieſen Worten verſchwand er im Innern des Hauſes, und auch der Lord zog ſich zurück.

Pazzi blieb allein zurück, und ſah den beiden geſpannt nach.

»Ja, es bleibt kein Zweifel« — rief er endlich — »ich habe mich nicht getäuſcht, ſie iſt es. Wohlan denn zum Werke! Sie geleitet ihn zu Cosmus — dort ſoll ſie mich wiederfinden, und dort ſoll ſie mich kennen lernen, die blinde Thörin, die ſich von einer Gewalt befreit glaubt, der ſie doch unterliegen muß!«

X.

Es ſchlägt ein Schwesterherz für mich —
Nein, großer Gott! — es ſchlug! —
es ſchlägt ein Herz — es ſchlug ein Herz.
O welch ein bitt'rer Trug!

Ludwig Halirſch.

In der dazu beſtimmten Morgenſtunde ließ ſich Lord Howard bei dem Großherzoge melden, um ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen. Der Jeſuit Peter hatte ihn, wie er dieß voraus wußte, in der That ſeiner diplomatiſchen Sendung am toskaniſchen Hofe enthoben, und mit Freuden empfing er endlich den beſtimmten Befehl, der ihn zu dem entthronten Jakob berief, weil er ihm die Ausſicht auf ein thatenvolleres und bewegteres Leben eröffnete, nach dem er ſich längſt ſehnte. Nicht ohne Mitleid, dem freilich die Achtung fehlte, um es zu veredeln, trat jetzt der ernſte Britte vor den Großherzog, welcher ſich, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, in den reichen Kunſtſälen ſeines Palaſtes befand, und ihn dort empfing.

»Nun, Howard« — rief er bei ſeinem Eintritte — »Ihr wollt uns verlaſſen? Das thut mir leid, und doch beneide ich Euch um Euren Beruf. Ihr vertauſcht die Feder mit dem Schwerte, es wird heiße Tage geben, heißere noch als die ſind, welche jetzt mein gutes Florenz drücken.«

»Ich wünſche Euer Durchlaucht Glück« — entgegnete der Lord, nicht ohne Beziehung, denn er wußte es, daß Pater Matteo erſt geſtern wieder den Fürſten fruchtlos gewarnt hatte — »aufrichtig wünſch' ich Ihnen Glück, wenn Sie von keiner andern Glut beängſtiget werden, als von der einer brennenden Mittagsſonne, die der kommende Abend kühlt; mit meinem Könige iſt dieß leider nicht der Fall; die Flamme, die ihn bedroht, iſt anderer Art.

»Er hat es ſelbſt darnach angeſtellt« — ſagte Cosmus etwas verlegen — »Wir können nie in dieſe Gefahr kommen, wir lieben unſere Unterthanen, ſo wie ſie uns lieben, und — — Tod und Verderben, wer hat wir das gethan!« — ſchrie er hier, ſich ſelbſt unterbrechend auf, und ſeine ſtechenden Augen verweilten auf einem kühn entworfenen Spottbilde, das gerade ihm gegenüber hing, und das er erſt jetzt bemerkte. Der Ausruf war ſo heftig und ſo laut, daß die jungen Maler, die in den Sälen rings umher an ihren Studien arbeiteten, zuſammenliefen; auch die Aufſeher der Gallerie ſtürzten herbei, und alle betrachteten mit kaum verhehlter Freude das keck und lebendig dargeſtellte Bild.

Eine höchſt bittere und verwundende Allegorie lag in dieſer Erfindung.

Howard ſelbſt konnte ſich eines leichten Lächelns über dieſen witzigen, wenn auch boshaften Gedanken nicht enthalten, das jedoch ſchnell dem gewöhnlichen Ernſte wich, der den erfahrenen und klugen Mann bewies, während die Umgebungen hingegen ihre

Freude nicht zu unterdrücken vermochten, und hie und da in ein lautes schallendes Gelächter ausbrachen.

»Hundert Zechinen dem, der mir den Maler dieſes Bildes entdeckt!« — rief Cosmus jetzt wieder aus, und die Todtenblässe der Wuth überzog ſein ohnehin krankes Geſicht. Dann gegen den Oberaufſeher der Gallerie gewendet, fuhr er fort: »Du aber ſtehſt mir einſtweilen für ihn — ich will dich lehren, was deine Pflicht iſt!«

»Verzeihung, Euer Durchlaucht« — bat dieſer demüthig — »Doktor Burchiello befahl mir vor einer Stunde, das Bild hier aufzuſtellen, und wenn Höchſtdieſelben ſich nach dem Meiſter erkundigen ſollten, ſo hieß er mich nur jenen jungen Mann zu nennen.«

Bei dieſen Worten zeigte er auf einen ſchlanken Jüngling im deutſchen Malergewande, mit gebräuntem aber ausdrucksvollem Geſichte, welcher dicht neben Lord Howard ſtand, und unbefangen, obgleich tiefſinnig, dem Schauſpiele zuſah. Der auffallende Schreck, der ſich bei der Rede des Oberaufſehers ſeiner bemächtigte, ſchien die Schuld zu beſtätigen, und der halblaute Ausruf: »Er hat mich entdeckt, ich bin verloren!« entging niemanden.

»Der alſo« — eiferte Cosmus, und trat dicht zu ihm — »Wer biſt du? Wie heißeſt du?«

»Er heißt Eugenius« — fiel Howard ſchnell ein — »iſt erſt vor kurzem aus Deutſchland hier angelangt, und befindet ſich gegenwärtig in meinem Dienſte.«

»So, ſo« — murmelte der Großherzog — »und zum Danke für die gaſtfreundſchaftliche Aufnahme,

die Ihr an meinem Hofe fandet, so wie für meine erfolgreichen Bemühungen am päpstlichen Stuhle zu Gunsten Eures länderlosen Herrn, habt Ihr mir diese kleine Ueberraschung vorbereitet. Aber, daß Ihr's nun wisset, ich liebe auch die Künste, und sehe solche vielversprechende Talente nicht gerne fortziehen. Eugenius wird daher so gut sein, und sich's bei mir gefallen lassen; ich will ihm eine Werkstätte anweisen, wo er die Anlagen mit Muße entwickeln mag, die er so glänzend gezeigt hat.«

»Ist dieß dein Wille, und ist's schon so hohe Zeit?« — flüsterte Eugenius einstweilen mit einem sprechenden Blicke zum Himmel vor sich hin, dann, gegen den Lord gewendet, fuhr er laut fort, indem eine flammende Röthe sein Antlitz überflog, welche selbst durch die dunkle Hautfarbe sichtbar wurde:

»Lord Howard, ich danke Euch für Euern großmüthigen Beistand, allein, ich darf ihn nicht annehmen. Ihr kennt das Geflechte nicht, das mich hier neuerdings umstrickt, und dem ich unausweichlich verfallen bin. Hört mich, Großherzog, ich diene niemanden auf Erden, und niemand theilt daher mein Vergehen, wenn ich eines beging. Nun thut mit mir, was Ihr wollt, Mann der Furcht — ich fürchte Euch nicht!«

Cosmus betrachtete den Jüngling, der ihm so muthig gegenüberstand, nicht ohne Erstaunen und schien zu überlegen. So heftig war der Wechsel von Launen, Einfällen und Leidenschaften in der Brust dieses wankelmüthigen Fürsten, und so sehr hing er vom Augenblicke ab, daß er jetzt, wo ihn plötzlich ein anderer Gedanke überraschte, auch seinen Zorn schon wie-

der vergessen hatte. Er wendete sich lächelnd zu Howard und sprach: »Man rühmt die Großmuth der Britten, sagt mir doch, Lord, was würde Euer König Jakob in diesem Falle gethan haben?«

»Ohne Zweifel das« — antwortete Howard — »was Euer Durchlaucht jetzt gleichfalls zu thun im Begriffe sind; er ist über den kecken Muthwillen eines unerfahrenen, unbedeutenden und leichtsinnigen Burschen zu erhaben, als daß er ihn anders bestrafen könnte wie mit Verachtung.«

»Ihr habt es alle gehört« — rief der Großherzog, triumphirend im Kreise herumblickend — »Jakob II. würde den Pasquillanten mit Verachtung bestraft haben, Cosmus III. aber erklärt, daß er die Kunst niemals verachten kann, sondern immer hochschätzt, selbst wenn sie feindlich gegen ihn auftritt. Ich habe demjenigen, der mir den Maler dieses Bildes entdeckt, hundert Zechinen versprochen — auf denn, Junge; geh zu meinem Schatzmeister, und lasse dir das Geld ausbezahlen, du hast es redlich verdient. Dein Gemälde aber gehört mir, und hast du Lust, ein Seitenstück dazu zu verfertigen, so wirst du auch für dieses an dem Großherzoge einen Käufer finden. Übrigens steht dir unsere Gallerie offen, wenn du eine neue Ausstellung zu halten gedenkst!«

Diese laute und unfürstliche Ruhmsprecherei machte nicht den gehofften Eindruck auf die Zuhörer; ähnliche Züge von Cosmus waren ihnen zu häufig vorgekommen, und sie kannten die unlautere Quelle zu genau, der sie entsprangen, als daß sie darüber großen Beifall hätten äußern sollen. Die Unglücklichen, denen

der Großherzog Beleidigungen auf solche öffentliche Weise verzieh, waren dadurch um so mehr seinen heimlichen Verfolgungen ausgesetzt, welche ihre Opfer nie verfehlten. Etwas Ähnliches hatte gewiß auch der trotzige Eugenius zu erwarten, der hierauf nur kurz und trocken entgegnete: »Das Bild, Großherzog, mögt Ihr immerhin behalten, aber Eure Zechinen brauch' ich nicht und habe sie auch nicht verdient. Ich verlange nichts, als daß Ihr mich die wenigen Tage, die ich noch in Florenz zu verweilen gedenke, ungeneckt nach meinem Gefallen verleben lasset!« — Somit verlor er sich wieder unter der Menge.

»Kennt Ihr diesen seltsamen Jüngling schon länger?« — fragte der Großherzog den Lord, nachdem er das Bild in seine innern Gemächer zu bringen befohlen hatte, weniger aus Neugierde, als um die wiederholte Verlegenheit zu verbergen, in die er sich gebracht sah.

»Seit einigen Monaten« — versetzte Howard — »jener deutsche Maler, Ernst Muth, der sich längere Zeit hier aufhielt, hat ihn an mich empfohlen, und seit unserem ersten Zusammentreffen zeigt der junge Künstler eine wunderbare Anhänglichkeit zu mir, die so weit geht, daß er ganze Nächte an der Schwelle meiner Thüre verweilt und mir oft ganze Tage lang, wie mein Schatten, folgt. Als er meine nahe Abreise vernahm, äußerte sich seine Bestürzung und Trostlosigkeit darüber so auffallend, daß ich ihn mit mir zu nehmen beschloß; aber seltsam genug verweigerte er dieß um so hartnäckiger, je gewaltiger ihn der Schmerz der Trennung zu ergreifen schien. Um dieser Liebe für

mich willen, Euer Durchlaucht, bitt' ich, laßt dem Jüngling keine weitere Kränkung widerfahren.«

»Nennt Ihr das Kränkung« — fuhr Cosmus auf — »wenn ich ihm verzeihe, wenn ich ihn belohne, wenn ich ihm sogar zu bleiben gestatte?«

»Das nicht« — entgegnete der Engländer unerschrocken — »aber ich fürchte nur, die nächste Stunde könnte Euch diese Bemühungen wieder vergessen machen.«

»Genug, es bleibt bei meinem Versprechen, das seid versichert!« — Damit brach der Großherzog dieses Gespräch ab, und hierauf den Lord freundlich unter den Arm nehmend, fuhr er ganz verändert fort: »Und nun laßt mich Euch noch einmal in jenen Reichen von Kunstschätzen herumführen; möge das Gedächtniß an diese heitern Schöpfungen die trübe Zukunft Euch erhellen und Euch dahin geleiten, wo Ihr Euch umsonst nach ihnen zurück sehnen werdet.

»Hier« — fuhr er mit steigender Wärme fort, bei der berühmten griechischen Venus stehen bleibend — »hier, seht sie Euch noch einmal an, im heiligen Morgenlichte, die große Göttin der Welt, die kein Mensch, die auch ein Gott geschaffen haben muß. Wir sind schon über die Jahre hinaus, wo man noch leicht entzückt wird, aber strömt nicht die vollste Flamme des Lebens in unser beider Herz bei diesem Anblicke? Es gibt nichts Vollendeteres, das einen Menschen mehr erfreuen könnte, als die Beschauung dieser Schönheit, in der sich jede einzelne Schönheit zu einem Ganzen vereiniget. Welch ein Geist, welch eine Anmuth, welch ein Einklang! Was spricht nicht alles aus dem

halb geöffneten Munde, und was verhehlen nicht alles die halbgeschlossenen Augen! Tönt nicht das Ebenmaß der runden gefügigen Glieder wie die reinste Musik, und ist die Haltung und Stellung jedes einzelnen Körpertheils nicht ein vollendetes Gedicht? Ja, so und nur so konnte die Idee verlebendiget werden, die Idee der höchsten Vollkommenheit, des reinsten Verhältnisses zwischen Leib und Seele, die Vereinigung des Himmlischen mit dem Irdischen — die Idee der Liebe, welche die Göttin des Lebens ist! O wie oft in den Stunden tiefer Bekümmerniß hab' ich mir bei dir, du erhabene Göttin, Trost, Muth und Kraft geholt; wie oft warst du mir der einzige Stern am stürmischen Himmel meines Reiches! Gewiß, so lange du noch stehest, so lange wird es, kann es nicht völlige Nacht für die Mediceer werden, du bist der Genius, der in allen Kämpfen schirmend an ihrer Seite weilt, mit deinem Namen klingt auch der ihre in heiliger Vermählung durch die Welt, und er wird leben, leben, so lange du lebst! Man sagt der große Lorenzo habe dich theuer, sehr theuer erkauft — er hat wohl daran gethan, denn er erkaufte mit dir den Ruhm, die Pracht seines Geschlechts, und kein Schatz vermag dich aufzuwiegen!« —

Ein tiefer Seufzer klang bei diesen Worten hörbar durch das einsame Gemach, den jedoch nur der Lord vernahm, während der Großherzog ganz in Beschauung der Statue versunken war. Alles dieß — der unheimliche Ton, die noch unheimlichere Verzückung des schwachsinnigen Fürsten erweckten in Howard wieder Erinnerungen, welche schon halb ein-

geblümmert waren und ihn jetzt mit neuer Unruhe und Besorgniß erfüllten. Sein klares, ungetrübtes und männliches Gemüth wurde durch die verworrenen Reden Cosmus so aufgeregt und verstört, daß er die Herrschaft über sich selbst verlor, und wie von einer unsichtbaren Zaubermacht fortgerissen sich zu einem Beginnen verlockt sah, dessen er unter andern Umständen gar nicht fähig gewesen wäre.

Der Großherzog nämlich, in seiner wunderlichen Stimmung und stets geneigt Vergleichungen anzustellen, die nie zu seinem Vortheile ausfielen, fragte ihn jetzt plötzlich: Was wohl sein Gebieter dagegen aufzuweisen habe, und ob er mit seinem ganzen Inselreiche, wenn es wirklich noch sein wäre, diesen Besitz erkaufen könnte? — Der Stolz des Britten erwachte bei dieser Frage, und der ohnehin Gereizte schritt sogleich zur That und Antwort. Er zog einen kostbaren Diamant ab, nicht daran denkend, daß dieß derselbe sei, welchen ihm einst Eudoxia gegeben, und steckte ihn rasch an den Zeigefinger der Venus, indem er ausrief: Erkaufen kann der König von England die mediceische Venus nicht, aber so verlobt er sich mit ihr!«

Ein gellender Schrei erscholl jetzt aus einer Ecke des Gemachs, der den Schreckensausruf des Großherzogs noch weit übertönte, und Eugenius stürzte hervor, den Lord umklammernd und zurückreißend: »Weh mir — was thust du? Mein Ring, der blutige Verlobungsring von sechs Bräuten — und ich — ich bin die siebente!«

Aber es war zu spät; das Kleinod schmiegte sich

ſchon feſt um den kalten Finger der kalten Göttin, und umſonſt verſuchte Cosmus es herab zu ziehen; der Diamant ſchien mit dem Marmor bereits verſchmolzen.

»Nein, nein« — rief Eugenius wieder in wahnſinniger Verzweiflung — »du ſollſt den Ring nicht haben, kaltes, fühlloſes, herzloſes Weib, den Ring, an dem ſo viele theure Leben hängen, die du raubteſt — gib mir ihn zurück!« — gewaltſam wollte er ihn herabreißen; da brach der Finger entzwei, ſeine Splitter verwundeten die zarte Hand des Jünglings und mit einem leiſen Wehelaut ſank er zu Boden.

Der Großherzog war außer ſich über die Verſtümmlung des unſchätzbaren Kunſtwerkes, er wüthete, er ſtampfte mit den Füßen, er ſchrie ſeine Diener zuſammen und befahl, den Frevler, der dieß gewagt, in den tiefſten Kerker zu werfen, ja ſelbſt den Lord ſollten ſie feſt nehmen, er wollte kein Völkerrecht ſchonen, das Unerhörteſte ſollte geſchehen, um dieſes unerhörte Vergehen zu ſtrafen.

Howard hörte davon wenig; er beſchäftigte ſich mit ſeinem verwundeten Freunde, zu dem ihn eine innigere Neigung zog, als er ſich ſelbſt geſtand. Die wenigen Worte, welche er vorhin ausgeſtoßen, führten ihn auf eine Ahnung, welche ſich nur zu bald und ſchmerzlich als Wahrheit beſtätigen mußte. Eugenius lag völlig bewußtlos in ſeinen Armen; er konnte nicht begreifen, wie die kleine Wunde, aus der jedoch das Blut heftig hervordrang, eine ſo tiefe Ohnmacht erzeuge, und verſuchte alles, um den Regungsloſen in's Leben zurückzurufen. Je mehr er ſich mit ihm beſchäftigte, und je näher er dabei ſeine erſtarrten Züge be-

trachten konnte, deſto gewiſſer dünkte es ihm, daß er dieſelben ſchon einmal und unter andern Verhältniſſen geſehen habe. Dieſe Vermuthung ward zur Überzeugung, als aus dem gelüfteten Barett das lange ſchwarze Lockenhaar üppig hervorquoll, und durch die künſtliche Bräune das urſprüngliche Weiß der Wangen ſchimmerte. Wenn er dieß alles mit den Reden Eugens, mit ſeinem ganzen frühern Betragen verglich, wenn er den Ring betrachtete, den er jetzt nur zu gut erkannte, ſo blieb ihm kein Zweifel mehr, es war die entflohene, die wiedergefundene Belladonna, welche er in ſeinen Armen hielt.

Indem er jetzt die kalte verwundete Hand, die noch immer den Ring krampfhaft feſt hielt, näher an ſich zog, fiel es ihm auf, daß der große Solitair verſchoben war und daß die Verletzung eher von den ſcharfen Kanten des Steins, als von den Marmorſplittern herrühren dürfte. Ein tiefes Entſetzen ergriff ihn bei dieſer Entdeckung; er kannte jene gefährlichen Kleinode aus Erfahrung, welche in Italien ſo häufig zu treffen ſind, und welche unter der ſchimmernden Hülle das ſchärfſte, tödlichſte Gift verbergen. — Die Jungfrau war rettungslos verloren, wenn ſich dieſes Gift in ihre Wunde ergoſſen hatte! Mit ſteigender Angſt ſchrie er auf um Hülfe, um Ärzte, und zwängte die Hand gewaltſam aus einander, damit er das Juwel näher beſehen könne. Der ſtarke Mann brach in unaufhaltſame Thränen aus, als er ſeine Vermuthung beſtätiget und in der leeren Kapſel, von der der Diamant hinweggedrückt war, deutlich die Spuren der zerſtörenden Flüſſigkeit erblickte, die nun bereits in den

Adern der Verlorenen wüthete. Die Heftigkeit, mit der er ſie berührte, hatte noch einmal die ſchon fliehende Empfindung in ihr erweckt, noch einmal ſchlug ſie die großen ſchönen Augen empor, und dieſe Augen ſagten jetzt mit einem einzigen letzten Blicke dem ſchmerzvernichteten Howard alles, was er mit dieſem erhabenen Herzen verlor — noch einmal öffneten ſich die erbleichten Lippen, und mit ſeligem Lächeln flüſterte ſie: »Wohl mir, du lebſt und ich ſterbe in deinen Armen; ſo hat meine Liebe nun mich getödtet, denn dich allein liebte ich — liebe ich ewig!« Und mit dieſer ewigen Liebe ſchied ſie von dem kurzen Leben, geläutert und veredelt aus dem Kampfe emporſchwebend, den es ihr geboten und in dem ſie, wenn auch oft verwundet, doch die Siegerin blieb.

Der Britte aber legte in tiefer männlicher Rührung das kalte Antlitz an ſeine warme heftig klopfende Bruſt.

Als Cosmus, der eine heilige Scheu vor den Todten hatte, erfuhr, was hier vorgefallen ſei, wurde ſein Grimm beſänftiget und er wollte ſich entfernen, aber ihm ſtand noch ein weit größerer und vernichtender Schmerz bevor. Gewaltſam wurden nämlich die Flügelthüren, welche aus den großherzoglichen Gemächern nach der Gallerie führten, aufgeriſſen, und hereintrat mit ſtolzer Haltung und kräftigen Schritten Burchiello, Bianka, die ſich leiſe zu ſträuben ſchien, an ſeinem Arme führend. Alle erſtaunten über die Veränderung, welche mit dem Doktor vorgegangen war; er ſchien höher und größer geworden zu ſein, aus ſeinen Augen, aus ſeiner Miene leuchtete

etwas, das laut zu ſagen ſchien: »Ich bin hier der Fürſt, und dieſer dort iſt mein Diener.« Ja ſogar der Umſtand ward nicht überſehen, daß er, ſo wie Bianka, die ſchwarzen Gewänder abgelegt hatte, welche beide bisher mit beſonderer Vorliebe trugen, und daß ſie jetzt in gleiche helle, lebhafte Farben gekleidet waren.

Alle machten den Eintretenden Platz, während einer der Anweſenden ſich nicht enthalten konnte ſeinem Nachbar zuzuflüſtern: »Wahrhaftig, dieſe Farben ſchmückten einſt das zertrümmerte Wappen der Pazzi.«

Cosmus, der dieſe Worte vernommen hatte, und ihre Wahrheit augenblicklich erkannte, entfärbte ſich. Er ging den Angekommenen raſch und heftig entgegen, und indem er ſie trennte, rief er zornig: »Was ſoll die Maskerei? Haben wir Karneval und geht die Prinzeſſin Arm in Arm mit dem Narren?«

Burchiello, der inzwiſchen die Leiche der Belladonna erblickt hatte, welche Howard noch immer an ſeinem Herzen hielt, ſtürzte erſchüttert auf dieſe zu: »Eudoxia!« — rief er mit einer Stimme, in der ſich die tiefſte Bewegung nicht verkennen ließ — »So iſt es doch gekommen, wie du es vorausgeſagt, und du mußteſt das Opfer ſein? Beim ewigen Himmel, das wollt' ich nicht!« — Verſtummend vor Schmerz ſah er in das blaſſe ruhige Antlitz, auf dem der Friede des Grabes thronte, und das ernſte Worte zu ſeinem ſtürmenden Innern ſprach.

Bianka, ängſtlich beſorgt um den finſtern Schluß dieſer Scene, war inzwiſchen näher getreten und hatte den Großherzog mit ſich gezogen; eine heiße Thräne

fiel aus ihren Augen auf Burchiello's kalte Stirne, und dieser fuhr empor.

»Mahnst du mich, Eumenide? — schrie er, so daß der schneidende Ton seiner Stimme alle Herzen durchzitterte — »Wohlan, es sei! — Hieher, Cosmus« — fuhr er fort, die bebende Hand des Fürsten mit Riesenkraft ergreifend — »hieher! Scheue dich nicht vor den Todten, denn bald wirst du selbst todt sein, wende dein Antlitz nicht ab, denn du mußt nun sehen und hören, was du nie zu sehen und zu hören vermeint hast. Cosmus von Medicis, erkennst du die Leiche, die hier zu den Füßen deiner Göttin ruht, bleich und kalt wie diese? Sagt dir's dein zitterndes Herz nicht, daß dieß die Rächerin sei, die der prophetische Mund des Volkes längst vorhergekündet — die Frucht des lebendigen Lebens, das dein Ahnherr Lorenzo gemordet um des leblosen Bildes willen? Wehe dir! Die Schatten der Geopferten erheben sich, und ziehen unheilrufend durch dein Haus — wehe dir!«

Der Großherzog warf einen scheuen Blick auf die Todte und zusammenschauernd rief er: »Was ist das Burchiello, welche Sprache?«

»Nenne mich nicht mehr so« — fuhr dieser immer heftiger fort —, und Bianka schmiegte sich dichter an ihn, während sich der Kreis von erstaunten Zuhörern fort und fort vermehrte, der die Gruppe umgab — »nenne mich nicht mehr so, Cosmus von Medicis! doch siehe hin« — er wies auf den gegenüberstehenden Pallast der Pazzi — »die leeren Fensterhöhlen dieses Hauses starren nach dir, wie die

Augen eines Gemordeten auf den Mörder, und durch die öden Hallen tönt mitternächtlich das Stöhnen herumirrender Geiſter: Rache! Rache!« — Rache! Rache! ruft aber jetzt auch ein Lebender, und hinweg wirft er die Trauer um ein ganzes edles Geſchlecht, die ihn ſo lange verhüllt, und in die Farben dieſes Geſchlechtes gekleidet, tritt er vor dich hin und zetert dich auf aus deinem trägen Schlummer mit den donnernden Worten: »Rache, Cosmus von Medicis! denn ich bin Johann von Pazzi, der letzte, der einzige der Geächteten und Verſtoßenen!«

»Johann von Pazzi!« ſtöhnte der Großherzog und ſank vernichtet in ſich zuſammen; »Johann von Pazzi!« wiederholten alle Anweſenden — »Johann von Pazzi!« klang es als Echo durch alle Säle, und »Johann von Pazzi!« ſchien ſelbſt der geöffnete Mund der Leiche auszurufen.

»Ja ich bin's, Cosmus! und dieß iſt der Augenblick, durch ein ganzes Leben erſehnt und vorbereitet, oft geträumt und endlich verwirklichet. Auf, Bianka, du Mediceerin, ſag' es dem Mediceer, wie ein Pazzi ſeine Ehre und ſein Geſchlecht an einem Mediceer rächet! Sieh, er iſt dein Oheim, ſtolze königliche Bianka, du biſt ſeine letzte Hoffnung, denn ſein geiſt- und leibesſiecher Gaſto ſtirbt mit ihm ab — ſtolze Bianka, ſprich es aus, hier vor allen Florentinern ſprich es aus, laut und deutlich, daß du ihm entſagſt, ſeiner geheuchelten Liebe entſagſt, daß du mein Weib werden willſt, du, die ſtrahlende Mediceerin, das Weib des verworfenen, des verfluchten Pazzi!« —

Eine Pauſe der tiefſten geſpannteſten Erwartung trat hier ein, alle Blicke waren nach der Prinzeſſin gerichtet, die, obgleich noch bläſſer werdend, als ſie ſchon war, doch ihre volle kraftige Haltung behielt. Cosmus verhüllte ſein Antlitz in den Purpurmantel, als wolle er die Antwort nicht hören. Aber er hörte ſie doch; Bianka ſprach ein hellklingendes feyerliches Ja, indem ſie ihre Rechte dem in erhabener Ruhe vor ihr ſtehenden Manne der Rache darbot.

»Bianka« — fuhr nun dieſer fort, die Hand feſthaltend — »der Geſandte des neuen Königs von Polen iſt auf dem Wege; er trifft vielleicht ſchon morgen ein, um dich für einen goldſchimmernden Thron zu verlangen — Bianka, reichſt du mir noch dieſe Hand, um die Könige werben?«

»Ich reiche ſie dir!« war die entſcheidende Antwort.

»Fluch, Fluch euch, ſchrie nun Cosmus, ſeine letzte Kraft aufraffend, doch eben ſo ſchnell zurückſinkend in die vorige Schwäche.

»Dein Fluch kommt zu ſpät« — entgegnete Pazzi — »ihn hebt der dreifache der hingeopferten Lukretia Donati, eines heimathloſen Geſchlechtes und eines mißhandelten Volkes auf! Der Fluch traf dich früher, als uns der deine treffen wird! So iſt der Kreis geſchloſſen und ſo ſcheide ich nun von dir — verſöhnt, befriedigt, am Ziele meiner Beſtimmung. Verſuch' es nicht, mich zurückzuhalten, du vermagſt es doch nicht; ich leſe es in den ernſten bleichen Geſichtern rings um uns — ſie erkennen das Gericht der ewigen Gerechtigkeit, und in das greift keine Menſchenhand! — du aber« — hier wendete er ſich

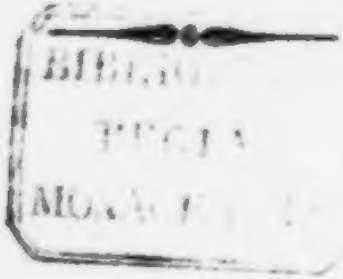
gegen Bianka, welche von der Gewalt des Gefühls erschüttert, laut weinte — »du, in der ich zum ersten Male die göttliche Kraft der Liebe erkannte, wie sie alles aufopfernd, alles bezwingend die einzige Siegerin bleibt im Kampfe der Leidenschaften, vernimm hier an der Leiche derjenigen, die mir nun als Stern dieser Liebe erscheint, vernimm meinen heiligen Schwur: Von nun an will ich nur ihr leben, sie hat den starren Haß meiner Brust zu Thränen geschmolzen, sie soll nun ewig meine Lehrerin und Führerin sein; fern von der Heimath, unter fremden Menschen und in fremden Landen, sei es dann mein einziges Streben, durch erfolgreiche Thätigkeit und edle Bemühung das auszugleichen, was ich bisher verschuldet!« —

Mit diesen Worten umfaßte er die Prinzessin, und zog sie mit sanfter Gewalt aus dem staunenden Kreise. Langsam schritten sie durch die Reihen der Florentiner — keiner wagte es, sie aufzuhalten. An der Schwelle des heimathlichen Pallastes blieb Bianka noch einmal stehen, und blickte ihn lange und bewegt an, als wolle sie sein Bild zum Abschiede tief in ihre heftig schlagende Brust drücken. Dann schwangen sich beide rasch auf die schon bereit stehenden Rosse, und sprengten, nur von einem Diener geleitet, aus ihrer Vaterstadt, die sie nimmer wiedersahen.

Kraftlos, in der dumpfen gleichgültigen Gefühllosigkeit des höchsten Jammers, lag der Großherzog noch immer in seinem Armstuhle, und nur ein leises Aufstöhnen gab von Zeit zu Zeit sein Leben kund. Um ihn her war alles in der heftigsten Aufregung.

Jetzt kam auch sein einziger Sohn, genannt Johann Gasto. »Vater, weißt du's schon« — kreischte er, sich an ihn klammernd — »Bianka ist fort — Base Bianka — ach, wer wird mich nun führen und pflegen und lehren?«

Cosmus rang, keiner Antwort fähig, in stummer Verzweiflung die Hände. Da trat Howard, der sich seit dem Erscheinen Pazzi's wieder erhoben und erkräftiget hatte, ernst zu ihm: »Noch ist nicht alles verloren« — sprach er — »ermuthige dich, Cosmus, sei ein Mann, sei ein Fürst im wahren Sinne des Wortes! du hast die Freiheit, du hast die Kraft — von dir allein hängt es ab, das, was da schlimm ist, wieder gut zu machen, Florenz und die Mediceer wieder auf die Höhe zu stellen, auf der sie einst standen. Tausend Hände sind nach dir ausgestreckt und bieten sich dir hülfreich dar zu dem großen Werke; ergreife sie, gebrauche sie, aber nicht wie die Sklavenhände an deinen Galeeren, sondern wie der Freund die Rechte des Freundes faßt, und ihm vertraut. Fort mit dem Hochmuthe, dem Argwohne und der Gewaltthat! Sei, was du sein sollst und was deine Vorfahren waren, der beste Bürger der Florentiner, dann wirst du auch ihr erster bleiben; sei ihres Gleichen, damit sie deines Gleichen werden, dann stehen Fürst und Volk auf gleicher Höhe edler Menschheit, und dann ist der Einklang hergestellt, es ist ein Reich für die Ewigkeit, das nichts in den gewaltigen Grundfesten zu erschüttern vermag, in denen es festwurzelt. Noch einmal, Cosmus, du lebst noch, du athmest, du fühlst, du denkst — wolle also und du bist, dein Land ist ge-

rettet — willſt du aber nicht, dann, merk' es wohl, dann gehſt du durch dich ſelbſt verloren, und du allein trägſt die Schuld daran!« —

Hiermit ſchied auch der edle Britte; ſein letzter Blick kehrte noch einmal zu den traurigen Überreſten zurück, in denen noch vor kurzem ein Herz und eine Seele für ihn geglüht hatten, die er jetzt erſt in ihrem ganzen Werthe erkannte. Auch die Übrigen folgten. Nur der Großherzog blieb, verlaſſen von allen, mit ſeinem ſchwachſinnigen Erben als Wächter bei der Leiche der Schönheit zurück. Er ſtarrte das blaſſe Bild der Vergänglichkeit mit wirrem Lächeln an, die Rede Howards klang dumpf in ihm nach: »Wolle nur!« — murmelte er vor ſich hin, aber — er wollte doch nicht, und ſo mußte denn Johann Gaſto, der jetzt mit blöder Angſt die Knie ſeines ſtörriſchen Vaters umfing, den Frieden für ſein Land mit dem Lande ſelbſt erkaufen, das er dem Hauſe Lothringen abtrat.